P.O. germ 1241/1
F 51
16 ℔

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

2

Sammlung
der
Zürcherischen Streitschriften
zur Verbesserung
des deutschen Geschmackes,
wider die
Gottschedische Schule,
von 1741. bis 1744.
Vollständig in XII. Stüken.

Neue Ausgabe.

Erster Band,
enthaltend die vier ersten Stüke.

Zürich,
Bey Conrad Orell und Comp. 1753.

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Vorbericht
an die Deutschen.

Wenn diese Sammlung geistvoller Schrifften gleich nicht so viel lehrreiches und angenehmes für alle Arten von Lesern und für alle Zeiten enthielte, welches allein ihre fernere Bekanntmachung genugsam rechtfertigte: so würde sie bloß wegen der sonderbaren Urkunden von dem Geschmack der Deutschen um das Jahr 1741. und f. w. und von zween so ausserordentlichen Personen, als die Herren **Triller** und **Gottsched** sind, unter die Merkwürdigkeiten unsers Jahrhunderts gehören. Ich vermuthe, daß es diesen beyden Herren nicht verdrießlich seyn werde, auf die Nachwelt zu kommen; die Schande, die mit dieser Ewigkeit verknüpft ist, wird vielmehr auf eine Nation, die sich so lang von solchen Leuten zum besten haben ließ, als auf diese beyden unglücklichen Schreiber zurückfallen. Aber wie, wenn man in hundert Jahren nimmer glauben will, daß diese in der That unglaubliche Stümper würcklich gewesen, welche in dieser Sammlung dadurch gezüchtiget werden, daß man sie nach dem Leben und in puris naturalibus abschildert? Ich werde desto mehr in dieser Vermuthung gestärckt, da ich aus Erfahrung weiß, daß Leute von Verstand und gutem Gemüth, welche Gottscheden,

Trillern, u. s. w. nur dem Nahmen nach als in Deutschland berühmte Gelehrte kannten, eher alles andere als das glauben wollten, daß diese Herren so unwissende Kunst-Lehrer, so unverschämte Verderber des Geschmacks, so boshafte und dumme Tadler der vortreflichsten Wercke, so jämmerliche Reimer gewesen, wie ich sie ihnen beschreiben könnte, da mir ihre Geschichte und ihr ganzer Werth bekannt sind. Zu allem Glücke waren ihre eigene Schrifften vorhanden; ich legte ihnen **Uebersezungen, Tragödien, Fabelwerke, unverschämte Vorreden und Noten, Dichtkünste, Beyträge, Neuestes aus dem Reich der schönen Wissenschafften, Wurmsaamen**, u. d. g. vor, und diesen Leuten war als ob sie aus den Wolcken gefallen wären, da sie mit eignen Augen sahen, wie den Stümpern so gar nicht Unrecht geschehen. Aber dieses Vortheils, sich durch den Augenschein von der Wahrheit zu überführen, wird die Nachwelt entbehren müssen; und weñ nicht die umständlichen historischen Nachrichten die diese Sammlung giebt, wenn nicht die Mine der Redlichkeit und Wahrhafftigkeit, die alle critische und satyrische Stücke in derselben tragen, und die angezogenen Stellen der **Dunse** selbst, Glauben erwecken: so darff ich nicht hoffen; daß unsre Nachkommen den Herrn **Struckaras** für möglich halten werden, es wäre dann, daß sie, welches Gott verhüten wolle, selbst mit neuen Gottscheden und Trillern gestrafft wären. Man hat aber mit dieser Sammlung ein noch stärckeres Absehen auf die Iztlebenden, als auf die Nachwelt. Da die kriechenden Stümper, die vor zehn Jahren in einem so grossen Ansehen stunden, daß man sich izt

dieser

dieser Verblendung zu schämen anfängt, nach und nach vergessen werden; und sie wären schon gänzlich vergessen, wenn man sie nicht noch zuweilen belfern hörte; da eine grosse Menge von denen die das Lesen lieben nichts von ihnen wissen, als ihre Titel, Aemter uud daß sie viele grosse und kleine Bücher haben drucken lassen: so wird das Vorurtheil ziemlich gemein, ihre critischen und gereimten Schriften seyen doch nicht so gar elend als einige behaupten, und es könnten wohl nicht allzulöbliche Ursachen seyn, welche die Zürchischen Kunstrichter gegen sie aufgebracht hätten, u. s. w. Alle welche so denken mögen, können sich aus dieser Sammlung des Gegentheils auf die bündigste Art überzeugen, ohne sich die Plage anzuthun die ekelhaften Quacksalbereyen der bemeldeten Herrn selbst einzunehmen. Ausserdem sollte dieses Werk auch billig die Würkung haben, den Kunstrichterischen Despoten, der seit dem man ihm Luft läßt, den halbzertretnen Kopf wieder aus dem Staube hervor hebt, und durch ganz neue Ausbrüche der unverschämtesten Großsprecherey und Unwissenheit sich selbst zu übertreffen anfängt, wieder zu erinnern, daß er Gottsched sey, und daß es lediglich darauf ankomme, ihn dem nimmer so bezauberten Deutschland in seiner wahren Gestalt auf einmal zu übersehen zu geben, um ihn der längst verdienten allgemeinen Verachtung und Verhönung preiß zu geben. Despoten in den Wissenschaften und offenbare Hässer der Wahrheit müssen und sollen zu Boden getreten werden, oder es ist mit dem Geschmak, der Freyheit zu denken und den nüzlichsten und menschlichsten Wissenschaften geschehen.

Von dem Vorhaben und dem Endzwecke dieser Sammlung.

Die critischen Abhandlungen, welche seit zwanzig Jahren, und vornehmlich im lezt vergangenen 1740sten Jahr von etlichen bekannten Kunstrichtern dieser Stadt nach Schlesien und Sachsen, als das Vaterland der deutschen Musen, geschikt worden, sind daselbst nicht von jedermann mit Abneigung Verachtung und Verdrusse gelesen worden. Etliche wenige absonderliche Personen haben mehr davon gehalten, als der grosse Haufen der Leser. Sie haben zu verstehen gegeben, daß sie sich für sich selber, für ihre Väter, und das Vaterland schämten, daß man bisher an schlechtem und verworrenem Zeuge, was Poesie und Wohlredenheit anlanget, mehr Geschmakes gefunden, als an dem Guten und Vortrefflichen, dvs man in den Schriften Opizens, Hallers, und ihres gleichen noch aufweisen kan. Sie haben sich gefürchtet, daß man sie unter dem gemeinen Haufen der deutschen Leser übersehen, und mit ihnen für gleich schuldig halten mögte; sie haben in den Urtheilen dieser kunstverständigen Schweizer nicht willkürliche Aussprüche, sondern die Stimme der Vernunft, die aus der natürlichen

Empfin-

Empfindung und der nothwendigen Übereinstimmung der Vorstellungen mit dem menschlichen Gemüthe redet, wahrgenommen und erkannt, und es hat ihnen öfters geschienen, sie erinnerten sich der Wahrheiten nur, die sie von ihnen höreten.

Ich habe Briefe von berühmten iztlebenden Männeren gelesen, worinnen sie sich mit der höchsten Sorgfalt über diesen Punct erklärt haben. Einer von ihnen hat es mit diesen Worten gethan: „ Ich „ bitte von dem Leipziger-Geschmak nicht zu ur„ theilen nach denen vielen schlechten Stüken, die „ hier herauskommen. Sie sind nirgend mehr ver„ achtet, als selbst in Leipzig, aber die Licenz ist „ zu groß. “ Ein andrer, der selbst ein geschikter Poet ist, hat schon in 1724. die ausdrükliche Klage darüber geführt: „ Warnm sind wir so un„ glüklich, daß die Zürchischen Kunstrichter, un„ geachtet sie ihre Zusammenkünfte fortsezen, uns „ dennoch ihre Arbeit mißgönnen? Halten sie uns „ alle für . . . ? Oder glauben sie wohl gar, daß „ wir alle von dem Geschmake des . . . seyn? Wir „ haben bessere Kenner in Leipzig, und darunter „ einige so aufgewekte Köpfe, und zugleich Grund„ gelehrte Leute ꝛc. - - - “

In einem andern Briefe entschuldiget eben dieser die geringe Anzahl der Kenner guter Schriften auf eine scharfsinnige Weise: „ R . . . allein, „ sagt er, kan vor eine ganze Menge dienen, denn „ er schreibt sehr sinnreich, natürlich und wohlfliessend, und wenn man je hin und wieder einige „ Wortspiele, oder etwas zu hochsteigendes bey „ ihm antrifft, so ist es weniger dem Mangel an

„ gutem Geschmak, als der Thorheit des gelehr-
„ ten Pöbels daselbst anzuschreiben, dem zu gefal-
„ len er dergleichen einfliessen lassen muß, weil sol-
„ che Leute sonst glauben, man könne nicht scharf-
„ sinnig, oder, wie sie sagen, hoch schreiben, so
„ bald sie verstehen, was sie lesen; da er doch
„ sonst allezeit wieder die schwülstige hochtrabende
„ Schreibart gestritten, und in allen dergleichen
„ Meinungen sich beständig auf meine Seite ge-
„ schlagen. “

Wir haben hier zugleich eine Ursache, warum Männer von gesundem Geschmak, die so reine Begriffe von ihrer Kunst haben, dennoch öfters derselben zuwieder nach dem Geschmak des Pöbels schreiben.

Sie haben das Herz nicht den Vorurtheilen des vornehmen Pöbels entgegen zu handeln, und der Meinung, welche den Schwang nicht hat, beyzufallen. Ob sie noch etwa die Kühnheit haben, die Augen aufzuthun und selbst zu sehen, so folgen sie doch nicht dem Bessern, das sie einsehen, sondern dem Schlimmern; und mancher hält es vor eine Schande

- - - Parere minoribus & quæ
Imberbes didicere senes perdenda fateri.

Darum hat Herr Weichmann ohne Zweifel die allzuharten und schwülstigen Metaphoren, die läppischen Wortspiele und dergleichen Zeug, mehrentheils freywillige Schwachheiten des Verstandes geheissen. Damit hat er zwar vorgehabt, die Scribenten, die dergleichen haben, zu beschönigen, aber sie nur strafwürdiger gemacht, gleichwie die

Sünden,

Sünden, die mit Wissen und Vorsaz gethan werden, die schwerern sind.

Noch einer von meinen Freunden, der zu unseren Nachkommen eine so gute Hoffnung trägt, als er von den gegenwärtigen Zeiten übel denket, meinet, es werde denselben eben so unwahrscheinlich vorkommen, daß ehmahls gewisse theils wassersüchtige theils winddürre Scribenten die Herrschaft über den Geschmak geführet haben, als es izo dem gemeinen Schwarm unglaublich vorkömt, daß etliche wenige Privatpersonen sich wider das, was allen, wie sie sagen, gefällt, auflehnen dürfen. „ Es mögte noch zu glauben seyn, sagt er, „ daß um den Unterhalt, um das Glük bemühete „ Leute, oder Lehrlinge, die der Ruthe nur erst „ entronnen sind, vornehmen Stümpern und ge„ fürchteten Orbilen, beystimmeten, welche, uns „ zur Straffe, mit dem Wahnwiz geschlagen „ worden, daß sie ohne Geist und Gelahrheit „ Poeten und Redner heissen wollen; aber daß so „ viele geschikte Köpfe von Adel, von Standsper„ sonen, von Männern, die in ihrem Ruhme „ und Glüke fest stehen, solches nicht nur eine so „ lange Zeit ungeantet gelitten, sondern ihnen noch „ mit ihrem Zujauchzen geheuchelt haben, meint „ er, wäre eine Gefälligkeit, eine Höflichkeit, die „ eben so widersinnig sey, als sie schädlich und un„ gerecht ist. Kein Wunder. schließt er, wenn „ die Ausländer daher Anlaß nehmen, so gar „ nachtheilige Meinungen von dem Geschmak „ und dem Wize der Deutschen überhaupt zu fas„ sen, wie neulich der Autor der Briefe über die „ Franzosen und Deutschen mit einem triumphie-

„ renden Tone an den Tag gegeben, und dem „ gesammten geistreichen Deutschland Hohn ge„ sprochen hat. “ Die Höflichkeit ist fürwahr liebenswerth, sie macht die Wahrheit angenehm, und versüsset das Bittere, so die Vorrükung unsrer geringern Einsicht mit sich führt; aber sie wird zu einer niederträchtigen Unbilligkeit, wenn sie die bessere Wissenschaft in hoher Würde stehenden Schmierern aufopfert: es ist eine verrätherische Zagheit, die Wahrheit die man erkennet zu verleugnen, zumahl wenn es weder das Glük noch den Kopf gilt. Fürchtet man daß es den Ruhm kosten mögte, als der in der Gewalt derjenigen stehe, welche izo Beyfall und Ansehen haben, und die über die Pressen, über die Buchhändler, und die gelehrten Monatschriften Meister sind, so sezt man zu viel Mißtrauen in das Vermögen der Geschicklichkeit, die sich bloß mit ihrer eignen Stärke ohne die Hülfe mechanischer Triebräder zu erhalten vermag. Indem man auf diese Weise das Lob derer, mit welchen man umgehet, zu unbedachtsam suchet, verscherzt man den Beyfall der izo noch nicht gebohrnen Welt, man zieht das hinfällige Lob, das man bey Leben geniesset, dem beständigen vor, das man sich erst nach dem Tod erwerben könnte; oder vielmehr, man will lieber mit elendem Zeuge, das izo gefällt, ein eiteles Lob bey den mehrern erhalten, als sich mit einem gegründeten Lob etlicher weniger begnügen, die keine Zahl ausmachen. Ein Lob, das wenn es gleich von den Scribenten ihrer Nation auf den höchsten Gipfel der Schmeicheley erhoben wird, von den mittelmässigen Schriftstellern andrer Nationen

ihnen unter Augen auf die spöttlichste Weise vernichtet wird!

Dieses ist mithin eine Haupt-Ursache, daß die aufrichtige und eben so großmüthige als billige Critick nicht so starke Schritte zu ihrer Vollkommenheit thut, als ohne dieß geschehen, würde. Die schädlichen Bemühungen derjenigen, welche ihr allzu helles Licht scheuen, mittelst tausend Kunststreiche, hönischer Auslegungen, dreister Aussprüche, pöbelhafter Schimpfreden, falscher Auszüge, gelehrter Zusamenschwörungen, den freyen Durchbruch critischer Schriften zu hemmen, behalten um so viel leichter die Oberhand, und ihre Partey ist noch immer an der Anzahl, wie die Gegenpartey nur am Gewichte, überlegen.

Wenn man denn wenigstens Mittel und Wege erfinden könnte, den verderbten Willen in besagten Stüken zu verbessern, die zaghafte Furcht aus dem Wege zu räumen, die Liebe zu dem Wahren anzuflammen, und die Großmuth zu dessen Verfechtung in die Herzen zu pflanzen, so würde der Geschmak, wenn der Verstand mit Freyheit würkete, bald feiner und allgemeiner werden. Wir würden nicht ganze Jahrhunderte nöthig haben, denselben bey uns auf den gewünschten Gipfel der Verbesserung zu erheben. Man hat eine so lange Zeit zu diesem Werke in der ersten Vorrede zu den critischen Beyträgen in Leipzig gefodert. Es heißt daselbst: „ Daß mehr als ein Jahrhundert da„ zu gehöre, wenn ein ganzes Volk aus seiner na„ türlichen Rauhigkeit gerissen werden soll. Opiz, „ der einen ganz andern Geschmak bey den Deut„ schen eingeführt, sey noch nicht hundert Jahre

„ todt,

todt, und wir seyn mit der Ausführung eines so grossen Werckes, als die Verbesserung des Geschmakes der Deutschen ist, kaum bis auf die Helfte gekommen. " Was vor eine Langsamkeit schreibt man hier den Deutschen zu, nicht ohne eine heimliche Beschuldigung einer ziemlichen Plumpheit? Lasset uns ein besseres Vertrauen zu der Geistes- und Verstandes-Fertigkeit unsrer Landsleute haben. Warum solten wir so viel Jahre zubringen, den Geschmak zu suchen, der doch schon gefunden ist? Die Betrachtungen der Schriften der vortrefflichen ausländischen Scribenten sowohl der alten als der neuen, wohlüberlegte Anmerckungen darüber, wovon sie selbst schon gründliche Lehrbücher geschrieben haben, lehren uns viele Sachen, auf welche das eigne Erfinden den fertigsten Geist sehr langsam und spät geführt hätte; man kan sich in einem Tage derer Kunst- und Handgriffe bemächtigen, welche den Erfindern viele Jahre Arbeit und Nachsuchen gekostet haben. Wir wollen darum der Hoffnung, diese allgemeine Verbesserung zum Stande gebracht zu sehen, kein solch entferntes Ziel sezen, das weit über unser Leben hinausreichet. Statt die Gemüther durch dergleichen zaghafte Ausrechnungen niederzuschlagen, wollen wir vielmehr unser Bestes thun, und denn andern überlassen nachzusehen, wie weit wir es gebracht haben.

In dieser Gemüthsverfassung ist man auf das Vorhaben gefallen, unter dem Titel einer critisch-poetischen Sammlung * ein Werk anzufangen, in welchem den Scribenten, die zu unsren Zeiten mit

* Unter disem Titel erschine das Werk in der ersten Ausgabe.

mit Poesie, Wohlredenheit, Critick, Sprachlehre, umgehen, Lob und Tadel nach Verdienen zugetheilet würde; worinnen die Urtheile nicht auf die veränderlichen Empfindungen, die von Vorurtheilen regiert, und von Gunst, Furcht, Haß angeschüret werden, sonderu auf die beständig gleiche Natur des Menschen, und derselben Verhältniß mit den vorgestellten Gegenständen gesezet wären; wo man ein absonderliches Auge auf die schlimmen Kunstgriffe richtete, die angewendet werden, die Vorurtheile, woraus der elende Geschmack entsteht, bey Kräften zu erhalten, nnd mittelst derselben das Monopolium in der Poesie und Wohlredenheit fortzuführen. Die Schweiz ist zu dergleichen Vorhaben vor andern Ländern bequem. Die Freyheit, die daselbst im Staate regiert, erstreket ihren nüzlichen Einfluß bis in die Schriften, die dadurch einen gewissen Werth der Aufrichtigkeit und der Großmuth bekommen. Die Entfernung dieser Landesgegend von dem Vaterlande der Poeten und Redner, und von dem Gebiethe derer, welche sich ihrer aus Liebe oder Haß annehmen; der Vortheil eines Ortes, wo man sie nicht weiter kennt, als aus ihren Schriften, und die Hochschäzung oder Verachtung derselben allein nach der innerlichen Beschaffenheit formiert, macht uns eine sichere Hoffnung zu unpartheyischen Urtheilen. Und da mittelst dieser Sammlung ein Verfasser in den schweizerischen Gebürgen, wie in einem Hinterhalte, verborgen liegt, verspricht man sich, daß die geschickten Sachsen und Schlesier, die das Elend einiger von ihren berühmtesten Scribenten erkennen, aber

durch

durch den Strom des grossen Haufens, durch Höflichkeit, durch Freundschaft, durch Schreken, durch Furcht, genöthiget sind, mit dem Munde zu verehren, was sie im Herzen verlachen, diese Gelegenheit ergreiffen werden, der Wahrheit Zeugniß zu geben, und einigermassen in der Ferne wieder gut zu machen, was sie in ihrer Heimath verderben. Dadurch können sie die Nachwelt auf das allergewisseste überzeugen, daß das verderbte Urtheil bey den jeztlebenden Kunstrichtern nicht allgemein ist; sondern, so oft man zu unsern Zeiten von dem üblen Geschmake der Deutschen redet, eine billige Ausnahme von einer starken und ins Auge fallenden Anzal gründlicher und vortreflicher Kenner vorauszusetzen sey.

Man überläßt einem jeden, seiner Arbeit, die er durch diesen Weg bekannt machen will, eine Form nach seinem Belieben zu geben, doch wird man diejenigen Stüke am wertheften halten, worinnen der trokene Vortrag der dogmatischen Lehre auf eine muntere Weise belebet wird; und man wird den Schertz allezeit hochachten, der aus der Sache selber hervorfließt, und nichts anders ist, als eine kunstreiche Vorstellung des Lächerlichen, das in der Materie enthalten ist, und sie in dem wahren Lichte vorstellig macht. Das Gespötte steht vornehmlich denen wohl an, welche zuerst den Grund der Thorheiten und Fehler, die sie izo zum Gelächter machen wollen, durch ernstliche Untersuchungen in verknüpfter Ordnung angezeiget haben. Denn es ist nicht genug, daß es schamroth mache, es muß daneben auch unterrichten. Dergleichen Scherz ist mit den Einfällen eines Lu-

stigma-

stigmachers, die keinen andern Grund, als dessen verkehrte Phantasie haben, gar nicht einerley.

Neben diesen critischen, scherzreichen, und satirischen Schriften wird man bedacht seyn, geschikte Muster in allen Gattungen der Dicht- und Redekunst beydruken zu lassen, damit man nicht nur Regeln sondern auch Exempel gebe. Diese werden aus wohlgerathenen Versuchen, aus Entwürfen zu grössern Werken, aus Proben und besondern Stüken bestehen, sie seyen ursprünglich von einem Deutschen verfertigt, oder nur aus einer ausländischen Feder geschickt übersezet; sie seyen bisdahin ungedruckt, oder verdienen, da sie schon gedruckt, und dennoch aus Nachlässigkeit im Vergessen geblieben sind, an das Licht hervorgezogen zu werden.

Man gedenckt sich mithin den Zaum nicht so kurz zu halten, daß man nicht nach Gelegenheit der Umstände auch solchen Werken oder deren Beurtheilungen einen Platz in dieser Sammlung einräumen werde, welche nach ihrer Haupt-Absicht zwar nicht zu den obengedachten Künsten gehören, die aber in ihrer Ausführung und Abhandlung einen ausnehmenden Grad von Geist, Scharfsinnigkeit, und Geschicklichkeit, bliken lassen.

Gelingt es also demjenigen, der die Aufsicht über diese Sammlung auf sich genommen hat, so wird man darinnen nicht blosse Versicherungen von dem Vermögen des Geistes, und des Urtheiles, das die Deutschen noch im Verborgenen besizen, und man uns auf unser Wort glauben muß, antreffen; sondern man wird den Beweiß dessen im Werke und in der That vor Augen sehen.

Wer-

Werden ihm nur die muntern und verständigen Köpfe Deutschlandes mit ihrer Beyhülffe einigermassen an das Rad stehen, und ihm die Stärke ihres Geistes und die Richtigkeit ihres Verstandes in vortrefflichen Proben offenbaren und bekannt machen; es sey in poetischen Schriften durch die vielfältige Ausübung ihrer Kunst, oder in critischen Abhandlungen, worinnen die Verschiedenheit der Kunst nach der Verschiedenheit einer besondern Materie in dem Ganzen und in den Stüken, in dem eigenen Lichte ihrer Trefflichkeit an den Tag geleget wird; so wird solches das beste Mittel seyn, denjenigen, welche unsrer Nation ihres Geschmakes wegen übels nachreden, den Mund zu stopfen.

Probe

Probe
Einer neuen Uebersetzung
Johann Miltons
Verlohrnen Paradieses.

Das erste Buch.

Singe, himmlische Muse, von dem ersten Ungehorsam des Menschen, und der verbothenen Frucht, die mit dem Verlust Edens das Elend und den Tod in die Welt gebracht hat, welche allda herrschen sollten, bis daß ein grösserer Mensch uns zu Hülfe käme, und den glückseligen Sitz für uns wieder eroberte. Du, welche auf dem geheimen Gipfel Horebs oder Sinai den Schäfer unterwiesen, der den erwehlten Saamen zuerst gelehrt

hat, wie der Himmel und die Erde im Anfange aus dem Chaos entsprungen seyn, steige auf mein Bitten von da, oder, wenn dir der Berg Sion und die Bache Siloah, die so nahe an dem göttlichen Orackel floß, angenehmer sind, von denselben herunter, meinen kühnen Gesang anzuleiten, der mit einem mehr als mittelmässigen Fluge über den Aonischen Berg hinaus fliegen will, indem er Sachen auf die Spur gehet, die niemand bisdahin weder in Prosa noch in Reimen unternommen hat zu entdecken. Und du vornehmlich, o Geist, der mehr von einem aufrichtigen und reinen Hertzen hält, als von allen Tempeln, unterrichte du mich, denn du weissest von diesen Dingen, du warest zuerst dabey gegenwärtig, und sassest einer brütenden Taube gleich mit ausgebreiteten Flügeln auf dem ungemessenen Abgrund; und machtest ihn fruchtbar. Erleuchte, was in mir dunckel ist; erhöhe und unterstütze, was niedrig ist, daß ich der Hoheit meines edeln Vorhabens gemäß die

Steige auf mein Bitten) Da der Stof zu diesem Gedichte gröstentheils aus der Welt der Geister hergenommen war, welche den sterblichen Menschen verschlossen ist, konnte der Poet keine Nachrichten davon haben, als aus der Erzehlung eines von ihren geistlichen Einwohnern. Dieses machte denn seine Anruffung gantz nothwendig. Andere Poeten, die von menschlichen Begebenheiten reden, dürften eben sich nicht zu den Bewohnern des Himmels wenden, sie um Nachrichten von dem zu fragen, was auf Erden, ihrem eigenen Wohnplatz, geschicht, und wovon ihnen die irdischen Menschen genugsamen Bericht mittheilen könnten.

die ewige Vorsehung vertheidigen, und die Wege Gottes unter den Menschen retten möge.

Sage zuerst, denn der Himmel hält vor deinem Gesichte nichts verborgen, und der tiefe Strich der Hölle nichts; sage zuerst, was vor eine Ursache bewog unsre grossen Stammältern in ihrem glückseligen Stande, der von dem Himmel so trefflich begünstiget worden, daß sie von ihrem Schöpfer abfielen, und seinen Willen um einer einzigen Einschränckung wegen übertraten, da sie doch übrigens Herren der Welt waren? Wer beredete sie zu dem schändlichen Aufstand? Der höllische Wurm. Derselbe betrog durch seine List die Mutter des menschlichen Geschlechts, von Mißgunst und Rachgier dazu angereizet, nachdem sein Hochmuth ihn mit seinem ganzen Heere aufrührischer Engel aus dem Himmel verjaget hatte; weil er gestrebet, sich an Herrlichkeit über seine Gesellen zu erheben, und sich getrauet, vor dem Höchsten, wenn dieser sich ihm widersetzete, zu bestehen, so daß er in dem Himmel mit einem ehrsüchtigen Endzwecke einen gottlosen Krieg und eine stoltze Schlacht angezettelt. Ein eiteles Unternehmen! Die allmächtige Kraft warf ihn von der etherischen Bühne mit einem gräßlichen Fall und Brand flammend in das bodenlose Verderben hinunter; daselbst sollte derjenige in diamantenen Ketten und einem straffenden Feuer wohnen, welcher den Allmächtigen zu einer Schlacht hatte auffordern dörffen.

Neunmahl das Zeitmaaß, mit welchem die sterblichen Menschen Tag und Nacht zu messen pflegen, lag derselbe mit seinen greulichen Haufen besieget, und welzete sich in dem feurigen Meerbusem herum, sinnlos, obgleich unsterblich. Aber sein Gericht versparte ihn zu mehr

Neunmahl das Zeitmaaß, mit welchem ꝛc.) Der Poet sagt nicht schlechtweg, neun Tage, weil er uns in den Ort führen wollte, wo die Scena seiner Handlung lieget. In der Hölle giebt es keine Tage, es ist daselbst lauter Finsterniß, die nur durch die Flammen des feurigen Meerbusems etwas erleuchtet wird, daß man dabey sehen kan; daher sie Milton eine sichtbare Dunckelheit heißt; das ist, eine Dunckelheit, dabey man, wie in einer starcken Dämmerung, ein wenig Licht sieht. Hr. Voltaire hat wider die Meinung des Poeten diese sichtbare Dunckelheit so verstanden, daß es eine Dunckelheit wäre, die man mit den Augen sehen könnte. Uebrigens ist es nicht ohne Nutzen, daß Milton die Zeit bestimmt, wie lange die Engel nach ihrem Falle vom Himmel sinnlos und ohnmächtig gelegen seyn. Diese Bestimmung bringt viel mehr Leben und Wahrscheinlichkeit in seine Erzehlung, als wenn er auf eine unbestimmte Weise gesagt hätte, sie wären eine lange Zeit in der Ohnmacht gelegen. Eine Ohnmacht von neun Tagen rührt uns mehr, als eine lange Ohnmacht; und zeiget uns einen Geschichtschreiber, der von dem, was er erzehlet, genauere Nachrichten hat.

Wältzete sich in dem feurigen Meerbusem sinnlos, obgleich unsterblich) Magni beschuldiget den Poeten, daß er hier die Beraubung der Sinne mit den feurigen Wellen zusammengereimet habe. Allein das Herumwältzen Sathans und seiner Gesellen war nicht eine Würckung einer innerlichen Kraft derselben, sondern der Gewalt, womit sie von diesem wütenden Sturmfeuer in dem Pful hin und her

mehr Qual. Denn jezo plaget ihn der Gedanke von der verlohrnen Glückseligkeit und der immerwährenden Pein. Er warf rund herum seine giftvollen Augen, welche von einer hohen Betrübniß und Schwachheit, die mit einem verstockten Stoltz und hartnäckigten Hasse vermischet waren, Anzeige gaben. Er übersieht auf einmahl, so ferne als englische Blicke reichen mögen, die traurige, wüste und wilde Gegend. Eine greuliche Tiefe, die zu allen Seiten rund herum, wie ein grosser Ofen, in Flammen stuhnd; jedoch schoß kein Licht von diesen Flammen, sondern vielmehr eine sichtbare Dunkelheit, bey welcher man Gesichter voll Jammers, Landschaften voll Kummers, erschreckliche Schatten, erblickte; wo Friede und Ruhe

her geschlagen wurden. Eben so wohl reimet sich die Ohnmacht derselben mit ihrer Unsterblichkeit. Von der Berauhung der Sinne ist zwar nur noch ein Schritt bis zum Tod, doch ist sie noch nicht der Tod selbst. Der Poet konnte die Erschlagung der gefallenen Engel nicht nachdrücklicher vorstellen, als durch diesen unempfindlichen Zustand, der dem Tod und der Zerstörung so ähnlich ist. Er streitet mit der Unsterblichkeit derselben um so viel weniger, weil diese die Unsterblichkeit nicht von einer eigenen Kraft, sondern von dem Willen des Schöpfers hatten.

Eine sichtbare Dunckelheit) Die Dunckelheit ist eigentlich unsichtbar, indem darinnen weder Maß noch Gestalt zu erkennen ist; wenn sie sichtbar werden soll, so daß man die Dinge einigermassen unterscheiden kan, muß sie von ihrer Dicke vieles verliehren. Also schwächt das Beywort Sichtbar die Kraft der Bedeutung in dem Worte Dunckelheit.

niemahls wohnen kan, die Hoffnung, die an alle Orte kömmt, sich niemahls einfindet; sondern Qual ohne Ende unaufhörlich auf die Einwohner zuschlägt, und eine feurige Sündflut ströhmt, welche sich von einem ewigbrennenden Schwefel, der niemahls verzehret wird, unterhält. Diesen Platz hat die ewige Gerechtigkeit für diese Rebellen zubereitet, ihnen hier in der äussersten Finsterniß ihr Gefängniß verordnet, und ihr Theil hier angewiesen, dreymahl so ferne von Gott und dem Lichte des Himmels, als der höchste Polus von dem Mittelpunct entfernt ist. O wie ist dieser Platz demjenigen so ungleich, von dem sie fielen! Daselbst erkennet er bald die Mitgesellen seines Falls, die mit Ströhmen und Wirbelwinden von stürmerischem Feuer überschwemmt lagen. Nächst an seiner Seite sieht er sich einen überwerffen, der an Macht und Boßheit zunächst auf ihn folgete, welcher lange hernach in Palestina bekannt worden, und Beelzebub geheissen ward. Denselben re-

dete

Die mit Ströhmen und Wirbelwinden von stürmerischem Feuer überschwemmt lagen) Der feurige Meerbusem, der flammende Ofen, die Sündflut von Feuer, der ewigbrennende Schwefel, die äusserste Finsterniß, die Wirbelwinde von Feuer, sind alles bekannte und geläuftige Begriffe von der Hölle. Mithin sind sie gantz irdisch und cörperlich; ungeachtet die Dinge selbst, wie die Wesen, auf welche sie würcken, von geistlicher Natur sind. Was man demnach zur Vertheidigung derselben sagen kan, dienet zugleich zur Rechtfertigung der cörperlichen Gestalten, in welche die Einwohner dieser geistlichen Gegenden verkleidet werden.

dete der Ertzfeind, der wegen seines Aufstandes in dem Himmel Satan genannt ward, mit kühnen Worten an, die das gräßliche Stillschweigen dergestalt unterbrachen.

Wenn du es bist, o wie sehr bist du gefallen, wie ungleich bist du demjenigen, der in den glückseligen Königreichen des Lichtes, mit einem überschwenglichen Glantz bekleidet, heller als so viele Myriaden Engel von den erhabensten leuchtete; wenn du derselbe bist, welchen ein freundschaftliches Bündniß, gemeinschaftliche Gedancken, einerley Hoffnung und einerley Gefahr ehedessen mit mir zu dem ruhmwürdigen Unternehmen verbunden, jezo das Elend in einem gleichen Niederfall mit mir vereiniget, siehest du, in welche Tiefe, und von welcher Höhe wir gefallen sind; so mercklich ward er mittelst seines Donners der stärckere: Aber wer kannte zuvor die Stärcke dieses greulichen Werkzeuges? Doch weder Furcht vor demselben, noch vor einer andern Sache, so mir der mächtige Ueberwinder im Zorn anthun mögte, kan mir angewinnen, daß ich das geschehene bereue, oder die einmahl festgesezten Gedancken ändere, ob sich gleich mein äusserlicher Glantz verändert hat, oder den Unwillen ablege, den die empfindliche Verachtung meiner Verdienste zuerst bey mir erreget, und mich vermocht hat, mit dem Mächtigsten anzubinden, und in den wilden Streit ein unzehliges Heer gewaffneter Geister zu führen, welche das Hertz hatten, seine Herrschaft zu verwerffen, mich ihm vorzuziehen, und seiner

höchsten Macht eine andere entgegenzusetzen, welche in den ebnen Feldern des Himmels seinen Thron in einer zweifelhaftigen Schlacht erschütterte. Gesezt, eine Schlacht sey verlohren, alles ist darum nicht verlohren; der unüberwindliche Wille nicht, das Verlangen nach Rache nicht, noch der unsterbliche Haß, und der Vorsatz sich zu keinen Zeiten zu unterwerfen und zu ergeben; Und was heißt das anders, als, nicht überwunden seyn? Diesen Ruhm soll weder sein Zorn noch seine Macht jemahls von mir erzwingen, daß ich einen flehenden Kniefall vor ihm thun, und ihn um Gnade ersuchen, oder daß ich die Macht derer vergöttern sollte, welche die Furcht vor meinem Arm noch neulich dahin gebracht, daß sie ein Mißtrauen in seine Oberherrschaft gesetzet haben. Wahrhaftig, das wäre etwas niederträchtiges, das wäre mir eine grössere Schmach und Schande, als dieser tiefe Höllenfall. Nachdem kraft des Schicksals die Stärcke der Götter und dieses empyreische Wesen nicht abnehmen kan; nachdem wir, vermöge der Erfahrung in diesem merckwürdigen Begegniß, an Kraft nichts abgenommen, an Vorsichtigkeit ein grosses zugenommen haben, so können wir jezo mit einer glücklichern Hoffnung uns entschliessen, mit List oder Gewalt einen ewigen Krieg mit unsrem grossen Feinde zu führen, und keinen Frieden jemahls mit demselben einzugehen, welcher jezo triumphiert, und voller ungemessenen Freude die Herrschaft

in

in dem Himmel ohne einen Nebenbuhler besitzet.

Also sprach der abtrünnige Engel und rühmte mit Worten, obgleich mitten in der Pein, grosse Stücke von sich, aber inwendig ward er von einer tiefen Verzweifelung gepfetzet. Sein frecher Geselle antwortete ihm dergestalt.

O Fürst, o Haupt mancher gethronten Macht von Geistern, du, der die Schlachthaufen der Seraphim angeführt, und in erschrecklichen Begegnissen unerschrocken den beständigen König des Himmels in Gefahr gesetzet, und seine hohe Oberherrlichkeit auf die Probe geleget hat, ob die Stärcke, oder der Zufall, oder das Verhängniß etwas wider sie vermögten. Doch ich sehe und empfinde nur zuwohl den grausamen Ausgang dieses Unternehmens, welches uns in einer traurigen Niederlage, und schändlichen Flucht des Himmels verlustig gemachet, und dieses grosse mächtige Heer in einer gräßlichen Zerrüttung so tief zu Boden geschlagen hat, als es möglich ist, daß himmlische Wesen und Götter zu Grund gehen. Denn das Gemüthe und der Geist bleiben unüberwindlich, und die Munterkeit erholet sich in kurtzem wieder, ob unsre Herrlichkeit gleich gäntzlich erloschen ist, und unser vormahls glückselige Stand hier unter einem unendlichen Elende versencket liegt. Aber wie haben wir es dann, wenn unser Obsieger, den ich jezo gezwungen vor allmächtig erkennen muß, weil

Den ich jezo gezwungen vor allmächtig erkennen muß)

Beel-

kein geringerer als ein Allmächtiger eine solche Macht, wie die unsrige war, hätte überwältigen mögen, uns diesen unsren Geist und unsre Stärcke darum unversehrt gelassen hat, damit wir starck genug seyn, unsre Pein zu ertragen, und so unter seinem rachgierigen Zorn aushalten mögen, oder damit wir ihm als seine Sclaven, nach Kriegesrecht, desto bessere Dienste thun, was er auch vorhaben mag, hier mitten in der Hölle im Feuer arbeiten zu lassen,

Beelzebub wird mit grosser Kunst zum freyen Bekenntniß gebracht, daß seine Widerparte allmächtig sey. Wie verkehrte Glossen auch Satan öfters über die Gerechtigkeit, Güte, und andere Eigenschaften des Höchsten machet, so gesteht er ihm doch die Allmacht überall zu. Dieses war eine Vollkommenheit Gottes, welche er ihm durch die Waffen gezwungen einräumen mußte. Keine andere Betrachtung, als diese, konnte ihn unter der Schande der erlittenen Niederlage aufrichten. Addison.

Damit wir unter seinem rachgierigen Zorn aushalten ꝛc.) Wiewohl Beelzebub sein Urtheil der Verdammniß schon angetreten, so steht er doch der absonderlichen Symptomatum halber, so dieselbe mit sich führen mögte, in ängstlicher Ungewißheit. Satan hatte ihn mit der Vorstellung aufrichten wollen, daß sie ihr empyreisches Wesen in seiner vollen Stärcke behalten haben, welches er dem Schicksal einer unvermeidlichen Nothwendigkeit zugeschrieben; allein Beelzebub fand dagegen einzuwenden, daß der Höchste, den er für den Meister des Schicksals erkennt, seine eigenen Ursachen mögte gehabt haben, um derer willen er ihnen ihre Stärcke ungekränckt gelassen hätte. Er macht jezo einige derselben nahmhaft, die so beschaffen sind, daß sie Satans Trost völlig über einen Haufen stossen.

lassen, oder damit wir in der finstern Tiefe seine Botschaften hin und her tragen. Was kan uns in solchem Fall unsre Stärcke, die wir noch unvermindert fühlen, und unser Wesen, das ewig ist, nützen, wenn wir ewig in Pein und Qual leben müssen?

Demselben antwortete der Ertzteufel mit flüchtigen Worten: Gefallner Cherub, es ist allemahl eine elende Sache um die Schwäche, man mag etwas zu thun oder zu leiden haben; Aber dessen versichere dich, daß Gutes thun nimmermehr unser Werck seyn wird, sondern daß wir an Uebels thun unser einziges Ergetzen finden werden; weil es dem hohen Willen dessen entgegen ist, dem wir widerstreben. Wenn denn seine Vorsichtigkeit aus unsrem Bösen Gutes hervorzubringen trachtet, so müssen wir uns befleissen, diesen Endzweck umzukehren, und in dem Guten allemahl Anlaß zum Bösen zu finden: Welches uns oft so wohl gelingen mag, daß es ihm, wenn ich nicht irre, verdriessen, und seine geheimsten Anschläge hintertreiben soll. Aber siehe, der zornige Ueberwinder hat die Diener seiner Rache und Verfolgung nach der Pforte des Himmels zurücke geruffen, der Schwefel-Hagel, der im Sturm nach uns geschossen worden, hat

Damit wir in der finstern Tiefe seine Botschaften hin und her tragen) Die Botschaften Gottes hin und her tragen, heißt nichts anders, als, seine Befehle hier und dar ausrichten. Beelzebub erkennt dan it, daß der Höchste seine Herrschaft bis in die Hölle selbst erstrecken werde.

hat sich zerstreuet, und sich in diesen feurigen Wellen geleget, die uns in unsrem Falle von den Zinnen des Himmels empfangen haben; und der Donner mit rothen wetterleuchtenden Blitzen und stürmerischem Grimme geflügelt, hat vielleicht seine Köcher an Pfeilen ausgelährt, und höret jezo auf durch die ungeheure und ungemessene Tiefe zu brüllen. Lasset uns die Gelegenheit nicht verschlafen, unser Feind mag sie uns aus Verachtung, oder aus Gelindigkeit gönnen, weil er seinen Zorn an uns gesättiget hat. Siehest du jene fürchterliche, öde und verlassene Ebene, den Sitz der Verzweifelung, lähr an Licht, ausgenommen, was der Schimmer dieser schwartzgelben Flammen blaß und gräßlich von sich schießt? Laß uns den Gang von diesen erschütternden feurigen Wellen dorthin wenden, daselbst auszuruhen, wenn je die Ruhe daselbst Platz findet; daselbst wollen wir unsre zu Boden geschlagene Heeresmacht wieder versammeln, und mit einander berathschlagen, wie wir künftighin unsern Feind am allermeisten beschädigen, wie wir uns unsers Verlustes wieder erholen, wie wir diesen greulichen Jammer überstehen, was vor eine Stärckung wir von der Hoffnung gewinnen, und wenn das nicht angehet, was vor einen Entschluß wir von der Verzweifelung erhalten mögen.

Also redete Satan mit seinem nächsten Bundesgesellen, mit dem Haupt hoch über den Wellen, und mit Augen, die funkelnd blizeten;

seine

seine übrigen Glieder lagen vorwärts auf der Flut, in die Länge und Breite ausgestrecket, und nahmen schwimmend viele Hufen Feldes ein, sie waren in ihrer ungeheuren Grösse denen ungefugen Riesen in den Fabeln gleich, dem Titanischen Stamme, den Kindern der Erden, die mit Jupiter Krieg führeten, dem Briareus und dem Typhon, welche sich in der Höle vor der alten Stadt Tharsus aufhielten, oder dem Leviathan, einem Seethiere, welches an Grösse das ungeheureste unter allen denen Wercken des Schöpfers ist, so in dem Oceanus schwimmen. Wenn ihn etwann der Pilot eines kleinen verirrten Schifes Nachts in der beschäumten Norwegischen See

Und nahmen schwimmend viele Hufen Feldes ein) Sehet hier geistliche Wesen in cörperliche verwandelt. Der Poet redet nicht anderst davon, als wenn es wahrhafte Leiber wären. Er konnte sie den Sinnen und der Einbildung auf keine andre Weise vorstellig machen, als so er sie sichtbar und cörperlich machete. Dieses that er durch eine poetische Schöpfung, nach welcher das Mögliche ins Würckliche hinübergebracht wird. Er hat seiner Kunst und seiner Absicht eine vollkommene Gnüge gethan, wenn er die Gestalten und Verrichtungen seiner geistlichen Personen also zugerichtet hat, daß sie ihren Character und ihre Geschichte der Phantasie auf eine empfindliche Weise vorstellen, und alle die Eindrücke darinnen hervorbringen, welche zu der Absicht des Poeten dienen können. Die Poesie bekümmert sich eigentlich nicht um das Wahre des Verstands; es ist ihr nur um die Besiegung der Phantasie zu thun; darum begnüget sie sich an dem Wahrscheinlichen, welches auf das Zeugniß der Sinnen und der Phantasie gegründet ist.

See schlafend findet, sieht er ihn oft vor ein Eiland an, und wirfft, wie die Seefahrer erzehlen, den Ancker auf seine schuppigte Rinde aus, und hält sich an seiner Seite hinter dem Winde, so lange als die Nacht das Meer unsicher macht, und der gewünschte Morgen sich zögert. So weit in die Länge ausgebreitet lag der Ertzfeind auf dem brennenden Teiche, wie mit Fesseln festgemacht, wäre auch nimmermehr von demselben aufgestanden, oder hätte nur sein Haupt empor gehoben, wofern ihn nicht der Wille und die Erlaubniß des allesregierenden Himmels seinen eignen schwarzen Anschlägen wieder überlassen hätte, auf daß er durch wiederholte Uebelthaten die Verdammniß nur mit desto schwererer Last auf sein eignes Haupt weltzete, alldieweil er beflissen ist

Wirft den Ancker auf seine schuppigte Rinde aus) Die Poesie hat ein eigenes Recht auf die gemeine Sage, die Mährgen, und die Fabeln; massen diese gleichsam eine Historie von dem zweyten Rang ist, welche bey dem gemeinen Haufen der Menschen eben so viel Glauben findet, und so viel Ansehen hat, als die wahrhafte Geschichte selbst. Denn dieses ist schon genug, die poetischen Vorstellungen, der Absicht des Dichters gemäß, wahrscheinlich zu machen. Wer dieses bey sich betrachtet, wird die aberglaubigen Dinge, die etwa von den Poeten zu ihrem Gebrauche angebracht werden, vor nichts mehrers nehmen, als vor apocryphische Geschichten, vor Begegnissen aus dem Reiche der Poesie, vor Bestrebungen und Früchte der Einbildungskraft und des Witzes. Das sind diejenigen Arten des Vermögens der Seele, deren Springfedern und Triebräder der Poet mit seinen Gewichten und Schlüsseln aufzieht, daß sie spielen.

ist, andern Schaden zu thun, und vor Zorn berstend sähe, wie alle seine Boßheit alleine dienete, den von ihm verführten Menschen mit unendlicher Güte, Gnade und Gunst zu überschütten, hingegen auf ihn selber dreyfache Schmach, Entrüstung und Rache zu ziehen.

Jezo hebet er plötzlich seinen mächtigen Cörper von dem Pful empor, an beyden Seiten neigeten die zurücke gestossene Flammen ihre scharfen Spitzen, und indem sie sich in Wellen überweltzeten, öffneten sie in der Mitte einen greulichen Thal. Hernach regieret er seinen Flug in der Höhe mit ausgespanneten Flügeln, und schwebet in der dunckelbraunen Luft, welche eine ungewöhnliche Last fühlete, bis er an das trockene Land hinunterstieg; wenn je Land war, was beständig mit einem gediegenen Feuer brannte, wie der See mit einem flüssigen siedet. Er schien an Farbe wie ein Felsen, den die Macht eines unterirdischen Windes vom Pelorus abgerissen hat, und in einen andern Ort hinträgt, oder wie die beschädigte Seite des donnernden Etna, dessen öligtes und hartzigtes Eingeweide, wenn es in einen Brand kömmt, mit einer mineralischen Wuth in die Höhe schlägt, die Macht der Winde verstärcket, und einen versengten Boden, mit Rauch und Gestanck gantz bedecket, hinterläßt. Eine solche Ruhstatt fanden die Solen der unseligen Füsse. Sein nächster Geselle folgete ihm, und beyde rühmten sich, daß sie aus dem stygischen Pful als Götter heraus

ausgestiegen wären, kraft ihrer eigenen wiedererhaltenen Stärcke, nicht aus Vergünstigung der obersten Macht.

Ist dieses die Landschaft, sagte hernach der verlohrne Ertzengel, ist dieses das Revier, die Gegend, ist dieses die Wohnung, welche wir mit dem Himmel vertauschen müssen; diese leidige Pechschwärtze mit dem himmlischen Lichte? Ich bin es zufrieden, nachdem derjenige, der jezo der Höchste ist, heissen und gebiethen kan, was recht seyn soll. Es ist am besten, wir seyn am weitesten von dem entfernt, den Vernunft und Billigkeit uns gleiche gemachet, Gewalt über diejenigen, die seines gleichen waren, erhoben hat. Gehabet euch wohl glückselige Felder, wo die Freude auf ewig wohnet! Sey gegrüßt abscheulicher Ort, sey gegrüßt unterste Welt, und du, tiefeste Hölle, empfange deinen neuen Einwohner: Einen, der ein Gemüthe mit sich bringt, das weder Ort noch Zeit zu ändern vermag. Das Gemüthe wohnet in ihm selbst, und kan in ihm selbst einen Himmel aus der Hölle, und eine Hölle aus dem Himmel machen. Was frage ich darnach, wo ich sey, wenn ich beständig

Es ist am besten, wir seyn am weitesten) Dieses ist aus dem griechischen Sprüchwort genommen, πόῤῥω Διὸς τε καὶ κεραυνοῦ. Bentley.

Sey gegrüßt, abscheulicher Ort) Die Gedancken und Entschlüsse Satans sind so beschaffen, wie es sich vor ein erschaffenes Wesen von der erhabensten und dabey verkehrtesten Natur gehört. Addison.

dig der vorige bin, und was ich seyn soll, alles, nur alleine geringer, als der ist, welchen der Donner grösser gemacht hat? Wenigstens werden wir hier frey seyn; der Allmächtige hat hier nicht gebaut, was er uns mißgönnen sollte, er wird uns von hier nicht verjagen wollen: Hier mögen wir in Sicherheit regieren, und in meinem Sinn ist Regieren des Nachstrebens werth, auch in der Hölle selbst: Es ist besser in der Hölle zu regieren, als in dem Himmel zu dienen. Aber warum lassen wir denn unsre getreuen Freunde, die sich unsers Verlustes mittheilhaftig gemacht haben, auf dem betäubenden Pful so daniedergeschlagen liegen, und ruffen sie nicht zu uns, daß sie ihren Theil an dieser unseligen Wohnung mit uns beziehen, oder daß sie noch einmahl mit neuvereinigten Waffen versuchen, ob im Himmel noch etwas könne erobert oder in der Hölle noch etwas verlohren werden?

Also sagte Satan. Beelzebub antwortete ihm dergestalt: Führer dieser glänzenden Kriegesschaaren, welche niemand als der Allmächtige hat schlagen können, wenn sie nur deine Stimme wieder hören werden, ihr lebhaftestes

Hier werden wir zum wenigsten frey seyn) Mitten unter den gottlosen Reden, in welche der rasende Geist hier und dar losbricht, hat der Poet nichts einfliessen lassen, was nicht bey seiner Erhabenheit ungereimt und unanstössig ist; Denn seine Reden waren nur dem Scheine nach erhaben, nicht in ihrem wahren Wesen. Addison.

[Critische Saml.]

Hoffnungs-Pfand, in Furcht und Noth, die sie so oft in der höchsten Gefahr gehört, und in dem hartesten Stande des Gefechtes, in allen Anfällen, wenn die Wuth rasete, vor ihr sicherstes Wahrzeichen gehalten haben, so werden sie bald von neuen einen Muth fassen, und wieder aufleben, wiewohl sie jezo auf jener Feuer-See mit betäubten und erstarrten Sinnen, wie wir selbst unlängst, unter sich gekehrt auf dem Bauche liegen, das kein Wunder ist, nachdem wir von einer so erschrecklichen Höhe gefallen sind.

Er hatte kaum aufgehöret, als der höhere Teufel nach dem Gestade zu gieng; er hatte sein schweres Schild von einer Etherischen Stählung, massiv, breit, und rund, auf den Rüken geworffen; es hieng in einem weiten Umfange auf seinen Schultern, und war anzusehen, wie der Mond, dessen Scheibe der Toscanische Künstler des Abends von dem Gipfel des hohen Fesole oder zu Valdarno durch ein optisches Glas beschauet, damit er in seiner fleckigten Kugel neue Länder, Flüsse, und Berge, entdecke. Mit seinem Spiesse verglichen, wäre die längste Tanne auf den Norwegischen Bergen, welche für den Mastbaum eines grossen Admiral-Schiffes gehauen wird, nur eine Ruthe. Er stützete sich auf denselben indem er seine mühsamen Tritte auf dem brennenden Morast fortsezete, nicht so gemächliche Tritte, als auf dem Lazur des Himmels; das sengende Clima, mit Feuer bewölbet, schmiß daneben häftig auf ihn

zu.

zu. Nichtsdestoweniger hielt er es aus, bis er den Strand dieser entflammten See erreichet hatte, an demselben stuhnd er stille und rief seine Legionen; Englische Gestalten, welche sinnlos über einander geworffen lagen, so dicht als die Blätter im Herbst, wenn die Bäche in Vallombrosa, über welchen die hetruriſchen Bäume hangende Sommerlauben ziehen, damit übersäet werden; und als das verzetelte Schilf, das an den Küsten des rothen Meers floß, da Orion dasselbe mit unbändigen Winden peitschete, und den Busiris mit seiner memphiſchen Reuterey unter die Wellen versenckete, als sie

Das sengende Clima, mit Feuer bewölbet, schmiß häftig auf ihn zu.) Satans Ankunft auf dem Gestade von zusammengeronnenem Feuer ist keine neue Straffe, wie Magni davor hält, sondern nur eine neue Art der Pein, die in dem Urtheil seiner Verdammniß schon enthalten war. Dieses ward an ihm und seinen Mitgesellen in tausend verschiedenen Veränderungen vollstrecket.

Und den Busiris unter die Wellen versenckete, - - - und zerbrochenen Wagenräder sahen) Milton wußte nichts von der falschen Zärtlichkeit in dem Geschmack einiger neuren Kunstrichter, welche in den Homeriſchen Gleichnissen dasjenige verwerffen, was sie mit einem vielmehr lächerlichen, als artigen Ausdruck, einen langen Schwantz heissen; die keinen überflüssigen Pinselzug darinnen leiden können, nichts darinnen dulden wollen, was nicht in dem Bild und dem Gegenbild in einem hohen Licht absticht, als ob eine kleine mahleriſche, lebhafte und anmuthige Zugabe, die bey Gelegenheit einer schönen Schilderey am rechten Orte angebracht wird, in solchen Wercken schädlich

aus unredlicher Feindschaft den Gästen der Landschaft Gosen nachjagten, die jezo an dem sichern Ufer ihre schwimmenden Leichnahme und zerbrochenen Wagenräder sahen; eben so dicht, so verstreuet, verzetelt und verlohren, lagen diese gefallenen Engel, bedecketen den Pful, und waren vor Bestürtzung über ihrer gräßlichen Veränderung gantz auser sich selbst. Er rief so laut, daß die gantze hole Tiefe der Höllen davon erschallete.

Fürsten, Herzoge, Kriegeshäupter, der Ausbund des Himmels, der unlängst euer war, jezo verlohren ist, woferne ein solches Erstaunen, wie dieses, ewige Geister überfallen kan; oder habet ihr diesen Ort erwehlet, hier nach der strengen Arbeit des Gefechts eure müde Dapferkeit ausruhen zu lassen, weil ihr vielleicht die Ruhe

lich und nachtheilig wäre, wo das Gemüth'e durch das Mittel der Phantasie in Bewegung gebracht werden muß. Seine Vergleichungen sind nach Homers Manier verfasset, und dieses dienet ihnen zum Ruhme, weil sie zugleich der Natur derer gemäß sind, auf welche sie würcken sollen. Man hat über dieses beobachtet, daß der so genannte Schwantz eines Gleichnisses bey ihm öfters zum Grund einer neuen Vergleichung geleget wird, und daß er das vorhergehende mit dem nachfolgenden verbindet; diese Verbindung kömmt desto scharfsinniger heraus, weil wir auf diese Weise zwey Gleichnisse in einem bekommen. Von dieser Art sind neben dem gegenwärtigen, das von den Chinesen im zweyten B. welche ihre Rohrwagen mit Segel und Wind forttreiben, und im vierten B. das von dem Feld der Ceres, und andere mehr.

Weil ihr die Ruhe allhier so süß findet) Magni hat nicht gemercket, daß Satan allein durch eine Ironie, oder auch

he allhier so süß findet, als in den Thälern des Himmels; oder habet ihr geschworen, daß ihr den Ueberwinder in dieser niederträchtigen Stellung anbeten wollet? Derselbe sieht jezt den Cherub und Seraph mit weggeworffenen Waffen und Fahnen in der Fluth sich überwerffen, und warten bis seine schnellen Nachjager von den Pforten des Himmels ihren Vortheil erblicken, herunterſteigen und uns danieder treten, indem wir so liegen; oder uns mit zusammengeketteten Donnerkeilen auf den Boden dieses Golfo anheften. Erwacht, steht auf, oder euer Fall müsse in Ewigkeit währen.

Sie höreten ihn, schämeten sich, und fuhren auf ihren Flügeln auf, wie, wenn Leute, die Amts wegen wachen sollten, von jemandem, den sie fürchten, schlaffend gefunden werden, aufspringen und sich geschäftig erzeigen, eh sie recht erwachet sind. Mithin wurden sie ihres schlimmen Zustandes bald gewahr, und fühleten die tobende Pein. Doch gehorsamten sie der Stimme ihres Obristen alsobald. Eine unzählige Menge, wie als der mächtige Stab des Sohns Amrams an Egyptens bösen Tage über

auch durch eine Verringerung, eine Ruhe heißt, was eine gäntzliche Ohnmacht und ein völliges Stillstehen ihrer Kräfte war.

Sie wurden ihres schlimmen Zustands gewahr, und fühleten die tobende Pein) Magni macht den lächerlichen Schluß, weil sie erst jezo die Pein gefühlt, seyn sie zuvor, als sie noch in dem Pful ohnmächtig gelegen waren, noch nicht verdammt gewesen.

die See-Küste geschwungen ward, und eine pechschwartze Wolcke von Heuschrecken zusammen jagte, welche sich nach dem Ostwinde neigete, und wie eine Nacht über dem Königreiche des gottlosen Pharaoh hieng, daß das gantze Land am Nil verfinstert ward. So unzählbar viele böse Engel sah man unter dem Dache der Höllen auf ihren Flügeln schweben, oben, unten, und auf den Seiten mit Feuer umschlossen; bis daß sie auf das gegebne Zeichen, als ihr grosser Sultan den Spieß schwänckete, in geraden Linien auf den festen Bimsstein heruntersteigen, und die gantze Ebene anfüllen; eine Menge, dergleichen der volckreiche Norden niemahls aus seinen kalten Lenden ausgeschickt hat, damit sie über den Rhein und die Donau setzeten, als seine barbarische Söhne vor Zeiten wie eine Wasserfluth nach dem Süden kamen, und sich bis unter Gibraltar gegen den Lybischen Sand zu ausbreiteten. Alsobald eilen die Häupter und Führer von jeglichem Geschwader und Haufen dahin, wo ihr grosser Gebieter stuhnd; es waren göttliche Gestalten und Bildungen, über die menschlichen erhoben, fürstliche Würden und Hohei-

Göttliche Gestalten, und Bildungen, über die menschlichen erhaben) Der Poet konnte ihnen unter denen Gestalten, die in das cörperliche Auge fallen, keine würdigere zuschreiben, als die menschliche; diese leget er nicht alleine den seligen Engeln, sondern auch den verdammten zu, welche ungeachtet ihrer Verdammniß dennoch Engel, obgleich gefallene Engel, waren, fürstliche Würden und Hoheiten, die unlängst im Himmel auf Thronen sassen.

Er

Hoheiten, welche hiebevor in dem Himmel auf Thronen saſſen, wiewohl ihre Nahmen jezo in den himmliſchen Regiſtern nicht mehr geleſen werden, ſondern nach ihrem Aufſtand in den Büchern des Lebens ausgelöſchet und ausgetilget worden. Sie hatten auch die neuen Nahmen noch nicht angenommen, welche ſie hernach unter den Söhnen der Eva führeten, als ſie aus hoher Zulaſſung Gottes, zur Prüffung der Menſchen, den Erdboden durchwanderten, und durch ihre Falſchheiten und Lügen den gröſten Theil des menſchlichen Geſchlechtes verführten, daß ſie von Gott ihrem Schöpfer abtrünnig wurden, und die unſichtbare Herrlichkeit deſſen, der ſie gemachet hatte, in das Bild eines vernunft-

Er ſetzet ihre Verdammniß mehr in der innerlichen Verkehrtheit ihres Gemüthes und Verſtandes, als in der Veränderung ihrer äuſſerlichen Geſtalt, wiewohl er die Merckmale derſelben auch auf dieſen wahrzunehmen giebt. Dadurch empfängt die Vorſtellung derſelben einen vortrefflichen Grad der Erhabenheit. Die böſen Engel, die Dantes, Taſſo, und Ceva, aufgeführet haben, ſind dieſer Hoheit durch ihre viehiſchen und garſtigen Geſtalten beraubet.

Stampano alcuni il ſuol di ferine orme
E'n fronte umana han chiome d'angui attorte,
E lor s'aggira dietro immenſa coda
Che quaſi sferza ſi ripiega e ſnoda.

TASSO.

Milton hat dieſe hochmüthigen Engel nicht alleine ſolcher erniedrigender, und ihnen zu ihren feindſeligen und aufrühriſchen Anſchlägen nichts helfender Ungeſtalten entlediget, ſondern noch überdieß allen Fleiß angewendet, daß er die gemeine menſchliche Geſtalt, die er ihnen zutheilt, erhübe.

losen Thiers verwandelten, und Teufel für Gottheiten anbeteten, die sie mit zierlichen Religionen voll bunten Gepränges und Goldes ausschmücketen. Damahls wurden sie in dem Heidenthum unter mancherley Nahmen und mancherley Götzenbildern weit und breit bekannt.

Nenne sie Muse bey ihren Nahmen, die sie damahls empfiengen; was vor hohe Fürsten kamen erstlich, nachdem sie in diesem feurigen Lager vom Schlafe erwachet waren, auf den Ruf ihres grossen Beherrschers, nach ihrem Rang, in guter Ordnung, zu ihm an den dürren Strand, wo er stuhnd, da das gemeine Heer

Nenne sie, Muse, bey ihren Nahmen) Milton leget hier nicht einen blossen Kram von Gelehrsamkeit aus, die dabey mit einer poetischen Annehmlichkeit vorgetragen wird, damit er dem Leser zeige, wie viel er wisse; sondern er macht uns näher mit diesen gefallenen Engeln bekannt, die in dem folgenden Buche zu unsrem Verderben eine so schwartze und grausame Berathschlagung halten. Er hat ein Mittel gefunden, uns die Erkenntniß derselben durch die Erfindung, daß sie eben die heidnischen Götzen sind, die wir schon zuvor kennen, gewaltig leicht zu machen. Und diese Erkenntniß dienet zu gleicher Zeit, uns in einen gewissen Affect gegen sie zu versetzen, der uns reitzet, an alle demjenigen Theil zu nehmen, was der Poet von ihrem Zustand, ihren Anschlägen und Verrichtungen, nachgehends erzehlet. Wir fangen jezo an, uns gegen sie zu partheyen. Daneben stehet diese Musterung sehr geschickt an diesem Orte, die Aufmerckſamkeit, die durch so viele seltsame Vorstellungen und erhabene Begriffe ermüdet worden, einigermassen zu erquicken.

Da das gemeine Heer immittelst in vermischten Haufen stuhnd) Der Poet läßt sie eben die Ordnung, den Rang,

und

Heer immittelst auf dem weiten Feld in vermischten Haufen stuhnd? Diejenigen waren die ersten, welche lange hernach, als sie aus dem Loche der Höllen herausgestiegen, auf ihren Raub zu gehen, ihre Wohnungen zunächst bey dem Sitze Gottes, ihre Altare neben seinem Altare setzen durften, wo sie unter den Heiden als Götter angebetet wurden, und sich Jehovah, der aus Sion donnerte, und zwischen den Cherubim saß, an die Seite stellen durften; ja ihre Greuel, ihre Statuen, mitten in sein Heiligthum stelleten; und mit lästerlichen Dingen seine heiligen Ceremonien und feyrlichen Festtage entheiligten, und mit ihrer Finsterniß seinem Lichte trutzen durften. Zuerst kam Moloch, ein greulicher König, mit Blut von geopferten Menschen, und mit Thränen der Aeltern beschmüzt, welche doch das Geschrey ihrer Kinder, die seinem grimmigen Bilde auf die glühenden Armen geleget wurden, vor dem lauten Gethöne der Trummeln und Paucken nicht hören konnten. Der Ammonite verehrte ihn zu Rabba und in der wasserreichen Ebene daselbst, zu Argob und Basan bis an den weit abgelegenen Fluß Arnon.

und die Würde behalten, die sie in ihrem himmlischen Stande gehabt hatten, wie aus dem fünften und sechsten B. erhellet. Die gemeine Lehre von den Engeln lautet:

So ward die Geisterwelt; verschiedne Macht und Ehre,
Entschieden stuffenweis die unzählbaren Heere,
Die ungleich satt vom Glantz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung stehn, von Gott zum öden Nichts.

Haller.

Er begnügte sich mit dieser verwegenen Nachbarschaft nicht, sondern verführte das weiseste Hertz Salomons durch List, daß er ihm auf dem ärgerlichen Berge dem Tempel Gottes gegen über einen Tempel bauete, und seinen Lustwald, das angenehme Thal Hinnon, zu einem Vorbild der Hölle machte, daher es auch Tophet, und das schwartze Gehenna geheissen ward. Hiernächst kam Chemos, das unkeusche Schreck-Bild der Söhne Moab; dieser herrschete von Aroar bis nach Nebo, und weit gegen Süden bis in die Wildnissen von Abarim; zu Hesebon, und Heronaim, in dem Königreiche Sihons, den blühenden Thal Sibma hinunter, der mit Weinreben verhangen ist, und zu Eleale, bis an den Asphaltischen Teich. Peor war sein andrer Nahme, als er Israel in ihrem Anzuge von dem Nile anreitzete, ihm wollüstige Feste zu halten, welches ihnen viel Schmertzen gekostet. Dennoch erweiterte er nachgehends sein üppiges Reich bis zu dem Berge des Aergernisses und dem Hayne des mördrischen Molochs, wo Wollust und Grausamkeit neben einander herrscheten, bis daß der fromme Josias beyde von dar zur Hölle jagte.

Mit diesen kamen diejenigen, welche von dem alten Gräntze-Strohme Euphrates an, bis zu dem Flusse, der Egypten von den Syrischen Landschaften scheidet, mit einem gemeinen Nahmen Baalim und Astaroth genannt wurden, jene männliches, diese weibliches Geschlechts. Denn Geister können nach ihrem Willen das

eine

eine oder das andere Geschlecht, oder beyde zugleich an sich nehmen; so zart und ungemengt ist ihr reines Wesen, nicht mit Gelencken und Gliedmassen zusammengeschlossen und geknüpft, noch auf die zerbrüchliche Stärcke der Beine gegründet, wie das verhinderliche Fleisch; was vor eine Gestalt sie aber an sich nehmen, eine ausgedähnte, oder zusammengezogene, eine helle oder dunckle, können sie in selbiger ihr geistiges Vorhaben bewerckstelligen, und Wercke der Liebe oder des Hasses vollbringen. Um diese vertauschte der Stamm Israel oft seine lebendige Stärcke, und ließ seinen heiligen Altar unbesucht, und bückete sich hingegen vor unvernünftigen Göttern zur Erden, welches machte, daß er den Nacken eben so tief im Kriege bücken, und vor den Spiessen verächtlicher Feinde niederfallen mußte. In diesem Haufen kam auch Astoreth, welche die Phönizier Astarte nannten, eine Königin des Himmels mit wachsenden Hörnern; das Sidonische Frauenzimmer bezahlte des Nachts beym Mondscheine vor ihren glänzenden Statuen ihre Gelübde, und sangen ihr Lobgesänge; sie blieb auch in Sion nicht unbesungen, wo ihr Tempel auf dem ärgernden Berge stuhnd, der von dem verbuhlten König erbauet worden, dessen sonst so groß-

müthi-

Was vor eine Gestalt sie aber an sich nahmen) Dieses dienet, den Leser zu der wunderbaren Zusammenziehung der Englischen Gestalten in dem Saale des Pandämonium vorzubereiten, welche am Ende dieses ersten B. gedichtet wird.

müthiges Hertz durch den Reitz seiner schönen Abgötterinnen zu schändlichen Götzen übergieng. Thammuz gieng gleich hinter ihr her, dessen jährliche Verwundung die Syrischen Frauenspersonen auf den Libanon versammelte, damit sie allda sein unglückseliges Schicksal einen ganzen Sommer-Tag lang in verliebten Liedern beweineten, da der sanftfliessende Adonis inzwischen von seiner Geburts-Klippe purpurfarbe in die See floß, wie sie sich einbildeten, von des Thammuz Blut gefärbet, welcher jedes Jahr verwundet ward. Diese Liebesfabel sezte die Töchter Sions in eine gleiche Hitze; Ezechiel sah ihre schäumenden Lüste in dem heiligen Vorhofe, als sein Auge im Gesicht die schnöde Abgötterey des abtrünnigen Juda gesehen. Hernach kam einer, der im Ernst weinete, als die gefangene Bundslade seine thierische Statue zerstümmelte, und ihm in seinem eigenen Tempel Haupt und Hände an dem Fuß-Gesimse von dem Rumpf hinwegschlug, an welchem er den Kopf anstieß, und seine Anbeter zu Schanden machete: Dagon war sein Nahme, ein Meer-Wunder, oberhalb ein Mensch, und untenher ein Fisch. Doch hatte er in der Stadt Azot einen hochaufgebauten Tempel, und ward auf der gantzen Küste von Palestina, zu Gad und Ascalon, und Accaron, und an den Gräntzen der Stadt Gaza gefürchtet. Ihm folgete Rimmon, der seinen anmuthigen Sitz in dem schönen Damascus hatte, an den fruchtbaren Ufern des Abbana, und Pharphars, zweyer heller

Flüsse.

Flüsse. Auch dieser setzete sich voller Verwegenheit wider das Haus des Herren; auf eine Zeit verlohr er einen Aussätzigen aus seinem Dienst, und gewann hingegen einen König; nemlich den albern Achas, der ihn doch überwunden hatte; denselben überredte er, daß er Gottes Altar wegthat, und einen nach Syrischer Art dahin setzete, auf welchem er seine verhaßten Opfer brannte, und die Götter, die er überwunden hatte, anbetete.

Nach diesen erschien eine Schaar, welche unter den alten berühmten Nahmen, Osiris, Isis, Orus, und ihres Gefolges, des fanatischen Egyptens und seiner Priester mit ungeheuren Verwandlungen und zauberischen Künsten dergestalt spotteten, daß es seine herumirrenden Götter in verlarveten Gestalten suchete, welche vielmehr thierisch als menschlich waren. Die ansteckende Seuche ergriff auch Israel, als sie an dem Oreb von dem geborgten Gold ein Kalb macheten, und als der rebellierende König diese Sünde zu Bethel und zu Dan verdoppelte, und seinen Schöpfer in einen grasenden Ochsen bildete, denjenigen Jehovah, welcher in einer Nacht, als er aus Egypten zog, im Vorübergehen mit einem Streiche die erstgebohrnen Söhne dieses Landes, und alle seine blöckenden Götter, umgebracht.

Belial kam zulezt, der unzüchtigste und gröbeste Geist, der von dem Himmel gefallen, der das Laster um des Lasters willen liebete; Ihm war zwar kein Tempel aufgerichtet, und kein

Altar

Altar räucherte ihm, aber wer wird öfter in den Tempeln und beym Altar gesehen, wenn der Priester zum Atheisten wird, wie die Söhne des Eli, welche das Haus Gottes mit unreiner Lust und Gewaltthätigkeit anfülleten? Er regieret auch an den Höfen, in Palästen, und in wollüstigen Städten, wo das Getümmel der Schwelgerey, und Unrecht, und Drangsal, höher, als ihre erhabensten Thürme, steigt. Und wann die Nacht jezo die Gassen dunckel machet, so schwärmen die Söhne Belials, von Wein und Muthwillen gespornet, auf denselben herum; Zeugen dessen sind die Gassen von Sodom, und jene Nacht zu Gibea, da die gastfreye Thür eine Frau auf die Gasse hinausstellte, damit eine ärgere Schande vermieden bliebe.

Dieses waren die vornehmsten an Rang und an Macht; aller übrigen zu gedencken, würde zu weitläuftig seyn, wiewohl sie weit und fern berühmt waren; die Jonischen Götter, welchen Javans Nachkommen göttliche Ehre angethan haben, da sie doch selber bekennten, daß sie nicht so alt wären, als Himmel und Erde, gestalt sie diese vor ihre Stammväter ausgaben; Titan, der erstgebohrne Sohn des Himmels mit seiner ungeheuren Brut, welchen Saturnus sein jüngerer Bruder seines Geburts-Rechts beraubet, hernach von dem mächtigern Jupiter, seinem eigenen und der Rhea Sohn, ein gleiches Maaß empfangen hat; so daß Jupiter das Reich mit Gewalt überkommen hat. Diese

waren

waren erstlich in Creta und auf Ida bekannt, herrscheten hernach auf dem beschneyten Gipfel des kalten Olympus in der mittlern Luft, ihrem höchsten Himmel; oder auf der delphischen Klippe; oder zu Dodona, und so weit die Gränzen des dorischen Lands sich erstreckten. Andere flohen mit dem alten Saturn über Adria in die hesperischen Landschaften, und streifeten über das celtische Land bis in die entlegensten Inseln. Alle diese und noch mehr kamen zu Schaaren, aber mit niedergeschlagenen und trüben Blicken, in welchen doch einige dunckle Funcken von Freude glimmmeten, weil sie ihr Haupt nicht aller Hoff-

Herrscheten hernach auf dem beschneyten Gipfel des kalten Olympus in der mittlern Luft, ihrem höchsten Himmel) Diese und etliche andere dergleichen Stellen sagen uns deutlich genug, was Milton von den mythologischen Fabeln hielt. Man muß sehr unbillig mit ihm umgehen, oder von gar blödem Verstande seyn, wenn man den himmelweiten Unterschied, den er zwischen der Mythologie und dem wahren Grund seiner eigenen Erdichtungen machet, nicht wahrnehmen kan. Wer sieht nicht, wenn er die mythologische Geschichte mit einer historischen Art anführt, daß er alsdann nur der Mund der alten Poeten ist, und in ihrem Nahmen das Wort führet? Es ist so ferne, daß er sie damit beglaubigen wolle, daß er vielmehr an den meisten Orten ihre Falschheit andeutet, und wo er dieses nicht mit ausdrücklichen Worten thut, durch seine Verkleinerung derselben zu erkennen giebt, in welcher Achtung und Ansehen sie bey ihm stehen, und wie er sie vor blosse Vorstellungen der Phantasie gebrauche.

In welchen doch einige dunckle Funcken von Freude glimmeten) Das war eine Freude nur in Absicht auf die

vorige

Hoffnung beraubt sahen, weil sie sich selbst mitten in dem Verlust nicht verlohren sahen. Eine zweydeutige Farbe bemahlete auch desselben Gebehrden. Aber er holete seinen gewöhnlichen Hochmuth bald wieder hervor, und richtete ihren sinckenden Muth mit schwülstigen Worten, die zwar den Schein einer Hoheit, aber nicht das Wesen hatten, allmählig wieder auf, und verjagte die Furcht aus ihren Hertzen. Hernach befahl er, daß seine mächtige Standarte unter dem kriegrischen Gethöne der Lauten, Trompeten und Paucken aufgestellt werde. Diese stoltze Ehre gebührete dem Azazel von Amtes wegen, einem geraden Cherub; welcher stracks das Reichs-Panier von dem schimmernden Stabe abwickelte; dasselbe leuchtete wie ein Meteorum, als es in der Höhe ausgebreitet nach dem Winde flatterte; die Seraphischen Wapen und Siegeszeichen glänzeten von Gold und Edelsteinen, womit sie köstlich blasonniert waren, und inzwischen hörte man von dem klingenden Metall ein martialisches Gethöne erschallen, auf welches das Heer ein allgemeines Feldgeschrey empor sandte, das die Kluft der Höllen erschütterte, und draussen das Reich des Chaos

vorige gäntzliche Zerschlagung; und zwar eine Freude für die Verdammten; nach ihrer Sprache; weil sie ihr Oberhaupt nicht alle Hoffnung aufgeben sahen, weil sie sich selbst wieder fühleten, hielten sie sich vor glücklicher, als sie erst noch vermeint hatten, und empfanden daher eine Lust; die aber an sich selbst so eitel ist, als der Grund, worauf Satan seine Hoffnung gründet, und so elend, als ihr Zustand, in welchem sie sich wieder fühlen.

Chaos und der alten Nacht erschreckete. Augenblicklich sah man in dem düstern Licht zehntausend Panniere in die Luft emporsteigen, und von Aurora-Farbe schimmern; mit ihnen stieg ein ungeheurer Wald von Spiessen in die Höhe; und Helme, und Schilde erschienen gedrange und dichtgeschlossen, in einer Schlachtordnung von einer unmenschlichen Breite. Nun ziehen sie in einem vollkommenen Phalanx nach der dorischen Melodie anmuthiger Flöten und Pfeifen; einer Melodie, welche die Helden des Alterthums auf den höchsten Grad der Großmuth erhub, wann sie eine Schlacht antraten, und ihnen an statt der Wuth eine gesezte Dapferkeit

Nach der Dorischen Melodie) Wie der Poet im zwölften B. in den Gesichtern, die Adam vor Augen geleget worden, die Plätze, die damahls noch ohne Nahmen waren, bey ihren Nahmen genannt, so sie nach der Zeit empfangen haben; also hat er hier dieser Melodie den Nahmen gegeben, den sie lange hernach in Griechenland bekommen hat. Es ist so viel als wenn er gesagt hätte: Von dieser Art war nach der Zeit die Dorische Melodie. Was von der Würckung dieser Melodie folget, ist noch bey weitem nicht zulänglich, die höllischen Geister, wie Magni geglaubt hat, in einen Stand zu setzen, daß sie den seligen Engeln schier nichts mehr zu mißgönnen hatten; denn die Ruhe und Stille, so sie in der Brust verursachte, und die Verjagung der Angst und der Pein, so ihr durch eine poetische Vergrösserung zugeschrieben wird, sind nur flüchtige und betrügliche Symptomata, von keiner Dauer und von keiner Sicherheit. Die unruhigen Gedanken wurden nicht aus dem Wege geräumet, sondern nur eingeschläffert, der Schmertze nicht geheilet, sondern nur gebannet.

einblies, die gantz entschlossen ist, und sich von der Furcht des Todes weder zur Flucht noch zu einem schändlichen Abzug bewegen läßt; sie ist mit einer Kraft begabet, die unruhigen Gedanken mit ihrem feyrlichen Klange zu besänftigen und zu stillen, und Angst, und Zweifelmuth, und Furcht, und Leid, und Pein, in sterblichen und unsterblichen Gemüthern zu vertreiben. Also sammelten diese Geister ihre vereinigten Kräfte mit unverwandten Gedancken in eines, indem sie in tiefem Stillschweigen unter dem Spiele der Schalmeyen, welches ihnen ihre mühsamen Tritte auf dem verbrandten Boden linderte, heranwerts rücketen. Und jezo, da sie im Gesichte stehen, halten sie; ein gräulicher Flügel von erschrecklicher Länge, in blendenden Rüstungen, mit Schilden und Spiessen versehen, nach der Weise des Alterthums; sie warteten also auf die Befehle ihres mächtigen Haupts. Derselbe läßt seine erfahrnen Augen alle Linien der Schlachtordnung durchlaufen, und übersieht mit geschwinden Blicken das gantze Heer, seine geschickte Stellung, die Gesichter und das Ansehen dieser Krieger, die Göttern gleich sahen; zulezt überzehlt er sie. Und jezo blähet sich sein Hertz mit Hochmuth, und pochet verhärtend auf seine Stärcke: Denn seit der Mensch erschaffen worden, ist niemahls eine solche Kriesgesmacht zusammengestossen, welche neben dieser grösser scheinen könnte, als jene kleine Infanterie, die von den Kranichen bekriegt wird; würde gleich das gantze Riesen-Geschlecht von

Phle-

Phlegra mit denen heroischen Nationen, die zu Theben und Ilium fochten, und auf beyden Seiten mit Hülfs-Göttern untermischt waren, in ein Heer zusammengefüget, und würden überdieß die Völcker zu ihnen gestellet, welche in der Fabel oder dem Roman von Uthers Söhne so viel Aufsehens machen, die Brittischen und die Armorischen Ritter, nebst allen andern, getauften und beschnittenen, die vor Zeiten in Aspramont, und Montalban, Damasco, Marocco, und Trapezunt Ritterspiele gepfleget, und welche Biserta von dem Africanischen Ufer herausgesandt, als der grosse Carl mit allen seinen hohen Fürsten zu Fontarabia geschlagen worden. So weit überstieg diese Macht alle Vergleichungen mit sterblichen Kriegsheeren, dennoch sah sie auf ihren furchtbaren Gebieter. Derselbe stach an Gestalt und Gebehrdung über alle andern hervor, und stuhnd in der Höhe, wie ein Thurm; sein: Bildung hatte ihren ursprünglichen Glantz noch nicht gäntzlich verlohren, und schien nicht schlechter, als eines Ertz-

Und schien nicht schlechter, als eines Ertzengels, der gefallen war) Angelici fervens supereſt natura vigoris.

ALCIMUS.

Der einzige Milton hat die Vortrefflichkeit der Englischen Natur gebührend in Acht genommen, indem er sie an den gefallenen Engeln selber in allen denen Stücken vorgestellet hat, welche nur äusserlich sind. Was vor einen Begriff macht er uns nicht von Satans ehmahligen Glantz und Herrlichket, den er auch nach seinem Fall so trefflich gläntzend vorstellet, indem er sagt, daß nur das Ueber-

maß

Engels, der gefallen war, und an einer Herrlichkeit, die zuvor übermässig gewesen war, verkürtzet worden: Wie wenn die aufsteigende Sonne mit verminderten Strahlen durch die benebelte Horizontal-Luft hervorblickt, oder in einer düstern Verfinsterung hinter dem Monden hervor eine unglücksreiche Dämmerung auf den halben Theil der Welt fallen läßt, und die Monarchen in Sorgen setzet, daß Veränderungen erfolgen werden. Auf diese Weise war der Ertzengel zwar verfinstert, jedoch an Glantz vortrefflicher als die andern alle. Aber auf seinem Angesichte waren von dem Donner tiefe Narben eingegraben, und die Sorge saß auf seinen erblaßten Wangen; aber in seinen Augbraunen las man einen ungezähmten Muth und einen gesezten Stoltz, der

maß derselben sich verlohren habe? Dieser vortreffliche Rest von dem alten Glantze zeiget uns Satans Englische Natur in der Hölle selbst, welche er mit seinem Heere stets behalten, ein jeder hatte noch Glantz nach dem Grade, auf welchem er ihn in den seligen Refieren des Himmels besessen, jedoch alle mit einander mit einiger Verminderung. Miltons Hölle bekömmt durch diese natürliche Vorstellung eine Majestät, welche Dantes, Tasso und Ceva, mit ihren häßlichen und eckelhaften Vorstellungen Satans und seiner Engel übel verderbt haben.

Wie wenn die aufsteigende Sonne ꝛc.) Als Miltons Gedicht zum ersten mahl sollte gedruckt werden, fehlte nicht viel, daß es von dem vorwitzigen Censor wäre unterdruckt worden. Derselbe vermeinte in diesem Gleichniß eine politische Ketzerey und einen Hochverrath zu finden.

der auf Rache laurete; sein Auge war grimmig, doch gab es Zeichen einer nagenden Gemüthsleidenschaft von sich, wenn es seine Mitgesellen, oder besser zu sagen, seine Nachfolger betrachtete, die sich seines Verbrechens mittheilhaftig gemacht hatten, welche er hiebevor in einem ungleich andern Zustand der Seligkeit gesehen, jezo auf ewig verurtheilt sah, ihr Loos in der Pein zu beziehen; Millionen Geister, die wegen seines Fehlers aus dem Himmel ausgemertzet, und wegen seiner Empörung aus den ewigen Lichtern verstossen worden; wenn es sah, wie sie in ihrem verwelckten Glantz dennoch so getreu bey ihm stuhnden. Wie die herrlichen Stämme der Wald-Eichen und der Berg-Fichten, wenn sie das Feuer vom Himmel getroffen hat, mit versengtem Gipfel und verdürrt noch auf der verbrandten Heide stehen. Er war jezo bereit, sie anzureden; deßwegen schwenckten sie ihre gedoppelten Linien von Flügel zu Flügel, und schlossen ihn mit seinen Reichsfürsten halbig ein. Die Aufmerckſamkeit machte sie stumm. Dreymahl fieng er an, und dreymahl brach

Dreymahl brach er wider seinen hochmüthigen Willen in Thränen aus) Die Thränen der Unglücklichen, wenn das Unglück gleich eine verdiente Straffe ist, so fern es nur mit Reue begleitet ist, vermögen uns zum Mitleiden zu bewegen. Hier empfinden wir solches durch die Kunst des Poeten gegen Satan und seine gefallenen Schaaren selbst, ungeachtet wir so gerechte und schwere Ursachen haben, sie als Gottes und unsre geschwornen und boßhafte-

er wider seinen hochmüthigen Willen in Thränen aus, solche, wie die Engel weinen, endlich

haftesten Feinde zu hassen. Die Ursache dessen mag seyn, weil wir uns in den Gedancken in einerley Umstände setzen, wie der vorgestellten Personen sind, und also denselbigen das Mitleiden zukommen lassen, das wir für uns selber empfinden würden; zumahl, da die Betrachtung dazu kömmt, daß wir selber nur allzu leicht in eine gleiche Noth fallen können, oder gewissermassen darinnen begriffen sind. Demnach irren diejenigen sehr, welche davor halten, daß die Geschichte der Engel nicht bequem sey, die menschlichen Gemüther in Bewegung zu setzen; denn da wir durch die Vorstellung der bösen und feindseligen Engel in dergleichen sanften Affect, wie das Mitleiden ist, gesetzet werden, was vor süsse Affecte werden nicht die Begegnisse der seligen Engel bey uns erwecken?

Solche Thränen, wie die Engel weinen) Milton hat den Engeln nicht nur diejenige cörperliche Gestalt angezogen, welche die ansehnlichste und bequemste war, nemlich die menschliche, sondern er hat diese noch sehr verbessert und verherrlichet. Ihre Schönheit, Grösse, Stärcke, Munterkeit, Schnelligkeit, Unsterblichkeit, sind übermenschlich, nicht nur an den seligen, sondern auch an den gefallenen Engeln. Sie haben daneben die Kraft, sich auszudähnen und zusammenzuziehen; das männliche oder das weibliche Geschlecht an sich zu nehmen; sie leben durch und durch in allen Theilen, ihr Leben besteht nicht, wie bey den gebrechlichen Menschen, nur in dem Eingeweide, dem Hertzen, Haupt, der Leber, oder den Nieren; in denselben ist alles Hertz und Haupt, Auge und Ohr, Verstand und Sinnen. Auf diesen Begriff sollen uns auch die Worte führen, Thränen, wie die Engel weinen; womit bey aller der Gleichheit zwischen unsrem und dem Englischen Cörper ein Unterschied unter denselben angedeutet wird.

lich fanden die Worte, mit Seufzern untermischt, einen Weg.

O ihr Myriaden unsterblicher Geister, o ihr Heere, die ihres gleichen nicht haben, den Allmächtigen ausgenommen, mit welchem selbst ihr dennoch nicht ohne Ruhm gefochten habet, wiewohl der Ausgang des Streits für euch entsetzlich war, wie dieser Platz und diese entsetzliche Veränderung zu erkennen geben, wovon man nicht ohne Zorn reden kan: Alleine was vor eine Gemütheskraft, was vor eine Gabe, das Künftige vorherzusehen oder zu errathen, konnte aus der tiefen Betrachtung des Vergangenen oder des Gegenwärtigen befahren, daß eine solche vereinigte Göttermacht,

Die Worte mit Seufzern untermischt) Der Grund-Text hat: Die Worte mit Seufzern unterflochten; wovon Bentley sagt, es übertreffe alle menschliche Geschicklichkeit, und komme Satan vor eigen zu. Daher er davor lesen will, mit Seufzern unterbrochen. Seine Critick scheint auf dem Grund zu beruhen, daß es in der That nicht angehe, die Worte und die Seufzer unter einander zu flechten. Alleine wer hat jemahls zur Rechtfertigung einer Metapher gefodert, daß das, was verglichen wird, und das, womit es verglichen wird, nur ein Ding und eben dasselbe seyn? Es ist genug, daß die Bilder, die verwechselt werden, eine offenbare Aehnlichkeit mit einander haben. Der betrügliche Schein, da etwas für das andere gesetzet wird, kan dem Verstande dann nicht verborgen bleiben. Und wie will Bentley seine erwehlte Lesart anderst, als auf eben diese Weise beschützen? Worte mit Seufzern brechen und unterbrechen, ist eben so wohl, als sie unterflechten, eine Metapher, die etwas betrügliches in sich hat, und gehet in der That eben so wenig an.

welche so fest stuhnd, wie diese, jemahls von Abweisung hören könnte? Und wer kan jezo noch, selbst nach dem erlittenen Verlust, glauben, daß alle diese mächtigen Legionen, deren Verweisung den Himmel lähr gemachet hat, nicht aus eigener Kraft wieder hinaufsteigen, und ihren Geburts-Sitz wieder beziehen werden? Mich anbelangend nehme ich das gantze Heer des Himmels zum Zeugen, ob ungleiche Anschläge an meiner Seite, oder einige Gefährlichkeit, die ich hätte vermeiden wollen, unsre Hoffnung ruckgängig gemachet habe. Nein, sondern der, welcher in dem Himmel als ein Monarche herrschet, war bisdahin in voller Sicherheit auf seinem Throne gesessen, als einer, welchen ein altes Herkommen, eine lange Gewohnheit, und ein williger Gehorsam darauf befestiget hätten, und führte seinen königlichen Staat in vollem Pomp, hielt uns aber seine Stärcke allezeit verborgen, und

eben

Der, welcher in dem Himmel als ein Monarche herrschet) Die Ursache, die der Poet den Satan vorwenden läßt, warum ihm und seinen Gesellen die Allmacht Gottes verborgen gewesen, ist zwar eine offenbare Falschheit, denn die Erschaffung ist eine so gute Probe der Stärcke Gottes, als die Zerstörung; indessen führt sie bey diesen verkehrten Geistern ein desto grösseres Blendwerck mit sich, weil sie auch die Erschaffung leugneten; und sich rühmeten, daß sie durch ihre eigene lebensreiche Kraft entstanden, als der Lauf des Schicksals seinen Circkel in einen vollen Ring geschlossen hatte, daß sie die reife Frucht des obersten Himmels, ihres Geburtsplatzes, wären; wie sie gegen das Ende des fünften B. zu vernehmen geben.

eben dieses veranlassete uns zu unsrem Unternehmen, und verursachete unsren Fall. Künftighin kennen wir seine Macht, und kennen die unsrige, insoweit, daß wir nicht Ursache haben, Streit an ihn zu suchen, noch wenn solcher an uns gesucht wird, davor zu erschrekken. Am vorträglichsten für uns wird wohl dieses seyn, daß wir dasjenige mit verdeckten Anschlägen, durch List oder Betrug, zu erhalten trachten, was wir mit Gewalt nicht zuwege bringen können; damit er endlich nichtsdestoweniger an uns erfahren möge, daß wer seinen Feind durch Gewalt überwindet, ihn nur halb überwunden habe. Der Raum mag neue Welten hervorbringen; wie in dem Himmel durchgehends eine Sage gieng, daß er solche in kurtzem erschaffen, und ein Geschlechte darein setzen würde, welchem er seine Gunst in einem gleichen Grade der Liebe, wie den Söhnen des Himmels zutheilen würde. Daselbsthin wollen wir unsren ersten Ausfall thun, und geschähe solches gleich, sie nur zu verkundschaften, daselbsthin oder sonst wohin; denn diese höllische Grube soll himmlische Geister nicht allezeit in Banden behalten, noch der Abgrund sie länger mit Finsterniß bedecken. Aber diese Gedancken muß eine grosse Raths-Versammlung zur Zeitigung bringen. Zum Frieden ist keine Hoffnung übrig, denn wer kan an Unterwerffung gedencken? Derowegen muß man sich zum Krieg entschliessen, zum Krieg, der entweder offentlich oder verdeckt geführt werden muß.

Er sagte so, und zur Bestätigung seiner Worte flogen Millionen flammender Schwerdter empor, welche die mächtigen Cherubim von den Seiten zücketen; der plötzliche Schimmer erleuchtete die Hölle weit in die Runde; sie raseten häftig wider den Höchsten, und schlugen ihre Waffen mit einem wilden Krieges-Getöne auf die klingenden Schilde, indem sie Hohn und Trutz nach dem Gewölbe des Himmels hinauffsandten.

Nicht weit von da stuhnd ein Berg, dessen gräßlicher Gipfel Feuer und wallenden Rauch ausspukete; die übrigen Theile glänzeten mit einer funckelnden Rinde; ein ungezweifeltes Zeichen, daß er in seinem Schoosse hartes mineralisches Erzt führete; das Werck des Schwefels. Daselbsthin eilete eine zahlreiche Bande mit einer geflügelten Eilfertigkeit. Wie wenn Truppen Minierer mit Schaufeln und Spathen bewaffnet von einem königlichen Heerzeuge aufbrechen, ein Lager abzustechen, oder eine Schantze aufzuwerffen. Mammon führete sie an, Mammon, der niederträchtigste Geist, der

Mammon, welcher im Himmel selbst die Blicke nur niederwarts geneigt) Nemlich die wenige Tage über, welche die satanischen Rebellen in und nach ihrem Fall noch in dem Himmel gelitten worden. Der Schritt zur Sünde und zum Abfall ist in dem Himmel geschehen; man kan nicht einmahl begreiffen, daß er an einem andern Orte hätte geschehen können, weil man sonst die Engel, die gefallen sind, vor ihrem Fall aus dem Himmel verstossen müßte. Die Glückseligkeit und die Aufrichtigkeit der Engel

der vom Himmel gefallen, der im Himmel selbst seine Blicke und Gedancken allezeit nur niederwärts geneigt, und den Reichthum des Bodens daselbst, geschlagenes Gold, mehr bewundert hatte, als irgend andere göttliche und heilige Sachen, die man in dem seligen Gesichte geniessen konnte. Durch ihn, und durch sein Einblasen wurden die Menschen zuerst gelehrt den Mittelpunct zu plündern, und mit verruchten Händen das Eingeweide ihrer Mutter, der Erde, zu zerwühlen, um solcher Schätze willen, welche mit besserm Nutzen verborgen lägen. Seine Rotte hatte in dem Berge bald eine weite Wunde geöffnet, und Rippen von Gold hervorgegraben. Niemand verwundere sich, daß der Reichthum in der Hölle wächßt. Der Boden daselbst ist vor andern dieses theuren Gifts würdig

gel entspringt auch keinesweges von dem Orte wo sie sind, und ist nicht an denselben gebunden. Der Fall ist in dem Himmel gethan worden; und wenn die Hölleverdammten aus der Hölle auf die Erde oder den Himmel selbst gesezt würden, so würden sie nichts desto seliger werden, sie brächten die Hölle mit ihnen in alle Gegenden. Diejenige, welche die Vorstellung Mammons in gegenwärtiger Stelle getadelt, haben darinn geirret, daß sie solche vor seinem Aufstand verstanden haben; welches Miltons Meinung niemahls gewesen ist.

Seine Rotte hatte in dem Berge bald eine weite Wunde geöffnet) Je kleiner einigen die folgenden Umstände scheinen mögten, desto mehr ist Milton zu loben, daß er sie in einem so vortrefflichen Licht vorzustellen gewußt hat. Es braucht Kunst dazu, kleine Dinge ohne Niedrigkeit zu beschreiben.

dig. Und hier mögen diejenigen, welche auf menschliche Dinge pochen, und voller Verwunderung von Babel und den Wercken der Egyptischen Könige reden, lernen, wie ihre vornehmsten Denckmahle des Ruhms, der Macht, und der Kunst, von verworffenen Geistern ohne Mühe übertroffen werden, und in einer Stunde von diesen verfertiget wird, was sie schwerlich in einem Jahrhundert mit unaufhörlicher Arbeit und mit unzähligen Händen zu Stande bringen. Unten auf der Ebene schmelzete ein andrer Haufe in vielen zu dem Ende gemachten Hütten, die unten mit Adern voll flüssigen Feuers, das aus dem See abgezapfet ward, durchfahren waren, die rohen Klumpen Ertzes mit verwundersamer Kunst, sonderte die unterschiedlichen Gattungen, und schäumte die siedenden Schlacken ab. Ein dritter hatte immittelst mancherley Formen in dem Boden eingegraben, und durch seltsame Gänge aus den Schmeltzhütten alle holen Rinnen angefüllet; wie der Wind in einer Orgel aus einem Blase-Brete in manche Reihe Pfeifen geführt wird. Urplötzlich stieg ein mächtig grosses Gebäude, wie ein Irrwisch-Licht aus der Erden, unter dem Schalle lieblicher Melodien und

Urplötzlich stieg ein mächtig grosses Gebäude aus der Erden hervor) Da der Poet Personen von übermenschlichen Kräften vor sich hat, welche seinen Bau ausführen, hat er nicht versäumt, das Wunderbare, das in dem epischen Gedichte erfodert wird, durch die Vorstellung einer mehr als menschlichen Arbeit vorzustellen.

und süsser Stimmen, wie ein Tempel gebauet, wo Pfeiler und dorische Saulen in die Runde gesetzet, und güldene Hauptbalcken darüber geleget waren; auch waren daran Karnissen, und Friesen, mit erhobener Bilder-Arbeit, nicht vergessen; und die gewölbete Decke war mit Gold-Blech überzogen. Mit dergleichen Pracht hatte weder Babylon noch das grosse Alcairo in ihrem grösten Flor gebauet, dem Belus oder dem Serapis ihren Göttern, oder ihren Königen zu Wohnungen, als Egypten und Assyrien mit Reichthum und Gepränge auf einander eiferten. Die Saulen stuhnden jezo fest, in einer stattlichen Höhe emporsteigend, und alsobald öffnen die Thüren ihre ehernen Flügel, und entdecken inwendig einen weiten Raum auf einem glatten und polirten Estrich. Von der gewelbten Decke hangen mittelst einer magischen Kunst viele Reihen brennender Lampen und schimmernder Leuchter, mit Naphta und Asphalt unterhalten, und gaben das Licht wie von einem gestirnten Himmel von sich.

Die gantze Menge eilete voll Verwunderung hinein, etliche lobeten das Werck, und etli-

Wo Pfeiler und dorische Saulen in die Runde gesetzet waren) Die vollständige Beschreibung dieses Gebäudes, dienete dem Poeten an diesem Orte unter andern, die Leidenschaften, wodurch das Gemüthe in der Betrachtung der satanischen Gedancken und Anschläge angestränget worden, durch eine geschickte Veränderung der Eindrücke zu mässigen.

etliche den Baumeister ; seine Hand war in dem Himmel von manchem gethürmten hohen Bau bekannt, wo gekrönte Engel ihren Sitz hatten, und als Fürsten auf Thronen sassen, weil der höchste Herr und König sie zu dieser Macht erhöhet, und ihnen die Herrschaft über die glänzenden Orden der Engel, einem jeden seine eigene Hierarchie, anvertrauet hatte. Sein Nahme war auch in dem alten Grecien nicht unbekannt, noch ohne Anbeter ; und in dem Ausonischen Lande nannten ihn die Menschen Mulciber ; und sie dichteten von ihm, wie er vom Himmel gefallen, da ihn der erzürnte Jupiter über die cristallinen Zinnen des Himmels hinaus geworffen hatte, sey er von Morgen bis Mittags, und von Mittag bis zum Abend-Thau, einen Sommertag lang, gefallen, und mit der untergehenden Sonnen wie ein fallender Stern von dem Zenith auf die Insel Lemnos in dem Egeischen Meer gesuncken : Also sagen sie aus Irrthum, denn sein Fall geschah lange vorher mit dieser aufrührischen Rotte ; und mochte ihm jezo nichts helfen, daß er in dem Himmel hohe Thürme gebaut, und er mochte sich mit keinem von seinen Rüstzeugen retten, sondern ward quer über Ecke in die Hölle gesenckt, daß er mit seiner arbeitsamen Gesellschaft daselbst bauete.

Immittelst ward auf Befehl der höchsten Gewalt von geflügelten Herolden mit furchtbaren Ceremonien, und bey dem Schall der Trompeten, in dem gantzen Heer ein feyrlicher Reichs-

tag

tag ausgeruffen, der in Pandämonium, der Hauptburg Satans und seiner Reichsfürsten unverzüglich sollte gehalten werden. Die Mahnungsbriefe lauteten, daß von jeder Bande, und jedem gevierten Regiment der würdigste erscheinen sollte, welchen sein Rang oder die Wahl vor solchen erkennten. Zur Stunde kamen sie schaarweise mit einem zahlreichen Begleite von hunderten und von tausenden. Durch alle Zugänge war ein Gedränge. Die Schloß-Thore und die weiten Vorhöfe, die doch einem abgesteckten Felde gleich sahen, wo die kühnen Kämpfer sich zu Pferde tummelten, und vor des Soldans Bühne den besten Rittersmann von Panim zu einem Kampf auf Leib und Leben, oder einem Ritt mit stumpfen Lanzen ausforderten, wimmelten von dem herzudringenden Schwarm, beydes auf dem Boden und in der Luft, die von dem Gezische sausender Winde erklang. Wie die Bienen im Frühling, wenn die Sonne mit dem Stier durch den Himmel fährt, ihre volckreiche Jugend sich in langen Trauben um den Stock herum anhängen lassen, da sie inzwischen in dem frischen Thau unter den Bluhmen hin und her fliegen, oder auf der glatten Plancke, der Vorstadt ihrer Stroh-Festung, die mit Balsam neuüberstrichen ist, spatzieren und von ihren Staats-Angelegenheiten reden. So dicht schwärmeten diese Luft-Völcker, und drängeten sich, bis daß das Zeichen gegeben ward. Darauf konnte man Wunder sehen! Diejenige, welche allererst die riesenmässigen Söhne der Erden an Grösse übertraffen, sind

jezo

jezo kleiner als die schmälesten Zwerge, und drängen sich, wiewohl sie unzählig sind, in einen engen Raum zusammen, sie gleichen dem Volcke der Pigmeen jenseit des Indischen Gebürges, und den zauberischen Aelfen, derer mitternächtlichen Nummereyen ein Bauer, der sich verspätet hat, bey einem Wald oder einem Brunnen sieht, oder sich träumen läßt, indem der Mond herrschend über seinem Haupt steht, und jezo seinen blassen Lauf näher gegen der Erden nimt; alldieweil jene auf ihre Lustbarkeiten und Täntze erpicht sind, und sein Ohr mit einer lieblichen Musick ergetzen; so daß ihm sein Hertz zu einer Zeit vor Lust und vor Furcht pochet. Also zogen diese uncörperlichen Geister ihre ungemessenen Gestalten in die dünnesten Formen zusammen, und sassen gantz geraume, wiewohl ohne Zahl, mitten in dem Saale dieses höllischen Palasts. Aber weiter hinein, und in ihrem eigenen Maaß, sich selber gleich, sassen die grossen seraphischen Herren und Cherubim, hinter beschlossenen Schrancken in abgesonderten Zimmern, auf güldenen Stühlen, tausend Halbgötter, in voller Anzahl. Nach einem kurtzen Stillschweigen und abgelesenen Mahnungs-Briefen ward jezo der grossen Berathschlagung ein Anfang gemacht.

Alexan-

Alexander Popen

Versuch

Von den

Eigenschaften

Eines

Kunstrichters

Durch

Hrn. Hofrath Drollinger

übersetzet.

Versuch
von den Eigenschaften eines Kunstrichters.

Es ist schwer zu sagen, worinnen mehr Ungeschicklichkeit begangen werde, im üblen Schreiben, oder im üblen Urtheilen. Doch ist das letzte gefährlicher als das erste. Jenes ermüdet nur unsere Geduld, dieses kan auch den Verstand in Irrthum führen. Nur wenige irren in jenem, aber in diesem gar viele, und werden allezeit zehen verkehrt urtheilen, für einen der ungeschickt schreibet. Ehedessen machte ein Thor sich allein selbst zu schanden; nun macht ein Thor in Versen so viel andere in der Prose.

Mit unsrem Urtheilen ist es bewandt, wie mit unsern Uhren. Keine kömmt mit der andern just überein. Und doch glaubt ein jeder der seinigen. Inzwischen ist gleichwohl ein richtiger Geschmack bey einem Kunstrichter eben so selten, als das ächte Poetische Feuer bey einem Dichter.

Beyde müssen ihr Licht vom Himmel empfangen, und der erste muß zum Urtheilen eben sowohl gebohren seyn, als der lezte zum Schreiben. Nur diese sollten andere unterrichten, (a) die selbst grosse Meister sind, und nur diese solten frey tadeln dürfen, die selber wohl geschrieben haben. Es ist wahr, ein Scribent ist von seinem Witze eingenommen: Aber ist es der Kunstrichter nicht auch von seinem Urtheile?

Zwar was den ersten Samen der Beurtheilungskraft anbelangt, so finden wir ihn, nach genauer Einsicht, bey den meisten Leuten. Die Natur giebt ihnen wenigstens (b) ein glimmendes Lichtgen. Die Anfangszüge dieser Fähigkeit finden sich richtig, obwol nur matt und schwächlich in ihnen entworfen. Allein wie ein gar zu schwacher Umriß, wenn er regelmässig ist, durch ein ungeschicktes Uebermalen nur desto mehr verderbet wird, so wird auch die gesunde Vernunft durch eine falsche Schulgelehrtheit verstellet. Manche werden in dem Irrgarten der Schulen verwirrt, und manche aus blossen Einfältigen, wozu sie die Natur bestimmt hatte, zu lächerlichen Thoren. Dieser verliehrt die Vernunft, weil er dem Witze nachjagt, und dann wird er ein Kunstrichter, um sich selbst zu vertheidigen.

Einer

(a) Qui scribit artificiose ab aliis commode scripta facile intelligere poterit. Cicero ad Heren. lib. 4.

(b) Omnes tacito quodam sensu sine ulla arte aut ratione, quæ sint in artibus ac rationibus recta ac prava dijudicant. Cic. de Orat. lib. 3.

Einer hasset alle Scribenten als seine Mitbuhler. Ein anderer beneidet nur die aufgeweckten Geister, wie ein Lahmer einen fertigen Tänzer. Diese sämtlich fühlen eine juckende Begierde, andere zu verlachen, und möchten gar zu gern auch höhnisch seyn können. Mävius schreibt dem Apollo zum Aergerniße. Noch giebt es Leute, die noch schlimmer urtheilen, als Mävius schreiben kan.

Mancher konnte im Anfang für einen aufgeweckten Kopf, und dann gar für einen Dichter mitlaufen. Bald will er ein Kunstrichter seyn, und da zeigt er sich am Ende, als einen ausgemachten Narren. Einigen fehlt es beydes an Witz und an Urtheilskraft: Sie sind wie die schwerlästigen Maulthiere, weder Pferde noch Esel. Solcher halbgelehrten Witzlinge giebt es so viel in unserer Insul, als des halb ausgebildeten Ungeziefers an den Ufern des Nils. Man weis nicht, wie man diese unbestimmten Dinge nennen soll, so ungewiß ist ihr Geschlechte. Alle zu erzehlen brauchte man hundert Zungen, oder einen eitelen Witzling, der ihrer hundert müde machen könnte.

Ihr derohalben, die ihr Ruhm austheilen und selbst verdienen wollet, die ihr den ehrenvollen Namen eines Critici mit Rechte zu führen verlanget, prüfet euch selbst und eure Stärcke, und erforschet ja wohl, wie weit euer Verstand, euer Geschmack, und eure Wissenschaft reichen. Wagt euch nicht weiter als ihr Grund findet, sondern unterscheidet vernünftig und zeichnet den Punct wohl aus, da Verstand und Dummheit zusam-

mentreffen. Die Natur hat allen Dingen bequeme Grenzen bestimmt, und den Steigens begierigen Witz des stolzen Menschen weislich niedergebogen. So wie die See, wenn sie an einem Orte etwas an Lande gewinnt, am andern weite Sandfelder zurück läßt, so gehet es auch mit unserer Seele. Weil das Gedächtniß darinnen vortrift, so fehlt es an den höhern Kräften des Verstandes. Und wo die Strahlen der warmen Einbildungskraft spielen, da pflegen die zarten Bilder des Gedächtnisses hinweg zu schmelzen. Für einen Geist schickt sich nur eine Wissenschaft. So groß ist der Umfang der Kunst, und so enge sind des Verstandes Grenzen. Ja wir müssen uns nicht nur an eine einige Wissenschaft, sondern offt allein an einzele Theile derselben beschränckeu. Sonst geht es uns wie einem Monarchen, der die bereits gemachten Eroberungen verliehret, weil er aus Ehrgeitz immer neue machen will. Jeder würde seinen Posten wohl behaupten, wenn er sich nur an das hielte, was er verstehet.

Zuvorderst folget der Natur und messet euer Urtheil nach ihrem gerechten und unänderlichen Probmaasse. Sie irret niemahls. Sie ist ein klares, ein allgemeines, ein unwandelbares Licht. Sie giebt allem Kraft, Leben und Schönheit. Sie ist zugleich die Quelle, der Endzweck und die Probregel der Kunst. Aus ihrem Vorrath nimmt die Kunst alles, was sie mit Rechte braucht. Sie wircket ohne sich zu zeigen und herrschet ohne Gepränge. So macht es in einem schönen Lei-

be

be die darinnen verborgene Seele, wenn sie ihn mit Kraft und Lebensgeistern erfüllt, wenn sie jede Bewegung regieret, jede Nerve unterhält, und doch selbst nicht sichtbar ist, als in ihren Wirckungen. Bey manchem, der einen reichen Vorrath an Witze vom Himmel bekommen, findet sich eben so viel Mangel ihn recht zu verwalten. Denn Witz und Urtheilskraft sind immer im Zanke, obgleich eines dem andern wie Mann und Weib zur Hülfe bestimmet ist. Es ist schwerer den Pegasus zu leiten, als anzuspornen, und seine Hitze zu mässigen, als seinen Lauf zu reizen. Der geflügelte Läufer ist gleich einem edlen Pferde. Er zeiget niemalen ein schöners Feuer, als wenn man ihn vernünftig zurückehält.

Alle diese Regeln, welche die alten entdeckt und nicht selbst ersonnen haben, sind immer die Natur, aber die Natur in richtiger Lehrart. Die freye Natur gleicht einer Monarchie. Sie wird allein durch solche Gesetze beschräncket, welche sie anfangs selbsten gegeben hat.

Höret wie das gelehrte Griechenland uns seine lehrreiche Regeln eröffnet, wann wir unsern Flug zurücke halten, wann wir ihm Freyheit geben sollen. Mich deucht, ich sehe es, wie es uns seine Söhne auf dem höchsten Gipfel des Parnassus zeiget, und die schweren Wege andeutet, die sie betreten hatten. Es hält den unsterblichen Preiß von ferne in der Luft, und reizet die andern, mit gleichen Schritten auch dahin aufzusteigen. Es machte die richtigsten Regeln aus grossen Exempeln, und nahm von den trefflichsten Geistern,

was selbige vom Himmel empfangen hatten. (c) Ein edelgesinnter Criticus fachte damals des Poeten Feuer an, und lehrte die Welt, wie sie mit Vernunft bewundern sollte. Die Critick war der Musen Aufwärterin, welche für ihren Aufputz Sorge trug, um sie dadurch liebenswürdiger zu machen. Aber wie sehr entfernten sich nicht die nachfolgenden Witzlinge von dieser Absicht? Die die Muse nicht gewinnen konnten, die buhlten mit der Dienerin. Sie warfen sich selbst zu Herren auf und fiengen an ein besonders Gewerbe zu treiben. Ja sie kehrten wider die Dichter ihre eigenen Wafen und ermangelten niemals ihre Lehrmeister am heftigsten zu hassen. So macht es heute ein Apotheker, wenn er aus des Doctors Recepten gelernet hat, selbst einen Doctor zu spielen. Er wird so verwegen in der Ausübung übel verstandener Regeln, daß er getrost verschreiben, eingeben, und seinen eigenen Meister für einen Narren ausschreyen darf. Manche fallen wie Räuber über die Schriften der Alten und verheeren mehr daran, als Zeit und Motten jemals thun können. Weil anderwerts ein trockener Regelschmied ohne einigen Erfindungsschmuck magere Recepte daher schreibt, wie man Gedichte machen solle. Diese räumen die Vernunft hinweg um ihren Schulkram auszulegen, und jene erklä-

(c) Nec enim artibus editis factum est ut argumenta inveniremus. Sed dicta sunt omnia antequam præciperentur; mox ea scriptores observata & collecta ediderunt. Quintil.

erklären einen Scribenten so künstlich, daß nichts vom Verstande übrig bleibt.

Ihr also, die ihr im Urtheilen die rechte Strasse brauchen wollet, bemühet euch den Character jedes Alten wohl zu erkennen. Ueberleget auf jedem Blatte die Fabel, den Inhalt und den Endzweck. Erforschet seine Religion, sein Vaterland, den Geist und die Art seiner Zeiten. Liegen euch alle diese Umstände nicht auf einmal vor Augen, so möget ihr wohl klügeln, aber niemals mit Bestande urtheilen. Lasset euch die Werke des Homers eure Bemühung und eure Wollust seyn. Leset sie bey Tage, und überleget sie bey Nacht. Aus diesen müsset ihr euer Urtheil bilden, eure Begriffe nehmen, und also den Musen aufwärts bis zu ihrem Ursprunge nachfolgen. Durchleset den Text ohnermüdet. Vergleichet ihn mit ihm selbsten, und brauchet die Mantuaner-Muse zur Auslegung darüber. Da der junge Maro erstmals von Königen und Schlachten sang, (d) eh ihm noch der warnende Phoebus sein zitternd Ohr gerühret hatte, so glaubte er sich vielleicht auch über die Gesetze der Critick erhaben, und hielt sichs schimpflich, aus einem andern als der Natur Brunnen zu schöpfen. Aber da er alles Stuckweise untersucht hatte, da fand er, daß die Natur und Homer einerley waren. Ueber diese Wahrheit erstaunet, bezäumte er sein verwegenes Vorhaben, und ließ uns ein Werck, das

(d) Cum canerem Reges & prœlia, Cynthius aurem vellit. Virgil. Eclog. 6.

nach den strengsten Regeln so genau ausgearbeitet ist, als ob der Stagyrite über jede Zeile die Aufsicht geführet hätte. Lernet hieraus eine behörige Hochachtung für die Regeln der Alten. Ihnen folgen ist der Natur nachfolgen.

Inzwischen giebt es doch auch Schönheiten, welche keine Regeln uns erklären können. Denn nicht alle sind Früchte der Arbeit, einige müssen glücklich gerathen. Die Dichtkunst gleichet der Musick. In jeder sind gewisse Annehmlichkeiten, die man nicht nennen, die kein Unterricht lehren und nur eine Meisterhand erreichen kan. Die Regeln sind nur zu Beförderung eines Endzweckes gegeben. Erstrecken sie sich zuweilen nicht weit genug, (e) und man kan den Zweck durch eine glückliche Freyheit erhalten, so wird diese Freyheit selbst zur Regel. So weiß sich der Pegasus, mit einem edlen Absprung von der gemeinen Strasse, einen nähern Weg zu finden. So dörfen grosse Geister unterweilen einen kühnen Flug, über die Regeln, wagen, und erhabene Fehler begehen, die ein rechtschaffener Critikus nicht verbessern darf. Mit tapferer Unordnung unterfangen sie einen Ausfall aus den gemeinen Gränzen, und erbeuten Schönheiten ausserhalb des Gebietes der Kunst, die, ohne durch unser Urtheil zu laufen, gerade ins Herze dringen, und damit

(e) Neque tam sancta sunt ista præcepta, sed hoc quicquid est utilitas excogitavit. Non negabo autem, sic utile esse plerunque. Verum si eadem illa nobis aliud suadebit utilitas, hanc, relictis magistrorum authoritatibus, sequemur. Quintil. lib. 2. cap. 13.

damit ihren ganzen Zwek auf einmal erreichen. Also vergnüget unser Auge zum öftern ein Gegenstand in der Ferne, der von der gemeinen Ordnung der Natur auch abweichet; ein hangender Berg, ein ungeformter Felsen. Doch ist in der Dichtkunst allezeit eine Sorgfalt und mitten im Poetischen Rasen eine Bescheidenheit nöthig. Haben gleich die Alten ihre Regeln gebrochen, (wie Könige über Gesetze dispensieren, die sie selbst gegeben,) so hütet euch doch dafür ihr neuere. Oder wenn ihr ja ein Gesetze überschreiten müsset, so überschreitet doch niemals seinen Endzwek. Thut es selten, und nur aus Noth gezwungen, zum wenigsten aber nicht ohne Vorgänger, auf die ihr euch beziehen könnt. Sonst macht euch die Critik ohne einiges Bedencken den Proceß und greift vermöge ihrer Gesetze auf euren Ruf und Namen.

Ich weis wohl, es giebt einbildische Geister, die dergleichen freyere Schönheiten auch in den Alten für Fehler halten. Aber viele Bilder scheinen unformlich und misgestaltet, wenn man sie Stückweise oder zu nahe betrachtet, denen doch eine behörige Entfernung Form und Schönheit giebt, im fall sie nur nach Licht und Stelle vernünftig proportionirt sind. Ein kluger Feldherr muß seine Völcker nicht allezeit in regelmässige Haufen und zierliche Ordnung stellen, sondern sich nach dem Platze und der Gelegenheit richten. Er verbirgt zuweilen seine Stärke und scheinet wol gar zu fliehen. Und so ist es oft eine Kriegsliſt, was wir

für

für einen Fehler halten. Aber Homerus schläft nicht, sondern wir selbsten träumen.

Ihr grosse Geister des Alterthums, eure Altare sind mit immer grünenden Lorbeeren bedeckt. Keine Räuberhand darf sich ihrem Heiligthum nähern. Sie sind sicher für Flammen und der noch schädlichern Wuth des Neides. Weder die verwüstende Waffen, noch selbst die Zeit, die alles verzehret, mögen ihnen schaden. Sehet, wie aus jedem Welttheile eure Söhne euch Weyhrauch bringen. Höret, wie in allen Sprachen euch übereinstimmende Loblieder erschallen. Und billig sollen sich alle Stimmen zu einem so gerechten Lobe vereinigen und das sterbliche Geschlecht in ein Chor treten, euch zu erheben. Seyd verehret, ihr triumphierende Dichter, in glücklichern Tagen gebohren, ihr unsterbliche Besitzer eines allgemeinen Ruhms. Eure Würde wächst mit dem Wachsthum der Zeiten, wie Ströme, die sich im Herabfallen vergrössern. Bey Völckern, die noch ungebohren sind, werden eure mächtige Nahmen erthönen, und noch ungefundene Welten sollen euch einst bewundern. O, möchte doch den lezten den geringsten eurer Söhne, der euch mit schwachen Flügeln von ferne nachfleugt, der brennet, wenn er eure Wercke liest, aber, wenn er schreibet, zittert, o möchte ihn doch ein Funcken von eurem himmlischen Feuer beleben, daß er die eiteln Witzlinge die wenig bekannte Kunst lehren könnte, eine höhere Vernunft zu bewundern und an ihrer eigenen zu zweifeln.

Unter allen Ursachen, welche der Menschen fehlbares Urtheil verblenden, und den Verstand misleiten, ist keine, die ein schwaches Haupt gewaltsamer beherrschet, als der Hochmuth, ein unausbleiblicher Fehler der Thoren. Was immer die Natur an wahrem Werthe versaget, das ersezet sie mit einer Fülle von dürftigem Stolze. Es gehet in den Seelen zu, wie in den Leibern. Wo Blut und Geister fehlen, da strozet es von Winden. Und wo der Witz mangelt, da kommt uns der Hochmuth zu Hülfe, und füllt die gantze vernunftlose Einöde aus. Doch wenn der Verstand einmal diese Wolcke verjaget hat, so bricht die Wahrheit herein mit einem unwiderständlichen Lichte. Trauet euch dahero selbsten nicht, sondern machet euch jeden Freund, ja jeden Feind zu Nuze, um eure Fehler zu erkennen.

Ein seichtes Wissen ist gefährlich. Schöpfet tief aus dem Brunnen der Pierinnen, oder lasset ihn gar ungekostet. Trincken wir nur oben herab, so bringt es den Schwindel ins Gehirne, aber starcke Züge machen uns wider nüchtern. Die Gaben der Musen entzünden uns beym ersten Anblicke so sehr, daß wir in unsrer verwegenen Jugend sogleich vermeinen, den Gipfel der Wissenschaften zu ersteigen. Denn unser beschränckter Gesichtskreis entdecket uns gar zu wenig, und läßt uns die hinter ihm verborgene Weiten nicht erkennen. Aber wenn wir weiter kommen, so sehen wir mit Erstaunen, wie immer neue Schauplätze unendlicher Wissenschaften sich hinter einander entdecken. Eben so fangen wir freudig an,

die

die aufgethürmten Alpen zu besteigen. Wir lassen Thäler unter uns, und meinen den Himmel schon unter den Füssen zu haben. Es deucht uns, wir haben ihren ewigen Schnee bereits überstiegen, und die ersten Wolcken und Gebürge scheinen uns die letzten. Aber wenn wir diese erreichet haben, wie erschreckt uns nicht der starcke Anwachs unserer Arbeit auf Wegen, die sich immer verlängern. Eine neue Ferne ermüdet unser wanderndes Auge. Hügel blicken über Hügel heraus und Alpen erheben sich über Alpen.

Ein vollkommener Richter lieset jedes Werck mit eben dem Geiste, (f) worinnen es der Verfasser geschrieben hat. Er übersiehet das ganze und mühet sich nicht einen geringen Fehler in solchen Stellen zu finden, wo starcke Triebe uns bewegen und die Entzückung uns anfeuert. Er mag um dieses bosheitsvollen schlechten Kützels willen sich nicht des edlen Vergnügens berauben, an Geist und Vernunft sich zu ergötzen. Aber in einem Liede, worinnen weder Ebbe noch Fluth, worinnen eine regelmässige Kälte, eine gelehrte Kraftlosigkeit herrschet, welches um nicht zu fehlen bey einerley ruhigem Tone verbleibet, finden wir wohl nichts zu tadeln. Aber wir möchten darüber schlafen. In geistreichen Schriften, wie in der Natur, ist das, was uns rühret, nicht die genaue Richtigkeit einzeler Theile. Was wir Schön-

(f) Diligenter legendum est, ac pœne ad scribendi solicitudinem. Nec per partes modo scrutanda sunt omnia, sed perlectus liber utique ex integro resumendus. Quintil.

Schönheit nennen, ist nicht der Mund oder ein Auge, sondern die vereinte Kraft, der volle Inhalt von allen. So wenn wir einen prächtigen Dom, der Welt, ja selbsten Roms gerechtes Wunder erblicken, so pflegen uns nicht seine besondere Stücke mit Unterschied zu rühren, alle zusammen ziehen unsere Blicke zugleich auf sich. Da sehen wir keine ungeformte Höhen, noch Längen, noch Breiten. Das Ganze ist zugleich stoltz und regelmässig.

Wer immer ein Werck ohne Fehler zu sehen gedencket, der gedencket etwas, das nie gewesen, nicht ist, und niemals seyn wird. In jedem Wercke muß man auf den Zweck des Verfassers sehen, den niemand über dessen eigene Absicht erstrecken kan. Und wenn er sich bequemer Mittel und einer richtigen Ausführung bedient hat, so sind wir ihm Beyfall schuldig, zu troze der geringen Mängel, die darinnen erscheinen möchten; denn, wie ein wohlgesitteter Mann im Umgange, so muß ein Scribent im Schreiben oft kleine Fehler begehen, um grössere zu vermeiden. Verachtet die Regeln, die ein jeder Wortgrübler stellt. Es ist euch eine Ehre, dergleichen Kleinigkeiten nicht zu wissen. Mancher Critischer Unterbedienter hat sich dergestalt in sein Aemtgen verliebt, daß er den Stat darnach meistern, und das Ganze immer von einem Theile abhängig machen will. Sie sprechen von Grundsätzen, und rühmen nichts als richtige Begriffe, opfern sie aber alle einer einigen Thorheit auf, in die sie sich verliebet haben.

Man

Man sagt, daß einsten der Ritter von Mancha einen Dichter auf dem Wege angetroffen und sich mit ihm über die Grundregeln der Schaubühne unterhalten habe, mit eben so vernünftigen Blicken und geschickten Ausdrückungen, als immer Dennis thun können. Sein Schluß war, daß alle toll und wahnsinnig seyen, die sich hierinnen von des Aristoteles Vorschrift entfernen. Der Autor über einen so geschickten Richter erfreuet, zog eine Tragödie hervor und bat den Ritter um seine Meinung. Er erklärte ihm den Inhalt der Handlung, ihre Verwicklung, die Sitten und die Leidenschaften der Personen, die Einheit und was nicht mehr. Alles, erinnerte er, wäre genau nach den Regeln abgepaßt, wann nur ein Ritterkampf daraus geblieben wäre. Was, schrie der Ritter, den Kampf auslassen! Ja, oder wir müssen dem Stagyriten absagen. Nein beym Himmel! Antwortete jener halb rasend. Ritter, Schildträger und Pferde müssen alle auf der Bühne erscheinen. Aber die Bühne faßt kein so grosses Gedränge. So baut eine neue, oder spielt das Stuck auf einem offenen Plaze.

So macht es ein Kunstrichter, der mehr Fürwitz als Kenntniß besizet, der stärcker an Eigensinn als Urtheilskraft, und mehr seltsam als genau im Geschmacke ist. Er hat gar zu enge Begriffe, und begehet aus Parteyliebe in Wissenschaften Fehler, wie viele in den Sitten.

Einige haben an nichts keinen Geschmack, als an spielenden Gedancken. Jede Zeile muß ihnen von Flittergolde schimmern. Woran sie sich ergözen,

das

das sind Wercke, worinnen nichts just und regelmässig ist, ein glänzendes Chaos, ein wilder Haufen von Einfällen. Es gehet den Poeten wie den Malern. Wenn sie nicht geschickt genug sind, die nackte Natur, und lebendige Annehmlichkeiten zu bilden, so bedecken sie alles mit Gold und Edelsteinen, und verbergen ihre Schwäche unter einem Haufen von Zierrathen. Aechte Schönheiten in Schriften sind nichts als die Natur zu ihrem Vortheil gekleidet. (g) Etwas, das man oft gedacht, aber nie sowohl ausgedrückt hatte, dessen Wahrheit wir beym ersten Anblike empfinden. Ein Wiederschein der Bilder unserer eigenen Seele. Wie der Schatten das Licht angenehmer macht, so wird durch eine sittsame Einfalt die Lebhaftigkeit des Wizes erhöhet. Dann ein Werck kan auch mehr Geist haben, als ihm gut ist, gleichwie der Ueberfluß an Blut einem Leibe verderblich fällt.

Andere bekümmern sich allein um die Sprache, und schätzen die Bücher, wie manches Frauenzimmer die Männer, nur nach dem Aufputze. Ihr Lobspruch heißt immer: Die Schreibart ist vortrefflich. Die Gedanken nehmen sie in Demuth stets für gerechte Wahre. Inzwischen sind doch die Worte wie das Laub: Wo sie zu häufig sind, da findet man selten viel Früchte des Verstandes darunter. Eine falsche Beredsamkeit spreitet, wie ein drepekichtes Glas, ihre

(g) Naturam intueamur, hanc sequamur. Id facillime accipiunt animi, quod agnoscunt. Quintil. lib. 8. c. 3.

Gaukelfarben rings herum aus, daß wir die Natur nicht mehr erkennen. Alles glänzet gleichlich; alles ist ohne Unterschied lebhaft. Aber ein ächter Ausdruck ist wie die unwandelbare Sonne, die alles was sie bescheint, erhellet und zieret, die jeden Gegenwurf vergüldet, aber keinen verändert. Der Ausdruck ist die Kleidung der Gedanken. Je besser sie ihnen anpaßt, je anständiger kömmt sie uns vor. Da hingegen ein niedriger Gedanke in prächtigen Wörtern ausgedruckt einem groben Bauern gleichet, der in Königlichem Purpur einher tritt. Dann ein verschiedener Inhalt erfordert eine verschiedene Schreibart, so wie nicht einerley Kleidung für das Land, die Stadt und den Hof, geschickt ist. Einige suchen Ruf und Nahmen durch alte Wörter. (h) Sie sind alt im Ausdruck, aber völlige Neulinge im Verstande. Dergleichen mühseeliges Nichts in einer so wunderseltsamen Schreibart bethöret die Ungelehrten und macht die Gelehrten lachen. Sie sind so unglücklich als Fungoso in der Comödie (i) und meinen trefflich zu prangen, wenn sie in einer alten Kleidung erscheinen, die ein galanter Hofmann ehdessen getragen hat. So ah-

men

(h) Abolita & abrogata retinere insolentiæ cujusdam est & frivolæ in parvis jactantiæ. Quintil. lib. 1. c. 6. Opus est ut verba à vetustate repetita neque crebra sint neque manifesta; quia nihil est odiosius affectatione nec utique ab ultimis repetita temporibus. Oratio, cujus summa virtus est perspicuitas, quam sit vitiosa, si egeat interprete? Ergo ut novorum optima erunt maximè vetera, ita veterum maxime nova.

(i) Ben Johnson's Every Man in his Humour.

men ſie auch die groſſen Scribenten des Alterthums nicht beſſer nach, als Affen unſre Großväter, da ſie mit ihren Wämſtern bekleidet werden. In den Wörtern und in der Mode hat einerley Regel ſtatt. Zu neu oder zu alt, iſt beydes gleich phantaſtiſch. Sey nicht der erſte, ein neues Wort zu wagen, noch der lezte, ein altes bey Seite zu legen.

Aber die meiſten beurtheilen ein Gedichte nach dem Wohllaute. Gelind oder hart iſt ihnen gut oder ſchlimm. Laß tauſend Annehmlichkeiten ſich in der lebhafteſten Muſe vereinigen; die Thonſüchtigen Thoren werden nichts als ihre Stimme bewundern. Sie beſuchen den Parnaß nur um das Ohr zu küzeln und nicht den Verſtand zu beſſern, ſo wie mancher die Kirche nicht um der Predigt, ſondern der Muſik willen beſuchet. Dieſe ſehen auf nichts als gleiche Sylben; (k) Unbekümmert, ob ein öfterer Zuſammenlauf der Lautbuchſtaben das Ohr beleidige, ob die Flikwörter das beſte thun müſſen, und oft zehen niedrige Wörtgen in einem abgeſchmakten Verſe kriechen. Einerley Schellenklang gehet immer bey ihnen herum, mit

(na molli

(k) Quis populi ſermo eſt? Quis enim? Niſi carmi-
Nunc demum numero fluere, ut per læve ſeveros
Effugit junctura ungues: Scit tendere verſum
Non ſecus ac ſi oculo junctûram dirigat uno.
Perſius Sat. I.

(l) Fugiemus crebras vocalium concurſiones quæ vaſtam atque hiantem Orationem reddunt. Cic. ad Herenn. lib. 4. Vide etiam Quintil. lib. 9. c. 4.

geschwohrnen Reimen die man stets erwartet.

Ein Dichter führt uns stets durch die smaragdnen Felder.
Wohin? Ich weiß es schon. In dikbelaubte Wälder;
Da sucht sein Coridon im Schatten seine Ruh,
Und schleußt (bald thu ichs auch) die müden Augen zu.

Die lezte und einige Strophe ist hinten mit einem verstandlosen Zeuge geschmükt, welches sie einen Gedanken nennen; und endet sich mit einem unnöthigen Alexandriner, der wie eine verwundete Schlange seinen langgestrekten Cörper nachschleppet. Lasset solche ihre eigene dumme Reimen austhönen, und lernet ihr, eine männliche Anmuth von einer kraftlosen Weichlichkeit wohl unterscheiden. Preiset den ungezwungenen Nachdruck einer Zeile, worinnen Denhams Stärke und Wallers Lieblichkeit sich vereinigen. Eine leichtfliessende Schreibart kommt nicht von ungefehr; sie wird durch Kunst erworben, wie diejenige sich am fertigsten bewegen, welche tanzen gelernt haben. Es ist aber nicht genug, daß keine Härtigkeit das Ohr beleidige. Der Vers muß auch ein Echo des Verstandes seyn.

Der Weste Säuseln soll im Liede wiederhallen,
Und eine sanfte Fluth in sanften Thönen wallen,
Doch wenn sie tobt und braust, so stell' es unsrem Ohr
Ein Sturm im Verse selbst mit Lerm und Prasseln vor.

Wenn Ajax sich mühsam bearbeitet, eine Felsenlast umzuwelzen; so soll die Rede sich mit bemühen; die Worte seyen langsam, arbeitend. Aber nicht so, wenn die Flügel-schnelle Camilla über ein Saatfeld daher fleugt, und kaum die sich nicht biegenden Aehren mit flüchtigem

gen Fusse nur oben bestreift. Höre die veränderlichen Thöne des Timotheus, wie sie uns rühren, wie sie den Regungen gebieten, wechselweise zu steigen und zu fallen. (m) Man schauet den Sohn des Lybischen Jupiters nach jeder Tonveränderung bald brennend von Ruhmbegierde, bald weich von Liebe. Aus seinen wilden Bliken funkeln jzt Wuth und Rasen, und jzt bricht er in Seufzer aus, und zerschmelzt in Thränen. Perser und Griechen finden gleiche Regungen bey sich, und den Weltbezwinger bezwingen die Thöne. Noch jzo müssen alle Herzen die Macht der Musik bekennen, und was einst ein Timotheus war, ist jzt ein Dryden.

Fallet niemals aufs äusserste und vermeidet den Fehler derjenigen Köpfe, denen alles zu viel oder zu wenig gefällt. Haltet nicht alle Kleinigkeiten für würdig euch darüber zu ärgern. Dergleichen zeiget allezeit einen mächtigen Stoltz oder geringe Vernunft an. Solche Köpfe sind, gleich den Mägen, gewiß nicht die besten, die über alles ekeln und nichts verdäuen können. Aber laßt auch nicht jeden lebhaften Einfall euch sogleich entzüken. Denn ein Thor bewundert zu leicht, wo ein Vernünftiger nur beyfällt. Wie Dinge uns groß vorkommen, die wir durch einen Nebel ansehen, so ist auch die Dummheit immer geschikt zum vergrössern.

Einige verachten die französischen Scribenten, andere unsere eigene. Von diesem werden nur die

(m) Alexander's Feast or the power of Musick; An Ode by Mr. Dryden.

alten, von jenem die neuen hochgeschäzt. So pflegt ein jeder den Wiz, wie den Glauben, nur einer einigen kleinen Secte zuzueignen, und alle ausser ihr zu verdammen. Wie enge wollen diese die Seeligkeit einschränken und eine Sonne zwingen, daß sie nur an einem Ort hinscheine, die doch allgemein ist, sie sublimiert nicht nur den Wiz in warmen Sud- sondern zeitiget auch Geister in den kalten Nordländern. Wie sie von Anfang her die verlauffenen Alter beschienen, so beleuchtet sie noch das gegenwärtige, und wird einst das lezte erwärmen, obwohl ein jedes Ab- und Zunahme kennet, und bald hellerer bald trüberer Tage gewahr wird. So fraget denn nicht, ob etwas geistreiches alt oder neu sey; sondern tadelt das schlimme und schäzet das gute beständig.

Einige urtheilen niemals aus sich selbsten. Sie fangen die gemeinen Gassen-Urtheile auf und sind ewige Folger in ihren Schlüssen. Sie eignen sich einen alten sinnlosen Ausspruch zu, den sie selbst niemalen erfunden haben. Andere urtheilen nach dem Namen des Scribenten, und nicht nach seinem Werke. Der Mann ists und nicht die Schrift, die sie rühmen oder tadeln. Aber unter dieser knechtischen Heerde ist der ärgste, der in seinem dummen Hochmuth sich mit Standes-Personen gesellet. Er gibt einen geschwornen Kunstrichter an der Tafel eines Grossen ab, der dem gnädigen Herren sinnlose Schriften zubringen und austragen muß. Für was für ein elendes Zeug würde nicht dieses Madrigal gehalten werden, wenn es einen hungrigen Lohn-Reimenschmied

schmied oder mich zum Urheber hätte. Aber laßt einen Lord sich zum Vater der glüklichen Zeilen bekennen. O wie schimmert es darinnen von Geiste, wie trefflich ist die Schreibart geschmükt! Vor seinem geheiligten Namen fliehen alle Fehler, und jede erhabene Stanza ist schwanger mit Gedanken.

So irret der Pöbel im Nachahmen, wie oft die Gelehrten, wenn sie zu sonderlich seyn wollen. Der gemeine Haufen ist ihnen so verhaßt, daß wenn es ihm einmahl blindlings geräth, den rechten Weg zu finden, sie mit Vorsatz den Abweg erwehlen; nicht anderst als die Sectirer, die sich von den einfältig glaubenden trennen, und nur darum verdammt werden, weil sie zu viel Wiz haben.

Viele loben am Morgen, was sie des Abends schelten, und halten doch immer ihre lezte Meinung für die beste. Sie gehen mit ihrer Muse um, wie mit einer Buhlerin. In einer Stunde wird sie angebetet, in der andern mishandelt. Ihre schwache Köpfe schlagen sich wie unbefestigte Städte täglich zu einer andern Partie, und fallen bald der Vernunft bald der Unvernunft zu. Fraget sie warum. Sie sprechen, daß sie beständig klüger werden, sie seyen heut allezeit klüger als gestern. Wir sind so klug geworden, daß wir unsre Vätter für Thoren halten, und unsre noch klügere Söhne werden ohnzweifentlich uns auch dafür erklären. Als einsten die Schul-Theologen unsre Eifersvolle Insel überschwemmt hatten, da war der der gröste Grundgelehrte, der

die meisten Sprüche wußte. Der Glaube, die Schrift, und alles schienen nur zum disputieren gemacht, und keiner hatte Verstand genug, sich wiederlegen zu lassen. Nun schlafen Scotisten und Thomisten im Frieden beysammen, unter den Spinnweben, (ihren nahen Anverwandten,) an der Duksstrasse. Ist der Glaube selbst in so verschiedenem Aufzug erschienen, was Wunders daß sich auch beym Wize die Moden verändern. Oft muß die thörichteste Mode, die alles, was natürlich und geschikt ist, verwirft, wenn sie einmal den Lauf hat, für baren Wiz gelten. Und ein Scribente glaubt, es fehle ihm nimmer an Ruhm, wenn er solange lebt, als es Thoren beliebt, ihm zugefallen zu lachen.

Viele schäzen nur Leute von ihrer eigenen Partie oder Gemüthsart, und machen sich immer selbsten der Welt zur Richtschnur. Aus Eigenliebe glauben wir das Verdienst zu verehren, wenn wir nur uns selbst in andern rühmen. Die Factionen unter den Gelehrten hangen von den Staatsfactionen ab, und der Unterschied der Partien verdoppelt den Privathaß zwischen ihren Zugewandten. Stolz, Bosheit und Thorheit erhuben sich wieder Dryden in allerley Gestalten, bald eines Priesters, bald eines Kunst- und bald eines Moderichters. Doch das Gespötte vergieng und die Vernunft blieb dennoch über, denn ein wahres Verdienst bringt sich doch zulezt empor. Könnte er wiederkehren und noch einmal unsre Blike beseeligen, so würde es nicht fehlen, es müßten neue Blakmoren und neue Milburnen entstehen;

stehen; ja solte der grosse Homer sein ehrenvolles Haupt wieder empor heben, so würde auch Zoilus sich ohnverweilt aus dem Grabe aufrichten müssen. Der Neid verfolget das Verdienst, als dessen Schatten; aber er zeiget auch, wie der Schatten, ein Wesen an. Denn ein beneideter Wiz ist wie die verfinsterte Sonne. Sie beweiset einen groben Stoff an dem Cörper, der ihr entgegen steht, und nicht an ihrem eigenen. Wenn diese Sonne gar zu kräftig strahlet, so ziehet sie Dünste in die Höhe, die Anfangs ihren Glanz verdunkeln. Aber eben diese Wolken verherrlichen zulezt ihre Reise, sie zeigen uns neue Schönheiten im Wiederscheine, und vermehren den Tag.

Sey du der erste, ein wahres Verdienst zu loben. Wer warten will, biß es jedermann rühmet, der kömmt zu spät mit seinem Lobe. Das Leben unsrer heutigen Reimen währet leider ohne das zu kurz. Wie billich ist es denn, daß wir sie solches desto eher geniessen lassen. Die güldene Zeit erscheinet nun nicht mehr, da die alten Weisen, die Väter des Wizes, über tausend Jahre lebten. Ein langer Nachruhm, unser anderes Leben, wird nun umsonst gehofft. Sechzig einige Jahre sind alles, worauf wir trozen können. Unsere Söhne entdecken die Mängel in ihrer Väter Sprache, und was jezt Chaucer ist, wird Dryden werden. So bringt oft der getreue Pinsel einen treffichen Gedanken des Malers ins Werk. Eine neue Welt entstehet auf des Künstlers Gebot, und die Natur wartet auf die Be-

wegung seiner Hand. Bald zeitigen die Farben, und beginnen sich angenehmer zu mildern. Alles schmelzet lieblicher in einander und bringt erst die rechte Schönheit von Schatten und Lichte hervor. Aber wenn eben die Jahre dem Werke seine völlige Reife gegeben, wenn jedes prächtige Bild just anfängt zu leben, so betriegen oft die verrätherischen Farben die schöne Kunst, und die Wundervolle Schöpfung erbleicht und verschwindet.

Unglücklicher Witz, der gleich den betrieglichsten Dingen für die Mißgunst, die er uns zuzieht, uns nie genug belohnet. Nur in der Jugend brüsten wir uns mit seinem leeren Ruhme. Aber wie bald ist diese flüchtige Eitelkeit verlohren, wie eine schöne Blume im frühen Lenzen, die frisch blühet, aber eben im Blühen verwelket. Was ist dieser Witz, um den wir uns so bemühen? Ein Weib das der Eigenthümer andern überlassen muß. Er macht uns die meiste Unruhe, wenn er am meisten bewundert wird. Je mehr wir geben, je mehr wird immer von uns gefordert. Wir erwerben unsern Ruf zu mühsam, und verliehren ihn gar zu leicht. Sicher, einige zu beleidigen, aber niemals allen zu gefallen. Er ist eine Sache, die die Bösen fürchten, und die Tugendhaften fliehen. Von Thoren wird er gehaßt, und von Lasterhaften vernichtet.

Muß der Witz so viel von der Unvernunft leiden, o so sollte doch die Wissenschaft nicht auch seine Feindin werden. Ehedessen belohnte man einen grossen Meister, und rühmte zum wenigsten diejenigen, die etwas würdiges nur unterfiengen.

War

War gleich der Triumph nur einem Feldherren vorbehalten, so gab es doch auch Kränze, zur Belohnung der Soldaten. Aber nun bemühen sich die, so den Gipfel des Parnasses erreicht, andere herunter zu stossen. Und weil die Eigenliebe jeden neidigen Scribenten beherrschet, so machen sie sich mit ihrem Zanken den Thoren selbst zum Gespötte. Dem schlimmsten unter ihnen fällt es immer am schwersten, etwas zu loben. Denn ein schlechter Scribente ist eben so ein schlechter Freund. Zu was für einem verwerflichen Ende muß doch die Sterblichen die verdammte Ruhmsucht beherrschen! Auf was für schnöde Wege verleitet sie sie nicht! O daß doch niemand mit dem verderblichen Ehrdurst prangen, noch in dem Tadler den Menschen verliehren möchte! Ein guter Verstand sollte immer mit einem guten Herzen begleitet seyn. Denn irren ist menschlich, aber vergeben göttlich. Doch wenn ja in edlen Gemüthern noch solche Hefen überbleiben, die von der schwarzen Galle und jährenden Säure noch nicht gereiniget sind, so laßt eure Wuth über Laster aus, die es mehr verdienen, und sorget nicht, daß es in diesen Grundverderbten Zeiten euch daran werde manglen. Garstige Dinge sollen in Schriften nie keine Verschonung finden, so sehr auch Wiz und Kunst sich bemühen, sie annehmlich zu machen. Aber wenn sie dabey mit einer plumpen Dummheit begleitet werden, so verdienen sie noch dazu die äusserste Verachtung. In jener fetten Zeit, da Wollust, Reichthum und Ruhe im Flor waren, entsproß dieses fruchtbare

Un-

Unkraut und verbreitete sich bald allenthalben herum. Da war die Liebe die einige Beschäftigung eines müssigen Monarchen, der selten im Rathe, und niemals in den Waffen erschien. Buhlerinnen regierten den Staat, und die Staats-Bedienten schrieben Comödien. Man gab dem Witze Besoldung und junge Lords waren damit versehen. Die Schönen sassen entzükt bey der Oper eines Hofmanns und keine Maske schied unverbessert davon. Kein schamhafter Windfächer wurde mehr empor gehoben, und Jungfrauen lächelten über das, worüber sie zuvor errötheten. Die folgende Ausgelassenheit einer fremden Regierung öffnete allen Hefen des frechen Socinus den Damm. Dann wurde zuerst die Sittenlehre der Belgier erhoben. Wir bekamen ihre Religion und sie unser Gold. Priester ohne Glauben reformierten die Nation, und lehrten eine angenehmere Weise seelig zu werden, bey welcher freye Unterthanen des Himmels auch ihre Rechte vertheidigen dürften. Denn sonst hätte Gott selbsten zu Absolut scheinen mögen. Man gewöhnte die Kanzeln mit ihren heiligen Satiren sparsamer zu thönen, und die Laster wunderten sich ihre Schmeichler darauf zu erbliken. Hiedurch wurden unsere Titanische Witzlinge so kühne, den Himmel zu stürmen, und die Pressen ächzeten über erlaubten Gotteslästerungen. Auf diese Ungeheure schiesset eure Pfeile, ihr Bücherrichter. Auf diese richtet euren Donner und erschöpfet alle eure Wuth. Doch meidet anbey den Fehler derer, die, zum Aergerniße seltsam, einen Scribenten

mit

mit Gewalt übel verstehen wollen, um böses in ihm zu finden. Einem angesteckten scheint alles angesteckt, wie einem gelbsüchtigen Auge alles gelb vorkömmt.

Lernet derohalben auch die moralischen Tugenden eines Critici, denn die blosse Wissenschaft ist nur die Helfte der Pflichten eines Richters. Es ist nicht genug an Witz, Kunst und Gelehrtheit: Es müssen auch Wahrheit und Redlichkeit aus allem, was wir reden, hervorbliken, damit jedermann bewogen werde, nicht nur unser Urtheil zu schäzen, sondern auch unsre Freundschaft zu suchen.

Schweigetallezeit, wenn ihr noch an eurer Einsicht zweifelt, und seyd ihr wirklich gewiß, so sprecht doch als ob ihr euch nicht genug trauetet. Es giebt Thoren, die in ihren unvernünftigen Machtsprüchen so halsstarrig sind, daß sie mit Gewalt fort irren wollen, wenn sie einmal geirret haben. Aber erkennet ihr eure vergangene Fehler mit Freuden, und stellet jeden Tag eine Critik über den vorigen an.

Doch ist es auch nicht genug, einen guten Rath schlechthin zu ertheilen. Eine plumpe Wahrheit stiftet mehr übels als eine künstliche Unwahrheit. Man muß die Menschen lehren, als ob man sie nicht lehrte, und Dinge, die sie nie gewußt, ihnen vorbringen, als ob sie sie nur vergessen hätten. Die Wahrheit findet keinen Eingang, wenn die Höflichkeit sie nicht begleitet. Nur dieses kan den Vorzug unsrer Vernunft einem andern beliebt machen.

Seyd

Seyd niemals sparsam in Mittheilung eurer Meinung. Kein Geitz ist häßlicher, als wenn man mit der Vernunft geizig ist. Hütet euch daß keine niederträchtige Gefälligkeit eure Aufrichtigkeit befleke, und seyd nie so höflich, daß ihr darüber ungerecht würdet. Ihr dürft euch nicht fürchten einen Weisen so leicht zu erzürnen, denn niemand läßt sich lieber tadeln, als der gerühmt zu werden verdienet.

Doch o wie gut wäre es, wenn ein Kunstrichter sich allezeit diese Freyheit ausnehmen dürfte! Aber dem Appius steigt bey jedem Worte, das ihr sprecht, das Feuer in die Stirne. Er besitzt sich nimmer, und drohet bereits mit fürchterlichen Bliken, wie ein grimmiger Tyrann auf einer alten Tapezerey. Fürchtet euch ja einen vornehmen Thoren anzutasten, der die Freyheit hat, ohne Einrede dumm zu seyn. Ein solcher wird, wenn es ihm gefällig ist, ohne Geist und Witz zum Poeten, und darf sich graduiren lassen, ohne etwas zu wissen. Gefährliche Wahrheiten muß man einem unglücklichen Satirenschreiber, und Schmeicheleyen einem eckelhaften Dedicationsschmiede überlassen, dessen Lobsprüchen die Welt nicht mehr Glauben zustellt, als seinen Versprechungen, das Bücherschmieren aufzugeben. Es ist zuweilen am besten, wenn wir mit unsern Strafpredigten inhalten und dumme Köpfe in Liebe bey ihrer Einbildung lassen, denn wer kan so lange schmälen, als sie schreiben können? Sie sind wie Töpfe. Sie fangen an zu sumsen, und lassen in ihrem schläfrigen Laufe sich so lange herum

peit-

peitschen, bis sie zulezt gar entschlafen. Ein falscher Tritt reizet sie nur wieder von vornen anzufangen, wie ein liederliches Pferd, wenn es gestolpert hat, stärker anfängt zu laufen. Was für Schaaren von diesen ohnbußfertigen Köpfen werden nicht alt und grau in ihrer Bemühung, mit Sylben zu klingeln. Sie wollen mit Gewalt Poeten seyn, und druken aus toller Reimsucht ihr Gehirne bis auf die Hefen aus; sie erpressen auch die lezte trübe Tropfen ihres Verstandes; und reimen mit allem dem Rasen, das die Unvermögenheit erweket.

Solche schandbare Dichter haben wir. Doch giebt es gewiß eben so thörichte und verwerfliche Reimrichter. Ein hirnloser Kopf, mit Lasten von Folianten beschwehrt, (n) voll von Belesenheit und leer an Wissen, erbauet sein Ohr stets mit seiner eigenen Zunge. Er scheinet immer sich selbst zuzuhören. Er liest alle Bücher uud tastet alle an, die er liest, von Drydens Fabeln, bis auf Dürfeys Mährgen herab. Nach seinem Ausspruche haben die meisten Scribenten ihre Werke gestohlen oder erkauft, und Garth hat sein eigenes Dispensarium nicht selbst geschrieben. Nennet ihm eine neue Comödie. Er ist des Poeten Freund.

(n) Nihil pejus est iis qui paullum aliquid ultra primas literas progressi falsam sibi scientiæ persuasionem induerunt. Nam & cedere præcipiendi peritis indignantur & velut jure quodam potestatis quo fere hoc hominum genus intumescit imperiosi atque interim sævientes stultitiam suam perdocent. Quintil. lib. 1. c. 1.

Freund. Ja er hat ihm seine Fehler gezeigt. - - - Aber wenn wird sich ein Poete weisen lassen? Die heiligste Stätte ist nicht genug für diesen Thoren verwachet, und die Pauls-Kirche ist nicht sichrer für ihnen, als der Pauls-Kirchhof. Ja fliehet ihr zu den Altären, so werden sie euch selbst allda zu tode plaudern. Denn Thoren dringen in Orte, die sich die Engel scheuen zu betreten. Die Vernunft trauet sich nie zu viel. Sie spricht allezeit mit einer sittsamen Vorsichtigkeit. Sie wagt sich nie zu weit hinaus und sieht immer nach ihrem Heymath zurüke. Aber die rasselnde Unvernunft bricht mit vollem Knallen heraus. Sie stürmet gerade vor sich, ohnabgewandt, ohnwiderständlich, und zerbirstet in ein Wetter mit Donnern und Krachen.

Jedoch wo finden wir heute einen geschikten Rathgeber? Einen Mann der willig zu lehren und doch von seinem Wissen nicht aufgeblasen ist. Den weder Gunst noch Haß zu lenken vermögen. Der mit keinem dummen Vorurtheile beladen, oder nur blindlings gut ist. Gelehrt aber doch wohlgesittet, und wohlgesittet aber doch aufrichtig dabey. Dessen Feuer mit Sittsamkeit und dessen Strenge mit Gelindigkeit gemässiget. Der einem Freunde seine Fehler freymüthig entdeken, und auch am Feinde das Verdienst aufrichtig rühmen kan. Der einen genauen doch nicht zu beschränkten Geschmak, und eine Kenntniß der Menschen sowohl als der Bücher besizet. Der einen edlen Umgang und eine Seele hat, die kein Stolz befleket. Der mit Freuden rühmet, wenn er billig rühmen kan.

So

So waren ehedessen die Kunstrichter. So war die geringe Zahl der glücklichen Geister beschaffen, welche Athen und Rom in jenen bessern Zeiten gekannt haben. Der mächtige Stagyrite fuhr am ersten vom Ufer ab. Er ließ alle seine Seegel fliegen und durfte die Tiefen erkundigen. Er steuerte sicher und kam weit in seinen Entdekungen, vom Lichte des Mäonischen Sterns geleitet. Die Poeten, ein Volk, das lange Zeit ungebunden lebte, und eine wilde Freyheit eifrig behauptete; unterwarfen sich seinen Gesezen; und fanden sich überzeugt, daß derjenige billig dem Wize vorstehen sollte, der die Natur selbst unter sich gebracht hatte.

Horaz entzüket uns immer mit einer ohnbemüheten freyen Anmuth. Seine Reden bessern unsere Vernunft, ohne künstliche Lehrart. Gleich einem Freunde bringt er uns die schönsten Begriffe auf die leichteste Weise vertraulich bey. Er hätte bey seiner grossen Stärke an Wiz und Urtheilskraft eben so meisterhaft urtheilen dürfen, als meisterhaft er geschrieben. Aber er sang voll feuriger Bewegung und urtheilte in der sanftesten Stille. Seine Regeln lehren uns nichts, als was seine Werke wirklich in uns erregen. Wie sehr sind nicht unsere heutige Kunstrichter auf die Gegenseite gefallen. In ihren Urtheilen herrschet Wuth und Galle, aber in ihren Schriften das wässrigste Wesen; und Dichter beschimpfen den grossen Horaz nicht ärger, durch ihre ungeschikten Uebersezungen, als Kunstrichter, wenn sie ihn so verkehrt anführen.

Siehe wie Dionysius des Homers Gedanken erheitert, wie er neue Schönheiten aus jeder Zeile zieht. (o)

In dem lebhaften Petronius spielen Kunst und Einbildungskraft; das Wissen eines Gelehrten mit dem ungezwungenen Wesen eines Hofmanns.

In des ansehnlichen Quintilianus reichem Werke finden wir die richtigsten Regeln mit der deutlichsten Lehrart vereinigt. So pflegen wir nützliche Wafen in einem Zeughause geschickt einzutheilen und angenehm zu ordnen; damit sie auf diese Weise nicht nur unser Auge vergnügen, sondern auch im Nothfall desto eher gefunden werden können.

Den erhabenen Longin haben alle Musen begeistert, und ihren Criticum mit der Glut eines Poeten belebt. Er ist ein Richter voller Feuer, und ein Eiferer in seinem Amte. Er urtheilt mit Heftigkeit, aber allezeit gerecht. Sein eigenes Exempel bekräftiget alle seine Geseze, und er ist selber das grosse Erhabene, das er abbildet.

Also führten die Critici in einer langen Folge eine gerechte Regierung. Sie beschränkten die Ausgelassenheit, und ordneten die nützlichsten Geseze. Die Wissenschaften und Rom wuchsen zugleich in ihrer Herrschaft; und wohin die Adler flogen, da folgten ihnen immer die Künste nach. Aber auch beyde wurden zulezt von einerley Feinden zerstöret, und eine gleiche Zeit sah Rom und die Wissenschaften fallen. Der Aberglaube verband

(o) Dionysius Halicarnasseius.

band sich mit der Tyranney, und brachte die Seelen, wie diese die Leiber, in die Knechtschaft. Man glaubte viel, aber verstund wenig. Und dumm seyn mußte, nach der damahligen Auslegung, fromm seyn heissen. Dergestalten überschwemmete eine zweyte Sündfluth die Wissenschaften, und die Münche vollendeten, was die Gothen angefangen hatten.

Zulezt kam Erasmus; ein grosser so oft angegriffener Nahme; der Priesterschaft Ruhm und Beschämung! Der stemmte die wilde Fluth der Barbarey und trieb die heiligen Vandalen von der Schaubühne.

Aber siehe! wie in Leons güldenen Tagen jede Muse von ihrer Ohnmacht erwacht, und ihren verwelckten Lorbeerkranz wieder aufpuzt. Der Geist des alten Roms über dessen Schutt ausgestrekt schüttelte den Raub von sich und hub sein ehrenvolles Haupt empor. Dann ermunterten sich die Bildhauerey und ihre verschwisterte Künste von ihrem Schlafe. Steine eilten zur Form und Felsen begunnten zu leben. Jeder neuaufstehende Tempel erschall mit angenehmern Thönen. Ein Raphael malte, und ein Vida sang. Unsterblicher Vida, (p) um dessen würdige Scheitel sich die Lorbeere der Dichtkunst mit der Critik Epheu vereinigen. Cremona soll ewig mit deinem Nahmen prangen und Mantuen am Ruhme wie in der Lage am nächsten seyn.

Aber bald wurden die Musen durch den Greuel der Wafen aufs neue aus Latien vertrieben, und verliessen ihre alten Gränzen. Denn verbreiteten sich die Künste durch die ganze Norderwelt. Doch florierten die critischen Wissen-

 schaften

(p) M. Hieronymus Vida von Cremona ein vortrefflicher lateinischer Poet, der eine Dichtkunst in Versen geschrieben. Er lebte zu den Zeiten Pabst Leons des zehnten.

schaften am meisten in Franckreich. Ein Volck zum Dienen gebohren gehorchet den Gesezen, und Boileau herrschet daselbst an Horazen statt. Aber wir muthige Britten verachteten die fremden Geseze und behaupteten unsren Freystand mit unsren rohen Sitten. Verwegene und eifrige Verfechter der Freyheit des Wizes trozten wir die Römer wie vor Altem. Doch unter dem geringen Haufen derer, die mehr Kenntniß und weniger Einbildung hatten, wagten es einige, die bessere Sache der Alten zu vertheidigen und die Grundgeseze des Wizes auch bey uns herzustellen. Von diesen war die Muse, deren Regeln und Exempel gelehret haben, daß das gröste Meisterstük der Natur sey, wohl zu schreiben (q). So war Roscommon, das so gelehrte als tugendhafte Haupt, an Sitten so edel als am Geblüte. Er kannte den Römischen u. Griechischen Wiz und keines Scribenten Verdienst war ihm verborgen, als nur sein eigenes. So war zulezt auch Walsch der Freund und Richter der Musen, der so gründlich zu rühmen als zu tadeln gewußt; Gelind gegen die Fehler nnd eifrig für das Verdienst; Das aufgeklärteste Haupt und aufrichtigste Herze. Empfange diesen demuthsvollen Ruhm von mir, du werther beweinter Schatten; das einige was meine dankbare Muse dir noch geben kan. Du hast sie in ihrer frühen Jugend die Thöne gelernet. Du hast ihr die zarten Schwingen beschnitten und ihrem Fluge die gemessene Höhe vorgeschrieben. Nun, da sie ihren Führer verlohren, erkühnet sie sich nicht mehr zu steigen und wagt nur einen kurzen Ausflug in niedrige Gedichte. Vergnügt, wenn die Ungelehrten von ihr lernen ihre Mängel zu erkennen, und die Gelehrten, dem was sie bereits wissen, weiters nachzudenken. Das Tadeln hat sie nie bekümmert, und der Ruhm nie zu sehr gereizet. Sie erfreuet sich, wenn sie loben kan, und ist nicht furchtsam zu strafen. Schmeicheln und Beleidigen sind ihr gleich sehr zuwider, und wie sie nicht ohne Fehler ist, so schämet sie sich auch nicht, sich zu bessern.

Von

(q) Essay on poetry by the Duke of Buckingham.

Von dem
Sinnreichen
und dem
Scharfsinnigen.

Von dem
Sinnreichen
und dem
Scharfsinnigen.

DJe deutsche Nation (*) ist dem tiefsinnigen Weltweisen, Herren Christian Wolfen, davor verbunden, daß sie die ganze Reihe derer Wissenschaften, welche dienen das wahre Beste der Menschen zu befördern, und sie zu einer vernünftigen Bewunderung der Werke Gottes in der Natur aufzumuntern, ohne einen Dollmetscher lesen kan. Wer seine Schriften

(*) Im September von 1728. kamen zu Zürich unter dem Titel Anklage des verderbten Geschmakes Critische Anmerkungen über den Hamburgischen Patrioten und die Hällischen Tadlerinnen heraus, worinnen alles, was in diesen moralischen Blättern seinen Ursprung in dem Vermögen des Wizes hat, mit derjenigen Freyheit untersuchet und beurtheilet wird, welche eben so angenehm als lehrreich ist, wenn sie auf die Wahrheit gegründet ist. Diese Critik war schon im Jahr 1725. verfertigt, aber durch verschiedene Zufälligkeiten an dem Druke gehindert worden. Sie berührt nicht mehr als hundert Stüke des Patrioten und vierzig der Tadlerinnen. Der Verfasser hatte eine Fortsezung derselben versprochen, wo die Fähigkeit des Verstands besagter Moralisten, ihre Gelahrtheit, ihre Zuversicht auf ihre Geschiklichkeit, ihre Wissenschaft

mit Aufmerksamkeit nnd Nachdenken durchgehet, geräth öfters in Zweifel, ob er die Reinigkeit der Sprache, oder die Deutlichkeit der Begriffe, oder die Gründlichkeit der Beweise, oder die geschikte Verknüpfung der Wahrheiten am meisten bewundern solle. Die Lehrart in denselben hat etwas Ungemeines, und wird vermuthlich die Finsterniß vertreiben, in welcher die Deutschen bisdahin grösstentheils in Ansehen derjenigen Wissenschaften getappet haben, zu welchen etwas mehreres als die Geduld eins Lastthieres erfodert wird. Die Hoffnung, die ich desfalls auf den innerlichen Werth dieser Schriften gesezet habe, hat einen so gewissen Grund, daß ich sie nicht sinken lasse, ungeachtet ich wohl sehe, daß die Anzahl derer noch sehr gering ist, welche die darinnen enthaltene Lehren mit Nuzen zu brauchen wissen. Dennoch hoffe ich, daß man in künftigen Zeiten die grossen und heilsamen Wirkungen derselben

schaft der deutschen Sprache hätten untersuchet werden sollen: Allein es ist bey dem Versprechen geblieben.

Da mithin in dem gedrükten Stüke die Urtheile nicht auf das Dünkel des Kunstrichters ausgesprochen, sondern auf gewisse Grundsäze, die man jedesmal fest sezet, gebauet werden, so glaube ich, daß mein Vorhaben die Artikel desselben sämmtlich, oder die vornehmsten in meiner Sammlung nach und nach wider aufzulegen, meinen Lesern nicht unangenehm seyn werde, ungeachtet die Wochenblätter, welche Anlaß dazu gegeben haben, seit etlichen Jahren die Gunst und den Beyfall der eklern Deutschen verlohren haben. Ich will den Anfang mit dem Abschnitte von dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen machen.

selben nicht ohne Erstaunen verspühren werde, wenn der Neid und die Boßheit, die sich allen nüzlichen Unternehmungen entweder durch offentliche Gewalt oder durch List entgegen sezen, von der Zeit geschwächet, allmählich verschwinden werden. Mein Zwek erfodert, daß ich mit einem Exempel weise, was für einen guten Einfluß seine Lehrsäze auf alle unsre Erkänntniß haben würden, wann man dieselben nach seiner Absicht anwenden wollte.

Ich finde in den **vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt, und der Seele des Menschen** eine so deutliche Beschreibung, was der Wiz sey, daß wir sie in der Untersuchung des Sinnreichen überhaupt, vor den sichersten Leitfaden gebrauchen können.

Der Wiz, sagt er, **ist eine Leichtigkeit die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen: Wer hierzu aufgeleget ist, den nennet man Sinnreich.** Diese Beschreibung erkläret er an einem andern Orte also. „ Wenn die Einbildungskraft andere Dinge hervorbringet, die „ man vor diesem erkannt, welche mit den Gegenwärtigen etwas gemein haben: so erkennet „ man durch dasjenige, was sie mit einander „ gemein haben, ihre Aehnlichkeit. Derowegen „ da die Leichtigkeit die Aehnlichkeiten wahrzunehmen der Wiz ist; so ist klar, daß Wiz aus „ einer Scharfsinnigkeit und guten Einbildungskraft und Gedächtniß entstehet. Daher treffen wir bey denjenigen Wiz an, die viel behalten, und sich leicht darauf besinnen, oder,

„ wie man zu reden pfleget, ein gutes Gedächt-
„ niß haben, wenn sie zugleich auf die Sachen
„ aufmerksam sind. Wiewohl er in einem gerin-
„ gen Grade angetroffen wird, wo nicht Scharf-
„ sinnigkeit dazu kömmt. Nemlich wo es an
„ Scharfsinnigkeit fehlet, da nimmt man nur
„ Aehnlichkeiten wahr, die bald in die Augen
„ fallen; hingegen wo man scharfsinnig ist, da
„ entdeket man Aehnlichkeiten, die nicht ein jeder
„ gleich wahrnimmt. In dem ersten Falle kan
„ man auch den Schein für das Wesen nehmen;
„ in dem andern Falle aber ist jederzeit eine wohl-
„ gegründete Aehnlichkeit vorhanden. Je mehr
„ also einer Aehnlichkeiten zu entdeken weiß, je
„ mehr hat er Wiz, und je sinnreicher ist er. In-
„ gleichen je verborgenere Aehnlichkeiten einer ent-
„ deken kan, je grösser ist sein Wiz. Hingegen
„ ist einer mit geringem Wize begabet, wann er
„ gar schwer Aehnlichkeiten entdeken kan, und
„ ohne allen Wiz ist, der nicht sehen kan, wenn
„ ein Ding dem andern ähnlich ist. „

In den **Anmerkungen** über das erwähnte Buch lehret Hr. Wolf ferner, wie diese Beschreibung des Wizes und derselben Erläuterung zum Nuzen anzuwenden sey: „ Was ich von
„ dem Wize gelehret habe, dienet nicht allein die
„ Redner und Poeten, auch Comödien- und
„ Tragödien-Schreiber, sondern auch selbst die
„ Autoren, welche die Disciplinen und dahin
„ gehörige Sachen beschrieben, zu beurtheilen,
„ und bey denen Erfindern und ihren Erfindungen
„ hat man auch darauf zu sehen. Ja wenn man

„ die

„ die Regeln der Redner-Kunst, der Poesie,
„ der Kunst zu erfinden, demonstrativisch unter-
„ suchen sollte, so würde man auch nöthig haben,
„ unterweilen diese Gründe zu brauchen. „

Ich kenne keinen deutschen Scribenten, der sich über diese Materie deutlicher und gründlicher erkläret habe; und kan darum nicht begreifen, warum die Kunstlehrer, die das Sinnreiche in den Schriften untersucht haben, nicht auf diese Grundsäze gebauet, sondern lieber ihrem eigenen verwirrten Kopfe gefolget haben. Der Verfasser der **Hällischen Tadlerinnen** hat sich in die Gefahr gewaget, diese Materie abzuhandeln. Er hat seine Entdekungen derjenigen von seinen aufgeführten Personen, die er Phyllis getaufet, in die Feder geleget. Ich habe dieselben mit allem Fleisse erwogen, und beständig Anlaß gefunden wahrzunehmen, wie leicht man sich verirren könne, wenn man gute Anleitungen in den Wind schlägt.

Phyllis eröffnet ihr Vorhaben schier zu Anfange des sieben und dreissigsten St. mit folgenden Worten: **Ich habe vor dreyen Wochen versprochen, meine Gedanken von einem sinnreichen Ausdruke im Reden und Schreiben mitzutheilen.**; welche mir Anlaß zu einer Anmerkung geben, die aus den angeführten wolfischen Grundsäzen natürlich fließt, und die ganze Untersuchung erleichtert, nemlich, daß kein langes Nachdenken erfodert werde, auszumachen, was im Reden und Schreiben den Nahmen des Sinnreichen verdiene. Man nennet alles **Sinnreich**, was uns gewisse Aehnlichkeiten zwischen unterschiedenen

denen

denen Dingen entdekket, es sey, daß diese Aehnlichkeiten ihren wahren Grund haben und in der Natur der Sachen wesentlich seyn, oder daß sie auf einem blossen Scheine beruhen. Das giebt uns schon der blosse Ursprung des Wortes **sinnreich** zu errathen. Sinnreich oder Geistreich ist eben so viel als reich an Sinnen oder Geist. Es ist eben nicht nothwendig, daß ein Einfall nach dem guten Geschmake sey, wann er mit dem Beywort Sinnreich oder Geistreich beleget werden soll. Die Spiele der Phantasie und was die Franzosen Esprit faux & mixte heissen, haben ein gleiches Recht zu diesem Titel. Es wird auch keine grosse Geschiklichkeit erfodert, in den Schriften das Sinnreiche von dem Vernünftigen oder Wahren, welches alles allgemeine Benennungen sind, zu unterscheiden.

Aber wie weit sich die Gränzen des Scharfsinnigen erstreken, worinnen die Natur desselben bestehe, und wie fern es von dem Sinnreichen unterschieden sey; dieses sind Fragen, derethalben die Gelehrten annoch mißhellig sind; und die so eigentlich noch nicht erörtert worden. Was der Engelländische Zuschauer in dem zwey und sechzigsten St. davon gesagt, ist noch das Kläreste und Gründlichste, das mir über diese Materie zu Gesicht gekommen ist; wiewohl auch seine Begriffe noch ziemlich unbestimmt sind, und die Stufen und Gränzen des Scharfsinnigen nicht genug aus einander sezen. Indessen ist es zu meinem gegenwärtigen Vorhaben genung, daß ich die allgemeinen Grundregeln des Scharfsinnigen nach Herren

Wolfen

Wolfen Anleitung in eine gewissere Ordnung bringe.

Ich finde in seiner Metaphysik eine eigene Beschreibung von dem Scharfsinnigen überhaupt. Es heißt auf dem 469sten Bl. „ Wer viele Deutlichkeit in den Begriffen der Dinge hat, „ und also genau herauszusuchen weiß, worinnen eines einem andern von seiner Art „ ähnlich, und worinnen es hinwiderum von „ ihm unterschieden ist; derselbe ist Scharfsinnig. Und also ist die Scharfsinnigkeit die „ erste Art der Vollkommenheit des Verstandes, „ die sich so wol auf die anschauende, als figürliche Erkanntniß erstrecket. Und demnach ist einer um so viel scharfsinniger, je mehr er in einer „ Sache, die er sich vorstellet, entdecken kan, als „ der andere. Und in der figürlichen Erkanntniß „ kommt die Scharfsinnigkeit auf den höchsten „ Grad, wenn man alles erklären kan. „ Wenn wir nun diese Beschreibung mit den schon angeführten Stellen zusammenhalten, so können wir in unterschiedlichen Sätzen herausbringen, was den allgemeinen Character des Scharfsinnigen im Reden und Schreiben ausmachet.

Erstlich muß die Aehnlichkeit nicht allzu nahe seyn, noch so, daß sie jedermann leicht in die Augen fällt. Es wird zum Exempel keine Scharfsinnigkeit erfodert, in gleichen Dingen Aehnlichkeiten zu entdecken.

Zweytens muß die Aehnlichkeit nicht allzu entfernt seyn, so daß man Mühe hat, dieselbe nach einer langen Betrachtung zu errathen. Sie muß

nicht

nicht bloß in den Zufällen eines Dinges gesucht werden, z. E. in dem blossen Thone der Worte, wie in den Wortspielen, oder in der äusserlichen Figur, wie in den Bilder-Reimen, oder in einer blinden Versezung der Buchstaben und Sylben, wie in dem Anagramma.

Drittens ist in einem hohen Grade scharfsinnig, was uns mehrere verborgene Aehnlichkeiten verschiedener Dinge entdecket.

Folglich muß viertens das Scharfsinnige uns grosse, deutliche, und ergetzende Begriffe erweken.

Aus diesen Grundregeln kan sich ein jeder leicht einen Begriff von dem machen, was in den Schriften scharfsinnig heißt. Gegen dieselben will ich nun die Entdeckungen der verkappten Phyllis untersuchen. Denn wiewohl es das Ansehen hat, als ob ihr Vorhaben nur auf das Sinnreiche gehe; so ist doch die Wahrheit, daß sie diese Benennung in der Bedeutung genommen hat, die an das Wort **Scharfsinnig** gehänget ist: Woraus die Deutlichkeit ihrer Begriffe und ihre Kundschaft von der deutschen Sprache, worauf sie sich doch am meisten einbildet, abzunehmen ist.

Sie hat nachfolgende Stelle aus **Canitzen** Gedichten vor das 37ste Stücke gesetzt.

Man redt u. schreibt nicht mehr, was sich zur Sache schiket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket;
Der Bogen ist gefüllt,, eh' man an sie gedacht;
Was groß ist, das wird klein, was klein ist groß gemacht;
Da doch ein jeder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kan erfreuen;
Weil eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn man es in Gestalt der Riesen aufgeführt.

In

In der ersten Zeile steht der Text des Poeten verfälscht, die ungereimte Einschiebung des Wörtleins redt, an statt denkt, schwächt und verderbt den Sinn der gantzen Stelle. Die zweyte Zeile hat mir den Betrug verrathen, und mich die wahre Lection errathen lassen. Ohne Zweifel hat der Poet mit den dreyen ersten Zeilen auf den bekannten Vers des Horatz gezielet:

Scribendi recte sapere est & principium & fons.

Aber durch den angeregten Wortwechsel wird der gantze Gedancke des Poeten verderbt.

In dem Eingang macht sie folgende Glossen über diese Stelle des deutschen Poeten: In diesen herrlichen Worten hat ein fürtrefflicher Staats-Minister schon zu seiner Zeit den Verfall einer vernünftigen und regelmässigen Schreibart bedauret. - - Diese Stelle handelt überhaupt von einer guten Schreibart, und wo ich nicht irre, hält sie nachfolgende Regeln in sich. 1. Ein Scribent muß natürlich schreiben. 2. Er muß vernünftig schreiben. 3. Er muß in Vergrösserungen und in Verkleinerungen Maaß halten. Ich sahe zwar, daß diese drey Hauptregeln einer guten Schreibart so nothwendig sind, daß sie auch aus der sinnreichen Art nicht ausgeschlossen werden können: Allein es schien doch ausser diesen dreyen Stücken noch was mehrers zu einer sinnreich,-n Schreibart zu gehören.

Ich bin sicher, daß der Poet in diesen Versen nicht den Verfall der scharfsinnigen Schreibart beklaget; sondern die Quelle des Unnatürlichen entdecken

decken will, welche er darinnen findet, daß man ohne Gedanken und Vorbedacht auf das Papier schmieret, was ein ungebundener oder finsterer Sinn in die Feder flößt. Es kan hiermit aus seinen Versen die einzige Regel herausgeleitet werden: Man solle natürlich schreiben, d. i. die Begriffe müssen sich vor die Sachen, von welchen man reden oder schreiben will, und die Worte vor die Begriffe schicken. In dieser Regel sind die zwo andern, die Phyllis so sorgfältig sondert, schon begriffen. Diese allgemeine Grundregel beziehet sich auf alle Gattungen der Schreibarten und giebt uns ein allgemeines Kennzeichen an die Hand, die gute Schreibart überhaupt von der falschen zu unterscheiden. Es ist fürwahr lächerlich, daß Phyllis aus dieser Stelle des Poeten mit Gewalt eine Beschreibung des Scharfsinnigen herausgrüblen wollen. Aber sie fährt auf ihrem Wege fort, und giebt sich in dem Verfolge viele Mühe zu erweisen, daß die Schreibart, die nach diesen Regeln abgefasset ist, noch nicht scharfsinnig zu nennen sey. **Z. E. wenn der Herr von Besser in dem Lebenslaufe seiner Gemahlin so anfängt:**

„ wenn
„ wir unsere Todten hertzlich beweinet und ih-
„ re Gebeine ehrlich zur Erden bestattet; schei-
„ nen wir wol ihr ganzes Verlangen und uns-
„ re Pflicht erfüllet zu haben: aber der aller-
„ nützlichste Liebesdienst, den wir ihnen und
„ uns leisten können, ist, daß wir ihr Gedächt-
„ niß zum Exempel der Lebenden bewahren,
„ und wie wir aus ihrem Tode unsre Sterb-
„ lichkeit erkennen; also auch aus ihrem rühm-
„ lich

„ lich geführten Wandel uns zu dieser unver-
„ meidlichen Nachfahrt bereiten lernen: „ So
sind diese Zeilen zwar nach den vollkommensten
Regeln einer guten Schreibart abgefasset: sie
sind natürlich; denn ich sehe nichts gekünstel-
tes oder gezwungenes darinnen: sie sind ver-
nünftig; denn alles, was er sagt, ist wahr, man
mag es betrachten, von welcher Seite man im-
mer will: sie sind endlich auch nicht voller gar
zu hochgetriebenen Vergrösserungen. Doch
die Wahrheit zu sagen, so sind alle diese schö-
nen Ausdrückungen noch nicht sinnreich. Aber
wer ist jemahls in dem Irrwahne gesteckt, daß
alles was gut geschrieben ist, darum auch sinnreich
oder scharfsinnig sey? Jedermann siehet leicht, daß
die Besserische Stelle weder sinnreich noch scharf-
sinnig heissen kan. Der wahre Grund dessen ist,
weil darinnen keine Vergleichungen ähnlicher
Dinge vorkommen, indem sie aus blossen Ver-
nunfts-Sätzen zusammengesetzet ist. Im übrigen
kömmt mir die Sprache, in welcher Phyllis diese
Stelle beurtheilt, gantz unverständlich vor. Oder
was wollen diese Worte sagen? **Diese Zeilen sind
natürlich, denn ꝛc. sie sind vernünftig, denn ꝛc.
sie sind endlich auch nicht voller gar zu hoch-
getriebenen Vergrösserungen.** Kan denn etwas
natürlich und dennoch unvernünftig, oder vernünftig
und zugleich unnatürlich seyn? Und sind nicht alle
zu hochgetriebene Vergrösserungen wider die Na-
tur?

Dieser Stelle setzet sie noch einiche an die Sei-
te, die nach ihrem Urtheile den Character des Sinn-

reichen an sich haben; durch diesen Gegensatz in ein klärer Licht zu setzen, was sie droben zu behaupten gesucht hat, daß nemlich noch was mehrers zu einem sinnreichen Ausdrucke erfodert werde, als daß ein Gedancke natürlich und vernünftig sey. Die erste und zweyte sind aus eben derselben Schrift des Herrn **von Besser** entlehnet. **Das nette und wolgesittete Leipzig die Mutter und Säugamme beydes der Musen und Gratien.** Diese Stelle ist sinnreich, wegen der Aehnlichkeit und Kraft der Sinnbilder; da Leipzig unter dem Bildniß einer Mutter und Säugamme der Musen und Gratien vorgestellet wird. Die Musen sind die Schutzgöttinnen der Gelehrten, die Gratien die Göttinnen der Annehmlichkeit, beyden wurden von den Dichtern Mütter und Säugammen zugeeignet; und als eine solche wird Leipzig hier vorgebildet. So bald ihr diese Aehnlichkeiten und Bilder auflöset, und den Satz, der darunter stecket, mit eigentlichen unverblümten Worten ausdrücket, so verliert sich das Sinnreiche, aber damit auch die Kraft des Ausdrucks. Der blosse einfältige Satz ist folgender: **Leipzig erzeuget, nehret und heget gelehrte und angenehme Leute.** Aber das wird mit grösserer Deutlichkeit, Kraft und Nachdruck gesagt, wenn man sich ausdrückt, wie **Besser** in dieser Stelle gethan hat.

Die Stelle, die hiernächst aus eben demselben Autor angeführt wird, ist von einer andern Art; wenn er von dem Vater seiner **Kühlweinin** schreibet: **Unter den fünfzehen Kindern, mit denen er von dreyen Ehefrauen das Vaterland bereicherr**

chert, hat er ausser einer bald nach der Geburt wieder erblichenen Johannen, keine als diese einzige Tochter erzeuget. So werden die Edelgesteine nur einzeln gefunden; und so sparsam war das Verhängniß gegen denjenigen mit Töchtern, der das gemeine Wesen zur Tochter hatte. Diese Stelle ist zwar sinnreich; aber nicht scharfsinnig, weil die Aehnlichkeiten in den Vergleichungen allzuweit entfernt sind. Ich will gerne zugeben, daß Edelgesteine nur einzeln gefunden werden; aber einzele Töchter sind nicht allemal Edelgesteine, u. es ist eben keine Nothwendigkeit, daß die Auferziehung schlimm seyn müsse, wo viele Töchter sind. Man kan diese Edelgesteine, ich meine wolgesittete Töchter, eben so oft in volckreichen Haushaltungen antreffen, als wo nur einzele Töchter sind. Ferner; was ist für eine grössere Aehnlichkeit zwischen einer Tochter und dem gemeinen Wesen, als zwischen einem Sohne und demselben? Was heißt, **das gemeine Wesen zur Tochter haben:** Nichts anders, als für die Wohlfarth desselben getreulich wachen und sorgen. Warum muß aber der so wenig Töchter haben, dem die Wohlfarth des gemeinen Wesens angelegen ist? Es ist also diese Stelle, wiewol sie sinnreich ist, dennoch ein frostiges Spiel der Einbildung, oder, des Geistes. **Opitz** hat dieses Sinnbild geschickt angewendet, in dem dritten B. der **Poet. Wälder.**

Die durch viel Frömmigkeit ihr Kind, das Vaterland,
Vielmehr geschüzet hat, als jemand mit der Hand.

Das dritte Beyspiel ist aus des Herrn **von Canitz** Klag-Rede über die damahlige Brandenburgische Churprincessin Henriette genommen. Der

Untergang eines Tyrannen, entdecket ein Frohlocken bey allen; daß auch ein sterbender Herodes sein Testament zu einem Blut-Urtheile machen muß, damit, wo nicht sein Abschied, doch zum wenigsten das Angedencken seiner Grausamkeit nasse Augen verursachen möge. Da ist nichts gemeiners, als daß man die Lobschriften und Ehrenpforten mit Füssen tritt, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet hat. Diese vortreffliche Stelle ist vielmehr ein Exempel einer starcken und nachdrücklichen, als einer scharfsinnigen Schreibart; weil darinne keine Aehnlichkeiten der Dinge vorkommen, hingegen kräftige Ausdrückungen, die uns lebhafte und hohe Begriffe erwecken. **Der Untergang eines Tyrannen entdecket ein Frolocken bey allen**; dieses läßt euch gedencken, daß man beym Leben eines Tyrannen nur nicht einmahl die Freiheit hat, die Empfindungen seines Hertzens an den Tag zu geben; daß dieses Frolocken schon zuvor in der Hoffnung oder dem Wunsche der gedrückten Unterthanen verborgen gelegen. Also stecket die gantze Kraft dieses Ausdrucks in dem Worte **entdecken**, und daß diese Würckung dem **Untergange** zugeschrieben wird; sobald ihr dieses verändert, so verliert sich bey gleichem Verstande der Nachdruck dieses Satzes; wenn ihr z. E. saget: **Ueber dem Tode eines Tyrannen entstehet ein allgemeines Frolocken.** Diese Art des Ausdrucks ist bey weitem nicht von der Stärcke, als die, deren sich **Canitz** bedient hat. Von gleicher Art sind auch folgende Ausdrücke: **Das Testament zu einem Blutur-**

theil machen; Lobschriften und Ehrenpforten, daran Heucheley oder Zwang gearbeitet, mit Füssen treten.

Nachdem **Phyllis** diese Exempel vorher gesetzt hat, so war es nunmehr an dem, daß sie uns die Natur des Sinnreichen oder Scharffsinnigen entdeckte. **Nun fraget sichs**, sagt sie, **was zu einer so sinnreichen Schreibart gehöre: Ich unterstehe mich dieses nicht auf einmahl und in wenig Worten zu fassen: ich will es derowegen nach und nach in verschiedenen Anmerckungen erklären. Das Wort sinnreich selbst scheint schon anzudeuten, daß ein solcher Ausdruck voller Witz und reich an Gedancken seyn müsse, so daß er einem Leser viel Nachdenckens verursache.** In dieser ersten Anmerckung, was das Sinnreiche sey, wird an statt daß sie die Natur desselben erklären solte, alles so bunt durch einander geworfen, daß man mit grosser Mühe den Sinn u. die Unrichtigkeit derselben errathen kan. **Das Sinnreiche muß voller Witz seyn.** Das ist soviel als, es muß sinnreich seyn. Erkläre sie mir zuerst was Witz sey, ehe sie verlangt, daß ich sie verstehen solle. Ich wäre werth, daß man meiner lachte, wann ich einem, der noch keinen deutlichen Begriff von dem Geld hat, also erklären wolte, was Geldreich sey: Geldreich ist ein Mensch, der viel Geld besitzet, oder dessen Kisten voller Geld sind. **Das Sinnreiche muß darnach reich an Gedancken seyn:** Wann sie durch die Gedancken etwas anders verstehet, als die Würckungen des Witzes, so ist dieser Satz falsch; denn die Vernunftschlüsse gehören eigentlich nicht

zu dem Sinnreichen; oder zeige sie mir z. E. die reichen Gedancken (wann wir durch dieß Wort Vernunftschlüsse verstehen,) welche in der ersten Stelle aus Bessers Schriften stecken. Drittens soll das Sinnreiche viel Nachdenckens erwecken. Im Gegentheil muß es vielmehr so deutlich seyn, daß der Leser die Aehnlichkeit, die es vorstellet, ohne Mühe sehen kan. Dahero ist auch die angefügte Warnung, **daß man nicht alle Scribenten, die schwer zu verstehen sind, vor sinnreich ausgebe**, gantz überflüssig. Denn die dunckle und verworrene Schreibart ist nicht dem Sinnreichen entgegengesetzt. Vielleicht geben uns die folgenden Anmerckungen mehr Licht.

Das fürnehmste / sagt sie ferner / wird in der sinnreichen Schreibart wohl auf verblümte Gleichnißreden ankommen. Die oben erwehnten Exempel bestätigen es / und man kan noch mehrere anführen. Doch ist hiebey viele Behutsamkeit nöthig: die Gleichnisse müssen in der That Gleichnisse seyn; denn ein blosses gleichwie - - also / macht es nicht aus; vielmehr muß dieses gantz vermieden werden / wenn der Ausdruck sinnreich seyn soll. Die Gleichnisse müssen nicht gar zu gemein / und bekannt seyn; sonst sind sie unangenehm. Endlich müssen sie auch weder von gar zu hohen / noch gar zu niedrigen Dingen hergenommen seyn. Die verblümte Gleichnißreden gehören freylich zu dem Geschlecht des Sinnreichen; aber insgemein alles gehöret dazu, was durch die Vergleichung der Aehnlichkeiten, so zwischen den Dingen obschweben, herausgebracht werden kan. Darum ist der Lehrsatz,

daß

daß die offenbare Vergleichungen durch gleichwie-
also / nicht sinnreich wären, recht alber: Ich möch-
te nur auch einigen Beweiß für diese so verwegene
Meinung sehen. Opitz z. E. schreibt in dem er-
sten B. der P. W.

Ein Geist der Ehre sucht, muß etwas weiter ziehn,
Denn wo der Gräntzstein ligt. Drum bist du ausgerissen
Als wie ein junger Leu, im Fall er an den Füssen
Die Klauen wachsen sieht, und um den Halß die Mähn,
Die Zähn im Maule merckt; er will nun ferner gehn
Aus seiner Hölen Loch, in der er ist erzogen:
Und wie ein Adler thut, der nicht läßt ungeflogen,
Wiewol er kümmerlich erst jetzt hat ausgekielt,
Und noch der Nordwind nicht mit seinen Federn spielt.
Er macht sich in die Luft, und schwingt mit freyem Zügel
Bis zum Gewölcke hin die wenig starcken Flügel;
Alsbald er etwas dann erblickt in einer Bach,
So stürtzet er herab, und setzt den Enten nach,
Die grossen Schreckens voll sich für ihm untertauchen.

Nun wird mir niemand streitig machen, daß diese Verse nicht nur sinnreich, sondern auch scharfsinnig seyn, wiewol sie ein offenbares Gleichniß in sich enthalten. Aber auch diejenigen Regeln, die Phyllis von den Gleichnissen vorschreibet, haben nicht überall ihre Richtigkeit. Gleichnisse müssen von bekannten Dingen hergenommen seyn, weil sie meistens erklären sollen. Und hohe Sachen müssen mit hohen, niedere mit niederen verglichen werden. Ich kan mir keinen deutlichen Begriff von den Superlativis machen: Gar zu gemein und bekannt: Gar zu hoch und gar zu nieder. Solche Scribenten, die keine gemessene und deutliche Begriffe von den Dingen haben, sind in ihren Ausdrücken gantz unstet und ungewiß.

Die Exempel, welche Phyllis zur Bestätigung ihrer Lehrsäze anführet, sind wiederum von ungleicher Art. Das erste aus **Canitz** verdienet den Nahmen des Scharfsinnigen mit höchstem Rechte: **Die Tugend entgehet uns allemahl zur Unzeit/ und weil gemeiniglich auf einen schönen Morgen ein schöner Mittag folget; so giebt es ein trauriges Ansehen/ wann die Sonne verdunkelt wird, eh sie kaum halb über unsern Horizont gestiegen.** Der Mittag unsers Lebens ist das Mittel von dem menschlichen Alter, in welchem man noch so viele Lebens-Jahre vor sich siehet, als man ungefehr hinter sich gelegt hat; wann nun der Mensch in der besten Kraft seiner Jahre stirbt, ist es dem ordentlichen Laufe nach was eben so unerwartetes, als wenn die Sonne mitten an dem Himmel, wo sie zu Mittag stehet, verfinstert wird, welches sonst erst auf den Abend bey ihrem Untergang zu geschehen pflegt. Aber um so viel trauriger und unerwarteter ist das frühzeitige Ableben einer tugendhaften Person, als man mehr Ursachen hat, sich nach einem mässigen und tugendhaften Leben ein hohes Alter zu versprechen, eben wie nach einem schönen Morgen ein schöner Mittag zu folgen pfleget. Die nächstdarauf folgende Stelle aus Hrn. **von Bessers Leichengedichten** ist von einer vermischten Art. Die erste Zeile:

Ach daß die bleiche Zeit auch Purpur bleichen mag!

ist sehr schwach; weil die Aehnlichkeit allzu entfernt ist. Purpur ist die Kleidung königlicher Personen, und die Leibfarbe der Schönen. Es ist zwar schade, daß die hohe Farbe des Purpurs durch

die

die Abnüzung bleich gemachet wird: aber weit mehr ist zu bedauren, daß eine vornehme und schöne Frauensperson in dem Tode allen ihren Glantz und Pracht auf einmal verlieren soll. Was Besser hier in der verblümten Gleichnißrede saget, ist viel schwächer als ein blosser einfältiger Ausdruk seines Gedankens. Die zwo Zeilen, die auf diese folgen, sind von besserm Schrote.

Daß selbst das Sonnenlicht muß Finsterniße leiden!
Daß der Vergänglichkeit auch Fürsten unterthan!

Regenten, aber vornehmlich Monarchen, werden mit dem Sonnenlichte verglichen. Bey ihrem Absterben geschiehet so viel als eine Finsterniß, weil dadurch der gute Einfluß ihrer weisen Regierung einsmals gehemmet wird. Und wie geschikt ist nicht der Gegensaz: **Fürsten, aber dennoch Unterthanen der Vergänglichkeit.** Auch die lezte Zeile in dieser Stelle ist in einem hohen Grade sinnreich:

Was Gott zusammenfügt, der Tod vermag zu scheiden!

Als wann der Tod beynahe mächtiger wäre, als Gott. Dennoch weil diese Redensart durch den gemeinen Gebrauch fast zu einem Sprüchwort geworden ist, so verliert sie die Kraft des Scharfsinnigen.

Was izt ferner die Stelle anlanget, die aus einer Huldigungsrede angeführt wird, so kan man darinnen den Unterscheid zwischen dem Sinnreichen und dem Scharfsinnigen ohne Mühe wahrnehmen: Ich will sie darum übergehen, damit die Bogen nicht ohne Noth verstärkt werden. Lasset

uns demnach zu der Untersuchung der noch übrigen Anmerkungen der Phyllis fortgehen: **Ich fahre also fort und mercke zum andern an/ daß ein sinnreicher Satz bißweilen nur in einem artigen Vortrage einer sehr leichten Wahrheit/ und ganz gemeinen Gedanckens bestehe.** Das Sinnreiche erfodert eben keine hohen Gedanken; aber was ist ein **artiger Vortrag**? Es wird sich wol niemand vermessen, uns dieses im Ernste zu erklären. Diese wortreiche, aber dabey sinn- und kraftlose Lehrsäze würden mich bald bereden, daß Phyllis einen Reifenrok trüge. Doch es kan seyn, daß ihre dunkle Begriffe aus den beygefügten Exempeln ein besser Licht empfangen. Das erste ist eine Aufschrift aus Hrn. **Rathsherrn Brockes** vortrefflichen Buche, **Irdisches Vergnügen in Gott** betitelt; wovon die lezte Zeile also lautet:

Der Narr lebt arm um reich zu sterben.

Worüber die Jgfr. **Phyllis** diese Auslegung giebt: **Was ist bekannter/ als daß ein Geitziger deswegen Hunger leidet/ weil er gern bis an sein Ende reich bleiben will: und doch hat Hr. Brokes dieses so schön, lebhaft und neu ausgedrüket, daß es mit unter die sinnreicheste Schreibart gehört.** Jch gebe zu, daß der Ausdruck sinnreich sey; die Ursache dessen ist, weil der Poet mittelst Vergleichung des Lebens und des Todes eines Geitzigen diesen sinnreichen Gegensatz herausgebracht, daß er jenes armselig zubringe, damit er, wann es verlohren hat, und izt ohne Empfindung ist, den Nahmen eines reichen bekomme, welches die Aufführung eines Harpax recht

lächer-

lächerlich machet. Und ich erkläre mich hier, wie in parentheſi, daß ich geſchikten Gegenſätzen den Titel, daß ſie ſinnreich ſeyn, nicht abſpreche, maſſen ſie aus der Vergleichung zweyer Dinge, welches ein Werck der Einbildungskraft iſt, entſtehen. Man muß mich demnach alſo faſſen, daß ich der ſinnreichen Schreibart alles zueigne, was aus der Vergleichung zweyer Dinge hergeleitet iſt; dasjenige, was herauskömmt, ſey nun gleich eine Entdeckung verborgener Aehnlichkeiten, oder verborgener Ungleichheiten. Wiewol ich aber dieſen Ausdruck des Hrn. **Brockes** für ſinnreich, ja für ſcharfſinnig, gelten laſſe, muß ich gleichwol bekennen, daß ich die Scharfſinnigkeit, die er mir entdecket, nicht Hrn. **Brockes** zuſchreibe, weil mir dieſer Gegenſatz nicht neu; ſondern ſchon vorher anderwärts bekannt geweſen. Ich glaube auch nicht, daß dieſer Poet, wann er die Stärke ſeines Wizes beweiſen wollte, eine Stelle von dieſer Art anführen würde; denn man muß ihm das Lob unſtreitig laſſen, daß er in dem Scharfſinnigen, inſonderheit was die Beſchreibungen der Natur und die Würckungen der Dinge anbelanget, vortrefflich ſey. Das zweyte Exempel iſt die bekannte Stelle des **Horaz** *Carm. Lib. I. Od. 4. Pallida mors &c.* Phyllis urtheilet davon alſo: **Dahin gehört auch folgendes: der Inhalt iſt dieſer gemeine Saz: Alle Menſchen müſſen ſterben: aber die Art des Ausdruckes macht ihn ſinnreich.**

Der Tod durchdringt ſowol die Schlöſſer groſſer Kaiſer,
Als ſchlechtgebaute Hirtenhäuſer.

Ich erinnere mich daß der Pater **Buhurs** in ſeinem

nem critischen Wercke *La maniere de bien penser dans les ouvrages d'esprit* betitelt, fast gleiche Gedancken von dieser Stelle des Horaz hat. Ich will seine Worte hersezen: La mort n'épargne personne: Voila une pensée fort vraye & qui ne l'est, que trop par malheur; mais c'est une pensée bien simple & bien commune. Pour la rendre nouvelle en quelque façon, il n'y a qu'à la tourner de la maniere qu'Horace & Malhérbe ont fait. Der Inhalt dieser Stelle ist nicht: **Alle Menschen müssen sterben; sondern: Grosse Herrn sind vor dem Tode so wenig gesichert / als geringe Leute; der Tod schont keinen.** Die wahre Ursache, daß diese Stelle scharfsinnig genannt wird, ist die Aehnlichkeit, welche sie in der Vergleichung eines Königs und eines Hirten, zwoer Personen, die so weit von einander entfernt scheinen, als widerwärtige Dinge, entdecket; da sie weiter nichts mit einander gemein haben, sind sie doch in dem Tode einander gleich.

Allein je weiter **Phyllis** in Entdeckung der Natur des Sinnreichen fortzugehen vermeint, desto mehr geräth sie auf Abwege, welche sie je länger je weiter von der Wahrheit entfernen. Oft, fährt sie fort, geschieht es, daß eine sinnreiche Rede sich auf eine Zweydeutigkeit gründet. Der Herr von Besser schreibt an Melinden, daß er sie aufrichtig und nicht aus Begierde nach ihrem Reichthum liebe:

Was wilst du mehr? Ich meide dich,
Ich will dich andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Hertz für mich,
So hab auch keines mich zu hassen.

Die beyden lezten Zeilen enthalten hier das Sinnreiche: und es entstehet bloß aus der doppelten Bedeutung des Worts Hertz. Wenn Melinde sagt: Ich habe kein Hertz an dich zu verschenken, so heist es so viel, ich bin dir nicht gewogen. Wann er aber bittet, daß sie auch kein Hertz haben möge ihn zu hassen, so meint er das eigentliche Hertz: denn wenn man sagt. daß man jemanden gram sey / so wird in keiner Redensart an das Hertz gedacht. Daß zweydeutige Reden und Wortspiele in dem weitläuftigten Sinne, den ich oben erklärt habe, können sinnreich genennet werden, ist nicht zu läugnen; wiewohl sie von äusserst verdorbnen Geschmack sind: Aber daß sie zu dem Scharfsinnigen solten gerechnet werden, wie Phyllis in dieser Regel haben will, ist abgeschmakt. Das Exempel ist ein kahles gezwungenes und frostiges Wortspiel. Man sagt nicht schön: **Er hat für mich ein Hertz**, an statt: Er ist mir gewogen. Noch, **so hab auch keines**, d. i. sey nicht so kühn, **mich zu hassen.**

Die lezte Anmerckung: **Es giebt auch eine Gattung sinnreicher Gedancken, die in einer geschickten Vergrösserung einer Sache bestehen.** Wenn diese Vergrösserung aus einer Vergleichung herkömmt. **Der Herr von Caniz lobt von seiner hohen Verblichenen**, daß sich die Lehrer selbst über ihre Wissenschaft verwundert, und daß auch die Unsträflichsten durch ihren Wandel erbauet worden. Imgleichen von seiner eigenen Gemahlin:

Manches Weib wird hoch gepreisen,
Das kaum so viel Tugend zehlt,
Als die Seeligste vor diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Diese beyden Stellen sind nicht nur erträglich, sondern können dem Buchstaben nach verstanden werden. Aber wenn jemand von dem grossen Alexander geschrieben: Er habe ein rechtes Ertz-Hertz gehabt, in dessen einem Winkelchen die gantze Welt so räumlich habe liegen können, daß noch sechs andre Welten neben ihr Platz genug gehabt hätten: das kan wol ziemlicher Massen ausgeschweiffet heissen. Dieser Jemand ist der berühmte Spanier Balth. Gracian. Der P. Buhurs führt in seinem obenerwehnten B. diese Stelle mit einichen Anmerkungen begleitet an. Il traite le cœur d'Alexandre d'Archicœur, dans un coin du quel tout ce monde étoit si à l'aise, qu'il y restoit de la place pour six autres. *Grande fue el de Alexandro y el archicoraçon, pues cupo en un rincon del todo este mondo holgadamente, dexando lugar para otros seis.* Avez-vous rien vû de plus recherché & de plus enflé?

Dieses mag genug seyn den Lesern einen deutlichen Begriff davon zu machen, was in den Schriften überhaupt sinnreich, und was insbesondere scharfsinnig geheissen zu werden verdienet: Sie können daraus nicht allein lernen, woher die allgemeinen Grundsäze dieser Schreibart müssen geholet, sondern auch wie solche gebraucht werden müssen, wann man jede vorkommende Schrift beurthei-

urtheilen will. Ins besondere darf ich hoffen, daß der Hr. **Philologus**, der im 34sten St. die Jgfr. **Phyllis** durch sein schriftliches Ansuchen zu dieser unglücklichen Untersuchung des Scharffinnigen veranlasset hat, allhier den vollständigen Unterricht, den er bey den **Schweizerischen Kunstlehrern** vergeblich gesucht, und von gedachter **Phyllis**, das ist, von seiner eigenen Scharfsinnigkeit (†), in die er sehr verliebt ist, umsonst erwartet hat, zu seiner Befriedigung antreffen, und wenigstens die Bescheidenheit daraus lernen werde, inskünftige nicht mehr so vermessen zu seyn, und sich zu einem Richter des Scharffinnigen aufzuwerffen, bevor er gelernet hat, was scharfsinnig ist. Ich sehe zwar eine einfältige Aufrichtigkeit in dem folgenden Bekänntniß, womit er sich im Eingang verwahrt: **Wundert euch nicht / daß** mich diese Ursachen bewogen haben euch um eure Gedanken von der sinnreichen Schreibart zu ersuchen. Ich gestehe es / daß ich in gewissen Fällen gar wol sagen kan, welcher Gedancke sinnreich sey oder nicht: allein wenn ich eine Beschreibung geben soll / so will es nicht fort. Ich habe oftmahls einen Streit gehabt / ob diese oder jene Redensart in einem Scribenten sinnreich sey oder nicht, und ich finde, daß man sich ordentlich ganz andre Begriffe davon macht / als ich. Aber ich entdeke hernach eine so viel|grössere Vermessenheit bey ihm, wenn ich

(†) Denn eben derjenige, der sich in die Phyllis, und die übrigen Tadlerinnen verwandelt hatte, hat auch die Person des Philologus an sich genommen.

ich betrachte, mit was vor Eigendünkel er als ein vollmächtiger Richter einem Autor die Kundschaft des Scharfsinnigen abspricht, und dem andern zuerkennet, wie er eine Stelle als lächerlich verdammet, und hingegen eine andere eben so unbegründet canonisirt. Ich kan nicht fassen, wie sich diese Aufführung mit dem ersten Bekänntniß reime. Auf was vor einen Grund kan derjenige seine Urtheile von dem Scharfsinnigen bauen, der nach eigenem Geständniß nicht weiß, was scharfsinnig ist? Er muß es nothwendig riechen, oder schmeken, oder fühlen. Oder es kan seyn, daß der Hr. Magister eine von denen Magischen Maschinen des Hamburgischen **Patrioten** besizt, mittelst deren er diese unterschiedene Entdeckungen machet.

Lasset uns noch mit einem Exempel darthun, wie weit er es durch diese oder dergleichen Mittel gebracht habe. **Ein grosser Niedersächsischer Poet** / sind seine Worte in eben demselben 34sten St. der **Tadlerinnen** / **dessen Verdienste zu schmälern ich nicht im Stande bin** / **hat in seiner Passions-Geschichte diese Aria:**

Heil der Welt dein schmerzlich Leiden
Schrekt die Seel und bringt ihr Freuden,
Du bist ihr erbärmlich schön.

Da sind nun einige meiner Freunde in diese Redensart / erbärmlich schön, so sehr verliebt / daß sie jeden Buchstaben eines Ducatens werth achten. Es hilft gar nichts / wann ich ihnen sage / daß dieses ein ganz unnatürlicher Ausdruk sey, den die Lateiner *contradictionem in adjecto* **nennen. Ich frage sie vergebens. Ob**

sie

sie denn wohl ein Frauenzimmer abscheulich angenehm nennen wolten? Sie bleiben allezeit dabey / das erbärmlich Schöne sey was unvergleichliches / und sie beruffen sich ihre Meinung zu behaupten / auf die Glükwünsche anderer Poeten / die dem Vater dieses erbärmlich schönen Ausdrucks deswegen gemacht worden. Der Hr. Philologus hätte diese Stelle und seine Freunde mit seinen pöbelhaften Schertzen billig verschonen sollen: Denn sein Gespötte läst sehr abgeschmakt, indem es etwas schönes und geschiktes anpakt. Es ist natürlich, daß die Betrachtung des Leidens des Heilands zwo gantz verschiedene Würkungen oder Empfindungen in dem Gemüthe hinterläst. Die Betrachtung des Schmerzens oder die Grösse des Leidens an ihm selbst, würket die Empfindung des Mitleidens, des Erbarmens und der Traurigkeit. Aber wenn man die Betrachtung auf desselben Folgen und Würkungen kehrt, so entstehet nothwendig in dem Gemüthe eine Freude. Was uns ergezet oder belustiget ist nun schön: Und es ist erbärmlich einen Unschuldigen an der Folter des Leidens zu sehen. Kan ich dann nicht mit Recht sagen, der leidende Heiland komme der Seele als **erbärmlich** und als **schön** vor? Wenn ich z. E. eine schöne Frau in einem mitleidenswürdigen Zustande begriffen sehe, so darf ich mich mit gutem Grunde ausdrüken: **eine mitleidenswürdige Schöne.** Demnach muß Hr. Philologus besser lernen was *contradictio in adjecto* bey den *Logicis* sey, denn die Lateiner reden nicht so kauderwelsch. Freylich wä-

re es abgeschmakt, wenn man eine Frau abscheulich angenehm nennen wollte, denn dieses sind nicht allein unterschiedene, sondern streitende Dinge, diversa, non opposita. Ich finde eine gleichmässige Stelle in Opizens IV. B. der P. W. nicht weit vom Ende der Oden, woraus sich zeigt, daß dieser treffliche Poet keinen Abscheu vor dergleichen Gegensäzen gehabt hat:

Sie weiß nichts von Menschen-Gunst,
Wie es zwar manch Freund hier machet,
Der aus falscher Liebesbrunst
Frölich klagt, und kläglich lachet;
Der zwar gut ist vom Gesicht,
Und sich aller Treu verspricht;
Das Herze meint es nicht.

Solche haben in der That einen besondern Nachdruck, wenn sie nur nicht weit her, wenn sie nicht gezwungen, und nicht unverständlich sind. Und die Wahrheit zu bekennen, dünkte mich derjenige, den ich bißher vertheidiget habe, ein wenig zu gekünstelt und zu dunkel, wenn ihm die nächst vorhergehende Zeile nicht zu Hülfe käme, und ihn in ein helles Licht sezete.

Hans

Hans Sachs

Ein

Heldengedichte.

Mit einigen

Erklärungen.

Fortunate puer, tu nunc eris alter ab illo.

Virg. Ecel. 5.

Vorrede des Verfassers (*) an den Leser.

WAs die Gelegenheit zu folgendem Gedichte gegeben (†), das hat man bey der ersten Ausgabe desselben in einer langen Vorrede weitläuftig angeführet. Wie man aber von Natur geneigt ist, allen Dingen ein gewisses Maaß zu setzen; Also hat man anizo dieselbe auch gerne unterdrücken, und den Leser wegen einiger Oerter dieses Gedichtes lieber im Dunckeln lassen, als die Thorheit eines andern weiter ans Licht sezen wollen (a). Man

Historische Anmerkungen des Herausgebers.

(*) Dieser ist Herr Wernicke, ehmahliger Königlich-Dänischer Staatsrath und Resident in Paris.

(†) Nemlich ein von Postel wider Wernicken verfertigtes Sonnet, weil der lezte den Lohensteinischen Geschmak getadelt hatte.

(a) Auch derjenige, der gegenwärtige neue Auflage besorget, gedenket der Welt hiervon nicht mehrers zu offenbaren, als was der Verfasser ihr nicht hat verbergen wollen, oder nicht genug verborgen hat. Seine Absicht erstreket sich nur auf die Lebenden. Er will gerne die Todten ruhen lassen, die weder Scham noch Unterricht mehr bessern kan. Und er hält diese satyrische Schrift alleine hoch, in so ferne sie geschikt und poetisch geschrieben ist, nicht in so ferne sie vor ein Zeitungsblat angesehen wird. Wiewohl er nun nicht in Abrede seyn kan, daß Wernicke durch seinen anagrammatisirten Stelpo Posteln gemeinet habe, so wäre ihm doch lieber daß man solchen künftig nur vor eine Symbolische Person ansähe, welche überhaupt den Character von einer gewissen Art unnatürlicher Poe-

hat Schimpf mit Schertz; und ein kleines Sonnet mit einem gantzen Heldengedichte beantwortet. Die Erfindung desselben hat man einem Englischen Poeten abgelehnet (b); die meisten Einfälle aber von sich selber nehmen müssen. Wie solches diejenige, denen die eigentliche Umstände des Orts und der Sache bekannt sind, gar leicht von sich selber werden ersehen haben. Es würden auch diejenige ihre Mühe verliehren, die die angeführte Deutsche, Welsche, Englische, und Französische Oerter den Hans Sachs betreffend, anderswo, als in meinen Anmerckungen aufsuchen wollten. Welches aber bey denen nicht zu besorgen stehet, die so gleich im ersten Anblicke verspühren werden, daß auch eben dieselbe nicht ohne ein gewisses Absehen geschrieben worden sind. Die beste satyrische Schriften werden in Deutschland von den wenigsten recht verstanden, weil wir zu weitläuftig eingetheilet, und keine allgemeine grosse Hauptstadt haben, wornach sich alle andre richten (c), so daß in diesem Stüke die ten vorstellen soll. Er zweifelt nicht, daß man nicht auf den heutigen Tag noch eine ziemliche Anzahl solcher Stelpo antreffen werde, welche den ersten Stelpo nicht verleugnen können; und darum hat er die Mühe genommen, diese Satyre, die voll artigen Scherzes und lehrreicher Sticheley ist, aus dem Staube hervorzuziehen.

(b) Nemlich Johann Dryden, der unter dem Nahmen Mac Flecko die abgeschmakten Poeten seiner Insel, wie Wernike Hans Sachsen und Stelpo, auf eine heroisch-comische Weise besungen hat.

(c) Ein ieder satyrischer Scribent, er mag in einer allgemeinen grossen Hauptstadt, oder in einer nicht so volkreichen Stadt eines weitlauftig eingetheilten Staates schreiben, ist der Gefahr unterworffen, daß seine Schriften in allen

die heutige Englische und Französische Poeten einen grossen Vortheil vor uns haben. Sintemahl die erste gantz England in Londen, wie die andre gantz Frankreich in Paris vor sich finden. Unterdessen so hat sich seit der Zeit ein andrer ge-

 funden

allen denen Stellen dunkel werden, wo er sich zu absonderlichen historischen Begegnissen, sonderbaren Sitten und Gewohnheiten, umständlichen Gemählden der Sitten, Allusionen, persönlichen Schwachheiten, hinuntergelassen hat. Denn wenn gleich zu der Zeit, da der Autor geschrieben, und an dem Orte, wo er seine Schriften an das Licht gestellet, jedermann von diesen Sachen Wissenschaft gehabt hat, wenn die Personen, auf die er deutet, gleich durchgehends bekannt gewesen sind, so gerathen solche doch mit dem Laufe der Zeit, und öfters nach wenig Jahren gäntzlich ins Vergessen. Wer Satyren an einem grossen Königlichen Hofe schreibt, hat desfalls keinen Vortheil vor einem andern, der in einer vornehmen Handelstadt eben dasselbe thut. Leute, die ausser der allgemeinen grossen Hauptstadt leben, haben selbst bey Lebezeit des Verfassers so wenig Wissenschaft von solchen Kleinigkeiten, als diejenige, welche ausser der Provinzialstadt wohnen, von eben dergleichen Sachen, die darinnen niemanden verborgen sind. Die Umstände von dieser Art haben in der Hauptstadt sowohl als in der Provinzialstadt nach einer kurtzen Zeit einen Geschichtschreiber oder Ausleger vonnöthen. Also wären des Boileau Satyren noch bey seinem Leben in vielen Stellen unverständlich geworden, wenn sich nicht einer gefunden hätte, der sich eine Arbeit daraus gemachet hat, daß er alle die Kleinigkeiten darinnen, derer Wissenschaft sich den Nachkommen entzogen hätte, sorgfältig erkläret hat. Und wie viele Sachen sind in Horaz, Persius, und Juvenal, zu unsrer Zeit dunkel, welche zu ihren Zeiten der gantzen Römischen Welt bekannt waren. Dieses ist zwar sehr verdrießlich, weil solche moralische und persönliche Umstände dienen, der Satyre Licht und Leben in einem hohen Grade mitzutheilen, indem sie die Sachen gantz nahe vor das Gesicht bringen. Dennoch leidet der moralische Unterricht von der Dunkelheit, in welche sie mit der Zeit verfallen, keinen grossen Abbruch, weil sie nur Nebenbegriffe geben, ohne welche die Hauptbegriffe nichtsdestoweniger wohl verstanden werden.

den (d), welcher sich wieder Hans Sachsens rechtmässigen Nachfolger empöret, und demselben die Folge der Herrschaft streitig machen wollen; indem er in einem gantz kunterbunten Buche so viel Keckheit, so viel Unverstand und so viel grobe und garstige Frazen sehen lassen, daß wenn man diesen mit jenem vergleichen sollte, jener in der That wegen seines Verstandes vor einen Cato, wegen seines Wizes vor einen Horatius, und wegen seiner Gelahrtheit vor einen andern Varro würde gehalten werden. Weil nun dieser sich gleichfalls gelüsten lassen, hin und her gröblich auf gewisse Leute zu sticheln, so war man schon auf die Gedanken gerathen, einen zweyten Theil von Hans Sachs zu schreiben, welchen man die Empörung, wie den ersten die Krönung, würde genennet haben. Es hätte an der Erfindung nicht gefehlet. Man dachte aber hernach, daß man zwar unterweilen aus einem Schwan; niemals aber aus einer Ganß ein Schaugerüchte machte, und daß es schon genug wäre, denselben mit einem paar Ueberschriften, dergleichen folgends der Geschichte ein gewisser Edelmann wol ehe seinem Koch vergeblich abgefordert, abzuspeisen. Hätte man nichts gesagt, so würden die Narren, und hätte man zuviel gesaget, so würden kluge Leute

(d) Hunold, der so genannte Menantes, der eine ganze Comedie auf Wernike gemacht hat, genannt: Der thörichte Pritschmeister, worinnen er aus Wernike per anagr Weknarr und Narrweke macht und lauter Injurien vorbringt.

Leute darüber gelachet haben. Ja wer weiß, ob sich nicht schon viele von diesen leztern verwundern, daß man schon so viel geschrieben habe. Es müssen dieselbe aber bedenken, daß man niemals eine Thorheit nur halb begehen müsse.

Hans Sachs ein Heldengedichte.

WAs irdisch ist, vergeht, was menschlich ist, nimmt ab,
Und ein Monarche selbst fällt mit der Zeit ins Grab.
(herrschte,
Diß ward Hanß Sachs gewahr, der lang' in Deutschland
Und nach der Füsse Maaß hier Schuhe macht' und verschte;
Der in der Dummheit Reich' und Hauptstadt Lobesan
Den ersten Preiß durch Reim' ohn' allen Streit gewann.
Es war in langer Ruh ihm wiedrigs nichts begegnet,
Er fand mit manchem Sohn unzehlbar sich gesegnet;
Doch alt, und durch die Last der Sorgen matt gemacht,
So war er auf die Folg' im Reich' anizt bedacht.
Er dachte welchem Sohn es möchte meist gebühren,
Nach ihm mit der Vernunft unendlich Krieg zu führen;
Und ruft: Es ist geschehn! denn Hertz und Neigung schlißt,
Daß der mein Folger sey, der mir am gleichsten ist.
Mein Stelpo (e) zeigt allein mein Bild an seiner Stirne,
Und unzertheilte Dünst' umnebeln sein Gehirne;
Selbst seine Amme faßt' in der Geburt ihn um,
Weissagt' und segnet' ihn mit diesem Wunsch: Sey dumm.
Mein Stelpo ists allein von allen meinen Söhnen,
Den an dem Pegnizstrand ein Pfaltzgraf wünscht zu krönen;
Der ein verständlich Wort vor Ungelahrtheit hält,
Und die Undeutlichkeit am klärsten uns vorstellt.
Mit Mühe kan man noch der andern Meinung rathen,
Und Wiz findt Herberg einst bey einem Zes und Spaten;

(e) Stelpo per anagramma Postel.

Mein Stelpo ists allein, der niemals nicht nachsinnt,
Und sich im rechten Weg', aus Irrthum selbst, nie findt.
Bißweilen fällt ein Funck von Witz an andrer Seele,
Und blizt ein kurzes Licht durch die verstockte Höle;
Nur Stelpos Grönlands-Nacht duldt keinen solchen Riß,
Kennt nichts als dürre Kält und dike Finsterniß.
Zudem so findt man gleich, wenn man sein Antlitz schauet,
Daß um dieß höckricht Feld der Wahn sein Nest gebauet (f);
Daß Unbedachtsamkeit in voller Majestät
Gleichwie in einer Wolck' an seiner Stirne steht.
Die hohle Stimme selbst, die durch die Nas' erschraubet (g),
Zeigt ihren Meister an; und mancher Lehrling glaubet,
Wenn durch dieß thönend Ertz' ein schnarrend Unwort bricht,
Das keiner nicht versteht, daß ein Orakel spricht.
Schoch (h), Zeidler, Zes' und Tiz, und andre Reim-Erfinder
Sind, wann man sie mit dir vergleicht, nur arme Sünder.
Die erste Stell' hört dir in dieser Schwanen Reih'
Du grosser Patriarch von der Pritschmeisterey.
Ich selbst, ein Dudentopf berühmter als die andern,
Must' hinkend vor dir her mit meinem Schurzfell wandern,
Damit ich dir den Weg bereitete, O Held,
Und deinen grössern Ruhm verkündigte der Welt.
Oft, wenn ich lange gnug gebrauchet Ahl' und Feder,
Und manch unschuldig Wort gereket wie das Leder;

Wenn

(f) Dieses giebt ohne mein Erinnern zu verstehen, daß Stelpo ein hokrigtes Gesicht voller Kupfer und Finnen gehabt habe.

(g) Diese Worte sagen uns, daß er ein wenig durch die Nase gesprochen habe. Ich bekümmere mich hier nicht, ob diese und dergleichen persönlichen Umstände ihren historischen Grund haben, oder nur von dem Satyrico zu stärkerer Brandmahlung des Conterfaits erfunden worden seyn.

(h) Hr. Gottsched leget diesem in dem Hauptstüke seiner Dichtkunst für die Deutschen, wo er von den Hirtenliedern handelt, ein grosses Lob bey, und meint er habe in seinem Blumengarten viel Ehre eingeleget, obgleich die Verse zuweilen etwas hart seyn. Allein die Strophen, die er zur Probe anführet, und vor ungemein ausgiebt, bekräftigen vielmehr das Urteil unsers Satyrici.

Wenn ich, mit Tint' und Pech besudelt, Vers' erdacht,
Und manchen Schuh zu kurtz, und Fuß zu lang gemacht:
So must' ein Dudelsak mir meinen Unmuth stillen,
Und mein alduldend Ohr mit seinem Schnarren füllen.
Doch war mein Dudelsak ein Vorspiel nur von dir,
Und deinem hellern Thon, wenn du schlägst dein Clavier (i).
Mich dünkt, ich hör' anizt dich neuen Orpheus spielen,
Weil deiner Finger Wink die scharfe Seiten fühlen;
Man singt. Das Lied ist dein, und K - -rs (k) die Musick,
Der in des Stümpers Reim erweißt ein Meisterstück;
Der mit dem Thon ersezt, was den Verstand verrüket,
Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzüket;
Der dir zu Nuz die Sinn' uns oft verwirrt gemacht,
Und deine falsche Münz' im Klang' hat angebracht.
Zudem so stehen dir drey Nymphen noch zur Seiten (l),
Die was man nicht begreift, durch ihre Stimm ausdeuten:
O wer ist so verstokt, der diesen Vers nicht schäzt,
Den Schönheit selber singt, und Kunst in Noten sezt?
Ich höre mit Begier die Clytemnestra (m) singen
Die durch Gebärd' und Stimm' ins Herze weiß zu dringen;
Die dein gebrechlich Lied durch ihren Schall beschirmt,
Und wie du die Vernunft, so sie den Himmel stürmt;
Die durch die Raserey des Schreibers Wahn beschönet,
Und dich dem Neid zu Troz, zum Dichter singend krönet.

Die

(i) Postel spielte etwas mittelmässig auf dem Clavier, womit er sich aber in Gesellschaft breit zu machen pflegte.

(k) Ist der berühmte Capellmeister Keyser, ein vortrefflicher Componist, ohne dessen Musik Postels Singspiele, wie man sagt, unmöglich hätten gefallen können.

(l) Zielt auf drey berühmte Sängerinnen aus der Opera in Hamburg.

(m) Clytemnestra ist eine Rolle aus der Opera Iphigenia, welche von einer Sängerinn, Nahmens Conradine, gesungen ward, die eine Stimme wie eine Trompete hatte, und eine vortreffliche Actrice in wütenden Partien war.

Die Jole (n) folgt hernach, die Aug und Ohr erfreut
Durch ihre sanfte Stimm' und holde Sittsamkeit;
Die, weil ein Seufzer hier den andern lieblich jaget,
Des Dichters Wahnwiz mehr als Hyllas Noth beklaget;
Und der so sehr nicht schmerzt der Dejaniren (o) Schluß,
Als daß sie, was du hast geschrieben, singen muß.
Zulezt kommt Adelind (p), die mir den süßten Freuden,
Hier stehl' ich dir den Vers, ersezen kan das Leiden;
Die ihre eigne Wort' oft mit mehr Lust anbringt,
Und sprechend mehr gefällt, als wenn sie deine singt;
Die ohne Sorgen dich läßt deine Verse zimmern,
Und dich allein um das, was dich angeht, bekümmern;

Die

(n) Ist eine Rolle aus der Opera Hercules von einer Sängerinn, Nahmens Rischmüllerin, gemacht, die in traurigen Stücken nicht ihres gleichen hatte.

(o) Die Jole ward von der Dejanira im Singspiele zum Tode verdammt.

(p) Adelinda ist eine Rolle aus einem andern Singspiele, die von einer Nahmens Schoberin recitirt ward, die von einem sehr lustigen Humeur und scherzhaften Umgang war. Die unterstrichene Worte sind aus Postels Versen selbst genommen. Ich will diese Entdeckungen nicht vor wichtiger ausgeben als sie sind, und darum bekennen, daß sie der Schilderey des Satyrici eben kein viel grösseres Licht mittheilen. Er hat uns den Character dieser drey Nymphen in einem so hellen Lichte vorgestellet, daß wir sie aus seinen lebhaften Pinselzügen genugsam kennen lernen. Er hat ferner den Gegensaz zwischen ihrem Gesange, und dem Inhalt desselben, wie auch die Hülfe, so sie dem Operndichter leisten, so sinnreich angezeiget, daß uns der Stachel seiner Satyre nicht verborgen bleibet. Was dieses Gedicht schäzbar macht, sind nicht kleine Begegnisse, und Umstände, die es uns in das Gedächtniß brächte, es sind Ausdrücke, Vorstellungen und Gemählde, die wir vor sich selbst hochschäzen, ohne daß dergleichen Histörgen etwas dazu helffen. Wir halten noch heut zu Tage so viel von des Seneca Satyre auf den Kaiser Claudius, als man zu Rom zwey Jahre nach seinem Absterben davon gehalten hat.

Die oft so wenig ist, auf was sie singt, bedacht,
Als du warst, wie du es hast zu Papier gebracht.
Hier schwieg der alte Greiß, und weinte fast vor Freuden,
Die er an seinem Sohn' erlebt, und fing mit beyden
Den wolgerathnen Sohn, mit beyden Armen um,
Bestetigend den Wunsch der Amme: Sey du dumm.
Nah' einem schönen Fluß, der hundert Schwanen träget,
Und erst nur um sein Schilf die schwache Wellen schläget;
Hernach der Stadt zur Lust sich weit und breit ergießt,
Der Stadt, die, wo sie's selbst erkennet, glücklich ist.
An dem ein strenges Haus (q) die feste Mauren zeiget,
Worinn der Boßheit wird der steiffe Halß gebeuget;
In dem die Faulheit man zur frühen Arbeit zwingt,
Und ungerathne Söhn' oft zur Erkänntniß bringt.
(Frieden,
Da steht, nicht weit von dem, doch wie vom Krieg der
Und gleich wie Tag und Nacht durch diesen Fluß geschieden;
Auf daß uns zeig' ein Blick, daß hier die Ordnung wohnt,
Wo man die Laster straft, weil man die Tugend lohnt:
Da steht nicht weit von dem ein starck und groß Gebäude (r),
Der fremden Zeitvertreib, der Eingesessnen Freude;
Das ein berühmter Mann (s) zu Nutz und Zier der Stadt,
Der Kunst und Sinnligkeit zugleich gewiedmet hat.
In dem die Götter selbst vom Himmel prächtig steigen,
Und sich die Element' in schöner Ordnung zeigen;
Wo Städte man einnimmt, und manches Reich zerstört,
Verstorbne Fürsten zeigt, und junge Helden lehrt.
Schad ists, daß diesen Plaz kein Hofmannswaldau stüzet,
Noch Lohenstein und Gryph hier hinterm Vorhang sizet,
Daß kein Antonius, und keine Catharin,
Kein treuer Schäfer nicht betritt die schöne Bühn (t);
Denn

(q) Zuchthaus an der einen Seite des Alsterflusses.

(r) Das Opernhaus an der andern Seite der Alster.

(s) Ein gewisser Rathsherr Schott, in dessen eine Tochter Postel verliebt und auf Werniken eifersüchtig war.

(t) In diesen Zeilen erkennen wir den Kunstrichter nicht,
der

Denn würd' ein solcher Vers die Anstalt hier begleiten,
So könnte man Paris den Vorzug selbst abstreiten:
Wiewohl auch dort wie hier die Dichtkunst hinten bleibt,
Und das was Lülly sezt, allein ein Quinaut schreibt;
Gleich als ob die Musik, die doch vom Himmel stammet,
An allen Orten wär zum Aberwiz verdammet.
Nun hatt' Hans Sachs dieß Haus der Ehre werth geschäzt,
Daß er des Stelpos Thron hierinnen prächtig sezt.
Denn es hatt' eine Hex ihm längst gewußt zu sagen,
Daß ein Tyrann allhier - - -
Das Volk mit Versen würd' als Scorpionen plagen;
Daß er die deutsche Sprach' im Grund erschüttern würd,
Gebohrn dem Wiz zu Troz, und der Vernunft zur Bürd.
Nun hatte Fama schon, die nie mit Schweigen sündigt,
Des Stelpos Krönungs-Tag der ganzen Stadt verkündigt:
So daß ein grosses Volk vom Dreckwall, Mistberg (u), kam,
Und auf dem Gänse-Marckt die besten Plätz' einnam.
Es war der Weg belegt stat köstlicher Tapeten
Mit Blättern, welche man gepflükt aus den Poeten,
Die in dem finstern Thum (w) gleich als begraben sind,
Und die man eh' als hie bey Apothekern findt.
Fruchtbringend war der Staub, gekrönet alle Steine;
Doch aller andern Werk' erstickten Stelpos seine:

Der

der zuerst die Kühnheit gehabt hat, sich dem Lohensteinischen Schwulst im offentlichen Druke zu widersezen, welches Lob ihm Herr Konig in seiner Untersuchung des Geschmakes mitgetheilet hat.

(u) Dieß sind Nahmen einiger Gassen in Hamburg, die er hier angebracht, um durch ihre häßliche Benennung den Stelpo noch lächerlicher zu machen. Auf dem Gänsemarkt steht das Opernhaus, daher er da die Krönung angesezt.

(w) In der Doms- oder Thumskirche haben die Buchführer ihre Gewölber.

Betrogne Druker war'n an statt der Leibwach hier,
Und S - - (x) ging beherzt als Hauptmann allen für.
Man sah' hernach das Volk sich vor dem Fürsten neigen,
Und diesen auf den Thron mit schweren Tritten steigen;
Weil Stelpo, Rechtensfrey, des Reiches Sazung laß,
Und ihm zur rechten Hand Roms andre Hoffnung saß.
Er war mit diken Dampf gleich einer Wolk umfangen,
Und keke Dummheit spielt' um die verwelkte Wangen.
Wie weyland Hannibal vors Vaters Altar tobt',
Und stete Feindschaft da mit einem Eid anlobt;
So schwur auch Stelpo hier, und wahrlich nicht vergebens,
In stetem Krieg und Kampf Zeit seines ganzen Lebens
So mit der reinen Sprach' als der Vernunft zu stehn,
Und keinen Stillstand nie mit beyden einzugehn.
Die Salbung ward hernach vom König selbst verrichtet,
Der ihm mit Pech und Talk stat Oels die Haare schlichtet,
Er riß ihm die Perruck vom ehrbarn Scheitel ab,
Weil sein geharnschter Daum den faulen Segen gab.
Ihm ward hernach ein Kranz von Blumen aufgesezet,
Von Blumen, derer Kopf ein Römer abgesezet,
Von Blumen, die so leer und leicht als sein Gehirn,
Jezt sinkend als im Schlaf sich neigten vor der Stirn.
Zwölf Eulen sahe man, wo nicht die Leute lügen,
Im selben Augenblik ehrwürdig vor ihm fliegen;
Und weil die Adler einst in Zahl den Eulen gleich,
Dem kühnen Romulus verkündigten das Reich,
So ward auch jezt vom Volk die Deutung angenommen,
Und jeder strebt im Wunsch dem andern vorzukommen.
Es war der alte Greis hierüber sehr erfreut,
Und schüttelt' einen Dampf der Ungeschiklichkeit
Von seinem Kopf auf ihn. Erst stand er wie entzüket,
Als wann sein Haupt die Kraft der Weissagung verrüket;
Zulezt brach der Prophet in diese Worte aus:

Der Himmel segne dich du Zier von meinem Haus,

Daß

(x) S . . . heist Spiering, welcher Postels Verleger war.

Daß deine Herrschaft nie mög' ihres gleichen haben,
Und sich von Schweizerland erstreke bis in Schwaben;
Daß Wahn und Eigenlieb' umzingle deinen Thron;
Und man den Vater kaum mehr nenne vor dem Sohn;
Daß alle Dudentöpf hinfort nach deinem Nahmen
Man Stelpos nenn'. Er schwieg -- u. alles Volck sagt: Amen.
Hernach so fuhr er fort: Mein liebster Sohn nimm du
Beyds in Unwissenheit und Unverschämtheit zu.
Laß andre viel auf Wiz, Verstand, und Ordnung truzen,
Lern' aber du von mir arbeiten ohne Nuzen;
Begreife wie man lang' in Kindesnöthen ringt,
Und eine Mißgeburt doch nur zu Lichte bringt.
Laß Hofmannswaldau du bey treuen Schäfern bleiben,
Und Lohenstein und Gryph ein prächtig Traurspiel schreiben;
Laß du Myrtill, Myrtill, Coris, Corisca seyn,
Und bilde keinen Schach und Ibrahim dir ein. (y)
Laß die mit grosser Müh oft Jahr und Tag nachsinnen,
Und in dem weiten Lauf den sichern Kranz gewinnen;
Sey du, auch wenn du schreibst mit deinem besten Fleiß,
Bedacht, daß ja kein Wiz verrathe deinen Schweiß.
Laß B - - seinen Kiel in Hippocrene nezen,
Und den Parnassus so wie die Stadt Wien entsezen (z),
Laß ihn einst im Triumph auf deine Bühne ziehn',
Weil falsche Wort' und Reim' als Türck und Tartar fliehn,
Laß Weisens (a) kluge Räth' auf Zittaus Schauplatz steigen,
Und des Verfassers Wiz in ihrer Thorheit zeigen:

Weil

(y) Das Verstandes-Auge, das in Gryphius und Lohensteins Dramatischen Stücken Weisheit und Ordnung erbliket, scheint mir so gemacht zu seyn, daß es eben dergleichen in Postels Singspielen entdecken sollte. Wenn Wernike eben so viel Gütigkeit für den leztern, als für die beyden erstern gehabt hätte, so würde er vermuthlich wohl gesehen haben, daß ihre Urtheilskraft so wie Postels durch sehr enge Gränzen eingeschranket gewesen, so daß sie nicht viel vor ihm zum voraus fodern können

(z) Dieß war von Bostel der Bürgermeister, so auch ein Singspiel geschrieben, der Entsatz der Stadt Wien genannt, der aber einen bessern Geschmak hatte als Postel.

(a) Christian Weise hat in Zittau viele Comödien geschrie-

Weil jeder Narr den man in deinem Singspiel liest,
Dein wahres Ebenbild und stets ein Stelpo ist.
Laß auch den Helden selbst vom Spiel' uns Lust erweken,
Und unterscheid' ihn bloß im Nahmen mit dem Jeken;
Damit man beyde gleich vor deine Söhn' erkenn'
Den kleinen Stelpo den, und den den grossen nenn.,
Sieh' aber zu, wenn du nach Reim- und Versen fühlest,
Wie du Euripidens verbotne Waare stielest (b):
Vertraue der Natur, schreib was dir erst fällt ein,
Und brich dir nicht den Kopf ein Dudentopf zu seyn.
Laß deinen Kiel sich nie an fremdem Wiz vergaffen;
Was hat Euripides mit dir und mir zu schaffen,
Daß er mit Deutlichkeit dich etwann übereil'?
Du bist mein Blut, an dem hat dieser gar kein Theil.
Wenn hat Euripides Verstand und Vers getrennet,
Und seiner Sprach', uns gleich, die Rekbanck zuerkennet?
Wenn hat er dem Adon verstöret seine Ruh',
Mit: Zögre zögre nicht, ach komm, wo bleibest du?
Wenn sagt er: Daß sein Mund nicht kan vor Marmor
(sprechen,
Daß seine Zunge nicht kan Stahl und Eisen brechen;

J Weil

schrieben, worinnen die Niedrigkeit in den Erfindungen, den Gedanken, und der Schreibart, eben so merklich ist, als in Lohensteins Trauerspielen, oder Postels Opern, die Versteigung. Wer denn räth, denselben nachzuahmen, damit man die hohen Fehler vermeide, die diesen beyden vorgeworffen worden, der befiehlt, daß man sich auf die Erde niederlege, dem Fall vorzubiegen.

(b) Postel bracht in seinen Singspielen viel aus dem Euripides an. Dieses ist an sich selbst kein Verbrechen, aber es wird leicht zu einem Verbrechen, wenn es ohne Urtheil, Wahl, Absicht, und Ordnung geschieht. Denn so bald ein Stücke aus seinem Orte, wo es der Absicht und den Umständen gemäß in Grad und Maasse wohlbestimmt war, herausgenommen, und in einem andern Orte wieder eingeschaltet wird, hat es nicht mehr die vorige Gestalt, und Kraft, und thut nicht mehr den vorigen Eindruck.

[Crit. Samml.]

Weil ihm, der Vers ist dein, der Geist wie Wachs zerrinnt,
Und noch, zum Ueberfluß, die Sinne gläsern sind(c).
Wenn hat er - - Doch wer wolt' hier alle Wort' erzehlen,
Die ohne Nothzucht nicht, sich, weil du schreibst, ver-
(mählen;
Und deren keines nicht weiß wie ihm sey geschehn,
Wenn sie als deutsche sich bey Hottentotten sehn?
Sorg aber daß du stets bey dieser Schreibart bleibest,
Auch wenn du ingeheim einst eine Schmähschrift (d) schreibest,
Drück hier in jeden Vers von Stelpo einen Riß,
Daß man dich selbst erkenn' aus deiner Finsterniß.
Vor allen suche die am meisten zu beschimpfen,
Die dich kaum angesehn und dir kein Haar nicht krümpfen;
Mach ohne Wiederred' im Lande dich bekannt,
Zugleich in Wort und Werck durch einerley Verstand.
Erweise daß viel Gift dein freflend Herz umzirket,
Ob Taratantel gleich es gleich nur Lachen wirket;
Doch siehe dich, daß dirs den Kopf nicht koste, für,
Daß es nicht tödlich sey, und heils durch das Clavier.
Laß, weil du spielst, den Mund viel Affenzüge machen,
Vertreibe Gift mit Gift, und Lachen durch das Lachen;
Fleuch, wenn du tadeln wilst, die sanfte Mittelstraß,
Und wenn du jemand rühmst, so halt' auch keine Maaß.
Laß keinen Dichterling, den du aufführst, im Blossen,
Vergleich' ihn ungescheut mit Kaiser Carl dem Grossen.
Und wenn in fremder Sprach' ein Buch du blindlings nennst,
So rühm am meisten das, das du am minsten kennst.
Laß aber andere den Lohenstein verfechten,
Und frische Lorbeer-Kränz' um seine Schriften flechten;
Vermeide, wann es ihm am meisten gilt, den Streit:
Er ist ein Feind von Uns und der Unwissenheit.
Gesezt auch, daß er einst in unser Amt uns fället,
Und durch vermessne Wort' ein jung Gedicht aufschwellet;
Er

(c) Die gröber gedrückten Verse sind alle von Postel selbst.

(d) Zielt auf das Sonnet, welches Postel wieder Wernike gemacht; und worauf dieses gegenwärtige Gedicht, statt der Antwort, verfertigt worden.

Er ist ein falscher Freund, der zwar sich übersteigt,
Doch unsern Todtfeind Wiz, zulezt im Ende zeigt (e).
Laß ihn von Syphax viel und Masinissa melden:
Weil Hase, Löw, und Schwan, du machst zu deinen Helden;
Mach als Esopus dich berühmet durch die Thier, (f)
Und stelle dessen Leib in deinem Wiz uns für.
Du darfst auch ihnen nicht, wie der, die Zunge brechen,
Sprich du, und jedermann wird denken, daß sie sprechen.
Zeig' in geliebter Kürz' uns hundert Fehler an.
Den Löwen zeigt die Klau', und ein Sonnet den Mann.
Hier kanst du Löw und Has' in einem Kampf aufführen,
Indem du einen machst zum grösten von den Thieren;
Doch so, daß du auch hier zweydeutig albern scheinst,
Und keiner weiß, ob du Has' oder Löwe meinst.

Er sagt', und hatte kaum das lezte Wort gesprochen,
Als V - l (g) welcher hier den falschen Grund gebrochen,
Ihn taumelnd unter sich auf einem Fallbret sandt'.
Er sanck, und ließ in Eil' als seiner Liebe Pfand
Sein Schurzfell Stelpo nach, worinn er mit viel Segen
Verdoppelt seine Kunst: Und das von Rechtes wegen.

(e) Man muß nicht denken, daß Wernike nicht den Unverstand und falschen Witz, den man zu unsern Zeiten in Lohensteins Schriften ausgesezet hat, eben so wohl eingesehen und erkannt habe, allein er hat ihm geglimpfet damit er es mit seinen Verehrern nicht gänzlich verderbete.

(f) Postel hatte in seinem Sonnet den Lohenstein einem Löwen und Schwan, Werniken aber einem Hasen verglichen, der auf todten Löwen tanzt.

(g) Vogel war ein Sänger in der Opera, der die lustige Partien von Postels Erfindung abzusingen pflegte, und dem zu gefallen der Pöfel sehr in die Opera lief.

Dunkle Erklärungen (†) dieses Heldengedichts.

Dies ward Hans Sachs gewahr.) Wo es dem Leser nicht allbereit bekannt ist, so wird ihm hiemit zu wissen gethan, daß Hans Sachs ein berühmter Schuster und Pritschmeister in Deutschland gewesen, welcher mit Verwunderung nicht allein Schuhe, sondern auch Füsse zu machen gewußt. Wie solches nicht allein der großmächtige Gregorio Letti in seinem Coglione, davon er in Parenthesi ein ganz

(†) Diese Erklärungen zielen auf die Postelschen Vorreden u. Anmerkungen zu seinen Singspielen, item zu seiner Juno, wo er aus allen Sprachen ähnliche Vorstellungen, Nachahmungen, Beschreibungen, Alterthümer, zusammengetragen, womit er unleugbar eine weitläuftige Belesenheit gezeiget, der es aber an einem ordnenden Verstande gefehlet hat, sie auf eine geschikte und angenehme Weise zu gebrauchen. Er hat meistentheils nur Stellen auf Stellen gehäufet, ohne daß er etwas von dem seinigen dazugethan, weil er zu wenig Tüchtigkeit besessen, das innre Wesen davon

ganz Buch geschrieben, mit diesen Worten klar und hell dargethan: Vaglia il vero, il più grande Coglione che si sia mai trovato fra i Poetastri nella terra Tedescha, fu il chiamato Hans Sachs, und wie die Worte ferner lauten; sondern auch unser eigner Landsmann, und dem deßwegen so vielmehr zu trauen, der unvergleichliche Stephen Hartkopf in seinem nunmehro nicht mehr zu bekommenden Gedichte von der Marcketenterey mit diesen Worten bezeuget:

Ein feines Knäblein Hans Sachs war,
Der Gänsefedern braucht, und auch zugleich Schweinshaar;
Der zwar durch seine enge Schuh den Leuten Leichtdorn
(machte,
Doch war derer keiner nicht,
Der wenn er seine lange Vers las mit dem Angesicht,
Daß er des Schmerzens ohngeacht nicht gleich darüber
(lachte.

Welche schöne und vortreffliche Verse der in den uralten deutschen Gedichten wohlerfahrne

von zu beurtheilen, und den Werth einer jeden Stelle in Vergleichung der andern nach der besondern Absicht bey jeder zu bestimmen und auszumachen. Dazu kömmt, daß er sie zu seinen Opern angehängt hat, deren Leser zu dergleichen gelehrten Kram keinen Magen hatten. Mithin muß ich der Wahrheit zum Behuf erinnern, daß diese Verspottung über die Schnur gespannt ist. Denn gesezt daß Postels Anmerkungen und Erklärungen ziemlich unverdaut sind, daß sie zu überhäuft und am unrechten Orte angebracht sind, so zeigen sie doch eine weitläuftige, seltene, und nicht unbrauchbare, oder der Aufmerksamkeit unwürdige Gelehrsamkeit, welche zum wenigsten bequem war, den denkenden deutschen Lesern die Fußspur der alten Poeten von weiten zu weisen. Und dieses war die untadelbare Absicht des Hrn. Postels, die er uns in der Vorrede zur listigen Juno genugsam erkläret hat.

und gelehrte Franzoß, Jerome des Flibustiers, Seigneur de la Rodomontade, also übersezet:

Moy Jerome des Flibustiers
Je confesse par les presentes,
Que Jean Sachs n'avoit pas des rentes,
Mais qu'il gagnoit sa vie en faisant des souliers;
Que c'étoit un bon Allemand,
Qui faisoit mainte vers en vuidant sa bouteille,
Quoiqu'il blessoit egalement
Les pieds par ses souliers, & par ses vers l'oreille.

Am allerschönsten aber und zwar ja so kurz hat sie der sinnreiche und niemahls gnug gepriesene Englische Ritter Thomas Cuckold also verenglischt:

John Sachs a German, was a devilish fellow,
Whose fists all o'er of pitch and Ink were yellow;
Who with his Shoes made the feet sore,
But with his Rhymes the head much more.

Wie dann auch schon Virgilius diesen Schuster und Poeten viel hundert Jahr zuvor im Geist gesehen, als er diese nachdenckliche Worte geschrieben:

Ille meas errare boves, ut cernis, & ipsum
Ludere quæ vellem calamo permisit agresti.

Denn daß er auf einen ungeschliffenen Poeten mit diesem lezten Verse gezielet, ist sonnenklar; und daß er durch den ersten in Meldung der Ochsen einen Schuster verblümter Weise bezeichnen wollen, wird der nachdenckliche Leser ermessen können, wenn er bedenket, daß man aus Ochsenhäuten, die Schuhsolen zu machen pfleget.

Der

Der in der Dummheit Reich', und Hauptstadt Lobesan ꝛc.) Weil sich diese Landschaft in der gemeinen Landkarte nicht befindet, so hat man dem Leser zur Nachricht vermelden wollen, daß derselben Einwohner die wahren Antipodes von Utopia seyn: Und daß derohalben Papst Bonifacius einen gewissen Bischoff unrechtmässiger Weise lebendig verbrennen lassen, dieweil er Antipodes statuirt.

Der ein verständlich Wort vor Ungelahrtheit hält.) Wie Mendoza der vortreffliche Portugieß einen unvergleichlichen Tractat de surdo auditu; und der in den Grundgelehrten Schriften der Mohren wohlversirte Spanier Spinalonga einen herrlichen Folianten de pulchra deformitate: Also scheinet es, daß der hochtrabende Italiäner Cusa ein ganz Buch de docta Ignorantia geschrieben. Wie nun diesen leztern Stelpo in einer gewissen Vorrede cum elogio citiret; also erhellet es aus dessen Schriften, daß er ein eifriger Fortpflanzer dieser unwissenden Gelahrtheit, oder gelahrten Unwissenheit sey. Sintemahl dieselbe am besten durch ungeheure Worte, die man nicht verstehet, begriffen wird.

Daß ein Orakel spricht.) Und dieses nicht ohne grosse Ursach. Ja es ist klar, daß die Orakel nur Stümper gegen Stelpo gewesen. Denn wenn jene nur zweydeutig gesprochen; so weiß dieser so sauber zu schreiben, daß man ihn gar nicht verstehen kan. Dat inania verba, dat sine mente sonum.

Von der Pritschmeisterey.) Ob man unsere alte Meister-Sänger deswegen Pritschmeister

ster genennet, weil sie, wie die heutige Harlequins ei e Pritsche an der Seite getragen, und diese vielleicht also jenen den vielbedeutenden Zierrath abgeborget; oder ob es darum geschehen sey, daß ihre Verse wie die Pritsche geklappert, uud wenn sie die Leute damit Satyrischer Weise angegriffen, mehr Gepolter als Schmerzen verursachet, solches stellen wir den Gelahrten anheim. Dieses aber ist unstreitig, daß dieselbe von undencklichen Jahren her in grossem Ruffe gewesen, und die heutige fruchtbringende Gesellschaft in der Dauer bey weitem übertroffen; biß endlich der (*) Schlesische Attila mit der grausamen Reinligkeit seiner Sprache, die von Alters hergebrachte löbliche Freyheit der Deutschen ungeschickt u. albern zu schreiben zernichtiget; und ihnen nicht allein die unerträgliche Sclaverey sinnlich und verständlich in ihren Schriften zu seyn, sondern auch Maaß und Gewicht als eine Tyrannische Schazung auferleget. Wiewohl er dieselbe so gar nicht ausrotten können, daß sich nicht denn und wenn noch ein neuer Pritschmeister, als ein aus der Asche der vorigen hervorgekommener Phönix, hervor thun solte. Jedoch mit diesem Unterscheid, daß da die alte ihre untaugliche Waare nur nach dem Augenmaaß; diese hergegen dieselbe mit einer richtigen Elle messen. Wie hievon in vielen Sprachen gelehrte Bücher geschrieben worden, welche diejenige zur weitern Nachricht aufschlagen können, die nichts anders zu thun haben.

So

(*) Opitz.

So must ein Dudelsak ꝛc.) Daß Hans Sachs auf dem Dudelsack, wie Stelpo auf dem Clavier, zu spielen gewußt, solches hat der in der höchlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft so genannte Schäfer Hylas, in dem 31sten Cap. des 15den Buchs seines Poetischen Dudelsacks, gar stattlich, obgleich beyläufig, aus dem mit Ruhm vorher gemeldten Stephen Hartkopf erwiesen.

Und uns mit deinem Wahn und Aberwiz entzüket.) Virgilius hat ohne Zweifel auf eine gleiche Sache sein Absehn gehabt, als er gesaget:

. . . Numeros memini, si verba tenerem.

Ich höre mit Begier die Clytemnestra singen.) Diesen Ort, wie auch zwanzig andre mehr dieses Gedichtes; ja was noch mehr ist, diese hier gemachte Erklärungen selbst, denjenigen zu erklären, welchen Stelpos Schriften samt seinen weitläuftigen und mit allen Sprachen angefüllten Vorreden, wie auch alle Umstände hiesiger Gegend nicht bekannt sind, würde mich weiter führen, als ich zu gehen gesonnen bin. Deßhalben finde ich vor rathsam hier ex abrupto, und zwar mit folgendem wohlbekannten Verse zu schliessen:

Claudite jam rivos pueri, sat prata biberunt.

Aus-

Auszüge aus Herr Prof. Breitingers Widerlegung der Lettres

sur la Religion essentielle à l'homme, distinguée de ce qui n'en est que l'accessoire.

Diese Widerlegung führt folgenden Titel: De principiis in examinanda & definienda Religionis essentia, ex mente nuperi scriptoris Galli adhibendis, Amica Disputatio. Autore Joh. Jac. Breitingero, Prof. Publ. Tiguri Helvetiorum, Literis & sumtibus Conradi Orellii & Socc. MDCCXLI. Sie ist in allem nicht stärker als 9. Bogen: Die Absicht des Verfassers erforderte nicht mehr. Man schreibt ganze Folianten vergebens, wann man auch nur einen einzigen Grundsaz, darauf ein Gegner bauet, unberührt stehen läst, und wenige Bläter können im Gegentheile ganze Folianten zu nichte machen, wann die Schwäche ihrer Grundsäze deutlich erwiesen wird. Es ist wahr, man hat alsdann kein Buch von der ersten Grösse geschrieben, aber dieses ist auch nicht immer nöhtig, noch nüzlich.

Hr.

(*) Wiewohl diese Schrift Hr. Breitingers in ihrem Grunde ganz theologisch und voller metaphysischen abgezogenen Begriffe ist, so hat man doch destoweniger Bedenken getragen, diesen Auszügen aus derselben in gegenwärtigem

II.

Hr. Breitinger sezet seiner Schrift eine Vorrede für, die zur Einleitung dienet; ihr Innhalt ist dieser: Das einfältige und natürliche Wesen des christlichen Glaubens ist bald nach der Apostel Lebzeiten durch vielerley abgeschmakte Künste und unerlaubte Absichten, welche angedeutet werden, gänzlich verstellt, und so verderbt worden, daß es kein Wunder ist, wann dieser heilige Glauben darüber in Verachtung gekommen, wenn demselben Sachen beygemessen worden, woran diese elende Künstler alleine schuld waren, wenn man endlich von der Gewißheit und Wichtigkeit desselben eben nicht viel gehalten hat, weil über denselben so viele ungleiche Meinungen und Streite entstanden, man auch daneben an den Bekennern solcher Glaubenssäze so wenig Friedfertigkeit, Ehrlichkeit, 2c. 2c. wahrnehmen können. Fromme und gelehrte Männer konten darum seit der sel. Reformation ihren Fleiß nicht besser anwenden, als diese Schandfleken von der christlichen Religion abzuwischen, sie in ihrer ersten Einfältigkeit vor Augen zu legen, das Gewisse und Wichtige von dem

 Werke einen Platz einzuräumen, weil der tiefsinnigste Verstand darinnen von dem gesundesten Wize in dem Vortrage und der Ausführung erhöhet wird, und sie also mit denen lebhaften Künsten, um die wir uns in dieser Sammlung eigentlich bekümmern, durch ein merckliches Band zusammenhängt. Dazu kömmt noch, daß der Leser, dem Hr. Breitinger schon aus seinen critisch-poetischen Werken bekannt worden ist, hier mit Vergnügen antreffen wird, was ihm die Fahigkeit desselben auch in dieser ernstlichen Wissenschaft zu erkennen geben kan.

dem Dunklen, Uberflüssigen, und zum Wesen der Religion nicht gehörenden zu unterscheiden, und deutlich zu zeigen, was jeder Punct zur wahren Frömmigkeit für ein Gewicht und Einfluß habe. Zu diesen nun bekennt sich der ungenannte Autor der französischen Briefe über die wesentliche Religion des Menschen, in welchen er dieselbe in ihrer natürlichen Einfalt mit Wegschneidung alles dessen, was nicht dazu gehört, vorzustellen, und mithin die traurigen Folgen ihrer Verderbung zu heben sucht: Ob er aber nicht allzu viel weggeschnitten, und die Religion in seinem Systema nicht von dem ihrigen verliehre; ist eine nothwendige Frage. Indessen gestehet Hr. Breitinger dem ungenannten Verfasser gern nebst vieler Geschiklichkeit ein aufrichtig gutes Absehen zu, welches aber der Wahrheit niemahls nachtheilig seyn müste: Ansehen und Absicht, sagt er, machen eine Sache weder wahr noch falsch, weder nüzlich noch unnüzlich: Folglich solle auch das Urtheil darüber nicht auf dieselben fussen. Man weiß daß die Leute nicht allemal Ursach haben zu gedenken: Isthæc commemoratio est quasi exprobratio immemoris officii.

Hierauf theilt Hr. Breitinger mit Beyseitesezung alles äusserlichen, das die Person, die Umstände, ꝛc. des Gegners angehen mag, seine Arbeit in zwey Stücke; in die Betrachtung derjenigen Grundsäze, welche der Ungenannte bey der Untersuchung der Religion, zur Regel und zum Fundament sezet; und in die Erwägung derjenigen Glaubenspuncten, welche nach Wegschaf-

schaffung alles überflüssigen, wie derselbe meint, überbleiben, und das Wesen der Religion ausmachen.

III.

Die Religion ist Wahrheit: Der Grund der Wahrheit muß in der Natur und Beschaffenheit der Sache selbst liegen. Daher entsteht der erste Grundsaz des Verfassers; nemlich: Da die Religion in einer Beziehung zwischen Gott und den Menschen besteht, so müssen die Wahrheiten / welche zur Religion gehören, beydes in der Beschaffenheit Gottes und der Menschen gegründet seyn: Folglich muß jeder Saz / der nicht in einem dieser Stüke oder in beyden seinen Grund hat, oder denselben widerspricht / falsch seyn / oder doch zum Wesen der Religion nicht gehören.

So wahr dieser Grundsaz in sich selbst ist, so schwer ist die Anwendung desselben, zu einer genauen Bestimmung derjenigen Wahrheiten, welche zur Religion mit Ausschluß alles andern gehören: Wer dieses thun wolte, müste nothwendig die Natur Gottes und der Menschen völlig kennen; das ist, wissen was durch die Natur beyder in Absicht auf ihre Beziehung gegen einander möglich sey. Das sezet Hr. Breitinger dem Unbekannten entgegen, u. bringt den gemachten Saz darum in solche Schranken, in welchen er nuzbar wird: Nemlich, alles was demjenigen widerspricht, das wir von Gott und dem Menschen deutlich als Wahrheit erkennen, dasselbe ist falsch, ꝛc. Wie oft aber

hat

hat etwas nur den Schein des Widerspruchs? Wie sehr irrete der, der keinen Unterscheid machte zwischen diesen beyden Säzen, 1. die Verknüpfung und Wahrheit der Dinge nicht verstehen, und 2. gründlich erkennen daß sie einander aufheben? Kan es dann, da wir die Natur Gottes ꝛc. nicht genugsam kennen, nicht auch in Absicht auf die Religion Wahrheiten geben, die mit allem Schein des Widerspruchs doch Wahrheiten bleiben, und von uns als solche würden erkennt werden, wann wir ihren Zusammenhang mit andern einsahen? Sind wir also im Stande nach der von dem Ungenannten angegebenen Regel die Zahl und Beschaffenheit der Säze, welche zur Religion gehören, gewiß und genau zu bestimmen? (*)

IV.

Lasset uns sehen wie derselbe nun seinen Grundsaz anwende: Er betrachtet erstlich nach demselben die Natur Gottes und sagt: Gott ist ein Wesen das sich selbst genugsam ist; Folglich kan bey der

(*) Es lassen sich leicht aus einem gegebnen Begriffe, oder auch gewissen Würckungen, von einem vernünftigen Wesen einige Eigenschaften überhaupt herleiten, Z. E. Güte, Weißheit, Verstand, Willen ꝛc. aber wann, was, und wie, ein solches Wesen, nach dem Verhältniß dieser allgemeinen erkannten Eigenschaften gegen sich selbst und gegen die Dinge ausser sich, wirken solle, da liegt mehr Schwierigkeit: Weil es nicht so leicht angeht, die Zahl, den Grad, das Verhältniß dieser Eigenschaften gegen einander und gegen andern Dingen zu bestimmen. Ein Kind weiß überhaupt wohl daß seine Eltern gut, weise ꝛc. sind,

der Religion kein andrer Zwek seyn, als die Beförderung der Glükseligkeit der Menschen; Folglich streitet eine jede Religion, deren Lehrsäze in sich schliessen, daß aus derselben Gott ein gewisser Nuzen zukomme, welchen er sich als eine Absicht vorgestellt, mit den offenbaren Wahrheiten, die von Gott bekannt sind. Da wird leicht zugestanden, daß Gott sich selbst genugsam sey: Nemlich in dem Verstande daß er keine neue Vollkommenheit, die er noch nicht gehabt, von aussen bekommen, und seine Glükseligkeit dadurch vermehrt werden, könne: Es ist aber etwas anders ob mit dieser Selbstgenugsamkeit Gottes nicht gar wohl bestehen könne, daß derselbe in seinen Handlungen gegen die Geschöpfe seine eigene Vollkommenheiten, die er schon besizt, offenbare, das

ist,

sind, aber wenn sie ihm dann Dinge vorsagen und befehlen, die es nicht begreift, und meint sie streiten mit den Eigenschaften der Eltern, solten dieselben wegen dieser Schwachheit des Verstandes, die in dem Kind ist, darum in diesen Eigenschaften der Eltern, welche das Kind so überhaupt erkennt, schlechterdings nicht gegründet seyn? Es läßt sich auch nicht sagen; gesezt es seyn Wahrheiten, so gehen sie doch das Kind und beyderseitige Relation gegen einander nichts an. Denn dazu hat man eben so wenig Grund, als zu läugnen, daß dieselben mit denen vom Kind überhaupt erkannten Eigenschaften der Eltern übereinkommen. Es ist wohl wahr, es kan in Gott noch viel Wahrheit seyn, die zur Religion nicht dienet; aber darum folget nicht daß nicht viele Säze zur Religion gehören und in der Natur Gottes und der Menschen gegründet seyn können, deren innere Möglichkeit und Verknüpfung mit andern Wahrheiten man nicht einsiehet; weil die Natur Gottes und der Menschen und beyder Theile Beziehung gegen einander insoweit unbekannt ist.

ist, so handle, wie es ihm nach dem ganzen Umfang seiner Eigenschaften geziemend ist; und ob in diesem Falle dann nur bloß seine Gütigkeit, in so fern sie Gütigkeit ist, in Betrachtung komme.

V.

Die Religion muß hernach auch kraft der Natur des Menschen möglich seyn. Was erkennt der Ungenannte hievon? Dieses: Der Mensch hat ein Vermögen auf eine freye Weise das Wahre, das Gute, und das Rechte, von dem Gegentheile aller dieser Stücke, zu unterscheiden und zu erwehlen: Folglich gehöret zur Religion nichts, dessen Wahrheit ꝛc. einem vernünftigen Menschen nicht klar und deutlich vor Augen ligt. Folglich ist diese Einsicht der Wahrheit, nemlich nach des Ungenannten Sinn, nicht nur die Erkänntniß daß ein Ding sey, sondern auch, wie und warum es sey, die Regel, nach der die Wahrheit, oder Falschheit der Religion zu beurtheilen ist.

Es wäre wol was darum zu geben, der Unbekannte hätte im Grund dieser Folgen, den er annimmt, recht: Nemlich daß der Mensch durch den Gebrauch seiner natürlichen Kräfte aus allen Eigenschaften Gottes zusammen, und aus dem Verhältniß der Menschen, gegen denselben, genau bestimmen könnte, was für und wie viel Säze zur Religion gehören. (*)

Aber

(*) Kan er das nicht, so ist ja möglich, daß es Säze geben könne, die zur Religion gehören, obschon er derselben mögliche und unmittelbare Verknüpfung mit andern

Aber das fragt sich erst; und nur wann es erwiesen ist, folgt was der Ungenannte nun ferner wolte: Nemlich, a daß eine Offenbarung im eigentlichen Verstand nicht möglich sey; b daß Geheimnissen, weder geoffenbaret, noch geglaubt werden können; und c daß der Glaube, und die deutliche Erkänntniß der Dinge, nicht unterschieden seyn.

VI.

In den drey folgenden Abschnitten zeiget darum Hr. Breitinger, daß das Gegentheil dieser Säze auf wahren Begriffen beruhe. Eine Offenbarung ist eine deutliche Erklärung dessen, was man aus der Natur der Sache, durch Hülfe der Vernunft, nicht erkennen kan. Die Möglichkeit dieses Begriffs, in Ansehung der göttlichen Offenbarung insbesondere, ist erwiesen, wann man zugiebt, daß der göttliche Verstand unendlich, der unsre aber sehr eingeschränket sey, und dieses füraus in Absicht auf den Rath, und die Wege Gottes bey unserm Heil, als welche derselbe nach einer unendlichen Weisheit, durch eine freye Wahl wehlet. Nemlich, diese Wahl und das daher fliessende Betragen Gottes, ist in dem Meer der ganzen Natur Gottes gegründet. Kan man nun nicht darthun, welches eigentlich diejenige

dern Wahrheiten nicht einsiehet: Es sey denn Sache, er spreche dem Menschen das Vermögen ab, einen Saz auf das Ansehen eines andern für wahr zu halten, und sein Betragen darnach einzurichten, welches man glauben heißt. In diesem Fall wird ihm jedermann recht geben müssen: Nur ist schade, daß der Saz allzustarck wider die tägliche Erfahrung anstößt.

Weise sey, nach der, (*) und keiner andern, es der göttlichen Natur mit dem Menschen diesfalls zu handlen geziemend sey; was Gott in besondern Puncten müsse wollen, daß sie glauben, und daß sie thun; so hat man kein Recht die Möglichkeit der Offenbarung dessen zu läugnen, was man natürlicher Weise nicht hat erkennen können: Dies will darum nicht sagen, daß man etwas glauben müsse, von dem man nicht sicher ist, daß es geoffenbaret sey, oder welches zu glauben, wir nicht im Stande sind. In diese Classe aber gehören gewiß diejenigen Säze nicht, deren Grund, und innere Möglichkeit wir nicht einzusehen vermögen.

VII.

Man bildet sich leicht ein, was Hr. Breitinger zu dem andren Saze des Ungenannten sagen werde, daß nemlich keine Geheimnisse können geoffenbaret werden; darum nicht, weil es Geheimnisse, das ist, Sachen seyn, die dunkel sind, den menschlichen Verstand übersteigen, und also

(*) An sich selbst und überhaupt ist es nicht unmöglich dergleichen Wahrheiten zu erkennen die auf eine freye Wahl gegründet sind: Ihr Grund machet sie gewiß. Gott hat z. E. diesen Rathschluß gefasset, handelt so und nicht anderst, in dem Reiche der Natur und der Gnade, weil er die und nicht andere Gründe dazu hat: Diese erkennt er als die besten, weilen er den höchsten Grad des Verstands besizet, und handelt darnach, weil es ihm so geziemet. Allein wir sind eben zu schwach in besondern Fallen die Application auf das, was Gott ohne Abbruch seiner höchsten Vollkommenheit thun soll, zu machen. Er wehlet aber allemahl das beste, welches einzel ist.

so nicht geoffenbaret heissen können, so lange das, was dabey verborgen ist, nicht entdeket werde, wie hingegen was klar und deutlich ist, keine Offenbarung nöthig habe. Der Ungenannte hält sich hier mit einem Wortspiele auf: Niemand, wenn er von geoffenbarten Geheimnissen redet, verstehet Säze, in so fern sie verborgen bleiben, sondern solche deren Sinn und Nuzen ihm, in so weit es nöthig ist, durch die Offenbarung genug entdeket werden. Ist es nun ein Widerspruch, etwas durch eine Offenbarung entweder völlig oder in so weit klar und deutlich machen, was aus keinen Grundsäzen der Vernunft konnte hergeleitet werden? Kan nicht ein solcher Saz, in so fern mir etwas davon deutlich gemacht wird, eine geoffenbarte Wahrheit und in so fern noch anders darinn verborgen bleibet, ein Geheimniß heissen? Z. E. wann die Weise und Möglichkeit einer Sache nicht offenbar ist. Gewiß bleibt es wahr daß Seel und Leib in ihren Würkungen übereinstimmen, daß wir hiemit etwas von Seel und Leib erkennen, welches schon Nuzen für uns haben mag, ob wir gleich nicht wissen, wie es mit dieser Uebereinstimmung hergeht. In so fern bleibt uns denn die Sache ein Geheimniß: Aber in Ansehung dessen, was davon erkennt wird, ist sie klar und nüzlich genug. Es läst sich wohl etwas für eine Offenbarung halten, wann uns schon nicht ganz ausgemachte (*) Begriffe davon gegeben werden: Die

(*) Wer weiß, nach welchen Gesezen die Begriffe in unsrer Seele entstehen, der wird leicht zugeben daß man

von

Schranken unsers Verstands sind zu solchen zu enge. Wie kan man eine solche vollkommene Offenbarung fodern? Und wir fügen bey, was hätte Gott für Ursache dazu gehabt; wann das, was er offenbaret, zu dem Zweke, darum er es offenbaret, genugsam und dienlich ist, das andere aber das verborgen bleibt, nichts dazu thut?

VIII.

Soll die deutliche Einsicht in die Möglichkeit der Wahrheit, das einige Beurtheilungs-Mittel der Religion seyn, so müste der Ungenannte nothwendig glauben und wissen, zu einer und eben derselben Sache machen. Es klingt wunderlich: Nichtsdestoweniger wird es von ihm behauptet. Der Glaube, sagt er, ist eine Gewißheit, die sich auf einen deutlichen Begriff dessen gründet, was man von Gott und seinen wesentlichen Eigenschaften erkennen kan. Warum so? Der Glaube beziehet sich auf Gott; dieser Gegenstand des Glaubens muß bekannt seyn, der Grund aber dieser Erkänntniß, kan nir-

von einer Sache mehr und weniger das historische oder das, was den Grund derselben angeht ꝛc. erkennen könne. Es begegnet kaum daß zween Menschen von einer Sache völlig gleiche Begriffe haben: Weil sie nemlich entweder nicht die gleichen Bestimmungen darinn wahrnehmen, oder ihre Begriffe von eben denselben Bestimmungen doch nicht gleich klar, oder deutlich sind. Man sehe Wolfen Psychologie nach, nnd was Hr. Reinbek in der 35sten Betrachtung über die Augsp. Confess. bey einem besondern Anlaß anführt.

nirgend anderswo, als in dem Objecto selbst und dem Vermögen des Menschen dasselbe zu erkennen liegen.

Eine offenbare Vermischung zweyer ganz unterschiedener Dinge, nemlich des Gegenstands des Glaubens, oder dessen was man glaubt, und des Fundaments oder Grunds, darum man glaubt! Hr. Breitinger nimmt daher Anlaß den Unterscheid der zwey Begriffe wissen, und glauben, in das rechte Licht zu sezen. Man weiß das, dessen Möglichkeit und unmittelbarer Zusammenhang mit andern schon bekannten Wahrheiten eingesehen wird; und man glaubt das, was mit den Wahrheiten welche die Vernunft erkennt, nicht unmittelbar zusammenhängt, ja oft mit denselben scheint zu streiten, (doch in den geoffenbareten Wahrheiten nur scheint, weil Gott kraft seines unendlichen Verstandes ihren Zusammenhang mit allen andern wohl erkennt,) und was wir hingegen durch Mittel anderer Säze damit verknüpfen, die uns nicht zeigen wie, wol aber daß sie mit denselben zusammenhangen, nemlich bey der Religion mit denen, daß Gott wahrhaftig, gerecht, gütig ꝛc. sey: Und gleichwie das zur Erläuterung von unserm Hr. Verfasser angebrachte Beyspiel des glaubenden Abrahams geschikt ist, den Unterscheid dieser zween Begriffe recht empfindlich zu machen; also glauben wir daß der Unbekannte selbst eben wie andere Menschen, nach Beschaffenheit der täglich vorkommenden Fälle, bald glaube, bald wisse, und so diesem Unterscheid Zeugniß gebe. Wann nun eine Of-

fenbarung überhaupt, und ein geoffenbartes Geheimniß insbesondre, möglich sind, auch wissen und glauben unterschieden bleiben, so ist klar daß der Saz des Ungenannten, die Einsicht der Wahrheit, verstehe nemlich in dem angeführten Sinn, ist die einige Regel nach der die Religion zu beurtheilen ist, falsch sey.

IX.

Der Glaube kommt mit der menschlichen Natur gar wol überein: Desselben thätliche Erweisung aber, in Religionssachen, hat nicht Plaz bis man weiß, daß eine Offenbarung von Gott herkommt. Daß aber Gott diesfalls etwas, und was er offenbaren wollen, erkennen wir a priori (*) nicht: Man muß die Göttlichkeit

(*) Dazu würde erfordert daß einer aus dem Wesen und der Natur Gottes bestimmete, wie bey der Beschaffenheit und Einrichtung der ganzen Welt nur dieses die einige Weise zu handeln wäre, welche Gott geziemen könnte; daß er nemlich eine Offenbarung geben, und daß dieselbige just über die oder diese Puncten gehen würde. Denn so würde sie erst aus ihren unmittelbaren Gründen dargethan: Wer hat aber dißfalls des Herrn Gemüth erkennt? ꝛc. Es deucht uns deßwegen daß die Deutsche Autoren, welche sich in Disputationen u. ganzen Tractaten mit dergleichen Erwei e Mühe machen, selbige wohl ersparen könnten. Das nur jüngst in den gelehrten Zeitungen von Leipzig dem Hrn. Martin Knuzen, (welcher der Aufschrift seines Buchs nach neulich auch die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion nach mathematischer Lehrart aus ohngezweifelten Gründen dargethan) freygebig mitgetheilte Lob wird wenigstens nicht auf diesen absonderlichen Puncten zu ziehen seyn. Wer sich über diese Materie die

Mühe

lichkeit einer Offenbarung aus den Merkmahlen, die sie mit sich führt, schliessen. Unser Hr. Verfasstr hat dienlich erachtet, eine kurtze Anweisung dieser Kennzeichen zu geben. Unter dieselben gehören die Wunderwerke; der Ungenannte hält nichts davon, worüber Hr. Theol. Zimmermann, und Hr. de Roches, gegen ihn geschrieben haben. Indessen gehört diese Meinung mit zu dem Systema desselben: Dann er will bey der Religion lauter solche Säze haben, die jedem an sich selbst offenbar und deutlich sind, diese aber erweisen sich durch ihre

 eigene

Mühe geben wollte nachzusehen, was der Hr. Regierungs-Rath Wolf in seinem Werke Theolog: Natur. Tom. I. davon schreibt, würde es nicht ohne Nuzen thun Die Art wie er in seinen Erweisen in Ansehung der göttlichen Offenbarung zu Werke geht, sezt den Saz voraus, den er nur beyläuffig in N. ad §. 448. einfliessen läßt: Num qua detur Revelatio, a priori demonstrari haudquaquam potest, sed a posteriori constare debet, inquirendo scilicet num qua alicubi prostet. Es hat ihn aber der gründlich gelehrte Herr Ernesti in einer eignen und von unsrem Verfasser bey diesem Anlaß angeführten kleinen Schrift: De necessitate Revelationis divinæ disputatio adversus eos, qui ejus cognitionem rationi humanæ assertum eunt. Lips. 1739. in 4. vortrefflich abgehandelt. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht umhin, auch Meldung einer andern Dissert. des belobten Hrn. Ernesti zu thun, darinn er Saltum in emendanda voluntate bestreitet, welche Anno 1730. zu Leipzig ans Licht gekommen ist. Wer sie mit Bedacht und Lust an dieser Art Schriften liest, wird finden daß sie weder in Ansehung der gründlichen Abhandlung der Sache, noch der vortrefflichen und allgemeinen Nuzbarkeit einer Anpreisung bedarf. Es gibt wenig Ernesti. Wir wünschen demselben von Herzen Musse und Willen öfters dergleichen Themata in das wahre Licht zu sezen.

eigene Natur schon genug; und Wunderwerke können zu ihrer desto mehrern Beglaubigung nichts beytragen: Credimus; & hoc nobis non altius (*) inferet Ammon. Der Beschluß des ersten Theils dieser Arbeit unsers Hr. Verfassers wird mit einer geschikten und angenehmen Zusammenfassung dessen, was er bisher abgehandelt, gemacht.

X.

Der andere Theil der gründlichen Arbeit Hr. Breitingers enthält in sich die Betrachtung der von dem Unbekannten übriggelassenen Fundamentalartikel der Religion. Dieselbige beruhen alle auf dem Saze: Gott ist ein Wesen, das sich selbst genugsam ist. Diesen wird jedermann als wahr gelten lassen: Nur fragt es sich, ob man das, was derselbe gerne wolte, daraus herleiten könne. Z. E., daß derselbe das Fundament der Religion sey, und daß jeder Saz der nicht daraus fliesse, auch nicht

(*) Was würde die Autorität eines andern (so stark sie immer wäre) helffen, daß einer zum Exempel desto fester glaubte 2. mahl 2. seyn 4? Nichts.

Wann die Menschen bey ihren angenommenen Säzen eine Empfindung einer mehrern Gewißheit derselben in dem Fall haben, da ein andrer sie bekräftiget, nemlich durch andere als innere und die Natur der Sache selbst angehende Gründe, so müssen sie in derselben Zeit entweder das Anschauen der Wahrheit beyseite gesezt haben, oder es ist bey ihnen noch ein heimliches Mißtrauen in Ansehung der Wahrheit eines solchen Sazes übrig geblieben. Es würde nicht ohne Nuzen seyn, wenn ein geschikter Mann diese Materie ausführlich und nach ihren Gründen abhandelte, weil man sie oft anzuwenden Gelegenheit hat.

nicht zur Religion gehöre. Er schließt ja gar keine Beziehung auser Gott in sich ein. Wie folget es? Gott ist sich selbst genugsam: Hiemit hat er eine Welt erschaffen, Menschen darauf sezen müssen ꝛc. Sachen ohne welche die Religion nicht besteht; die aber ja nicht aus der Selbstgenugsamkeit Gottes herfliessen! Vielmehr gründet sich keine einige Würkung Gottes auser ihm auf diesen Saz, (*) sondern es werden ganz andere Eigenschaften dazu erfodert, aus denen man selbige versteht. Mithin ist aller Nuzen dieses Sazes, Gott ist sich selbst genugsam, bey der Untersuchung der Religion dieser: Daß man als falsch verwerfen müsse, was mit demselbigen streitet. Wie z. E. ist, daß Gott durch seine Werke Vollkommenheit und Glük zuwachse, welches er zuvor nicht gehabt ꝛc. Hingegen läst sich nicht schliessen, jeder Saz, den man nicht aus demselben herleiten kan, ist falsch.

(*) Weil nemlich der Saz wahr bleibt, wann ich auch seze, Gott würke gar nicht auser sich: Folglich derselbe auch nichts in sich schliesset, daraus zu verstehen wäre warum Gott es thut. Eben wie er auf der andern Seite auch fest bleibt, wann ich seze, Gott habe eine Welt ꝛc. erschaffen. Kan er aber (wie der Unbekannte zugibt,) bey dieser Würkung Gottes, in so fern sie von seiner Güte determiniert worden, bestehen, so ist kein Grund vorhanden warum er nicht auch bey denen Würkungen desselben sollte bestehen können, welche von andern göttlichen Eigenschaften z. Ex. der Liebe zur Ordnung, und möglichsten Vollkommenheit in dem Ganzen, der Weisheit, (die unter anderm insbesondere auch die Fähigkeit der Geschöpfe betrachtet,) Heiligkeit ꝛc. bestimmet werden. Hat Gott nichts für sich selbst davon, wenn er gütig ist, so

XI.

Vielleicht aber hat der Unbekannte es nicht so eigentlich genommen, wann er gesagt, daß dieser Saz, Gott ist sich selbst genugsam, das Fundament der Religion sey. Wenigstens sezen diejenigen Religionspuncten, welche er übrig läst, mehr die Meinung voraus, daß derselben Gegentheile mit diesem Saze streiten, als daß er sie aus demselben als dessen Folgen herleite. Er schließt nemlich so: Gott ist sich selbst genugsam: Darum kan er nichts thun, um eigenen Vortheil zu erhalten. Ist dieses, so hat er bey der Schöpfung 2c. nicht seine eigene Ehre, sondern nur der Menschen Glük zum Zweke gehabt. Hiemit giebt es a nur einen einigen Zwek Gottes in Ansehung der Menschen, der ist ihre Glükseligkeit; b kan Gott, dessen Liebe und Wille unveränderlich ist, dieses seines Endzwekes nicht verfehlen; und c folget, daß in Gott entweder keine Strafgerechtigkeit

Plaz

hat er ja auch eben so wenig davon, wenn er weise, heilig 2c. ist, und mit einem Wort, so würket, wie es seine Eigenschaften insgesammt und nicht nur die Gütigkeit, in so fern sie selbige ist, erfordern Gesezt man richtete die Frage gegen den Ungenannten so ein: Warum will Gott gütig seyn und das Glük seiner Geschöpfe befördern? Fehlt ihm selbst dann etwas, wenn er es nicht thut? Er wird sagen müssen daß Gott ohne Abbruch seiner Selbstgenugsamkeit, seine Güte erweisen könne. Warum soll es aber denn mit derselben streiten, wann man fragt, warum will Gott seine Weisheit, Heiligkeit, Liebe zur Ordnung 2c. erzeigen? Fehlt ihm selbst etwas, wann er es nicht thut? Gewiß so wenig, als wenig es der Gegner in dem ersten Fall zugibt.

Plaz habe, oder daß sie von seiner Liebe nicht unterschieden sey. Wie diese drey Folgen mit ihrem Grunde zusammenhangen, wird nun von Hr. Breitinger näher untersucht.

XII.

Bey dem ersten, Gott habe die Menschen in keinem andren Endzweke können erschaffen, als sie glüklich zu machen; mithin könne auch die Religion keinen andern voraussezen 2c., wird zugegeben, daß es eine Würkung der Güte Gottes gewesen, daß die Geschöpfe aus dem Stande der Möglichkeit, von Gott zur Würklichkeit sind gebracht worden. Man betrachtet nemlich da nur überhaupt, wie durch diese Handlung Gottes die Geschöpfe eine Realität oder Vollkommenheit erhalten, und er dieselbe ihnen ohne eigennüzige Absichten mitgetheilt; allein es ist hiemit noch nicht erwiesen, daß Gott bey der Erschaffung weiter nichts, als diese seine Güte habe beweisen wollen, und können. Alle diese andern Absichten aber die die Eigenschaft der Güte Gottes nicht aufheben, sind Gott weder ungeziemend, noch werden sie durch den Begriff des sich selbst genugsamen Wesens ausgeschlossen.

Daß es nun dergleichen Absichten würklich gebe, ist offenbar, wann man gesteht, daß man aus den Nuzbarkeiten, welche aus dem Wesen und der Natur der Dinge herfliessen, auf die göttliche Absicht sicher schliessen könne.

Der Mensch ist nemlich nicht nur ein Geschöpfe überhaupt; etwas das aus dem Stande

der

der Möglichkeit zur Würcklichkeit gebracht worden, sondern er ist so gemacht wie er ist, mit solchen Vermögen oder Kräften ausgerüstet, die ihn just zum Menschen, und also zur Religion tüchtig machen. Nun fragt es sich nicht bloß, was Gott bewogen habe, dem Menschen das würkliche Seyn mitzutheilen, sondern warum er ihn so und nicht anderst, mit diesem und keinem andern Vermögen, Grade der Kräfte ꝛc., erschaffen habe. Kan man anderst antworten, als es sey geschehen, damit er dieselbigen gebrauche, Gott, sich selbst, beyder Beziehung, zu erkennen, und sein eigenes Glück dadurch zu befördern? Daß er trachte diesem herrlichen Muster, dessen Vollkommenheiten, und folglich die Ursache seiner höchsten Glükseligkeit in seinen Wercken an dem Tage liegen, je länger je näher zu kommen? Dies sind die Sachen, die aus der besondern Beschaffenheit des Menschen, aus den absonderlichen Eigenschaften, die ihm Gott mitgetheilt, fliessen. Da man nun diesen Gebrauch derselben sich nicht ohne den Begriff vorstellen kan, wie der Beförderung des eigenen Glückes, also der herrlichen Eigenschaften Gottes, die durch dieses Mittel dem Menschen offenbar werden, so läst sich ja mit Recht sagen, gen, daß die Absicht Gottes bey der Erschaffung des Menschen doppelt gewesen, a die Offenbarung seiner Vollkommenheiten (*) oder seiner

(*) Gesezt Gott habe dieselben erwiesen und der Mensch habe das Vermögen sie zu erkennen, Gott habe aber dasselbe ihm mitgetheilt daß er es gebrauche, und sein Glük hange

ner Ehre, und b der Menschen Glück, welches aber eben durch die Erkänntniß Gottes befördert wird, und also diese beyde Absichten, wiewohl eine nicht die andre ist, unzertrennlich beysammen stehen. Indessen da sich der Unbekannte alle Mühe gegeben zu zeigen daß es mit dem Begriffe der Selbstgenugsamkeit streite, wann man sage, Gott habe die Offenbarung seiner Ehre zur Absicht gehabt, so entwickelt Hr. Breitinger den Begriff der göttlichen Ehre, damit das Gegentheil klar werde. Gott ist die Liebe, die Liebe ist eine Neigung aus dem Anschauen des Vollkommenen Vergnügen zu schöpfen, die göttliche Ehre ist die Würde aller Vollkommenheiten, welche seine Natur ausmachen. Gott kennet sie, hiemit liebet er seine Ehre. Gott ist demnach auch Liebe und Gütigkeit in Beziehung auf die Geschöpfe. Diese Liebe ist ohne Eigennuzen, das ist, durch die Erweisung derselben kommt seiner Natur keine neue Vollkommenheit zu, die er nicht besessen hätte: Da er aber nicht anderst handeln kan, als wie es ihm geziemend ist, (*) oder wie es der ganze Umfang seiner Voll-

hange von diesem besondern Gebrauch desselben, der Erkänntniß Gottes ꝛc. ab, so fehlt es nicht daß Gott die Erkänntniß seiner selbst, welches seine Ehre heißt, hiedurch zum Zwecke gehabt.

(*) Nemlich alle Absichten Gottes kommen zuletzt auf den Grund der Geziemendheit an, der in Gott ist (rationem subjectivam decentiæ). Warum will Gott seine Ehre an den Tag geben und der Menschen Glük befördern? Darum weil es ihm so geziemet. Und warum geziemet

es

Vollkommenheiten, die er schon besizt, erfodert, so hat er bey der Schöpfung und dem ganzen übrigen Betragen gegen die Menschen ja nicht anderst können als seine Ehre an den Tag legen. Er hat vernünftige Menschen erschaffen, die mit dem Vermögen ausgerüstet sind, seine Vollkommenheiten zu erkennen, auch so beschaffen sind, daß durch diese Erkänntniß, die Liebe und Nachahmung seiner Eigenschaften, ihr Glück kan befördert werden: Er muß hiemit gewollt haben daß seine Ehre offenbar werde. Das aber, um deßwillen einer handelt, ist, sein Zwek. Mithin muß Gottes Zwek auch die Offenbarung seiner Ehre gewesen seyn; woraus aber nicht er selbst, sondern seine vernünftige Geschöpfe Vortheil haben, als derer Glük von dieser Erkänntniß entspringet. Und so streitet es ja nicht mit einander, sagen: Gott ist gütig ohne seinen eigenen Vortheil zu suchen; Und ferner: Gott hat vernünftige Geschöpfe erschaffen, daß sie seine Vollkommenheiten oder Ehre erkennen. Die Einwürfe welche der Unbekannte machet, beruhen alle

es Ihm? Darum weil Er solche Eigenschaften hat, wie Er hat; den höchsten Verstand, die höchste Weisheit, Güte, Macht ꝛc. Gesezt Er hätte sie nicht: So versteht man nicht mehr warum er gehandelt, und warum so und nicht anderst. Da nun dasjenige geziemend ist, davon ein Grund in dem Wesen und den Eigenschaften der Person ligt; und man nicht versteht daß Gott, und warum Er sich diesen Endzwek vorgesezt, wenn man nicht sein Wesen und seine Eigenschaften voraussezt, so findet man in so weit den Grund seiner Absichten in der Beschaffenheit seiner Natur.

se auf seinem unrichtigen Begriffe von der Offenbarung der Ehre Gottes, so daß wer nur versteht, der Sinn des Sazes, **Gott hat die Offenbarung seiner Ehre zum Zweke gehabt**, sey, er habe wollen daß seine Vollkommenheiten erkannt, und seine Geschöpfe dadurch glüklich werden, sich nicht darüber aufzuhalten hat; sie fallen von sich selbst weg. Wir wollen sie darum nicht anführen sondern glauben, der Gegner werde obigen Beweis dieser Sache um so viel eher müssen gelten lassen, als er aus desselben eigenen Systema zu ziehen ist. Gott hat nach demselben bey der Erschaffung der Menschen nichts als seine Güte können zu Rath ziehen. Die Menschen werden glüklich, wann sie diese Güte Gottes erkennen, preisen, ihre Pflichten daraus herleiten ꝛc. Weil Gott der Menschen Glück will, so hat er hiemit auch wollen, daß sie seine Güte erkennen. Kan nun die Offenbarung **dieser Eigenschaft** Gottes mit dem Begriff eines sich selbst genugsamen Wesens wohl bestehen, warum nicht auch andrer Eigenschaften, die in Gott sind, und nach welchen (die Güte mit eingeschlossen) allen zusammen die Art und Weise der Handlungen Gottes hat müssen bestimmet werden.

XIII.

Gott hat nach des Unbekannten Meinung kein ander Fundament seiner Handlungen als die Gütigkeit, und keine andre Absicht, als des Menschen Glück. Daraus schließt er, Gott werde hiemit seinen Endzweck erreichen und der Mensch unfehlbar

fehlbar zur Glükseligkeit gelangen; weil nemlich Gott immer gütig bleibt, und eigener Vortheil oder Nuzen ihm nicht im Wege stehet, diese Absicht zu erhalten.

So ziehet ein Irrthum den andern nach sich.

Es fehlt, wie unser Hr. Breitinger oben gezeiget, nur an den Grundsäzen dieses Schlusses: Ist es nemlich nicht an dem, daß nur die Güte Gottes ohne Schaden des Begriffs seiner Selbstgenugsamkeit, und des daher entstehenden unintereſſierten Betragens, ausser ihm Plaz habe, so fragt es sich dann erst, ob die andern Eigenschaften Gottes, welche er in seinen Werken eben so wenig, als seine Güte verläugnen kan, in Ansehung aller Menschen, so wie sie sind, und sich aufführen, die Güte Gottes dergestalt bestimmen, daß dieselben nothwendig zur Glückseligkeit gelangen müssen. Das was der oben belobte Hr. Ernesti in seiner Dissertation de neceſſitate Revel. divin. von dem Ungrund dieses Schlusses schreibet, ist eben so bündig (*) als hertzhaft. Hr. Breitinger läst ihn für sich reden, und die Sache kommt dahinaus: Die Menschen seyn viel zu schwach, zeigen zu können, wie Gott seine Macht, Güte ꝛc. in besondern Fällen erweisen müste. Es schiene ihnen oft, Gott habe das oder jenes thun sollen oder müsse es thun, welches er

(*) Es sey denn, der Gegner erweise, daß Gott lieber gar keine Welt habe erschaffen sollen, als eine solche, darinnen die pretendirte Glükseligkeit aller Menschen nicht plaz findet, wenn sie die höchstmöglichen Vollkommenheiten in sich fassen, oder ein Werk seynsoll, welches Gott nach dem ganzen Umfang seiner Natur gezienend ist. Es wird aber schwer hergehen.

er weder thue noch gethan habe; weil es nemlich die Eigenschaften Gottes zu bestimmen einen unendlichen Verstand braucht, eben wie der ist, nach welchem Gott würklich handelt. Unser Hr. Verfasser sezt daher an diesem Schluß des Unbekannten mit Recht aus, a daß er die Güte Gottes von seinen andern Vollkommenheiten absondere (*) und zur einigen Richtschnur seiner Thaten mache, als wann er nicht dem ganzen Umfang aller seiner Eigenschaften gemäß würken müste; b daß er nicht betrachte ob auch die Geschöpfe in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit und ihrer Aufführung dieser Glückseligkeit allemal fähig seyn. Die Menschen sind nemlich freye Geschöpfe; und Gott will ihr Glück vermittelst des rechten Gebrauchs dieser Freyheit: Fehlt es nun an ihrem Ort hie-

(*) Dieselbigen, und insbesondere die Weißheit, streiten darum nicht wieder die Güte: Das ist eben die höchstmögliche Güte, welche mit der höchsten Weißheit ꝛc. bestehen kan. Wann ein Kind nicht eines mehrern Genusses der Güter fähig ist, welche sein Vater besizt, als es ist, so ist der Vater daran nicht schuld, er hört auch nicht auf gütig zu seyn, weil seine Weißheit ihm nicht erlaubt dem Kind mehrers zu geben. Und ein Richter stößt darum auch nicht wider die Güte an, wann er einen Schuldigen strafet, und dardurch ein grösser Gutes in der ganzen Gesellschaft derer, die unter ihm leben, erhält, als wann er es nicht thäte: Man wird ja nicht wollen daß Gott solle gütig seyn, da wo es entweder Physice oder Moraliter nicht möglich ist. Es kan also in besondern Fällen niemand besser wissen wie die Güte zu erweisen, als der welcher alle diese Physische und Moralische Möglichkeiten einsiehet.

ran, wer will erweisen, Gott sey verbunden sie mit Gewalt oder mit Aufhebung ihrer Freyheit glücklich zu machen: Es komme dieses und kein anders mit seiner Weisheit und ganzen Natur überein. Die Würkung seiner Liebe müsse nothwendig so weit gehen, wann er soll Gott bleiben. Ohne eine besondere Offenbarung der Sache wird man sich hier vergebens bemühen. Es will darum auch nichts sagen wann der Gegner sezet, die Ehre Gottes bestehe in der Vollkommenheit und Glükseligkeit der Menschen; hiemit müsse er sie dazu bringen, und der Mensch sey kein vollkommenes Werck Gottes wann er nicht glüklich (†) werde. Dann beydes gründet sich auf den unerwiesenen Saz, daß Gott in seinen Würkungen keine andere Eigenschaft zur Regel habe, als allein die Güte, in so fern sie solche ist.

XIV.

Endlich ist es um den Begriff der Gerechtigkeit Gottes zu thun, welchen der Unbekannte nach sei-

nen

(†) Gehet dieser Schluß an, so läßt er sich mit gleichem Recht auch auf andere Geschöpfe als die Menschen ziehen; ja weil die besondere Einschränkung des Wesens einer jeden Creatur ein Hinderniß wird mehrerer Vollkommenheiten; aller deren nemlich die bey solcher Einschränkung des Wesens, wie sie ist, nicht möglich sind, der Mangel aber eines grössern Glüks, in so fern es ein Mangel ist, ein Unglük ist, so kan nach dem Schluß des Unbekannten z. Ex. das Thier sagen, ich bin kein vollkommenes Werk Gottes, darum weil ich kein Mensch bin, und dieser, ich bin es nicht, weil ich kein Engel bin ꝛc.

nen Grundsäzen darinn stellt, daß sie der **unveränderliche Wille Gottes sey, den Menschen zum Glück zu bringen, und weil dieses Glück mit der Ordnung verknüpfet ist, ihn zuerst wieder in die Ordnung zu sezen:** Dabey der Begriff von der Straffaerechtigkeit ausgeschlossen bleibt, weil es seiner Meinung nach mit der Güte Gottes streitet, daß die Menschen, obschon sie sich durch ihre eigene Schuld unglücklich machen, also bleiben. Diese Güte Gottes allein betrachtet, ist also auch in den Augen des Unbekannten der einige Grundsatz seiner Gerechtigkeit. Allein es folget zuviel, und hiemit nichts hieraus. So hätte es ja auch mit dieser Güte Gottes streiten müssen, daß Er zugelassen, daß die Menschen von der Ordnung durch die Sünde abwichen, und in soweit als sie in Unordnung gerathen sind, schon unglücklich worden. Kan das damit bestehen, was hindert daß nicht ebenfalls damit bestehen sollte, wann Gott es zulassen will, daß das Uebel, welches aus der Sünde oder Unordnung fließt, fortdaure. Der Mensch ist frey; Und Gott liebet die Ordnung: Kraft der Freyheit muß jener können übels thun, und dadurch die Straffe desselben natürlicher Weise sich zuziehen. Kraft aber der Liebe zur Ordnung, die darinn besteht, daß der Mensch durch die Erkänntnuß der Ehre Gottes und Ausübung dessen, was daraus fließt, glücklich werde, wird Gott gehindert, denselben wider seinen Willen zum Glücke zu bringen, und seine Güte zu erweisen. Sie wird **durch Weisheit ge-**

leitet, und in so fern heißt sie Gerechtigkeit. (†) Diese durch Weisheit geleitete Güte gehet also nicht unmittelbar auf das Glück der Menschen, sondern sie wird dadurch, daß sie durch Weisheit geleitet ist, zur Liebe der Ordnung, und der Vollkommenheit. Gott liebet folglich die Menschen und beförderet ihr Glück, sofern sie der Ordnung durch den rechten und vorgeschriebenen Gebrauch ihrer Kräfte nachkommen. Welches er Kraft dieser Vorschrift, und Liebe zur Ordnung nicht thun

(†) Es bestehet diese Erklärung der göttlichen Gerechtigkeit, so wie sie überhaupt gegeben wird, auch mit dem Lehrgebäude des Ungenannten: Allein seiner Meinung nach soll diese Weißheit nur dahin gehen, daß sie den einigen Endzwek der Glükseligkeit der Menschen mit Ausschluß alles andern wisse zu erhalten. Und diese besondere Application der Sache wird ihm streitig gemacht. Nemlich da alles in der Welt mit einander in einer Verknüpfung stehet, so ist es möglich, daß durch die Zulassung eines Uebels, die Reihe der künftigen Begegnissen, welche mit diesem zugelassnen Uebel in Verknüpfung sind, mehr Vollkommenheit in sich schliesset, als wann es wäre gehindert worden. Gesezt nun, (dann dieses eigentlich einzusehen, ist das Werk eines unendlichen Verstands, der die Verbindungen und Würkungen der Dinge in jeden Umständen kennet) daß durch eine fortdaurende Zulassung der Straffen der Sünden, solche Vollkommenheiten erhalten werden, die gröſſer sind als diejenige, welche bey der Hinderung oder Aufhebung dieser Strafen entstanden wären, soll in diesem Fall der weise Gott sie aufheben, darum daß bey einichen Geschöpfen einiche Unvollkommenheit damit nothwendig verknüpfet ist, welche aber gegen das in dem Ganzen zuerhaltende Gute gerechnet klein ist? Wie wenn zum Ex. einer auch jezo bey der gegebnen göttlichen Offenbarung sich nicht bessern will? Wie wann es mit

thun kan, wann sie es unterlassen. Dann darinn ist Ordnung daß entgegengesezte Handlungen auch entgegengesezte Würckungen haben. Und so weit scheinet es daß der Unbekannte wohl gleicher Meinung sey, weilen er selbst die Wiederherstellung der Ordnung als eine mit dem Glück der Menschen verbundene Sache angegeben. Aber es ist zuviel auch noch behaupten wollen, Gott müsse dem Uebel, das eine Hinderniß dieses Glücks ist, nothwendig ein Ende machen, und den Menschen wieder in die Ordnung, welche das natürliche Mittel zu Erlangung der Glückseligkeit ist, bringen: „ Wie wann sie „ nicht mit ihm in alle Ewigkeit so bleiben, und der Wille desselben aus natürlichen Gründen, die aus seinem Zustand herfliessen können, sich je länger je minder darzu neigen wird? Wie, wann ein solcher Zustand des Bösen mit dem Zustand z. Ex. der Seligen im Himmel, der Engel, der Erden, und alles dessen, was Gott auf derselben und anderstwo vorhat, so zusammenhängt, daß es in Ansehung dieser Sachen nicht so seyn, und werden könnte, wie es nach der Absicht Gottes seyn, und werden soll, so fern Gott den Zustand der Bösen änderte; soll Er diesen zu gefallen dann lieber Wunderwerke thun? Gewiß wenn er es schon nicht thut, so wird er darum nicht zum unweisen oder ungütigen Gott. Nicht jenes, weil er Kraft seiner Weißheit den besten Endzwek des höchstmöglichen Guten in dem Ganzen durch die Zulassung des Uebels zu erhalten weiß; Nicht dieses, weil die höchste Güte bey der Erhaltung der höchstmöglichen Vollkommenheit nothwendig miteingeschlossen ist. Die Schwachheit der Einsicht der Menschen nimmt ihnen das Recht, diese Güte Gottes darinnen zu sezen daß Gott sie alle ohne weitere Absichten solle glüklich machen. Lasse man nur Gott sorgen wie er gerecht seyn, das ist, seine höchste Güte durch die höchste Weißheit führen müße.

„ nicht wollen zu derselben zurückkehren? Soll
„ Gott durch angewendete Gewalt die Freyheit
„ ihres Willens aufheben? Kan Er sogleich ohne
„ Schaden seiner Heiligkeit vergessen, was von
„ den Menschen geschehen, und das, was ih-
„ nen darauf gebührt, aufheben? Oder kan Er
„ auf gewisse Weise das geschehene zu nicht gesche-
„ henem machen? Gewiß das zeiget die Vernunft
„ nicht; da trifft man ihre Gränzen an; und
„ wann es möglich ist, so müssen wir es durch ei-
„ ne göttliche Offenbarung erfahren. „ So drü-
ket unser Hr. Verfasser seinen Sinn mit Hrn. Bülfingers Worten aus, die am Ende seiner Schrift von dem Ursprung und der Zulassung des Uebels stehen; und beschließt seine geschickte Arbeit mit einer summarischen Wiederhohlung seiner bisher erklärten Säze: Gott habe ohne Absicht eines eigenen Vortheils bey dem Werck der Erschaffung und der Vorschrift der Religion die Erkänntniß seiner Vollkommenheiten zum Fundament des Glücks der Menschen gemacht: Mißbrauche nun der Mensch seine Freyheit, und verfehle also der ihm bestimmten Glückseligkeit, so zeige die Vernunft nicht, daß ihn Gott dessen ungeachtet müsse, oder wolle glücklich machen: Vielmehr scheine die Liebe der Ordnung, die in Gott ist, zu fordern, daß die Menschen sich selbst, und denen Straffen, welche sie sich zugezogen haben, überlassen werden. Die Betrachtung seiner unendlichen Güte könnte zwar die Gedanken erwecken, daß Er jenes thun würde. Allein da Gott nichts wolle als was seinen Eigenschaften insgesamt und mithin

hin seiner Ehre geziemend ist, so könne uns auch unser zu kurtzsichtige Verstand nicht zeigen, ob und wie weit es Gott gezieme, bey solcher Beschaffenheit seine Güte und Erbarmung zu erweisen: Aus welchem also die Grösse der Gutthat, welche uns durch die göttliche Offenbarung wiederfahren ist, erhelle.

Nothwendiges

Ergäntzungs-Stücke

Zu der

Schutz-Vorrede

Hrn. Dr. Tr*ll*rs

Vor seinem neuen Aesopischen

Fabelwercke/

Durch einen glücklichen Zufall mitten
aus dem Verderben errettet,
Und den

Verehrern der Tr*ll*rischen Muse

Mitgetheilet von einem
ihrer

Schweitzerischen Zunftgenossen.

* * *

- - - Ridiculum acri
Fortius ac melius magnas plerumque secat res.
HORAT.

1740.

Historische Nachricht.

Niemahls hat ein so treffliches Fragmentum von einem noch neuen Buche ein seltsameres Schicksal erlitten, als das gegenwärtige Stücke der Vorrede zu den Fabeln Hrn. D. Tr-ll-rs, welches ich das Glück habe zum Ruhme dieses vornehmen Dichters an das Licht zu stellen, und damit ein Werck zu ergäntzen, welchem die grösten Kenner mit ungeduldiger Hoffnung schon entgegengesehen hatten, da es noch in dem fruchtbaren Gehirne seines Verfassers als in seiner Gebährmutter verschlossen gelegen war; ein Werck, das minder aus einem natürlichen Triebe geflossen, als durch so viele liebreiche Erinnerungen und mächtige Befehle grosser Gönner und Freunde dem Verfasser gleichsam durch einen Nothzwang abgedrungen worden, und welches ohne den glücklichsten Zufall und meine besondere Neigung der gelehrten deutschen Welt zu dienen, auf immer unvollkommen geblieben wäre. Ich versehe mich, daß ich meinen Lesern, bevorab denen, die sich um Hrn. D. Tr-ll-rs Ruhm und Schriften eben so sehr bekümmern, als ich, einen Gefallen erweisen werde, wenn ich ihnen

nen erzehle, wie mir dieses Fragmentum in die Hände gefallen sey. Die Freude theilet sich gerne mit, und sie düncket sich nicht groß genug, wenn sie keine Zeugen hat. Ich erhielt ungefehr vor einem Monath ein Päckgen von Canaster und andren kleinen Waaren, die ich durch einen Kaufmann von der Leipziger Michelismesse hatte bestellen lassen. Dieselben waren mit allerley gedruckten Bogen umwunden, und darunter war ein einziger halb überschriebener, welcher diesen unerkannten Schatz in sich enthielt. Die französischen und deutschen Verse, die mir gleich beym ersten Anblick in die Augen fielen, reizeten mich, daß ich den Anfang dieser Schrift mit einem flüchtigen Auge durchlief. Die erbärmliche Klagen und hertzbrechende Seufzer brachten mich auf die Vermuthung, der Verfasser derselbigen werde gewiß die Eyer verschüttet haben, und die Schuld auf den harten gepflasterten Boden legen wollen. Als ich aber aus dem Verfolge deutlich erkannte, daß es eine Schutzschrift für den Hrn. D. Tr-ll-r und seine Fabeln wäre, stuhnd ich gantz betreten, ob ich die Vermessenheit desjenigen, der diese Schutzschrift veranlasset hat, mehr verabscheuen, oder den überzeugenden Nachdruck dieser critischen Rechtfertigung mehr bewundern sollte; doch nach einer kleinen Ueberlegung wollte mich be-

duncken, daß ich diese so geistreich siegende Schrift (die man den Triumphbogen des Tr-ll-rischen Ruhms nennen könnte) der Verwegenheit des Schweitzerischen Kunstrichters eben so wohl zu dancken hätte, als sich Joseph ehmals vor seine Erhöhung in Egypten seinen treulosen Brüdern verbunden gesehen. Das Verbrechen des Schweitzers, der sich an dem Ruhm unsers deutschen Esopus so vermessen vergriffen hatte, kam mir nun gantz erträglich vor, wann ich mir vorstellete, daß die Welt ohne dasselbe, dieses vortreffliche Muster einer critischen Vertheidigung vermissen würde, und daß der Ruhm des deutschen Fabeldichters bey weitem nicht mit einem so hellen Glantz hervorstechen würde, wenn er nicht durch den Schatten, welchen die neue critische Dichtkunst darauf geworfen, wäre erhöhet worden. Ich konnte mir zwar anfänglich gantz nicht einbilden, daß dieses ein Original-Manuscript wäre. Das Glück schien mir zu groß, und nicht vor mich aufbehalten, daß ich durch Erhaltung desselben zu dem Ruhme dieses unverbesserlichen Dichters und seiner Wercke nur das wenigste beytragen sollte. Solte es wohl möglich seyn, gedachte ich bey mir selbst, daß ein so herrlicher critischer Versuch, den niemand ohne Bewegung lesen kan, der scharfen Nachfrage der Deutschen sollte entgan-

gen,

gen, und bis an den Fuß der Schweitzerischen mit ewigem Schnee bedeckten Alpgebürge verschlagen worden seyn? Oder wer könnte glauben, daß in dem geschickten Leipzig ein so kostbarer Schatz auf eine so schnöde Weise sollte entweihet, und zur Ueberkleidung etlicher Rollen Tabacks gemißbraucht worden seyn, eh und bevor er noch unter der Presse etliche tausendmahl multiplicirt worden? Der Beschluß dieses Fragmenti schien mich auf die Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln zu verweisen. Ich stuhnd in der sichern und gäntzlichen! Beredung, daß ich daselbst mein Manuscript nett und rein abgedrückt finden würde; alleine da ich dieselbe mit zitternder Begierde durchblätterte, fand ich nichts darinnen, das dem Innhalt meines Manuscriptes ähnlich war, ausgenommen einige dunckle Spuren, die mich errathen liessen, daß etliche schlechte rabende Neider und schäumende Verläumder sich gegen den unverbesserlichen deutschen Poeten aufzulehnen, sich müßten vermessen haben; er thut derselben hin und wieder mit vieler Sanftmuth und Bescheidenheit Meldung, unter den Titeln unreiffer Klüglinge, neu entstandener tiefsinniger Fabelrichter, frecher und boßhafter Splitterrichter. Alleine auf wen diese Geheimnißreiche und verblümte Titulatur nach der Absicht des Verfassers

passete, stuhnd nicht dabey, und niemand hätte solches ohne eine verträuliche Offenbarung errathen können. Es heißt auch hier, quod omnibus dicitur, nulli dicitur. Als ich an meinem wenigen Orte diese Vorrede das erste mahl gelesen, hielt ich diese respective tobende Neider und schäumende Verläumder für pure Entia Rationis, die der Verfasser durch eine prophetische Begeisterung sich als gegenwärtig vorgestellet hätte, weil er wohl vorsehen können, daß das besondere Glück, welches ihm den Ruhm eines unverbesserlichen Poeten erworben hatte, ihm nothwendig Neid erwecken müßte. Allein seit dem mir das besagte Fragmentum zu Gesichte gekommen, sehe ich mich genöthiget, diese ersten Gedancken zu wiederruffen, massen dasselbe den Schlüssel in sich enthält, vermittelst dessen wir diese tobenden Neider und schäumenden Verläumder mit ihren Nahmen entdecken können, die sonst auf immer verborgen, und also auch ungestraft, geblieben wären. In der Ungewißheit, was ich aus meinem Manuscript machen sollte, fiel mir in den Sinn daß mir vielleicht der Hr. von Böhlau, der geheimste Schüler des grossen Tr-ll-rs, auf die rechte Spur helfen könnte: Ich zog daher seine poetischen Jugend-Früchte zu Rath, die erst dieses Jahr ans Licht getreten, und die Hr. D. Tr-ll-r mit einer Vor-

Vorrede versehen, worinnen er die empfangene Höflichkeiten mit einem poetischen Rauchopfer freygebig erwiedert hat; aber auch allda konnte ich in meinem Zweifelmuth wenig Trost finden, und als ich auf die Zeitrechnung Acht schlug, befand es sich, daß diese poetische Jugend-Früchte schon im Frühling, hiemit zu einer Zeit an das Licht getreten waren, ehe noch diese beyden höflichen Dichter an dem süssen Genuß eines sanfte kizelnden Lobeswechsels gestöret worden; denn das Toben des Schweitzerischen Neiders und schäumenden Verläumders war zu derselbigen Zeit noch viel zu schwach und leise, als daß es bis nach Leipzig und Hamburg hätte durchdringen mögen.

Je weniger ich nun für meine erste Meinung, daß dieses Manuscript schon gedruckt seyn müßte, einigen Grund fand, desto mehr wuchs die Vermuthung bey mir, daß es vielleicht noch gantz frisch und ungedruckt wäre: Als ich dasselbe hierauf mit mehrerm Bedacht, als das erste mahl, überlas, verwandelte meine Muthmassung sich in eine ungezweifelte Versicherung, ich befand, daß dieses geschriebene Stücke unfehlbar zu der Vorrede des neuen Tr-ll-rischen Fabel-Buchs müßte gewiedmet gewesen, und davon unbarmhertziger oder zufälliger Weise abgerissen worden seyn; allermassen es keine andre

Absicht hat, als das Gespötte des Schweizerischen Verfassers der neuen Critischen Dichtkunst über Hrn. D. Tr-ll-rs Untersuchung von der Natur der Fabel, und über ein Duzt Beyspiele, die sich in dem Anhange seiner Gedichte befinden, und die in dieser neuen Sammlung unverändert beybehalten worden, mit Glimpf und Ernst abzufertigen. Also blieb mir allein übrig, zu entdecken, auf welcher Stelle diese Schutzschrift mit dem gantzen Cörper der Vorrede erstlich in einem Zusamenhang gestanden hätte, hernach davon abgelößt worden wäre. Ich muß auch gestehen, daß die Wunde, welche man durch die Ablösung dieser Riebe geschlagen hatte, so schön und kunstmässig zugeheilet worden, daß ich diesen Mangel eines so schönen Glieds ohne die Hülffe meines Manuscripts niemahls hätte vermuthen können; denn die Vorreden sind gemeiniglich, wie die vielgebeinten Insecten, denen man es nicht so bald ansiehet, wenn sie schon etwann einen Schenckel verlieren. Aber da mir nun das von dem Cörper der Vorrede abgesonderte Glied wircklich vor Augen lag, so war es mir ein gar leichtes die Stelle zu finden, von welcher es abgelöset worden. Ich sahe nemlich, daß diese Vorrede mit den Thomisten und Occamisten plötzlich endet, nachdem zuvor die Nutzbarkeit der Fabeln mit des gros-

sen

sen Luthers Zeugnisse und Exempel hinlänglich erwiesen worden; und daraus konnte ich mit sattsamem Grund abnehmen, dem sonst beredten Vorredner müßte durch einen gewissen Zufall das Wort in dem Munde erstecket worden seyn, daß er nicht weiter fortkommen können, daher ihm der scharfsinnige Balthasar Schupp das Wort abnehmen, und die Vorrede beschliessen müssen; ohne welches sie noch bis auf diesen Tag zwar aufhören, aber ohne Ende seyn würde. Und wie trefflich schicket sich nicht auf den Usum Institutorium der Usus elencticus? Ich rathe also allen denen, die sich Hrn. D. Tr-ll-rs neue Esopischen Fabeln angeschaffet haben, daß ein jeder in seinem Exemplare die Worte „ diese Vorrede beschliessen „ durchstreiche, und an dem Ende derselben Cetera desunt hinzusetze; mithin sich mit dem gegenwärtigen Anschlusse so lange behelffe, bis die neue Auflage von diesen Tr-ll-rischen Fabeln herauskommen wird, in welcher alle unvermeidlichen Fehler sollen angezeiget und gründlich verbessert werden, ungeachtet es eine schwere Arbeit ist, unvermeidliche Fehler zu verbessern. Sie können auch zuverlässig versichert seyn, daß sie nicht Jahre und Tage auf diese neue verbesserte Auflage werden warten müssen, denn der Vorredner sagt ausdrücklich, man wird dieselbe, trotz allen fre-

chen Widersprüchen boßhafter Splitterrichter, ehestens zu hoffen haben, wenn anders die geneigten Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner nicht trügen, die schon schriftlich eingelauffen. Wer kan aber besser wissen, was Hr. D. Tr-ll-r im Sinn hat, als sein Vorredner? Und wie sollten die eingelaufenen schriftlichen Versicherungen gelehrter Kenner und Gönner trügen können? Es wird ja der Hr. Doctor nicht glauben, daß sie ihn durch ihre Complimente und Lobsprüche vexieren dürfen. Diesemnach ist mit Grund zu vermuthen, daß künftigen Frühling diese neue von unvermeidlichen Fehlern gereinigte Auflage durch geneigten Vorschub dieser gelehrten Kenner und Gönner gewiß zum Vorschein kommen werde: Und darum muß ich alle diejenigen, welche die Esopischen Fabeln von dieser Auflage noch nicht gekauft haben, treulich warnen, daß sie sich damit nicht übereilen, sondern schauen, wie sie sich noch diesen Winter über gedulden, und womit sie sich sonst die Zeit verkürtzen können.

Bey diesem allem kam es mich überaus schwer an, mich in diesen unvermutheten Glückesfall zu schicken, und ich konnte mich nicht eher zufrieden geben, bis ich denselben, und die Art, wie es damit zugegangen, genauer überleget und ausgekundschaftet hatte.

Ich

Ich quälete mich eine geraume Zeit mit hundert Muthmassungen und Wahrscheinlichkeiten, wie es möchte gekommen seyn, daß dieses wichtige Stücke der Vorrede alleine ungedrückt geblieben, da es doch des Drucks eher als alles übrige würdig geschienen. Ich konnte von mir nicht erhalten zu glauben, daß der Hr. D. Tr-ll-r seiner und seines erworbenen Ruhms so weit hätte vergessen, und gestatten können, daß seine Neider und Verläumder ungestraft über ihn triumphierten; diese Vertheidigungsschrift selbst läßt niemand zweifeln, daß es nicht ein rechter Ernst bey ihm gewesen, mit seinen Feinden eine Lanze zu brechen; und gesezt, daß sein grosses und dabey sanftmüthiges Hertz dieses alles hätte verdauen können, so ist diese Schutzschrift an ihr selbst und nach ihrem innern Werth betrachtet, so wohl gerathen, daß ich nicht begreiffen kan, wie der Hr. Doctor, ohne die gröste Ungerechtigkeit zu begehen, in die Unterdrückung dieses vornehmen Stücks seiner Vorrede jemahls hätte einwilligen können. Ich an meinem Ort halte es vor ein rechtes Meisterstücke in der pathetischen Schreibart, und ich getraue mir ohne Schmeicheley zu sagen, daß Hr. Tr-ll-r noch nichts mit solchem lebhaften und ungekünstelten Feuer geschrieben habe, und ich zweifle ob Deutschland etwas in dieser Art

Schrif-

Schriften aufzuweisen habe, das mit diesem in einige Vergleichung komme. Fast aus gleichmässigen Ueberlegungen konnte ich nicht glauben, daß seine Freunde, diejenige nemlich, die seinen Ruhm vor allen Anfällen zu bewahren sich von Hertzen angelegen seyn lassen, sich sollten vermessen haben, dieses namhafte Stücke seiner critischen Einsicht ohne sein Vorwissen zu unterschlagen; sie konnten ja wohl gedencken, daß dieses ihr Beginnen nicht verborgen bleiben könnte, und daß sie sich dadurch nothwendig eines geheimen Verständnisses mit seinen geschwornen Feinden verdächtig machen würden. Zuweilen wollte mir sehr glaublich scheinen, daß diese Verstümmlung der Tr-ll-rischen Vorrede und Beraubung eines ihrer ansehnlichsten Glieder für eine Würckung des boshaften Neids seiner Feinde zu halten sey; alleine diese Wahrscheinlichkeit verschwand so gleich, wenn ich betrachtete, daß Hr. Tr-ll-r die Sorge und Verpflegung seines Fabelwercks seinen geheimsten Freunden anvertrauet, daß es also seinen Feinden unmöglich gefallen wäre, demselben beyzukommen, und ihren Muthwillen daran zu verüben. Als ich diese Unschlüssigkeit meiner Gedancken einem meiner vertrautesten Freunde eröffnete, wollte mich derselbe überreden, diese Verstümmlung wäre die Folge einer mit guter Vorbetrachtung

und auf hohen Rath der obrigkeitlich verordneten Bücher-Aerzte vorgenommenen Operation, die an diesem Gliede eine häftige Entzündung wahrgenommen, zu welcher der kalte Brand geschlagen, daher sie keinen bessern Rath gewußt hätten, als daß man dieses angesteckte Glied der Vorrede abstiesse, nach einer bekannten Regel, Ense recidendum est, ne pars sincera trahatur. Alleine mein Freund wollte nicht hartnäckigt auf seiner Muthmassung beharren, als ich ihm überzeugende Proben von der Gelindigkeit und Gefälligkeit der Herren Censoren in L. . . . vor Augen legete. Also mußten wir endlich diese Verstümmlung einem seltsamen Spiel des Glückes zuschreiben, wir befanden einmüthig, daß dieser halbe Bogen in der Drükerey durch Verwahrlosung des Setzers müste verlohren, und aus Unachtsamkeit zu dem Krämer getragen worden seyn; und da sich niemand getraut hätte, diesen Verlust zu ersetzen, wäre man genöthiget gewesen, die Vorrede ex abrupto zu schliessen, dabey aber diesen Mangel so gut als möglich zu verbergen, und inzwischen bedacht zu seyn, wie man diese Verwahrlosung beschönigen, und gegen Hrn. D. Tr-ll-r entschuldigen wollte.

Bey allem aber kam uns am allermerckwürdigsten vor, daß dieses verlohrne Fragmentum viel eher in die Schweitz als anderstwohin

wohin verschlagen werden, und just demjenigen in die Hände fallen müssen, der den wahren Werth desselben zu entdecken und es von seinem so nahen Untergange zu retten wußte, der aus besonderer Hochachtung für Hrn. Tr-ll-r sich auch dazu verbunden erkennete. Man setze nur, daß es dem Verfasser der Critischen Dichtkunst oder einem seiner Freunde in ihre unbarmhertzigen Hände gerathen wäre, wie grausam und unverantwortlich würden sie selbiges nicht gemißhandelt und so zugerichtet haben, daß solches aus ihren Händen zu retten weder Rath noch Hoffnung übrig geblieben wäre? Man hat schon längst angemercket, daß die Gerechtigkeit unter andern Regeln, die sie in Bestimmung ihrer Straffen insgemeine beobachtet, auch dieser folget, daß sie den Menschen damit straffet, womit er gesündiget hat. Ich kan mit Grund dazusetzen, daß eben dieselbe Billigkeit erfordere, daß einer an dem Orte büsse, wo er gesündiget hat. Wenn dieses Fragmentum in Deutschland ans Licht wäre gestellt worden, so hätte es bey weitem nicht die Dienste leisten und den Nutzen schaffen können, den es jezo unfehlbar schaffen wird. Ein volles Jahr streicht insgemeine vorbey, ehe dergleichen Schriften wegen der Abgelegenheit in die Schweitz kommen, und unter uns bekannt werden; nun würden die-

se

se tobende Neider und schäumende Verläumder auf Hrn. Tr-ll-rs Unkosten sich inzwischen recht lustig gemachet, und über sein vorgegebenes Stillschweigen ungestüm getriumphiert haben. Hingegen wird jezo ihrem Muthwillen der Riegel beyzeiten vorgeschoben, und sie werden durch die Bekanntmachung dieser Schutzschrift so sehr in die Enge getrieben werden, daß guter Rath bey ihnen theuer seyn wird; jedermann wird die Gerechtigkeit dieser wohlverdienten Züchtigung erkennen, und ihnen von Hertzen gönnen, und sich erfreuen, daß sie endlich ihren Meister gefunden haben, der ihnen das Handwerck niedergeleget, und so viele unter diesem strengen Joche seufzende Seelen von dieser Critischen Tyrannie auf einmahl erlediget hat. Neben diesem versehe ich mich auch, daß diese Herausgabe die critische Gerechtigkeit der Schweitzerischen Nation von vielem Argwohn und von einem üblen Ruff befreyen werde. Die Deutschen werden daraus erkennen, daß die wenigsten Schweitzer so leckern sind, und einen eben so eckeln Geschmack haben, als die zween Zürchischen Critischen Helden, die alles nach ihrem Kopfe meistern wollen, und die eben deßwegen bey ihren Landsleuten überhaupt nicht höher geachtet werden, als in Ober- und Niedersachsen. Ich werde nun auch

desto eher Glauben finden, wenn ich bey meiner Eidsgenössischen Treue versichere, daß die Verdienste des Hrn. D. Tr-ll-rs um die deutsche Poesie, so wohl als die Schönheit seiner Gedichte, unter uns eben so viel Verehrer haben, als wahre Kenner sind; und man wird ins künftige den regierenden Geschmack der Schweitzerischen Nation nicht mehr, wie bisher, liebloser Weise nach dem eckeln und verzärtelten Geschmacke des Zürchischen Verfassers der Critischen Dichtkunst beurtheilen.

Was indessen den Werth meines Manuscriptes, und hiemit auch den Danck für meine Herausgabe, um ein nahmhaftes vermehren muß, ist die Ueberzeugung, die ich bey mir selbst habe, daß dieses das Autographum und das einzige Exemplar sey, welches jemahls in der Welt gewesen, und daß folglich die Erhaltung oder das Verderben desselben lediglich in meiner Gewalt und Willkür gestanden: Ich bin davon so fest überzeuget, als gewiß ich bin, daß derjenige nicht gescheid handeln würde, der ein Manuscript, welches jezt unter die Presse geleget werden soll, durch schriftliche Copien bekannt zu machen suchen, das ist, der Sonnen eine Fackel anzünden wollte. Und dasjenige vorausgesetzet, was ich bisdahin von dem seltsamen Geschicke dieses Manuscrip-

scriptes, nicht etwann nur erdichtet, sondern mit Grund erzehlet habe, so kan ich eben so wenig begreiffen, daß Hr. D. Tr-ll-r von dieser Vorrede mehrere Abschriften sollte haben verfertigen lassen, als ich begreiffen kan, daß mein Exemplar mehr als eins sey.

Sollte es dennoch solche unglaubige Spötter geben, die mich in den Verdacht fassen, und die Leute bereden wollten, als ob ich dieses Manuscript nicht auf besagte wunderbare Weise bekommen, sondern aus Muthwillen erdichtet und Hrn. D. Tr-ll-r untergeschoben hätte, so würden sie dadurch entweder ihre dumme Einfalt, oder ihre Boßheit augenscheinlich verrathen: Ihre Einfalt, indem sie sich vermässen, mir etwas zuzuschreiben, welches ich, so wenig als sie selbst, auf eine solche Art und mit so vieler Geschicklichkeit auszuführen im Stande seyn würde; Ihre Boßheit, indem sie Hrn. D. Tr-ll-r aus Mißgunst eben so vermessen dasjenige absprächen, was nach aller Kenner Urtheil niemand als Hr. D. Tr-ll-r zu verfertigen geschickt gewesen. Diejenigen, die desselben moralische Ernsthaftigkeit, seine pathetische Schreibart, und seine feine Art höflich und galant zu spotten, kennen, sind gegen dergleichen verführerischen Argwohn genugsam bewafnet; In Ansehung solcher aber, die

wegen ihrer Leichtglaubigkeit in Gefahr stehen möchten, von dergleichen Spöttern verführt zu werden, mache ich mich hiemit öffentlich anheischig, ihnen mit ehrlichen Zeugen zu bescheinigen, daß ich dieses Manuscript von ungefehr und auf die Weise, wie ich erzehlet habe, durch die Hand meines Kaufmanns von Leipzig empfangen habe; und ich zweifle keinesweges, wenn Hr. Tr-ll-r seine Freunde, denen er sein Manuscript anvertrauet, und diese den Schriftsetzer, dem sie es werden überantwortet haben, darum mit Ernst befragen werden, daß nicht ihre Aussage mit meiner Erzehlung übereinstimmen und sie bekräftigen werde. Wenigstens bin ich von Hrn. Tr-ll-rs moralischer Neigung zur Billigkeit versichert, daß er mir selbst, wenn es vonnöthen seyn würde, mit einem öffentlichen und unwidersprechlichen Zeugnisse zu Steuer der Wahrheit nicht entstehen, sondern diese Arbeit für die seinige erklären, und (*) also den Verdacht von mir ablehnen würde, als ob ich so schlimm wäre, solche Kinder, die ihrem natürlichen Vater boßhafter Weise entführt worden, in meinen Schutz zu nehmen und für die meinigen zu erziehen.

Da ich nun diese Vorrede und Schutzschrift des Tr-ll-rischen Fabelbuchs dem Hrn. Doc-

(*) Siehe die Vorrede zum II. Theil seiner Gedichte.

Doctor selbst, als dem wahren Verfasser zu-
schreibe, muß ich die Leser erinnern, daß sie
sich nicht etwann dadurch irre machen lassen,
wenn sie gewahr werden, daß derselbe nicht
nur in der gedrückten Vorrede, sondern auch
in dem gegenwärtigen Anhange nicht in sei-
nem eigenen Nahmen, sondern in der dritten
Person als von einem andern redet; denn
dieses geschiehet nur aus einer poetischen De-
muth und Bescheidenheit, damit es nicht das
Ansehen habe, als ob er sich selbsten lobe,
von dieser Eitelkeit ist seine großmüthige See-
le himmelweit entfernet, allermassen wir über-
zeugende Proben davon haben, zum Exempel
da seine Lobredner sich selbst öffentlich (*) be-
klagen müssen, er sey auf sie recht böse wor-
den, und habe es ihnen nicht verzeihen wol-
len, daß sie die Wahrheit so deutlich von ihm
gesagt haben. Viele Vorredner unsrer Zei-
ten loben die Wercke ihrer Helden mit einer
Niederträchtigkeit und Unverschämtheit, wel-
che man kaum einem Verleger zu gute halten
kan. Ein gewisser geistreicher Mann hat das
lächerliche Thun dieser Leute in einem sinnrei-
chen Bild sehr artig vorgestellet; er hat ge-
sagt: „ Dergleichen Vorsprecher und ihre
„ Verfasser scheinen mir eben so lächerlich
„ als jener welsche Marcktschreyer, der mit
„ einem tiefsinnigen Ernst auf einem alten

(*) Siehe die Vorrede zum I. Theil seiner Gedichte.

„ Rosse einherzutraben pflegte, und einen
„ Knaben voran lauffen ließ, der dem sich
„ versammelnden Pöbel mit heller Stim-
„ me verkündigen muste, daß sein Herr und
„ Meister, das Wunder seiner Zeit, der
„ Phönix der Aerzte, die Sonne der Wis-
„ senschaften, ein unsterblicher Erhalter des
„ menschlichen Geschlechtes, der Bezwinger
„ aller Kranckheiten u. s. w. sey. Zu wel-
„ chem allem der Zahnarzt uur seinen Bart
„ streichelte, und zu Zeiten zu den Umste-
„ henden nur dieses sagte: Der Knabe
„ spricht nichts als die wahrheit: Ich rüh-
„ me mich nicht; aber er kennet mich. „
Alleine unser Hr. D. Tr-ll-r ist eines weit edelmüthigern Sinns, er hat deswegen dem J. C. B. der die beyden Theile seiner Gedichte mit Vorreden versehen, ausdrücklich untersagt, daß er den Werth seiner Gedichte nicht anpreisen sollte: Aber eben dieser Vorredner giebt nicht undeutlich zu verstehen, was für ein hartes Gebot dieses sey, und wie schwer es ihm falle, den Werth und die Verdienste eines Mannes oder einer Schrift, die jedermann so ausnehmend vorkommen, als gleichgültig zu behandeln. Man muß es darum vor die Würckung einer raren Bescheidenheit halten, daß Hr. Tr-ll-r bey der Ausgabe seiner Fabeln das Amt eines Vorredners keinem Fremden an-

ver-

vertrauet, sondern solches sich selbst vorbehalten, und durchaus so bescheiden von sich selbst geredet hat, daß man beynahe meinen würde, er kennete sich selbsten nicht, und der Verfasser des Fabelwercks gienge Hrn. Tr-ll-r von Haut und Haar nichts an. Ich habe mir auch sagen lassen, er habe sich über das, wiewohl höchstverdiente Lob, welches ihm der Hr. von Böhlau in seinen Jugend-Früchten Bl. 429. und 430. beygeleget hat, weit häftiger entrüstet, als über die Verläumdungen des Verfassers der Schweitzerisch-Critischen Dichtkunst. Alleine ich finde dieses Lob so gerecht, daß ich mich nicht entbrechen kan, solches hier anzufügen und zu wiederholen. Es heißt Bl. 430.

Das that der grosse Geist, der mehr als tausend nützet,
Mein Tr-ll-r, dessen Ziel die Ehre Deutschlands stützet,
Dem einst noch Gronov, Clerc, Grav u. Salmasius,
Ja Grot' und Scaliger den Vortritt gönnen muß.

* * *

Der Franckreichs Munterkeit, der Britten Witz verlacht,
Weil seiner Muse Gluth sich ihrer Meister macht.

Die Gerechtigkeit dieser Lobeserhebung ist ja in dem allgemeinen Ausspruche Salomons gegründet, der in seinem Prediger Cap. IX. v. 4. 5. 6. sagt: „ Ein lebendiger H-- ist „ besser als ein todter Löwe; denn die Le-

„ bendigen wissen, daß sie sterben werden,
„ die Todten aber wissen nichts, sie verdie-
„ nen auch nichts mehr. Denn ihr Ge-
„ dächtniß ist vergessen, daß man sie nicht
„ mehr liebet, noch hasset, noch neidet,
„ und sie haben keinen Theil mehr auf der
„ Welt in allem, das unter der Sonnen
„ geschicht.„ Nun sind aber Gronov, Clerc, Grav, Salmasius, Groot und Scaliger todt; sollte denn nicht dem Hrn. Tr-ll-r ein billiger Vorzug über diese alle gebühren? Und die zwo leztern Zeilen sind so unbestimmt, daß ich gar nicht sehen kan, was die Neider des sich ausbreitenden Tr-ll-rischen Ruhms daran auszusetzen haben. Man wird bey den Franzosen und Britten noch allezeit solche Scribenten antreffen, die an Munterkeit und Witz zu übertreffen, eben keine grosse Kunst erfodert wird; und ich bin sicher, wenn der Hr. von Böhlau sich erklären müßte, was er vor Franzosen und Britten gemeint habe, über die er seinem Meister einen solchen Vorzug giebt, es würde jedermann den grossen Unterschied zwischen diesen und jenen erkennen und die Vergleichung gutheissen müssen. Aber so billig und bescheiden auch dieses Lob immer seyn mag, so muß dennoch Hr. Tr-ll-r selbiges nicht gerne, noch mit gleichgültigem Gemüthe aufgenommen haben, alleine aus

der

der vorsichtigen Beysorge, es mögte selbiges etwann von neidigen Spöttern wider die Absicht des Lobredners verdrehet und gemißdeutet werden. Sehet da ein seltenes Muster einer recht edelmüthigen Bescheidenheit bey einem Verdienst-vollen Dichter, und zugleich die wahre Ursache, warum er in der Vorrede zu seinem neuesten Fabelwerck das Wort selbst führet, doch so, daß es scheinet, als ob er von einem andern rede.

Wollte aber jemand nur dieses behaupten wollen, Hr. Tr-ll-r habe diese Vorrede nicht selbst geschrieben, sondern nur etwa in die Feder dictirt, oder nachdem sie von einem seiner Schüler verfertiget worden, übersehen, verändert und verbessert, so will ich mit einem solchen keinen Zanck anfangen, massen auch in diesem Sinne von Hrn. Tr-ll-r eben so wohl kan gesagt werden, daß er der Verfasser dieser Schutz-Schrift sey, als dorten von Herodes gesagt wird, er habe alle Kindlein zu Bethlehem getödet.

Alleine ich will das gereizte Verlangen meiner Leser nicht länger an dem Genusse meines Manuscripts hindern, zumahl da ich dessen Werth bisdahin nicht geschickter angepriesen habe, als dorten die Lobredner Salomons bey der Königin von Saba die

Weißheit desselben nach ihrer Würdigkeit beschrieben haben. Ich bin auch versichert, daß die eigene Erfahrung meine Leser eben so wohl, als jene Königin, von des Lobredners Ungeschicklichkeit überzeugen, und meinem Lobe erst das rechte Gewicht geben werde. Mithin da dieses Manuscript uns den schönsten Anlaß giebt, manche critische Wahrheit in ein helles Licht zu setzen, so wird man mir erlauben, selbiges mit Anmerckungen zu versehen, inmassen es diese Ehre besser verdienet, als manches altes lateinische oder griechische Manuscript, welche oft so unverständlich an sich selbst sind, oder von den Commentatoren gemachet werden, daß man selbst nicht weiß, woran man sich halten soll. Mein Manuscript bedarf keiner dergleichen Erklärungen, und sie würden eben so wenig nütze seyn, als wenn man der Sonne an dem hellen Mittag eine Fackel anzünden würde. Die Absicht meiner Anmerkungen gehet alleine dahin, einige moralische und critische Grundsätze, die nur beyläuftig angeführet werden, und auf welche der Verfasser seine Urtheile gründet, um der Einfältigen willen weiter auszuführen, und die Kunst, die in dieser gantzen Schutzschrift verborgen lieget, einigermassen aufzudecken.

Fra-

FRAGMENTUM
der Vorrede zu den
Tr*ll*rischen Fabeln,
Oder
Schutz-Schrift
gegen den Verfasser der
Critischen Dichtkunst.

* * *

Mein Gott! was erhebet nicht der ehrliche

Anmerckungen.

Mein Gott!) Sehet da, in was vor einer christlichen Verfassung das sanftmüthige Hertz des Verfassers gestanden hat, als er sich an diese Vertheidigung gemachet. Ein anderer hätte aus einem andern Thone angefangen, als etwann:

Arma Virumque cano! - - - -

Oder:

Musa mihi causas memora, quo numine læso,
Quidve dolens Regina Deûm, tot volvere casus
Insignem pietate virum, tot adire labores
Impulerit. Tantæne animis coelestibus iræ!

Aber unser sanftmüthige Verfasser nimmt seine Zuflucht, als ein christlicher Poet, zu der Invocatione, oder An-

liche Mann vor ein greuliches Lermen: Mit

rufung. Er drückt dadurch seine Empfindlichkeit und innigste Wehmuth, nicht über die ihm angethane Unbill; sondern über die schwere Versündigung des Verfassers der neuen Critischen Dichtkunst, sehr lebhaft aus. Man kan im übrigen von dieser poetischen Anrufung Hrn. G-ttsch-ds Critische Dichtkunst nachsehen.

Dieser ehrliche Mann) Er meinet den Schweitzerischen Verfasser der neuen Critischen Dichtkunst: Er nennet ihn einen ehrlichen Mann, nicht per antiphrasin, wie etwann die Spötter meinen mögten; sondern damit er zeige, daß ihn die empfangene Unbill nicht hindere, auch von seinen Feinden gutes zu reden, nach dem bekannten Axiomate, & in hoste laudanda Virtus. Und wenn wir dem Seneca glauben wollen, so ist der Ruhm eines ehrlichen Manns allem andern Ruhm, auch dem Ruhm eines grossen Dichters, eines scharfsinnigen Kunstrichters ꝛc. weit weit vorzuziehen: Magno impendio temporis, magna alienarum aurium molestia laudatio hæc constat, ô Hominem Literatum! Simus hoc titulo rusticiore contenti, ô VIRUM BONUM. Und in diesen Gedancken stehet auch unser Verfasser, daher er sich diesen Titel alsofort selbst beyleget, wenn er sagt: Wichtige Ursachen . . . ehrliche Leute so unbändig anzugreifften! Wo dieses Beywort ja unmöglich antiphrastice kan verstanden werden.

Was erhebet er nicht vor ein greuliches Lermen?) Da er nemlich in dem siebenden Abschnitte seiner Critischen Dichtkunst, wo er von der Esopischen Fabel ausführlich handelt, sich daran nicht begnüget, die Tr-ll-rische Untersuchung von der Natur der Fabel, Bl. 173. 175.

Mit was vor Hefrigkeit und Bitterkeit stösset er seine Urtheile nicht aus? Warum denn dieses alles? nemlich um Sylben, Gedanken,

175. 177. 188. u. f. 195. höhnisch durchzuziehen, sondern noch überdas von Bl. 214. bis 262. alleine bemühet ist, die in dem Anhange der Tr-ll-rischen Gedichte befindlichen Fabeln durch die Musterung gehen zu lassen. Was bedurfte es solcher Weitläuftigkeit, wenn er nichts mehrers sagen wollte, als daß ihm diese Fabeln mißfallen?

Mit was vor Heftigkeit und Bitterkeit ꝛc.) Warum muß er die Tr-ll-rische Untersuchung unbegründt und unglücklich nennen? Warum die Fehler, die sich etwann ereignen, just vor eine Würckung einer schlechten Ueberlegung angeben? Warum auf den Widerspruch, den er zu entdecken meinet, als etwas recht kindisches schmähen? Und wann würde ich fertig werden, wenn ich alle die Critischen Hiebe und Streiche, womit er lincks und rechts unbarmhertziger Weise und ohne Mitleiden um sich schmeißt, nahmhaft machen wollte? Ich bitte meine Leser, die Mühe selbst zu nehmen, und den siebenden Abschnitt der Critischen Dichtkunst mit Nachdencken zu lesen, so werden sie dem Hrn. Doctor das Zeugniß geben müssen, daß er noch gnädig mit seinem Feinde verfährt, wenn er ihn bloß einer Heftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen beschuldiget. Wenn er demselben nicht verschonet hätte, so wäre es ihm ohne Zweifel ein leichtes gewesen, seine Urtheile vor falsch und unbegründet auszuschreyen.

Um Sylben, Gedancken, Worte und Reime) Ich bin lange im Zweifel gestanden, ob sich nicht das Wort Gedancken hier wider die Absicht des Verfassers eingeschlichen habe: Denn, gedachte ich, falsche Gedans

ten, Worte, und Reime, um Fabeln und Mähr.

dancken sind endlich noch wohl einer Beurtheilung werth; und der Eifer eines guten Kunstrichters gegen solche mögte endlich noch wohl zu rechtfertigen seyn. Alleine da mir die Hamburgischen Berichte von gelehrten Sachen No. LXXIV. ungefehr in die Hände fielen, allwo die neue Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln sehr fleissig angepriesen, dem Schweitzerischen Kunstrichter seine tollkühne Vermessenheit derbe verwiesen, und die Vertheidigung dieses unverbesserlichen deutschen Dichters mit seinen eigenen Kern-Worten beschlossen wird, fand ich zu allem Glücke eben diese Ausdrückung; es heißt gegen dem Ende: um Sylben, Gedancken, Wörter und Reime müssen Bescheidenheit, Gelindigkeit und Menschenliebe gäntzlich hintan gesezt werden: Diese Stellen sind einander so ähnlich, daß keine ohne die andere kan verändert werden, und es schwer zu errathen ist, welche von der andern abgesehen worden: Auch kan Hr. Z* am besten wissen, was Hrn. D. Tr-ll-rs Gedancken über critische Materien seyn, Ich verwerfe daher meine erste Muthmassung selbst, und erkläre den Sinn des Verfassers so, daß er nicht mehrers sagen wolle, als, man müsse den irrenden Scribenten, wenn sie auch gleich in den Gedancken noch so übel verstossen, mit Sanftmuth und Höflichkeit zurecht helfen.

Um Fabeln und Mährchen) Mährchen sind wunderbare und abentheurliche Erzehlungen, die nicht die geringste Wahrscheinlichkeit haben; hiemit wunderbare Lügen, dergleichen unverständige Ammen den kleinen Kindern zu erzehlen, und ihnen damit die Zeit zu kürzen pflegen. Diese Mährchen haben eben eine so lehrreiche Absicht, als die guten Fabeln; doch kan dieses ihren Gebrauch nicht rechtfertigen: Man muß die Wahrheit und das Nützliche nicht durch Lügen fort-

pflan-

Mährchen, die zum Zeitvertreib für die Jugend

pflantzen, und die unerfahrne Leichtgläubigkeit der Kinder nicht mißbrauchen, noch weniger ihren Geschmack durch abgeschmackte und unmögliche Erzehlungen zu einer Zeit verderben, da sie noch nicht im Stande sind, zwischen link und recht selbst zu unterscheiden. Aus diesem läßt sich die Frage leicht entscheiden, welche Hr. Z* in der oberwehnten LXXIV. No. der Hamburgischen Berichte bey Anlaß der Tr-ll-rischen Fabeln auf die Bahn bringet, nemlich, **Was vor deutsche oder lateinische Fabeln der Schul-Jugend zu belieben, und in denen untersten Classen einzuführen rathsam seyn mögte?** Ich antworte, nur keine Mährchen nicht, sondern alleine solche Fabeln, die ihre Glaubwürdigkeit bey allem Scheine des Wunderbaren genugsam rechtfertigen können. Man würde sich aber übel betriegen, wenn man aus dieser Stelle schliessen wollte, als ob Hr. D. Tr-ll-r seine Fabeln selbst in keinem höhern Werth hielte, als die Mährchen unverständiger Ammen; Das sey fern. Er bedient sich hier sehr geschickt einer Figur, welche die Schulgelehrten Meiosin oder Tapeinosin heissen, welche etwas von seinem Werth künstlich heruntersetzet und verächtlich macht, damit etwas anders dadurch augenscheinlich erhoben werde. Weil nun Hr. Tr-ll-r seines Gegners Heftigkeit und Bitterkeit in seinen Urtheilen recht lächerlich machen wollte, so mußte er seine eigene Arbeit, mit deren Beurtheilung sich dieser Criticus was grosses düncket, um ein namhaftes selbst verkleinern: Angesehen es ja recht lächerlich lassen würde, wenn ein grosser Kunstrichter mit eben dem Ansehen und der Ernsthaftigkeit, mit welcher er etwann die Wercke eines Homers und Virgils zu beurtheilen pfleget, die kindischen Mährchen einer Amme untersuchen, oder die Kinder in ihren närrischen Spielen hofmeistern wollte.

Jugend aufgesetzet, und als ein unvollkommener Versuch angegeben worden. Wichtige

Die zum Zeitvertreib für die Jugend aufgesetzet) Es fährt der Vorredner in der angefangenen Figur fort; und man muß dieses nicht im Ernst aufnehmen. Hr. D. Tr-ll-r weiß viel zu wohl, was für Behutsamkeit in dem Umgange mit der Jugend erfodert wird, und daß es nicht gleichgültig ist, woran man ihren Geschmack gewöhne: Nach dem bekannten

Quo semel est imbuta recens servabit odorem
Testa diu. - - - - - -

Als ein unvollkommener Versuch angegeben worden) Sein eigenes Bekenntniß in seiner Untersuchung von der Natur der Fabel Bl. 559. ist hierüber gar deutlich: „ Diese Fabeln werden hiermit dem geneigten Leser, als ein Anhang, dargereicht, zwar „ nicht in der Meinung, daß sie etwas vollkommenes seyn sollten. „ Und etwas ferner: „ Ich muß „ selbst bekennen, daß einige schon längst verfertigte „ die strengsten Prüffungen nicht aushalten dürften. „ Wiewohl er anbey versichert, daß er sich äusserst habe angelegen seyn lassen, mit Wissen und Willen nicht wider die schweren Regeln der Fabel zu verstossen. So groß aber die Bescheidenheit Hrn. D. Tr-ll-rs ist, kan ich gleichwohl das unhöfliche Zeugniß des Vorredners zu dem zweyten Theile der Tr-ll-rischen Gedichte darum nicht gutheissen, z. Ex. wenn er unter anderm von eben dieser Haupt-Tugend unsers grossen Dichters meldet, „ Er suche seinen unverdienterlangten Ruhm mehr mit Bescheidenheit zu verbergen, „ als mit frechem Hochmuth auszubreiten. „ Heißt dieses nicht seinen Helden dem Gespötte der Feinde preiß geben, und ihnen die Waffen selbst in die Hände liefern,

rige Ursache, sich so lächerlich zu entrüsten, und

liefern, womit sie ihm beykommen können, wenn man öffentlich von einem bezeuget, daß er den Ruhm, welchen er erlanget hat, nicht verdiene? Der Hr. D. Tr-ll-r kan sein eigenes Heu Stroh nennen; aber das ist darum einem andern nicht erlaubt, und Complimente muß man nicht grad vor Ernst aufnehmen. Nicht besser ist, was bald hernach folget: „Viele „ seiner Gedichte hat er in seiner noch blühenden und „ feurigen Jugend verfertiget, daher die Worte oft „ besser sind, als die Gedancken. „ Und an einem andern Orte: „ Er gläubt, die gelehrte Welt könne „ seiner poetischen Gedancken, die, aus Mangel der „ Zeit, nie sattsam ausgearbeitet werden können, „ mit leichter Mühe entrathen. „ Was könnte wohl der ärgste Feind schlimmers von einem Gedichte sagen, als daß es nicht ausgearbeitet, und daß die schönen und prächtigen Worte wohl das beste daran seyn? Wenn Hr. Doctor selbst sich also erklären würde, so würde es jedermann vor eine Ausdrückung seiner angebohrnen Bescheidenheit aufnehmen: Aber da es von einem andern gesagt wird, von dem man voraussetzet, daß er ausser Stand sey, seinen Helden zu beschimpfen, so dürften dergleichen lose Reden im Ernst aufgenommen werden.

Wichtige Ursache, sich so lächerlich zu entrüsten) Man bemercke hier die pathetische Figur des Ausrufs, welche dem störrischen Kunstrichter nothwendig eine Röthe ins Angesicht jagen, und ihn mit Scham bedecken wird. Sollte es nicht lächerlich seyn, daß ein ernsthafter Criticus sich über unschuldige und dabey noch lehrreiche Mährchen einer Kinderwärterin, über junger Leute Schertz und Kurtzweil, über Sylben und Reimen, und andere solche Kleinigkeiten so heftig entrüstet, als ob es um die Bestrafung eines Hochverraths zu thun wäre?

und ehrliche Leute so unbändig anzugreiffen, als ob es einen sonderbaren Glaubens-Artickel oder bedencklichen Friedens-Schluß anbeträfe. Richer mag ihm antworten:

Du solide Censeur distinguons le Pédant!
Cet Animal chagrin, plein d'un orgueil extréme,
N'aprouve rien, que ce, qu'il fait lui-même.
Sur tout il imprime sa dent.

Man weiß wohl die Freyheit, die Gelehrte dieß-

(Ehrliche Leute) Ehrliche Leute angreiffen, ist eine zweydeutige Redensart; denn entweder heißt dieses jemand durch Verleumdung an seinem ehrlichen Nahmen kräncken, oder, einen ehrlichen, unverleumdeten Mann wegen einiger Mängel und Gebrechen, die den ehrlichen Nahmen nicht berühren, tadeln und bestrafen. Und in diesem leztern Sinn wird dieser Ausdruck öfters per fallaciam compositionis, wie die Schulgelehrten sich in ihrer geweyheten Sprache ausdrücken, gemißbraucht; grad als ob einer kein ehrlicher Mann seyn könnte, wenn er nicht ein untadelhafter Poet, oder unverbesserlicher Fabeldichter wäre. Man kan darüber mit Erbauung nachlesen, was in der Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, in der Vertheidigung Briontes des jüngern, absonderlich Bl. 254. und 255. über diese Materie vorkömmt.

Man weiß wohl die Freyheit, die ꝛc.) Und warum sollten es die Herren Hamburger nicht wissen, da Briontes der jüngere solches erst neulich mitten unter ihnen so handgreiflich erwiesen hat, daß ich glaube, es sey wohl mehr als einer, der es heimlich beseufze, daß diese Wahrheit Wahrheit ist. Siehe die Vertheid. Briont. des jüngern Bl. 256. 259. 260. u. f. Aber unser

dießfalls über einander haben; es stehet jedem frey, Schriften zu beurtheilen; es ist auch nützlich und löblich: Alleine es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit, und nicht in einer Sprache geschehen, die man eher in denen Mühlen, Scheuren und Schenken, als unter gelehrten und wohlgesitteten Leuten, zu hören gewohnt ist.

Sind Wort und Sylben denn von solcher Wichtigkeit,
Daß man so ungestüm, wie Härings-Weiber, schreyt?

Dieß unser grosser Dichter hat keine Ursache, diese Wahrheit zu fürchten. Siehe daselbst Bl. 262. 264. Er hat mehr, als ein Kleid, „ er kan wohl leiden, wenn „ man ihm, so zu sagen, sein poetisches Kleid aus„ ziehet, ja es würde ihm ein leichtes seyn, solches „ selbst abzulegen, indem er noch andere Kleider im „ Vorrath hat, welche er geziemend anlegen, und sich „ damit unter Leuten zur Noth noch sehen lassen kan. „ Wie sein Vorredner zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit eben diesen Worten gar sinnreich und gründlich von ihm bezeuget.

Es muß mit Bescheidenheit und Gelindigkeit ꝛc.) Man kan dieses in der oben gedachten Vertheidigungs-Schrift, Bl. 270. u. f. desgleichen Bl. 281. u. f. gar gründlich ausgeführet lesen.

Sind Wort u. Sylben denn von solcher Wichtigkeit) Diese Verse haben die Kraft eines poetischen Exorcismi, der alle critischen Spottgeister in die Flucht treiben kan: Und sie gehören als ein wichtiger Zusatz in Hieronymi Mengi Flagellum Dæmonum.

Dieß bringt der Wissenschaft gewiß den grösten Schaden,
Den ihre Meister selbst durch Grobheit auf sich laden,
Dadurch wird sie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter ist so viel als ein Fantast.

Man lese hiervon weiter unsers Verfassers Gedichte auf den seel. Hrn. Fabricius, von der unanständigen Schmähsucht der Gelehrten, nebst denen Anmerckungen, und bessere sich. Man weiß nicht, ob man den bösartigen Schriftrichter mehr belachen, oder beklagen soll, welcher andern Leuten die Fehler in Schriften zeigen will, und doch selbst einer viel wichtigern Verbesserung seiner rauhen und störrischen Sitten u. unhöflichen Schreibart nöthig hat, wie der Leser mit Erstaunen wahr-

Der selbst einer viel wichtigern Verbesserung nöthig) Ein bekanntes Schul-Dictum lautet: Turpe est Doctori, quem culpa redarguit ipsum. Wer andre mit Recht tadeln will, der muß selbst ohne Fehler und Gebrechen seyn: Da nun keiner vollkommen und Engelrein ist, so wäre es ja weit besser, und für die gemeine Ruhe weit verträglicher, daß man das Tadeln und Richten, als ein friedenstörendes Handwerck, gäntzlich einstellete, und einander hälfe, die gemeine Unvollkommenheit mit dem Mantel der Liebe zudecken. Solcher läßt sich schon aus einander ziehen, daß er weit genug wird, die Blösse so vieler Leute zu bedecken.

Mit Erstaunen) Der Verfasser kennet das Hertz der Menschen, insbesondere seiner deutschen Leser, so wohl, daß er mit Gewißheit voraus sagen kan, was diese oder jene Vorstellung vor einen Eindruck auf dasselbe machen werde. Hier verkündiget er ein Erstau-

nen

wahrnehmen wird. Alleine laßt uns nun' einige der wichtigsten Einwürffe besehen, die er

nen, nemlich ein solches, das mit Furcht und Abscheu verknüpfet ist:

Improvisum aspris veluti qui sentibus Anguem
Pressit humi nitens, trepidusque repente refugit
Attollentem iras, & cœrula colla tumentem.

Einige der wichtigsten Einwürffe) Das Gewicht der Einwürffe wird gemeiniglich von dem, der sie machet, und von dem, der sie beantworten soll, in einer gantz ungleichen Waage abgewogen. Sie werden hier die wichtigsten Einwürffe genennet, nicht als ob sie an sich selbst einiges Gewicht haben; sondern in Vergleichung mit den übrigen Einwürffen, die wahrhaftig leichter sind, als die Spreu. Ich will meinen Lesern zu gefallen eine kurtze Liste von diesen Einwürffen hersetzen, damit sie selbst ein Urtheil davon fällen können. Der Verfasser der Critischen Dichtkunst wirft demnach folgende Fragen auf, die sich auf Hrn. Tr-ll-s Untersuchung von den Fabeln, und auf die Fabeln selbst beziehen, die in dem Anhange seiner Gedichte stehen. Ob Esopus seinen Fabeln die Lehren selbst angehänget? Bl. 173. Ob Phäder zu tadeln sey, daß er die Lehre der Fabeln mehrmahlen vorne zu Anfang der Erzehlung gesetzet hat? Bl. 175. Ob La Motte wegen der weitläuftigen Vorreden, die er vor seinen Fabeln gesetzet, zu entschuldigen? Bl. 177. Ob die menschlichen Fabeln wegen Mangel des Wunderbaren allemahl verwerflich seyn? Bl. 188. u. f. Ob La Motte geirret, da er die Fabel ein kleines Episches Gedichte genennet? Bl. 195. Ob die Fabel von dem kleinen Knaben, der das Meer in ein kleines Grub-

er wider die Trillerischen Fabeln gemacht, um

lein ausschöpfen wollen, von Hrn. Tr-ll-r erfunden worden, und ob diese Erfindung gutzuheissen sey? Bl. 215. Ob die Veränderung des Oceans in den Rheinstrom, und des Grübleins in zween Töpfe, in dieser Fabel, gantz gleichgültig sey? Bl. 216. Ob die gelehrte Absicht, die Hr. Tr-ll-r dem Knaben bey diesem Unternehmen zuschreibet, wahrscheinlich sey? Bl. 218. Ob die Fabel von dem Kinde und dem Frosche nicht wegen Mangel des Wunderbaren verwerflich sey? und ob die Lehre, welche Hr. Tr-ll-r daraus herleitet, nicht gezwungen sey? Bl. 219. u. f. Ob die Fabel, der Hund auf einem sammtenen Küssen und der Hausherr, nicht ohne Noth unter die wunderbaren Fabeln gezehlet worden? Bl. 223. Ob die Fabel, der gereiste Mann ein wunderlicher Koch, etwas mehrers sey als ein blosses Gleichniß? Bl. 225. Ob die Fabel, die Raben-Bleiche betittelt, neu und nothwendig sey? Bl. 227. Ob Hr. Tr-ll-r in seiner Untersuchung von Fabeln Bl. 568. Ursache gehabt, die Esopische Fabel von dem Fuchse in des Bildhauers Werckstatt, als unwahrscheinlich zu verwerffen? Bl. 238. Ob er des Hrn. La Motte Critick über diese Fabel recht verstanden habe? Bl. 240. Ob er Recht gehabt, die Fabel von dem Löwen, der sich in eine Schäferin verliebt, als unvernünftig und widernatürlich zu verwerffen? und ob seine vorgeschlagene Verbesserung derselben gutzuheissen sey? Bl. 242. u. f. Ob nicht die meisten Tr-ll-rischen Fabeln in ihrer Erfindung allzu menschlich seyn, so daß sie nichts wunderbares haben, als den Nahmen der Thiere? Bl. 246. u. f. ꝛc. Ich fürchte gar nicht, daß diese ausführliche Nahmhaftmachung so vieler Fragen und Einwürffe die Aufrichtigkeit meines Verfassers verdächtig machen werde;

ders

um von dem Werth dieser Critischen Dichtkunst hieraus zu urtheilen ; denn alles zu beant.

derselbe ist nicht von der Art derjenigen, die, wenn sie etwan mit einem strengen Gegner zu thun haben, aus einer gantzen Schrift nur dasjenige herausklauben, was am schwächsten scheinet, und noch wohl zu verantworten ist, inzwischen aber die stärcksten Einwürffe listiger Weise verhölen. Man darf nur diese Fragen durchlesen, so wird man mit Händen greiffen müssen, daß es lauter Kleinigkeiten sind, die keine Widerlegung verdienen. Was liegt endlich dem Staate, oder der Kirchen, oder dem Hauswesen daran, ob die Lehre vorne oder hinten an der Fabel stehe, wenn nur eine darinnen ist? Ob sie Wahrscheinlichkeit genug habe, wenn sie nur lehrreich und ergetzlich ist? Ist das Vorhaben, den Rheinstrom in zween Töpfe auszuschöpfen, nicht eben so thöricht und unmöglich, als das Weltmeer in ein Grüblein zu leiten? ꝛc. ꝛc.

Um von dem Werth dieser Critischen Dichtkunst hieraus zu urtheilen) Ex ungue Leonem! Es ist zwar nicht zu leugnen, was Plinius sagt: Nullus liber tam malus est, in quo non aliquid insit boni. Doch hindert dieses nicht, daß man nicht ein Buch dem andern vorziehen dürfe. Wir haben ja Hrn. G-ttsch-ds Critische Dichtkunst, und so hätten wir dieser neuen Critischen Dichtkunst wohl entbehren können; um so viel mehr, da jener so bescheiden und höflich ist, daß er, die Lebenden nicht zu erzörnen, sich nicht scheuet, die Manes der abgelebten Dichter in ihrer Ruhe zu stören; ungeachtet es in dem gemeinen Sprüchwort heißt: De Mortuis nonnisi bene. Da hingegen der neuere Verfasser so unbescheiden ist, daß er auch der noch lebenden nicht verschonet, und ihnen ihre Fehler unter

beantworten verlohnet sich nicht der Mühe, und das weitläuftige Gewäsche von lauter Kleinigkeiten verdienet keine Widerlegung. Er fraget also unter andern: Ob die Espen, Tannen, Buch und Linden in einer Caravane hinter dem Eichbaume hergezogen wären? Welche tiefsinnige Frage, die kein Dedi-

das Angesicht vorrücket. Horatz ist ein abergläubiger Spötter, wenn er von einem gewissen Poeten sagt:

Nec satis apparet, cur versus factitet: utrum
Minxerit in patrios cineres, an triste bidental
Moverit incestus: Certe furit. - - -

Er fraget also unter andern, ob die Espen, Tannen ꝛc.) Die verwegene Critick des Schweitzerischen Verfassers über die Biblische Fabel des Joas lautet unter anderm Bl. 259. 260. also: „ Wenn wir die „ ausführliche Abhandlung dieser Fabel vor uns neh„ men, so werden wir finden, daß Hr. Triller aller „ seiner Kunst aufgeboten hat, recht lächerlich zu wer„ den. Diese Kunst bestehet darinnen, daß er die „ Regel von dem Wahrscheinlichen, in so ferne die„ selbe in der Natur und Beschaffenheit der Dinge ge„ gründet ist, gäntzlich aus den Augen gesetzet hat. „ Die Bäume haben ihre gantze Natur abgelegt, und „ können alle menschlichen Verrichtungen so gut nach„ ahmen, als die Menschen. Sie versammeln sich „ zusammen in einen geheimen Rath, Bl. 605. sie „ halten Beylager und legen sich zusammen ins Bette, „ Bl. 606. sie schweeren bey ihrer Seelen; die Ge„ schichte vom König Salomo ist ihnen im Grund „ bekannt; sie besitzen groß Geld und Gut, und wis„ sen

Oedipus auflösen kan! Welcher schertzhafter Einfall, der einem Thränen auspressen mögte! Welche Critische Dichtkunst, die den Aristoteles und Horaz weit übertrift! Er fraget ferner, ob die Bäume etwas vom König Salomo wissen können: Dieses ist

„ sen solches eben so geschickt zu gebrauchen, einander
„ zu bestechen, als die Menschen, Bl. 607. und 608.
„ Sie schätzen den Adel nach der Zahl der Ahnen; sie
„ beobachten in dem geheimen Cabinete unter sich ei-
„ nen Rang; sie beschencken einander mit güldenen
„ Ketten; sie halten einander Hochzeit-Mähler und
„ Gastereyen; also werden sie auch mit einander spei-
„ sen, Bl. 609. u. 610. Sie können sich auf ihre
„ Füsse erheben, und nach Belieben langsam einher
„ spatzieren, oder geschwinde lauffen, und man trift
„ öfters ganze Caravanen auf der Strasse an, von
„ Espen, Tannen, Buch und Linden, Bl. 610.
„ Wie abentheurlich!„ Dieses weitläuftige Gewäsche verdienet zwar keine Widerlegung, und es verlohnet sich nicht der Mühe, alles zu beantworten. Ich will nur ein par kleine Anmerckungen beyfügen. Die erste siehet auf die Erkenntniß, welche die Dichtung lebloßen Geschöpfen in der Fabel beyleget. Sind sie einiger Erkenntniß fähig, so müssen sie eine Seele haben, und warum sollten sie dann nicht bey ihrer Seelen etwas betheuren können?

So sprach er, jeder fiel ihm bey,
Aus unverschämter Schmeicheley,
Selbst Salomo, bey meiner Seelen!
Könnt weiser nicht und besser wählen.

Dieses ist die Sprache des Herren von Dornbusch.

ist gleichwohl sehr wahrscheinlich erdichtet, denn wenn die Bäume nach der Fabel denken und reden können; so müssen sie auch den König Salomo wohl kennen, als welcher sich um das Reich der Pflantzen so verdient gemacht, daß er sie von der Ceder auf dem Libanon an, biß auf den Ysop, der aus der Wand

Und warum sollten die Bäume und Pflantzen den König Salomo nicht kennen, der sich um ihr Reich so wohl verdient gemachet hat? Ich bin sicher, wenn einmahl das Fieber, der Mond, die Luft, das Firmament ꝛc in Fabeln eingeführt werden sollten, daß sie mit gleichem Grunde der Wahrscheinlichkeit Hrn. D. Tr-ll-rs Lob ausbreiten würden, als der Dornbusch hier das Lob des Königs Salomons ausposaunet. Die zweyte Anmerckung, welche dienet, einen grossen Theil der übrigen Schweitzerischen Beschuldigungen abzulehnen, beziehet sich auf den Grund der Dichtung in des Königs Joas Fabel. Die Dichtung, daß der Dornstrauch dem Cederbaum den Antrag habe machen lassen: Gieb deine Tochter meinem Sohne zum Weibe; ist nicht von Hrn. D. Tr-ll-r, sondern von dem König Joas. Der Begriff aber von einer Heyrath oder Vermählung schliesset ja das Beylager, eine Morgengabe, das Hochzeitmahl, und alle übrigen Umstände nothwendig mit ein. Also fallen alle diese Beschuldigungen nicht auf Hrn. D. Tr-ll-r, sondern auf den König Joas zurücke; der mag es nun selbst verantworten. Hr. D. Tr-ll r hat ja nichts mehrers gethan, als daß er die Begriffe dieses Königs in Israel aus einander gewickelt hat. Und ich glaube, wenn Joas diese Fabel lesen könnte, er würde sich über die geschickte Ausführung seiner ehmahligen Gedancken recht verwundern.

Wand wächst, oder biß zu der Mauer-Raute, das ist vom grösten biß zum kleinsten Gewächse, ausführlich beschrieben, wie die Schrift meldet, welche doch wenigstens unser Criticus gelten lassen wird. Er fraget weiter, ob die Mäuse des Sonntags um die Stadt spazieren giengen, wie die Bürger zu

Er wird wenigstens die Schrift gelten lassen) Es ist in Wahrheit ziemlich verdächtig, wenn einer sich nicht scheuet, eine Fabel, die in der Schrift stehet, der Unwahrscheinlichkeit zu bezüchtigen, und noch dazu läugnen darf, daß die Ceder; und der Dornstrauch in der Fabel den König Salomo nicht kennen.

Er fraget weiter, ob die Mäuse ꝛc.) Ich darf statt einer Antwort nur die wohlausgebildeten Verse des Hrn. Tr-ll-rs hersetzen:

Sonntags, da die Predigt aus, die ja wohl so gut gewesen,
Als wir sie gemeiniglich in den Haus-Postillen lesen,
Ließ die Stadtmaus sich gefallen, für das Thor hinauszugehn,
Allda frische Luft zu schöpfen, u. die Felder zu besehn:
Eben dieses hatte sich auch die Feldmaus vorgenomẽen,
Als sie nun von ungefehr auf dem Weg zusamẽnkomẽn,
Und sich unvermuthet sahen, war es beyden angenehm,
Deñ sie waren alte Freunde u. Gevattern ausser dem.

Wer kan diese Beschreibung lesen, ohne daß er die sorgfältige und recht mahlerische Kunst in Beschreibung auch der kleinsten Umstände mit einem verwundersamen Ergetzen gewahr werde, es sey dann einer, der aus

zu Hamburg? Ingleichen, ob der Stadtmäuse ihre Löcher schöner und aufgepuzter wären; als der Feldmäuse ihre? Sinnreiche Einfälle, die man sich kaum artiger träumen lassen sollte! Wer vermag hierauf zu antworten? Und endlich fraget er (denn man wird dieser Possen geschwind müde,) ob die

Bosheit die Augen dafür zuschliesset? Muß sich nicht Horatz mit seinem magern

Rusticus urbanum murem mus paupere fertur
Accepisse cavo &c.

vor dem Reichthum dieser prächtigen Mahlerey vor Scham verkriechen? Man kan aus dieser Probe abnehmen, was die christliche Religion auch einem Fabeldichter vor Vortheile zur Auszierung seiner Fabeln an die Hand gebe, und wie die Poesie bald ein ander Ansehen bekommen würde, wenn sich alle Poeten derselben so geschickt zu bedienen wüßten, als Hr. D. Tr-ll-r.

Ob der Stadt-Mäuse ihre Löcher ꝛc.) Hr. D. Tr-ll-r hat in seiner Fabel das Decorum gar richtig beobachtet, indem er nicht vergessen die Stadtmaus standesmassig einzuquartieren; er legt ihr daher folgende Worte in den Mund:

Und sie wünschte, daß sie sich nie in dieses Loch begeben,
Das so schmuzig, eng u. dunkel, abgelegen, fürchterlich,
Weil in dieser wilden Gegend niemand leicht fürüber geht.

Und doch will man ihm dieses zur Sünde rechnen, und gedenckt nicht, daß dieses eine Maus von vornehmem Stande und gutem Geschmack sey.

die Mäuse, ohne Verletzung des Gewissens und der Religion, einander Gevattern heissen können? Dieses leztere bejahen alle neuen Fabulisten, als La Fontaine, Richer, und La Motte, als der es so gar gebietet; daher ist nichts gewöhnlicher bey ihnen, als Compére Renard, Compére Corbeau, Commére Haze, Lionne, und dergleichen, und bey dem ehrlichen Froschmäuseler kommt der Gevatter Fuchs, Heins, und so weiter, zum öftern für, welche Stellen der müssige Criticus selbst nachsehen kan. Nur unser Verfasser soll die Freyheit nicht haben, die Mäuse einander Gevatter heissen zu lassen. Warum? Der strenge Gebieter will es nun so haben. Dieses ist

Ob die Mäuse einander Gevattern heissen können?) Diesen Einwurff hat Hr. Doctor alleine einer Antwort würdig geachtet, weil er das Gewissen antastet, und die Vertheidigung derselben ist so bündig gerathen, daß ich nichts beysetzen könnte, ohne ihren Nachdruck zu schwächen. Exemplis vivimus, non præceptis. Und wenn ich La Fontaine, La Motte, Richer, zu Vorgängern habe, malo cum his errare, quam solus recte sapere. Es wäre auch eine lähre Spitzfündigkeit, wenn man sagen wollte, bey den angezognen Fabulisten werde diese Benennung den Thieren in den Mund geleget, hier aber sage der Poet selbst von der Feld- und der Stadt-Maus:

Deñ sie waren alte Freunde u. Gevattern ausser dem.

Wenn das, was gesagt wird, wahr ist, so liegt ja nichts daran, wer es sage.

ist schon genug; man wird ihm also künftig auch hierinne blind gehorsamen. Was würde er aber nicht erst alsdann für ein Lärmen angefangen haben, wenn der Verfasser gar Apostel und Propheten von denen Thieren gebraucht hätte, als welches bey dem La Motte und Richer vorkömmt; keinesweges aber zu billigen ist, wenn es anders dem Criticus also und nicht anders gefällig ist.

Sehr lächerlich ist es indessen, daß dieser Mann jezt ein so zärtliches Gewissen hat, daß er denen armen Mäusen ihre Gevatterschaft nicht gönnen will; der doch kurtz zuvor das vornehmste Geboth der christlichen Liebe und Bescheidenheit so gröblich und so oft übertreten. Heißt dieses nicht recht Müken seigen, und Camele verschlucken? Sind dieses nun die gesunden, nützlichen, und einem ver-

Der das vornehmste Gebot der Christl. Liebe ꝛc.) Ein guter Criticus gleichet einem klugen Arzt, der sich nach dem Geschmack seines Patienten richtet, und die bittern Pillen übergüldet und überzuckert, damit sie desto angenehmer seyn. Man muß aber diese Vergleichung nicht so weit treiben, als die Spötter thun, wenn sie fragen, ob denn derjenige Arzt wider die christliche Liebe handle, der bey einem unheilbaren Schaden corrosiva appliciert, oder ein angestecktes Glied abstößt, oder dem Patienten durch seine Cur sonst Schmertzen verursachet. Wovon der Ertzvater der Spötter, Briontes der jüngere Bl. 283. u. f. nachzusehen ist. Denn omne simile claudicat.

vernünftigen Manne wohlanständigen Urtheile, das scharfe Saltz, und der gute und auserlesene Geschmack; so hat man billig hohe Ursache, Gott hertzlich zu dancken, daß er einen mit einer solchen unmässigen Scharfsinnigkeit nicht gestrafet, und mit einem so durchdringenden feinen Geschmacke gnädig verschonet habe. Erfodert denn dieses so grosse Kunst und Gelehrsamkeit, Gespötte mit Gegengespötte abzuweisen, und Thorheiten mit Possen zu bezahlen? Eine Hand voll muthwilliger Einfälle, und die schädliche und elende Geschicklichkeit, alles lächerlich zu machen, ist der gantze Grund, worauf diese

Hohe Ursache Gott hertzlich zu dancken) Ein geschickter Verfasser, der eine solche Danckſagungs-Formel auffetzen und bekannt machen wollte, würde den mit sich selbst zufriedenen kleinen Geistern einen ungemeinen grossen Gefallen erweisen. Felices paupereſ ſua ſi bona norint!

Thorheiten mit possen zu bezahlen) Dieses Wort Thorheiten beziehet sich hier nicht auf Hrn. Tr-ll-rs Fabeln, sondern auf des Schweitzers Critick, die ein lähres Gespötte ist, und also ohne Mühe mit Gespötte abgewiesen wird.

Die elende Geschicklichkeit, alles lächerlich zu machen) Wenn es anderst wahr ist, daß es eine solche Kunst giebt, die alles ohne Unterschied lächerlich machen kan, so muß es in Wahrheit eine elende und schädliche Kunst seyn, weil sie so wohl das gute als das schlimme lächerlich und verächtlich vorstellen kan. So hat

diese sonderbare theatralische Kunst beruhet, und welche viele andere vielleicht eben so gut, wo nicht noch besser und höflicher können, als der allzu scharfsinnige Gegner. „ Wie „ leicht könnte man antworten, die wohl „ ausgedachte Caravane der Espen, Tan„ nen, Buch und Linden hätten zusammen „ im Thale ein grosses Ballet getantzet, wo„ zu der Herr Br-t-ng-r (denn so heißt die„ ser fürchterliche critische Goliath, der dem „ poetischen Zwerge hohn spricht) den Tri„ angel oder die Leyer zierlich gespielet, oder „ besser einen groben Baß aufgestrichen hät„ te. Oder, er mögte den Unterschied der „ Mäuselöcher selbst untersuchen, damit er „ also gewiß wissen könnte, ob die Stadt„ mäuse bessre Schlupfwinckel hätten, als „ die Land- und Feld-Mäuse, auf daß sol„ cher

hat ein Scarron Virgils Eneis durch seine possierliche Nachahmung recht lächerlich gemachet. Darum will ich jedermann erinnert haben, daß man alle Criticken, wenn sie nicht ernsthaft sind, vor verdächtig halte, weil das, was auf eine possierliche Art vorgestellet wird, darum nicht allemahl verwerfflich ist.

Eben so gut, wo nicht noch besser ꝛc.) So schädlich und elend diese Kunst zu spotten ist, so hat doch unser Vorredner in einem kleinen Versuche zeigen wollen, daß er diese Kunst so gut verstehe, als irgend ein anderer, und jedermann wird ihm Beyfall geben, daß er den Schweitzerischen Kunstrichter in dem feinen Hechel-Schertz weit übertreffe.

„ cher Gestalt diese hochwichtige Sache in
„ ein grösseres Licht gesetzet und der Verfasser
„ der Fabel desto nachdrücklicher von seiner
„ poetischen Todsünde überführet würde. „

Alleine man will nicht gleiches mit gleichem vergelten, noch mit dem Gegner wieder in die erste Kindheit und den muthwilligen Schul-Stand zurücke fallen, wo man dergleichen sonderbare Anmerckungen zu machen pfleget; daher soll dieses alles so gut, als nicht gesagt oder geschrieben seyn, und man bittet im Ernst um Verzeihung.

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst mit unsrem grossen Aristarch zu reden. Man will ihm nemlich aus schuldiger Ehrerbietung völlig recht geben, um ihn nicht weiter zu erzörnen; denn er gehöret unter die seltsamen Leute, die stets recht haben wollen. Wohlan dann, er soll und muß es auch haben. Wer will sich gern mit einem Manne einlassen, der einen eigensinnigen Widerspruch zur Richt-

Jedoch es ist nun einmahl Zeit, im Ernst ꝛc.) Hier fängt der Urheber der Vorrede an, in der Ironie zu reden.

Wer will sich gerne mit einem Manne einlassen ꝛc.) In diesem Absatz macht unser Vorredner den Character des Schweitzerischen Kunstlehrers nach dem Leben: Aber ich muß dabey nothwendig erinnern, daß er hier die Ironie nicht fortsetzet; sondern daß dieser Character im Ernst aufzunehmen sey: Denn wenn man es

per

Richtschnur seiner Urtheile macht, der die Tugenden eines Scribenten verschweiget, und die geringsten Fehler hingegen auf das ärgste durchziehet, und lächerlich zu machen suchet; der den wahren Unterschied unter den wesentlichen Stücken einer Fabel, und unter den schertzhaften Nebenumständen und Auszierungen derselben nicht wissen will, damit er nur desto freyer spotten könne, und der endlich mehr Tadelsucht als Aufrichtigkeit und Bescheidenheit besitzet. Man gestehet

per Ironiam verstehen wollte, so würde es das feinste Lob eines Critici in sich begreiffen, welches man mit der verächtlichen Art, womit er sonst den Schweitzerischen Critickschreiber tractiert, nicht reimen könnte. Ich fürchte dennoch, wenn man den Abschnitt von der Esopischen Fabel in der Critischen Dichtkunst durchlesen würde, daß die Spötter dürften behaupten wollen, dieses sey eine blosse Ironie. Ich will also meinen Lesern gerathen haben, daß sie sich durch die Critische Dichtkunst nicht irre machen lassen, und lieber dieselbe ungelesen liegen lassen, damit Hrn. G-ttsch-ds Weissagung erfüllet werde, da er in seinen Beyträgen Bl. 666. vorher verkündiget, es werde diese Critische Dichtkunst (nicht seine eigene, sondern des kühnen Schweitzers) noch eines Buches bedürfen, welches sie anpreise und beliebt mache. Ich bin auch beglaubt, daß man den Werth von Hrn. G-ttsch-ds Dichtkunst erst recht erkennen werde, wenn man die neue Schweizerische Dichtkunst wird gelesen haben, nach dem bekannten Axiomate Logico: Oppositа juxta se posita magis eluceſcunt.

het ihm also gerne zu, daß die Tr-ll-rischen Gedichte wenig; seine Fabeln aber gar nichts taugen. Man beklagt dahero billig mehr als ein hundert arme Leser, welche nun seit

Daß dk Gedichte wenig, die Fabeln aber gar nichts taugen) Die Ironie, deren sich unser Vorredner bedienet, ist so fein, daß man öfters nicht zu sagen weiß, ob es eine ist oder nicht. Jedermann wird hier nichts destoweniger mercken, daß dieses poetische Glaubensbekenntniß als eine Ironie aufzunehmen sey. Und doch darf ich versichern, daß es Hrn. D. Tr-ll-r nicht sauer ankommen würde, ein solches Bekenntniß auch ohne Ironie abzulegen. Denn so meldet J. C. B. in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte mit ausdrücklichen Worten: „Er „ hat den schwülstigen Titel eines Poeten nie begehrt, „ und wird es ihm daher gleich viel seyn, ob man ihn „ unter die grossen, mittelmässigen, oder gar kleinen „ Dichter rechne, oder aber gäntzlich von der Zahl „ der Poeten ausschliessen wolle. - - - „ - - - Er wird demjenigen nicht unhöflicher begegnen, der ihn für keinen Poeten hält, als „ diesem, der ihn dafür achtet: Weil in dem einen „ die Schande klein, und in dem andern die Ehre nicht „ allzugroß: Er gläubt nicht, daß Versmachen eine „ Hexerey oder ein solches wichtiges Geheimniß sey, „ welches nur grossen und starcken Geistern mitgetheilt „ würde, und wovon alle übrigen ausgeschlossen wären. „

Mehr als ein hundert arme Leser) Wer sein Lebtag jemahls mit Manuscripten umgegangen ist, der weiß, daß sich die Fehler nirgend häufiger in einen Text einschleichen können, als wo die Zahlwörter vorkom-

seit zwanzig Jahren die Trillerischen Schriften vor nützlich und erbaulich gehalten; nun aber zu ihrem Glück, durch die durchdringende Einsicht des unbetrüglichen Richters, auf einmahl erleuchtet und auf den rechten Weg geführet worden; daß sie nun ohne Zweifel ihre Zeit und Kosten billig bereuen, und die poetischen Betrachtungen in Winckel werfen und zu Maculatur brauchen werden. Welcher Schimpf für den Verfasser, welcher Schaden für den Verleger! Welch grosses Unglück kan eine scharfe Critick nicht stiften!

Man kommen. Mir kömmt auch hier die Lesart des Textes verdächtig vor. Sollten die Tr-ll-rischen Gedichte in zwantzig Jahren nicht mehr als hundert oder zweyhundert Leser gefunden haben? Wenn ich nicht überzeuget wäre, daß mein Manuscript das Original und Autographum wäre, so würde ich sagen und behaupten, daß in dem Original nicht hundert, sondern mit Ziefern 10000. gestanden hätten: Da aber von dem Copisten aus Unachtsamkeit zwey Zero aussengelassen worden, weil sie vor sich selbst nichts bedeuten. Gesezt nun, daß in zwantzig Jahren 10000. Leser diese Gedichte vor unverbesserlich gehalten, so verhält sich das Urtheil des Schweitzerischen Kunstrichters wie 1. gegen 10000. Diese 10000. werden noch nicht alle todt seyn, und viele werden ihre billige Hochachtung für Hrn. D. Tr-ll-r, wie Hannibals Vater den Haß gegen die Römer durch Gelübde, auf ihre Erben fortgepflantzet haben. Und so getraue ich mir, wenn ich alle Verehrer und Leser derjenigen Poeten, die der kühne Schweitzer angegriffen hat, aufmahnen würde, bis

auf

Man bekennet ferner aufrichtig, daß der Criticus einen vollkommenen Sieg über die Dornen, Mährchen, Mäuse, und Mäuselöcher rühmlichst erhalten, und wünschet von Hertzen, daß er dieser grossen Ehre lange Zeit ruhig geniessen möge.

Man dancket weiter demüthig und schuldig, daß er dem Verfasser die besondere Ehre

auf künftigen Frühling gegen diesen Schweitzer ein fliegendes Corpo von 40000. bis 50000. Mann auf die Beine zu stellen. Unsre heutigen Verfasser sind nicht mehr des Sinns, wie ehedem Horatz:

- - Neque te, ut miretur turba, labores,
Contentus paucis Lectoribus. An tua demens
Vilibus in ludis dictari carmina malis? (audax
Non ego. Nam satis est equitem mihi plaudere: ut
Contemtis aliis explosa Arbuscula dixit.

Lib. I. Sat. X.

Und etwas weiterhin:

Plotius & Varius, Mecoenas, Virgiliusque
Valgius, & probet hæc Octavius optimus, atque
Fuscus: & hæc utinam Viscorum laudet uterque,
Ambitione relegata te dicere possum
Pollio, te Messala, tuo cum fratre: Simulque
Vos Bibuli & Servi: Simul his te candide Furni,
Complures alios, doctos ego quos & amicos
Prudens prætereo, quibus hæc, sint qualiacunque,
Arridere velim, doliturus, si placeant spe
Deterius nostra. - - - - -

Man dancket weiter demüthig ꝛc.) Es ist was seltenes, daß ein Krancker, so lange er die Purganz noch

re anthun, und ihn so großmüthig schimpfen wollen. Denn dieses wollen die Leute würcklich haben, daß man ihnen noch dazu grossen Danck abstatten soll, daß sie einen gewürdiget, muthwillig durchzuhecheln. Welches lächerliche Begehren! Welches unverschämte Ansinnen! Doch es sey also! Man dancket billig, daß es der bescheidene Herr Urtheilsfasser nicht noch ärger und anzüglicher gemacht habe, und bittet ferner um ein gnädiges Verschohnen.

Man giebt ihm auch endlich gerne die Erlaubniß, etliche Quartanten oder Folianten, wie es beliebig ist, gegen die Tr-ll-rischen Schriften zu schreiben, und sie dadurch gantz und gar von der Erden zu vertilgen.

noch im Leibe hat, dem Doctor für die Artzney danken sollte; es giebt gemeiniglich viel ungedultige Worte. Und die Moralischen Patienten machen es gerne, wie der in seiner Einbildung glückselige Aberwitzige, von welchem Horatz erzehlet:

Hic ubi cognatorum opibus curisque refectus,
Expulit elleboro morbum, bilemque meraco,
Et redit ad sese: Pol me occidistis amici,
Non servastis, ait, cui sic extorta voluptas,
Et demtus per vim mentis gratissimus error.

Lib. II. Epist. II.

Eine gleiche Sprache führet hier unser Hr. Doctor, wenn man die Ironie seiner Worte auflöset: Denn niemand wird diese Danckſagung vor Ernst aufnehmen.

tilgen. Er kan auch insbesondere gegen diese elenden Fabeln ein eigen Buch herausgeben; doch bittet man ihn gehorsamst, bey der XVII. XXVII. und XXXIIsten Fabel ein wenig stille zu stehen, und deren Inhalt zu seiner Erbauung und Besserung anzuwenden. Wahrheit wird indessen doch Wahrheit bleiben, und rechte unpartheyische Kenner (worunter der Criticus und seine Helden gar nicht gehören) werden nie aufhören, denen Tr-ll-rischen Gedichten den rechten Werth zu bestimmen. Denn es ist sehr gut und tröstlich, daß dieser ehrliche Mann nur eine, und zwar noch sehr schwache und matte Stimme in dem grossen Rath der Gelehrten habe, welche der Sache keinen grossen

Gegen diese elenden Fabeln) Woraus klar zu sehen ist, daß dieses Manuscript zu der Vorrede der neuen Auflage der Tr-ll-rischen Fabeln gewiedmet gewesen ist.

Nur eine, und zwar noch sehr schwache und matte Stimme) In dem grossen Rath der gelehrten kleinen Geister Sententiæ numerantur, non ponderantur: Und die unendliche Anzahl der kleinen Geister läßt uns nicht fürchten, daß dieser mit seinem Gewäsche jemahls aufkommen werde. Es werden allezeit 10. gegen 1. seyn, die den Werth der Tr-ll-rischen Fabeln erkennen werden; und dieses sind alleine die wahren Kenner: Denn wie sollten diejenige unter die Zahl der Kenner gehören, die nicht einmahl so viel Fähigkeit haben, daß sie die Schönheit der Tr-ll-rischen Fabeln einsehen können?

sen Ausschlag geben wird, weil sich gar wenige darnach richten werden. Daher wird man nun alle solche knarrenden Critiquen vor ungedrückt und ungeschrieben halten, und vielmehr in diesem Stücke dem hochberühmten Mosheim nachzuahmen trachten, welcher die zwey grossen Bücher, die der bekannte Petersen gegen ihn wegen der Wiederbringung geschrieben, vor ungeschrieben achtete. Denn unnütze Streitschriften und unnöthige Federkriege sind kein Werck vor einen Mann, der seine ohne dem enge Zeit nützlicher und Gott wohlgefälliger anzuwenden gedencket.

Nec bella geri placuit, nullos habitura triumphos.

Der ärgerliche Geist, den viel Gelehrte treiben,
Wird von ihm lebenslang mit Ernst vermieden bleiben;
Wie mancher heist ein Fürst in Kunst und Wissenschaft,
Und schreibt und zanckt sich doch mit andern pöbelhaft.
Wer bey den Künsten nicht die Höfligkeit studiret,
Scheint ihm wie eine Sau, mit güldnem Band gezieret.

Doch wir halten uns mit solchen Kleinigkeiten allzu lange auf; und wollen diese Vorrede nicht zum Kampfplatz unnützer Grillenfängereyen und Sylbenkriege machen, insonderheit wegen der hohen Nahmen, welchen dieses Buch zugeschrieben worden. Phädrus mag indessen von diesem Ausbunde eines recht höflichen Gelehrten in des Verfassers Nahmen Abschied nehmen, und ihm

vor

vor seine liebreiche und bescheidene Unterweisung den gebührenden Danck abstatten.

Tu, qui, Nasute, scripta destringis mea,
Et hoc jocorum legere fastidis genus,
Quid ergo possum facere tibi, Censor Cato,
Si nec Fabellæ te juvant, nec Fabulæ!
Noli molestus esse omnino litteris,
Majorem exhibeant ne tibi molestiam.
Hoc illis dictum est, si qui Stulti nauseant,
Et, ut putentur sapere, *Coelum vituperant.*

Et ut putentur sapere, Coelum vituperant.) Und ich schliesse meine Anmerckungen im Nahmen des Verfassers mit den Worten Horatii:

Prætulerim Scriptor delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam sapere & ringi. - - - -

Nützlicher Anhang
von einigen authentischen Urkunden, welche dienen, den Ruhm der Tr*ll*rischen Fabeln zu befestigen; und die neue Critische Dichtkunst schwartz und häßlich zu machen.

I.

Hamburgis. Berichte von Gelehrten Sachen. Auf das Jahr 1740. den 16. Herbstm. No. LXXIV. Bl. 641. u. f.

PHÆDRUS I. 30.

- - Facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignavo sanguine.

Hamburg.

IN Herolds Verlag ist heraus, D. Dan. Wilh. Trillers neue Esopische Fabeln in Ver-

Anmerckungen.

Facilis vindicta est mihi) Diese Worte des Phädrus hat der Verfasser dieser gelehrten Berichte Hr. Z* nicht in seinem eigenen Nahmen, sondern im Nah-

men

Versen, worinn in gebundener Rede allerhand erbauliche Sittenlehren und Lebensregeln vorgetragen werden. Der berühmte Hr. Triller gehöret unter die geringe Zahl der-

men und auf hohen Befehl des deutschen Esopus, Hrn. Doctor Tr-ll-rs, vorne an dieser Nachricht gesetzet, dieser wollte dadurch vor den Augen der gantzen Welt eine feyrliche Erklärung thun, daß er den Schweitzerischen Gegner viel zu verächtlich hielte, als daß er in eigener Person mit ihm anbinden sollte. Es müssen andre Helden seyn, an denen er in einem Duell Ehre einzulegen suchet. Zudem hat er auch nöthig seine eigene Person zu wagen, er hat ja ein par Duzt Zeitungsschreiber und Vorredner im Sold und zu Diensten, die er nach Belieben für den Riß stellen kan, und es ist Ehre genug für den Schweitzerischen Partheygänger, wenn dergleichen Buschklöpfer sich mit ihm rauffen. Wenn Hr. Tr-ll-r nicht ein Doctor der Artzney-Kunst wäre, so hätte er ohne Zweifel diesen Versen des Phäders das nachdrückliche Distichon jenes alten Kirchenlehrers: Hoc scio pro certo, quod si cum stercore certo &c. an die Seite gesetzet. Wenn denn schon die folgende Nachricht, insonderheit was partem elencticam angehet, in Ansehung der Schreibart, des Ausdrucks, der Anzüge u. s. f. der Tr-ll-rischen Vorrede eben so ähnlich ist, als ein Ey dem andern, so muß man darum den Verfasser dieser gelehrten Nachricht Hrn. Z* nicht als einen Plagiarium oder gelehrten Beutelschneider verdächtig halten, weil er sich dieser ansehnlichen Waffenrüstung nicht ohne Vorwissen und Bewilligung des Hrn. Doctor Tr-ll-rs bemächtiget hat.

derjenigen Männer, die den Werth der Sittenlehre und der Dichtkunst richtig zu bestimmen wissen. Durch seine moralischen Gedichte, wovon die Welt bereits zween Theile lieset, hat er seit einigen Jahren gezeiget, wie redlich er es mit den Menschen meine, und wie geschickt er sey, die Schönheiten der Tugenden und die Häßlichkeit der Laster in ihrer wahren Gestalt abzuschildern. Gegenwärtig hat der Hr. Verfasser einen Versuch gemacht, uns die Wahrheiten der Sittenlehre mit schertzvermischtem Ernst unter dem Flor

Den Werth der Dichtkunst richtig zu bestimmen) Wenn ich a priori zeigen müste, wie begründt dieses Lob sey, so würde ich allzu weitläuftig und verdießlich fallen. Wir dürfen nur sein poetisches Glaubensbekänntniß in der Vorrede zu dem zweyten Theil seiner Gedichte aufschlagen, so werden wir finden, wie genau er den Werth der Dichtkunst zu bestimmen gewußt hat: „ Er glaubet, daß der geringste Künstler und „ Handwercksmann, der seine Handthierung wohl ver„ stehet und fleissig treibet, dem gemeinen Wesen mehr „ nützliche Dienste leiste, als der beste Poet, und sie„ het daher die Poesie als Blumen an, welche schön „ aussehen und annehmlich riechen, aber doch in der „ Artzneykunst keinen Nutzen schaffen. - - - Er „ ist nicht von denen, welche glauben, daß das Vers„ machen eine Hexerey, oder ein solches wichtiges „ Geheimniß sey, welches nur grossen und starcken „ Geistern mitgetheilet würde, und wovon alle übrigen „ ausgeschlossen wären.„ Wer hat jemals den Werth der Dichtkunst richtiger und genauer bestimmet?

Flor der Fabeln zu verhüllen. Er kennet den Menschen: Er weiß, daß man sich unterschiedlicher Mittel bedienen müsse, wenn man ihm seine Blösse zeigen, und die Wege des Guten lehren will; denn er höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er sich so weit herunterlassen, solches zu bekennen. Ein geschickter Schriftsteller, handelt daher nach Art eines vernünftigen Artzneyverständigen, der seine heilsamen, aber bittern Hülfsmittel seinen eigensinnigen Kranken unter mancherley Gestalten beybringet. Es ist bisher fast durchgehends ein Fehler in der Sittenlehre gewesen, daß man ihre Sätze und Wahrheiten in einer trockenen und magern Schreibart vorgetragen; daher haben nur einige wenige, die sich zum Nachsinnen gewöhnet, sich daraus erbauen, andere aber hingegen solches unterlassen müssen. Die Fabel ist von je her geschickt gewesen, diesem Mangel abzuhelffen; nur schade, daß wir

Er kennet den Menschen) Nicht nur als ein Anatomicus, sondern auch als ein guter Moralist: Eine Probe davon ist folgende Entdeckung: Der Mensch höret ungerne, daß er gefehlet habe, und noch weniger kan er sich so weit herunterlassen, solches zu bekennen. Wer muß nun nicht wider Willen gestehen, daß Hr. Tr-ll-r unter die Zahl und in die Classe dieser Menschen gehöre, und also, weil er geartet wie der gröste Hauffen, bey sich abnehmen könne, wie der Mensch beschaffen ist?

wir Deutsche uns derselben so spät bedienen, da wir doch fast in allen Nationen geschickte Vorgänger gehabt haben. Wir wüsten in in unsrer Sprache nichts besonders namhaft zu machen, als was uns erst kürtzlich ein aufgeweckter Stopp: und scharfsinniger von Hagedorn in dieser Art geliefert. Der Hr. Triller hat daher sich seine Landsleute noch mehr verbindlich gemacht, da er sich diesen geschickten Köpfen zugeseller hat. Seine Fabeln sind so beschaffen, daß sie alle Aufmercksamkeit eines vernünftigen Lesers mit Recht verdienen. Ein jedes Alter und Geschlecht, uud ein jeder Stand kan hier seine Lehre lesen. Wir sind völlig überzeuget, daß viele

Da er sich diesen geschickten Köpfen zugeselle hat) Aus der Vorrede der neuen Auflage des Tr-ll-rischen Fabelwercks zeiget sich, daß sich diese beyden Fabeldichter ihm zugesellet haben: Denn er versichert, daß seine Fabeln fast alle mit einander schon entworffen gewesen, ehe noch diese beyden Fabelbücher ans Licht getreten waren, und beruffet sich deßfalls fein keck auf die Zeugnisse seiner Freunde: Wie meine Freunde wissen. Doch was er alsobald beyfüget, zeiget uns, daß er es sich vor keine Schande halte, wenn man von ihm sagt, daß er sich ihnen zugesellet habe: „ Denn, „ wie glücklich auch etwann jene neue Fabeldichter ge„ wesen seyn mögen, wiewohl deren Arbeit in denen „ Gelehrten Zeitungen auf gantz unterschiedliche Art „ beurtheilet worden, so möchten doch vielleicht auch „ hierinne noch manche Stücke vorkommen, welche „ zugleich erbauen und belustigen könnten. „

viele nach Durchblätterung dieses Buchs zu einer gewissen Selbsterkenntniß gelangen werden, die sie nöthiget, selbiges mit einem angenommenen Lächeln von sich zu legen. Denen aber der Poet antworten mag: Quid rides? mutato nomine de te Fabula narratur. Der heranwachsenden Jugend können wir dieses Buch nicht genug anpreisen, und unser müssiges Frauenzimmer dürfte auch noch vieles in selbigem bemercken, worauf bisher wenige geachtet haben. Es wäre zu wünschen, daß geschickte Schullehrer selbiges in den ersten Classen einführen mögten. Es gehöret in unsern Tagen mit zum Verfall der Schulen, daß man die Jugend mit Lateinischen Fabeln quälet, da sie doch noch lange nicht geschickt ist, das Nützende und Ergetzende derselben einzusehen.

Die Schreibart des Hrn. Trillers ist nach dem Begriff eines jeden Lesers; und sie gehöret eigentlich zur mittlern. Sie ist zwar nicht erhaben, doch auch nicht kriechend, sondern

Daß sie alle Aufmercksamkeit eines vernünftigen Lesers mit Recht verdienen) Wer hiemit dieses Fabelbuch seiner Aufmercksamkeit nicht würdiget, der kan sich versehen, daß er in die Classe unvernünftiger Leser werde eingeschrieben werden. Zwar ist das Wort Aufmercksamkeit vox media, hier aber wird es unstreitig für Hochachtung genommen: Sonst müßte man auch den Schweitzerischen Criticus unter die guten Leser zehlen.

dern zierlich, deutlich, und rein. Es wäre auch unbillig, wenn man einen Æsopum in cothurnis begehren wollte. In der Vorrede wird auch gemeldet, warum diese Schreibart beliebet worden. Hieran hätte sich, unsers Erachtens, der Hr. Breitinger begnügen sollen; so wäre vieles aus dem siebenden Abschnitt Bl. 164 seiner Critischen Dichtkunst, da er von der Esopischen Fabel handelt, vielleicht weggeblieben. Wir behalten uns vor, das Schätzbare dieses Buchs zur andern Zeit nahmhaft zu machen. Hier erwehnen wir nur beyläufig, daß Bitterkeit, Schmähsucht, und Unhöflichkeit eine jede Wahrheit und

Hieran hätte sich, unsers Erachtens, der Hr. Breitinger begnügen sollen.) Hier verräth sich der Hr. Zeitungsschreiber, daß er weder den anzüglichen Abschnitt in der Critischen Dichtkunst gelesen, noch den Statum controversiæ verstehe: Massen der Schweitzer nicht die Tr-ll-rische Schreibart, sondern den Mangel der Wahrscheinlichkeit in der Dichtung der Fabeln angegriffen hat: Auch hatte er die Vorrede und die Vertheidigung der Schreibart in derselben nicht lesen können, ehe sie auf der Welt war. Man würde es ihm noch wohl zu gute halten, wenn seine beissende Critick sich nur über der Schreibart aufhalten würde.

Daß Bitterkeit, Schmähsucht und Unhöflichkeit eine jede Wahrheit ꝛc.) Ich würde bald sagen, Non his auxiliis, nec defensoribus istis T. . . . eget. Grad als ob man zugeben müste, daß die Urtheile und Criticken des Schweitzerischen Censors an und für sich selbst gegründet und die Wahrheit seyn!

und Beurtheilung vielmehr schwächen und verstellen, als annehmlich machen. Soll denn hierinn der gute Geschmack bestehen, wovon man auf allen Blättern so viel Rühmens macht? wir glauben es nicht: Es ist wahr, es scheinet, als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation bey ihren Urtheilen allemahl eine grobe Sprache führen wollen. Wir sind es seit einigen Jahren also gewohnt. Wir gestehen aufrichtig, daß sie uns durch ihre critische Schriften viel falsches in der Beredtsamkeit und Dichtkunst entdecket haben, welches von vielen so heilig ist verehret worden. Es sind aber auch zum öftern unnöthige Klaubereyen mit untermengt. Den Vortrag aber, dessen sie sich bedienet, haben gesittete Leute jederzeit verabscheuet. Sie werden aber auch glauben, daß sie nicht die einzigen Beförderer des guten Geschmacks sind. Hinter dem Gebirge wohnen auch

Leute.

Als ob die Kunstrichter einer gewissen Nation ꝛc.) Parcite paucorum diffundere crimen in omnes! Sonst mögte man euch die Höflichkeit eines Neum.. Edz.. und so vieler anderer auch in die Rechnung bringen. Ich hoffe aber mein Beyspiel werde diese Nation gegen den Vorwurff der Lieblosigkeit und Unhöflichkeit genugsam schützen.

Viel Falsches in der Beredtsamkeit) Wer hat dem Hrn. Z* befohlen, dieses zu bekennen? Da die Deutschen ihre Verbesserung lieber den Franzosen als den Schweitzern zu dancken geneigt sind?

Leute. Es ist eben nicht allemahl nöthig ein Schweitzer zu seyn, wenn man vernünftig dencken will. Alles was der geschickte Hr. Verfasser der Critischen Dichtkunst wider den Hrn. Doct. Triller anbringet, hätte er in einer andern Sprache sagen können; und wir sind überzeuget, daß der Hr. Triller, als ein bescheidener Gelehrter, ihm gar gerne die Freyheit und das Recht, welches Gelehrte diesfalls über einander haben, zugestanden hätte. Er weiß mehr als zu wohl, wie nöthig und nützlich eine vernünftige und bescheidene Critick sey. Allein wo geht es wohl wunderlicher her, als im Reiche der Dichter? Um Sylben, Gedancken, Wörter, Reime, und Mährchen müssen Bescheidenheit, Gelindigkeit, und Menschenliebe gäntzlich hintan gesetzet werden? Wo bleibet hier der Ausspruch ihres göttlichen Horatz, von welchem sie ja sonst keines Fingers breit abweichen wollen: Ubi plura nitent, paucis

Es ist eben nicht allemahl nöthig ein Schweitzer zu seyn ꝛc.) Man hat ja bisher geglaubt, daß ein Schweitzer seyn, und vernünftig gedencken, asystata seyn. Und die Deutschen haben noch nicht Ursache zu fürchten, daß sie den Ruhm wohlgedenckender und geistreicher Köpfe verliehren: Trotz dem Verfasser der Lettres Germaniques, und andern Spötter seiner Art.

Hätte er in einer andern Sprache ꝛc.) Vielleicht meint er die lateinische: Denn so hätten seine Critick nicht alle Deutsche lesen können.

paucis non offendar maculis. Was für Vortheile haben sich die Wissenschaften von einem solchen Betragen zu versprechen? Ein Poet mag es melden:

Sind Wort und Sylben denn von solcher Wichtigkeit,
Daß man so ungestüm, wie Häringsweiber, schreyt?
Dieß bringt der Wissenschaft gewiß den grösten Schaden,
Den ihre Meister selbst aus Grobheit auf sich laden;
Dadurch wird sie hernach vernünftigen verhaßt,
Und ein Gelehrter gilt so viel als ein Fantast.

Ein Poet mag es melden) Und der ist mit Nahmen Hr. D. Dan. Tr-ll-r selbst, der diese Verse aus einer nicht nur poetischen, sondern gar prophetischen Begeisterung, welches er aber selber nicht gewust hatte, schon vor einiger Zeit geschrieben hat.

II.

Herrn G-ttsch-ds Critische Beyträge.

Stück XXIV. Art. IV. Bl. 666.

„ Zum Schlusse macht sich der Herr Ver-
„ fasser die trostreiche Hoffnung, daß die
„ neue Critische Dichtkunst, (die nämlich in
„ Zürch neulich herausgekommen,) nicht
„ we-

Anmerckungen.

In Zürch neulich herausgekommen) Diese Parenthesis war überaus nothwendig den Leser zu erinnern, daß Herr G-ttsch-d auch einen Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen an das Licht gestellt habe, wovon schon im Jahr 1737. die zweyte Auflage herausgekommen. Wie begierig dieses Werck sey gelesen worden, was vor einen gesegneten Einfluß dasselbige auf die falschen Begriffe der Deutschen von dem wahren Wesen der Poesie, und auf die Schriften der Poeten gehabt, und was vor ein Ansehen ihm selbiges erworben habe, das kan man aus der Vorrede zu der neuen Auflage von ihm selbst mit mehrerm vernehmen, wo er sich auch auf schriftliche Urkunden und Versicherungen von bekannten Personen beruffet, an denen die herrliche Würckung einer poetischen Wiedergeburt sich augenscheinlich geäussert hat. Man hat sich also wohl vorzusehen, daß man den Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen, der in Leipzig im Jahre 1737. herausgekommen, und Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat, nicht mit der Critischen Dichtkunst, die in Zürch neulich herausgekommen, vermische. Denn so weit Leipzig von Zürch entfernet ist, eben so weit sind diese beyde Wercke in Ansehung

ihres

„ wenig zu dem Ende, das ist, den Mil-
„ ton in Ansehen zu bringen, beytragen wer-
„ de.

ihres Werths von einander unterschieden. Ich will nur beyläuftig zwey einzige Merckmahle andeuten, welche dienen können, diesen Unterschied einigermassen zu erkennen zu geben. Das erste ist, daß das eine Werck in Leipzig, das andere aber im Schweitzerland verfertiget und gedruckt worden; Kan man nun in Absicht auf das leztere nicht mit Recht fragen: Sollte auch etwas gutes aus N-z-r-th kommen? Das andere Merckmahl ist, daß dieses eine Critische Dichtkunst überhaupt, jenes aber eine Critische Dichtkunst für die Deutschen ist. Es kan zwar das eine Werck so wenig als das andere von jemand gelesen werden, der die deutsche Sprache nicht versteht, und in diesem weitläuftigen Sinn sind beyde Wercke nur für die Deutschen geschrieben: Aber das Leipzigische Werck ist auf den deutschen Horizont so geschickt eingerichtet, daß wenn es gleich in eine andere Sprache übersezt würde, dennoch niemand als ein gebohrner Deutscher solches verstehen, oder sich zu Nutze machen könnte: Es leitet das innere Wesen der Poesie und der Dichtung nicht aus der allgemeinen Natur der Menschen überhaupt, sondern aus der Natur der deutschen Nation ins besondre her: Und der Verfasser hat aus diesem Grunde gar genau und mit einer mehr als mathematischen Gewißheit bestimmen können, daß es lediglich unmöglich sey, und daß es mit der Natur der deutschen Nation streite, daß ein redlicher Deutscher jemahls einen Geschmack an Miltons Verlohrnem Paradiese finden sollte. Wem also noch einige Tropfen deutsches Bluts in den Adern rinnen, der wird den Lohensteinischen Geschmack, der in dem Miltonischen Gedichte herrschet, verabscheuen,

„ de. Künftige Dinge sind ungewiß, und
„ wir wollen ihm also nicht vor der Zeit alle
„ Hoffnung absprechen. Alleine nach vielen
„ Wahrscheinlichkeiten, die wir hier besser,
„ als in der Schweitz haben können, zu ur-
„ theilen, sollte man eher das Gegentheil
„ glauben; indem auch diese neue Dichtkunst
„ viel-

und Addison, als einen Verführer der gantzen Engli-schen Nation, und als einen Verfechter des verderb-ten Geschmacks verachten. Man wird hieraus nun genugsam abnehmen können, daß die Critische Dicht-kunst, auf welche der Schweitzerische Verfechter des Miltonischen Ansehens alle seine Hoffnung setzet, nicht die Leipzigische seyn könne, die Hrn. G-ttsch-d zum Verfasser hat.

Künftige Dinge sind ungewiß) Etiam sententias loquitur - - - - Terent.

Die wir hier besser, als in der Schweitz haben können) Freylich kan man in Deutschland die Wahr-scheinlichkeiten besser haben, als in der Schweitz, wie es einem gedruckten Wercke ergehen werde; allermas-sen sie diese Wahrscheinlichkeiten und das Schicksal ei-nes Buchs selbst machen können. Wie leicht wird es ihnen fallen, durch ihr Ansehen, welches sie bey ih-ren Schülern haben, durch die Gefälligkeit ihrer Vor-redner, Journalisten, Zeitungsschreiber, die sie über-all zu ihren Diensten haben, durch ihre gelehrten Bünd-nisse ꝛc. ein Buch, das dem Ruhm einiger von den berühmtesten deutschen Poeten so sehr im Lichte stehet, in den Ruff zu bringen, daß es weder gekauft, noch gelesen zu werden verdiene.

„ vielleicht noch ein Buch bedörfen wird,
„ welches sie anpreise und beliebt mache.„

Vielleicht noch ein Buch bedörfen wird) Eben wie Milton des Addi'ons Vertheidigung bedürftig gewesen. Hr. G-ttsch-d, und alle Deutschen, die einen eben so feinen Geschmack haben als er, glauben nicht so leicht, daß man guten Wein finde, wo kein Krantz ausgehänget wird.

III.

In Herren G-ttsch-ds Critischen Beyträgen, Stück XXIV. Bl. 679. und 680. stehet von der neuen Critischen Dichtkunst folgendes Urtheil: „In diesem Buche sind „ einige Materien, die zur Dichtkunst über-
„ haupt

Ueberhaupt gehören) Er verstehet diejenigen Materien, die aus der Natur des Menschen überhaupt hergeleitet werden, als da sind, von der Nachahmung der Natur, von der Wahl der Materie, von dem Neuen, von dem Wunderbaren und von dem Wahrscheinlichen, von der Esopischen Fabel, von den Characteren, Reden und Gemüthesgedancken, oder Sprüchen ꝛc.

Sehr weitläuftig) Hr. G-ttsch-d hat ja in seinem Versuch einer Critischen Dichtkunst für die Deutschen ein vollkommenes Muster gegeben, wie man die Haupt-Materien, die zur Dichtkunst gehören, nicht eben nöthig habe aus allgemeinen Grundsätzen herzu-

„ haupt gehören, sehr weitläuftig, andre „ aber

leiten und so weitläuftig auszuführen, sondern wie diese Materien geschickt auf das Absonderliche gezogen, und nach dem verjüngten Maßstabe ins Kleine gebracht werden können. So hat er z. Ex. in dem 4ten Hauptstücke, wo er von den drey Gattungen der poetischen Nachahmung handelt, die gantze weitläuftige Materie von der Poetischen Schilderey, wovon Hr. Bodmer von Zürch erst neulich ein grosses Werck mehr als 40. Bogen starck herausgegeben, in zwo Octav-Seiten Bl. 136. u. 137. gantz vollständig abgehandelt. So hat er auch die Materie von den Charactern Bl. 138. bis 141. in 3. §. §. gar künstlich ausgeführet. Die Erklärung von der Natur der Fabel hat ihm recht saure Müh gekostet, und doch als er sie zu Stand gebracht hatte, blieb ihm noch die Frage übrig zu erörtern: Ob die poetischen Fabeln nothwendig moralische Absichten haben müssen? Bl. 151. In dem folgenden fünften Hauptstücke bekümmert er sich nicht lange, die Natur des Wunderbaren zu erklären, sondern er theilet das Wunderbare in seine Classen ein, und ist insbesondere der Abschnitt von der poetischen Anruffung der Götter sehr ausführlich gerathen, von Bl. 162. bis 170. In dem sechsten Hauptstücke, wo er von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie handelt, giebt er sich nicht lange Mühe, die Natur derselben auszukundschaften und ihre Grade zu bestimmen; sondern er läßt die alten und neuen Epischen Dichter von Homer an bis auf Voltaire durch die Musterung gehen, und verweiset ihnen alle die Unwahrscheinlichkeiten, die ihnen jemahls mögen zur Last geleget worden seyn, denn er gläubt, daß diejenigen keine Narren gewesen, von denen er seine Beschuldigungen geborget hat. Es verdiente auch diese Dichtkunst in Absicht auf den Verfasser

„ aber gar nicht berühret: Dagegen sind
„ einige Capitel eingeschaltet, die man hier
„ gar nicht suchen würde; darinn ein par
„ unsrer berühmtesten Poeten angegriffen
„ wer-

fasser viel ehender Historisch als Critisch genennet zu werden, es sey denn, daß man das vortreffliche Critische Stücke, Bl. 181. wo er Sal. Francken Abendsegen auf eine scharfsinnige Weise beurtheilet, in eine besondere Betrachtung ziehen wollte. Im übrigen ist alles auf den deutschen Horizont gerichtet, und es werden darinn solche Fragen erörtert, die niemand als einem Deutschen in den Sinn kommen könnten.

Andre aber gar nicht berühret) Nämlich die so nothwendigen Capitel und Abschnitte, die in Herrn G-ttsch-ds Dichtkunst gleich zu Anfang stehen, vom Ursprunge und Wachsthum der Poesie überhaupt; von dem Character eines Poeten; vom guten Geschmacke.

Sind einige Capitel eingeschaltet) Dergleichen sind: Vergleichung der Mahlerkunst und der Dichtkunst; Erklärung der poetischen Mahlerey; von der Verwandlung des Wirklichen ins Mögliche; von der Kunst gemeinen Dingen das Ansehen der Neuheit beyzulegen; von etlichen absonderlichen Mitteln, die schlechte Materie aufzustützen; von der Wahl der Umstände und ihrer Verbindung ꝛc.

Ein par unsrer berühmtesten Poeten) Nämlich in dem siebenden Abschnitte Herr D. Tr-ll-r wegen seiner Fabeln, und im zehnten Abschn. wo die Frage erörtert wird: Ob die Schrift August im Lager ein Gedicht sey.; Hr. König.

Angegriffen werden) Verstehe, durch eine allzu freye critische Untersuchung und Prüffung ihrer Fabeln

„ werden. Vielleicht geben wir mit der Zeit
„ noch ausführliche Nachricht davon. „

und Gedichte: Equidem vita & fama pari paſſu ambulant, ſagt der Lateiner; doch iſts noch beſſer, als mortuo inſultare leoni.

Vielleicht geben wir ꝛc.) Hr. G-ttſch-d wird ſich um den deutſchen Pindus recht verdient machen, wenn er fein bald in ſeinen Beyträgen, (auf welchem Kampfplatz er ſchon manchen Ritter, und erſt neulich einen Damm, einen Hirſch, einen C. G. G. erleget hat,) dieſem Critiſchen Tell nach dem Kopf greiffet, und dieſe neue Critiſche Dichtkunſt als ein höchſtſchädliches und gefährliches Buch, mit ſeiner recht höflichen und dabey immer ſieghaften Schreibart fein ſchwartz und verhaßt machet.

Poſt Scriptum.

Sollte dieſe Schutzſchrift das Glück haben, den deutſchen Leſern nicht zu mißfallen, worüber ich meinen geheimen und vertrauten Correſpondenten N. N. um ſchleunige Nachricht hiemit will gebeten haben, ſo würde mir dieſes Muth machen, auch die übrigen angefochtenen Poeten Deutſchlands in meinen Critiſchen Schutz zu nehmen, und gegen meinen Landsmann zu vertheidigen.

Pinge duos angues:
Pueri! Sacer eſt locus, extra mejite!
PERSIUS.

Ableh-

Ablehnung des Verdachts,
daß die Schweitzerische Nation sich habe überreden lassen, an Miltons Verl. Par. einen Geschmack zu finden.

DEr Hr. G-ttsch-d, der gröste iztlebende Kunstrichter u. Poet Deutschlandes nach Hrn. Fr-ll r, hat im 4ten Art. des 24sten St. seiner Crit. Beyt. den Abschlag der D. an Miltons Verl. Par. eine Lust zu finden, so bündig gerechtfertiget, daß ihm alle diejenigen Beyfall gegeben haben, die bey ihm in die Schule gegangen sind. Er gründet sich auf die unstreitige Freyheit dieser Nation, welche ihren Character, ihre Erziehung, ihre Lustbarkeiten, für sich selber hat, u. nicht gezwungen werden kan, solche mit andern zu vertauschen; am allerwenigsten ihren Geschmack zu ändern, nachdem sie sich dabey jederzeit wohl befunden, u. bey allen andern Völkern in Ruhm u. Ansehn gebracht hat. Es ist eine Lust zu sehen, wie dapfer er den eigenmächtigen Zürchischen Kunstrichrer zurückeweiset, der die Deutsch. zwingen will ein ausländisches Buch zu bewundern; welche doch den Opitz selbst nicht anderst als freywillig hochgeschätzet haben, bis ein besonderes Schicksal ihn durch seine Gewalt verdrungen. Ein Deutscher kan nicht anders, als eine hohe Meinung von seiner Nation u. sich selbst empfangen, wenn er siehet, wie B-dm-r mit Addison u. der gantzen Engl.

Nation in eine Linie gesetzet wird, nur zu dem Ende, damit er mit ihnen von dieser Höhe daniedergestürtzet u. zum Gelächter gemacht werde. Kein besseres Schicksal verdienete mein Landsmann, nachdem er sich vermessen, die D. in ihrer alten Gleichgültigkeit im Ansehen Miltons zu stören, u. sich für ihn, wie Addison bey den Engl., müde zu schreiben u. zu verbürgen, damit man diesen Poeten einiger Aufmerckſamkeit würdigte. Dieser Addison war ein leichtfertiger Kopf, wie jener beym Erasmus, der s. Gefährten, so mit ihm über Land ritten, beredet, sie sähen ein Luftzeichen am Himmel. Er überredete die Engelländer, daß sie dergleichen Dinge in Milton sähen. Lächerlich genug! Hr. G-ttsch-d hat diese Thorheit derselben in der charactermässigen Rede, die er ihnen in den Mund leget, in ihrem Ursprung vorgestellet. Wie, läßt er sie sagen, sollen Griechenland u. Rom alleine grosse Poeten haben? Wir sind eben so ehrlich als sie. Milton sey also ein Poet! Wir wollen den Homer u. Virgil zusammenschmeltzen, u. einen Milton daraus machen. Wer will uns das wehren? Wir Engel. werden es doch besser wissen, als die Ausländer. - - Er läßt sie hier vollkommen reden, wie sie seinen Absichten gemäß reden mußten. Er kennet sie besser als sie selber. Nur reden sie zu geistreich, so daß man schier dächte, er hätte ihnen etwas von seinem eigenen Witz geliehen. Allein was die D. anbelangt, so geht es nicht so leicht an, sie aus ihrer Kaltsinnigkeit zu setzen;

sie

sie sind gegen die Blendungen besser verwahrt, und auf ihren freyen Willen eifersüchtiger; sie lassen sich durch die Natur der Dinge, und ihre Eindrücke selbst nicht zwingen. Sie machen die Eindrücke lieber, als daß sie solche von den Sachen empfangen. Allein so gründlich die Vertheidigung des willkührlichen Geschmacks der freyen D. gerathen ist, so übereilt muß ich es heissen, daß Hr. G. die schweiz. Nation in Verdacht fasset, daß sie sich eben so leichtsinnig habe hintergehen lassen, als die Engl. den M. hochzuschätzen. Er sagt: Was die Uebersetzung Addisons anbetrift, so kan sie vielleicht in der Schw. so gute Würckungen haben, als die Uebersetzung M. gehabt hat. Ich muß ihm mit aller der Höflichkeit, die ein Schweitz. haben kan, sagen, daß er diese Nation nicht recht kennet, wenn er ihr dergleichen elenden Geschmack zutrauet. Wir sind auf unsre geistliche Freyheiten, unter welche ich die Freyheit des Geschmacks zuerst zehle, eben so eifersüchtig, als auf die leiblichen; wir haben eben so wol als die Sachsen Scythisches Blut in den Adern, u. bleiben so steif auf dem hergebrachten Geschmack unsrer Vorfahren, als sie, wofern es uns nicht von uns selbst, ohne jemands arbeitsame Bemühung, anerst in den Sinn kömmt; die Dinge mögen denn ihrer Natur nach einen Eindruck auf das Gemüthe fodern, welchen sie wollen, ein Schw. wird sich demselben so handfest als ein D. zu widersetzen wissen, & sibi res non se rebus submittere. Um dessentwillen hat es uns sehr geärgert, als

Der

der Uebersetzer M. nicht gewartet, ob wir die Schönheiten in dem V. P. freywillig empfinden wollten, sondern sich vermessen, uns in einer langen Legende zu überführen, daß wir es aus Nothwendigkeit thun müßten, weil M. solche Springfedern u. Triebräder in sein Gedichte gebracht, welche der Natur des menschl. Herzens gemäß ihre gewissen Würckungen thäten. Auf diese Weise kömt man mit uns nicht aus; wir wissen uns, weñ es uns gefällt, in unsrer alten Gleichgültigkeit zu erhalten. Ich kan zwar nicht leugnen, daß nicht ein halb duzt ungerathene Landskinder in Zürch u. Bern zur Secte Addisons übergegangen; allein mit dem grossen Haufen hat es keine Gefahr; insbesondere kan mir Hr. G. glauben, daß die Einwohner der Alpen, je tieffer sie in den Spälten der Berge wohnen, destoweniger von M. Lobrednern eingenomen sind; man könte also noch richtig zu 50000. Eidsgenossen zehlen, ohne Weiber u. Kinder, welche nur nicht gehöret haben, daß ein Milt. oder Addison gewesen. Ich muß auch ihm zum Trost erwähnen, ob Hr. Haller gleich diese Alpenbewohner, ihre Berge, Kräuter u. Blumen auf das genaueste kennet, daß die Gedichte dieses halben Milt. bey ihnen hingegen so unbekañt sind, als Arminius u. Banise, so daß man nicht fürchten darf, daß der Miltonische Schwulst, seine ungeheure Einbildungen u. hochtrabenden Ausdrückungen mit ihrem glänzenden Nichts den unschuldigen Geschmak dieser Leute so bald verderben werden. So fern

ist

ist es, daß die Schw. alle Addisons Geschmack haben. Der Eifer für die Ehre meiner Landsleute hat mich nicht ruhen lassen, bis ich Hrn. G. davon Nachricht gegeben, u. ihn gebeten hätte, daß er gütiger von uns dencken, u. das Verbrechen, dessen sich etliche wenige unter uns schuldig machen, nicht der gantzen Nation in die Rechnung setzen mögte. Ich zweifle nicht, daß er ihr nicht Recht wiederfahren lassen werde, indessen hat sein übereilter Verdacht mich u. andre von meinen Landsleuten, die von der glaubigen Secte sind, so sehr in die Nase gebissen, daß wir die Freude nur halbig empfunden haben, so seine meisterhafte Umtreibung unsers eigensinnigen Landsmanns uns sonst verursachet hätte. Wir haben doch nicht ohne Lust beobachtet, wie sinnreich er die Gewohnheit der Alten ihre Schriften auf öffentlichen Plätzen vor gantzen Versam̃lungen von Leuten allerley Stands zu lesen, u. die Eindrücke derselben in der Zuhörenden Gebehrden zu beobachten, auf das Lesen in den Trivialschulen verdrehet. Und wie geschickt hat er B-d-m-rn auf einmahl alle Deut. Poeten über die Haube gerichtet, weil er gesagt, daß in Deutschl. gemeine Poeten wären, die man fleissig läse, u. die ihren Lesern ein ungereimtes u. wunderliches Ergetzen gewähreten. Hr. G. hat dieses sehr glücklich auf alle D. Poet. gute u. böse, erstrecket, u. der Amtseifer steht ihm trefflich wohl an, mit welchem er ihn deßwegen zum Lästerer wider unser Vaterland erkläret. Und wie fein hat er den freyen

Geist

Geist, den der Uebersetzer dem knechtischen entgegensetzet, der von fleischl. Affecten u. irdischen Geschäften regieret wird, von dem flüchtigen Mercurialischen verstanden! Wie schlau hat er vorgegeben, daß Milt. Stärcke in Fehlern wider die Gramatick, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, u. in tausend andern sonst unerlaubten u. von keinem andern Poeten begangnen Schnitzern bestehe; wie scharfsiñig hat er auf diesen Grund Hans Sachsen zum geschmeidigsten deutsch. Poeten gemacht! Wie künstlich hat er das Lob wieder zurückgenomñen, das er im 19ten St. der Crit. Beytr. Art. 18. B-dm-rs Uebersetzung ertheilet: „Gewiß alle Kenner Miltons sind erstaunet, als sie diese Dollmetschung desselben gelesen haben. Denn wer hätte sichs eingebildet, daß dieses mit Gedancken so beschwerte Gedichte, dessen Ausdruck so körnigt, sinnreich u. tief ist, sich so nachdrückl. u. vollständig deutsch würde geben lassen! U. doch hat es der Hr. B. gethan.“ Also redete die Höflichkeit; aber nachdem B-dm-r dieselbe verwürcket hat, führt Hr. G. billig eine gantz andre Sprache, u. warum sollte er nicht berechtiget seyn, was er einst ohne Verdienen gelobet hatte, ein andermahl ohne Verdienen zu tadeln? Warum sollten seine Liebeswürckungen länger dauren als seine Liebe? Ich verwundere mich gar nicht, daß ihm der deutsche Ausdruck in dem B. Par. seltsam u. widerlich dünkt, er kömt uns in der Schweiz, so hart gleich unsre Ohren sind, eben so vor, B.

sollte ihn verschönert haben, welches gar leicht gewesen wäre, wenn er den Teufeln nur solche Redensarten zugeeignet hätte, wie in unsern galanten, verliebten u. vermischten Gedichten gefunden werden. Nicht nur die Ausdrückungen, sondern auch die Gedancken des Poet. sind schrecklich u. wild, wie die bösen Engel, denen sie in den Mund geleget werden, die Catonen, Portii, Arsenen, in unsern guten Trauerspielen haben schon mehr Lieblichkeit u. Zierlichkeit in ihren Sprüchen u. Meinungen. Wie ungeschikt hat ferner Hr. G. seinen Gegner sagen lassen, unsre Kunstr. haben Milt. Gedicht aus einem Abscheue vor der Materie verworffen, u. dieses Vorurtheil könne mit gleichem Grunde von der Ilias, der Odyssea, u. Eneis gefasset werden! Wie listig verweiset er endlich den schweiz. Kunstricht., daß sie Brockes u. König für die grösten iztlebenden Poeten erklärer haben, ohne Zweifel, weil sie dieselben am fleissigsten angezogen, u. am liebsten getadelt haben! Grad als ob sie in den G-ttsch-dischen Schriften nicht eben so wol Exempel von herrlichen Fehlern, die einen eignen Absch. verdienten, angetroffen hätten. Auf diese Weise bemeistert sich ein guter Redner seiner Materie u. seines Gegners, kehret die Worte u. Gedancken desselben nach seinen Absichten, u. leihet der Widerparte seine eignen Meinungen, wodurch er sie am allergewissesten schwarz, ungereimt u. lächerlich machen kan. Wollte jemand Scrupel machen, daß diese Rednerkünste sich mit der Billigkeit nicht wol ver-

vertragen, der muß wissen, daß wider einen Mañ, gegen den uns die Höflichkeit, das Band aller Pflichten u. Tugenden, nicht mehr bindet, alles erlaubet ist. B. mag es sich selber danken, daß er von diesem Muster der Höflichkeit, der sich sonst nicht überwinden kan, jemand zu tadeln, der es nicht mit seinem Tode verschuldet hat, nicht gelinder tractirt wordẽ; warum hat er lieber scharf beurtheilet u. getadelt, als mit Stillschweigen übergangen werden wollen; u. warum hat er sich die Freyheit genomẽn, alles nach seiner Einsicht u. Meinung, nicht nach H. G-ttsch-ds oder Tr-ll-rs, zu beurtheilen. Darum wird er mir u. andern von seinen Landsleuten, ob wir gleich sein Eidsgenossen sind, nicht verübeln können, wenn wir uns mit dem sieghaften Hrn. G-ttsch-d wider ihn verbinden, u. also zu erkennen geben, daß wir, ob wir gleich Nachkommen der Alpinischen Riesen sind, die den Oestreichischen Jupiter bekrieget haben, wie Hr. G-ttsch-d sich in geschmeidigem deutsch ausdrüket, deñoch Deutsche seyn wollen, wo nur die Deutschen uns, die wir so grundböse Hæreticos in der Critick unter uns erzogen haben, mit denselbigen, Unschuldige mit den Schuldigen, nicht vermischen. Wir hoffen aber, daß sie sich an unsrer Erklärung begnügen, und bey ihnen, wie wir bey uns, fortfahren werden, den alten Geschmack, wie die alte Religion, zu verfechten, damit alle Einwohner Deutschlands in allen Provinzen, als Kinder eines Scythischen Geblütes, ohne ein gefährliches Schisma, in vollkommener Einigkeit des Geschmacks, beständig mit dem Hertzen verstehen und mit dem Verstande glauben.

Nachrichten

von dem

Ursprung und Wachsthum

der

Critik

bey den

Teutschen.

Nachrichten von dem Ursprung und Wachsthum der Critik bey den Deutschen.

OPizens poetische Schriften, welche die ersten sind, die wir ohne Schamröthe anziehen dörffen, geben uns durch die Eindrücke, so sie in dem Gemüthe verursachen, genug zu erkennen, daß diesem geschickten Mann keines von denen Kunst-Stücken verborgen gewesen, wodurch das Hertz gerührt, und die Wahrheiten auf eine angenehme Weise in den Verstand gebracht werden. Es wäre einem Wunderwerke gleich, wenn er Schriften, die so tüchtig sind, uns zu gefallen, und dieses mit so vieler Gewißheit und Gleichheit thun, ohne eine genaue Erkänntniß der Mittel, wodurch solches zuwegegebracht wird, verfertiget hätte. Unterdessen hat er die Grundregeln, nach welchen er gearbeitet hat, die Anmerkungen von dem Verhältniß des menschlichen Gemüthes mit den Dingen, und die Mittel, wodurch dasselbe einer gewissen Absicht gemäß in Bewegung gesezet wird, lieber im Werke selbst und in der Ausführung anwenden, als in einem Kunstbuche zusammenschreiben wollen. Er hat uns einzig und allein ein Lehrbuch von wenig Bogen hinterlassen, worinnen er etliche wenig allgemeine Anmerkungen von der Erfindung, von den Gattungen der Gedichte, von der Zubereitung und Zierde der Worte ꝛc. zusammengetragen hat, ohne sich in die besondern Grundsätze und Theile der Dichtung oder der Rede tiefer einzulassen. Er

sagt in der Vorrede zu diesem Werckgen gleich beym Eingange; „ Er vermeine keinesweges daß „ man jemanden durch gewisse Regeln und Gese„ ze zu einem Poeten machen könne, massen die „ Poeterey auch eher getrieben worden, als man „ je von derselben Art, Amt, und Zugehör ge„ schrieben, so daß die Gelehrten, was sie in den „ Poeten, welcher Schriften aus einem göttli„ chen Antriebe und von Natur herkommen, auf„ gemerket, nachmals durch richtige Verfassun„ gen zusammengeschlossen, und aus vielen Tu„ genden eine Kunst gemachet haben. „ Wir thäten ihm unrecht, wenn wir aus diesen Worten eine Geringachtung der Regeln schliessen wollten. Er hat damit allein den Nuzen derselben bestimmen wollen. Denn es ist gewiß, daß diese ohne das Naturell, ohne einen Affectreichen, schnellentbrandten Geist, ohne einen reichen Vorrath an Bildern nicht zureichen, einen Poeten zu machen. Wie sollte aus einem ungehirnten, in der Erkänntniß der Natur, des Menschen, der Welt Sitten und Händel, unerfahrnen Mann ein Poet herauszubringen seyn? Die Regeln sind nur eine Hand, welche den Weg zeiget, den man gehen soll, eine Fakel, welche um uns her helle machet, aber gleichwie die Erkänntniß des Weges einen Lahmen, und eine aufgesteckte Fakel den Blinden nichts nüzet, also geben die Regeln einem plumpen und schweren Geist wenig Trost. Aber ohne die Wegweisende Hand und ohne das Licht steht auch ein guter und scharffsehender Läufer in Gefahr irre zu gehen.

Die

Die muntern Köpfe, die zu einer Zeit mit Opizen lebeten, empfanden zwar die Gewalt der Regeln, die er in seinen Schriften angewandt hatte, nicht nur so gut, als der gemeine Mann, sondern nach dem grössern Maasse ihrer Geschicklichkeit in weit höhern Graden. Doch besann sich keiner von ihnen, dieselben darinnen aufzusuchen, und die Uebereinstimmung der Eindrücke mit der menschlichen Natur, auf welcher sie beruheten, in sorgfältigen und wohlüberlegten Untersuchungen der Opizischen Exempel zu entdecken. Sie giengen nicht weiter, als daß sie seinen neuen Vers nach seinem äusserlichen Aussehen betrachteten, und einige Regeln auf das Muster derselben festsezeten. Wenn sie die innerliche Kunst seiner Gedichte im Tiefen und Absonderlichen eingesehen, und aus seinen, oder ihren eigenen, Erfahrungen und weitern Nachsinnen eine gründliche Theorie bekommen haben, so haben sie diese nicht in critischen Schriften oder Kunstbüchern sondern ebenfalls in der Ausübung gebraucht.

Wir sehen in der That, daß sie ihren Opiz fleissig gestudiert haben; der Schwung, den sie ihren Gedichten gegeben, insbesondere mittelst dergleichen Zusäze, womit Opiz das Ende seiner Redesäze so gerne mit unerwartetem Nachdruck verstärkete, eine Menge Redensarten, Bilder, Lebensregeln, Gleichnisse, Allusionen, so sie von ihm angenommen haben, zeigen genugsam, daß sie ihm mit sorgfältigen Schritten nachgegangen sind. Andreas Tscherning hat zum Ex. ein Glück-

wünschungsgedichte an David Rhenischen mit folgenden Zeilen angefangen:

Wir müssen freylich nur, wir armes Volck, bekennen,
Daß Erde, Feuer, Luft, und Wasser, schrecklich brennen,
Aus Eifer gegen uns: Des hohen Himmels Haus,
Das schüttet seinen Zorn mit Blitz und Donner aus,
Von allen Ecken her, nachdem so schwere Plagen,
In dieser See der Welt mit Macht zusammenschlagen
Auf unsren Sündenhals; doch gleichwohl ist ein Gott,
Der seiner Gnaden Licht läßt scheinen in der Noth,
Wann Caurus um den Mast mit harten Stürmen sauset,
Wann die erzörnte Flut um alle Seiten brauset,
Und will mit uns Grundab: Dem nichts sich bergen kan;
Der, ob er schon betrübt, nimmt dennoch wieder an,
Nur daß man eifrig bläßt die starken Bußposaunen
Aus Feindschaft unsrer Schuld, und auch die Bethcarthaunen,
Die Himmelsbrecher, pflanzt vor Gottes schöne Stadt,
Uns zeucht nicht eher ab, bis man das Jawort hat.
Das güldne Sonnenrad hat fünfmahl seinen Wagen
Durch alle Zeichen schon am Himmel durchgetragen,
Seit mich das Vaterland hat heissen fremde seyn. ꝛc.

Wer erinnert sich nicht fast alle diese Bilder und Ausdrücke im Opitz gelesen zu haben? In dem Gedichte an den Freyherren von Burghaus heisset es:

Wir können freylich nicht vorbey, mein Vaterland,
Und müssen nur gestehn, der Himmel sey entbrandt
Aus Eifer gegen uns, nachdem so schwere Plagen
Von allen Ecken her bey dir zusammenschlagen.

= = = = = = = = =

- - - Doch gleichwohl ist ein Gott,
Der seiner Gnaden Licht auch mitten in der Noth
Des trüben Wetters zeigt.

= = = = = = = =

Wo Caurus um den Korb des hohen Mastes pfeift,
Wo die ergrimmte See mit ganzen Wellen streift,

Und

Und jagt das Schiff grundab. Doch der wird Hand anlegen,
Der lieb hat, wenn er zörnt.

In der Ode auf das Leichbegängniß der Herzogin zu Münsterberg:

Der des Gebethes Stücke
Pflanzt für die Himmelsstadt,
Und weichet nicht zurücke,
Bis er das Favort hat.

Und in der Daphne sagt der Chor der Hirten zu Apollo:

Du grosser Gott, der du den Feuerwagen
Rings um den schönen Himmel führst.

Allein gleichwie es eben keine grosse Kunst braucht, dergleichen Formen der Rede nachzumachen, so wächßt Tscherningen, Dachen, Flemmingen und andern von ihrer Zeit ein schlechter Ruhm daher zu. Opitz wußte Kunststücke, die eine tiefere und verborgenere Erkänntniß des Menschen und der Dinge zu erkennen geben; diese können wir in seinen Nachfolgern, die mit ihm lebeten, keinesweges in dem Grade wahrnehmen, wie sie bey ihm vorhanden waren. Sie mögen aber eine grosse oder kleine Theorie davon gehabt haben, so haben sie von solcher keine Lehrbücher noch critische Abhandlungen verfasset. Was wir critisches von ihnen haben, sind kurze Urtheile, flüchtige Lobsprüche, Meinungen, die nicht bewiesen, oder auf gründliche Untersuchungen gebauet, noch zum wenigsten mit Exempeln erkläret werden, sondern schlechthin auf dem Glauben beruhen, den wir

von dem Verstande, der Geschicklichkeit, und der Aufrichtigkeit dessen haben, der solche Urtheile gefället hat.

Von dieser Art ist der Ausspruch, den Rist von Opitz gefället hat: „ Es hat uns zwar der edle und hochberühmte Poet Martin Opitz in seinen theils lustigen theils nützlichen Schriften „ und Gedichten genugsam Anleitung gegeben, „ wie wir unsrer fast verderbten und durch so viel „ fremdes in dieselbe gleichsam vermummten deutschen Sprache wieder auf die Beine helffen, „ ihr die unbekannten Larven wieder abziehen, „ und derselben Glantz, Zier, und Reinlichkeit „ in Aufnehmen bringen können. „ Und an einem andern Orte: „ Wir Deutschen, ob wir „ schon in den Lateinischen und Griechischen Sprachen so vortreffliche Poeten gehabt, und noch „ zur Zeit haben, daß wir auch keinen fremden „ Nationen in denselben etwas bevorgeben; so „ ist doch fast niemand gefunden, der sich um unsre so schöne und wortreiche Mutterspracbe hätte bekümmern, oder dieselbe durch die göttliche „ Poesie hätte berühmt machen wollen, bis endlich vor wenig Jahren der hochgelahrte Opitius „ hervorgekommen, der den Weg zur selbigen gebahnet, das Eis gebrochen, und uns Deutschen die rechte Art gezeiget, wie auch wir in „ unsrer Sprache Petrarchas, Ariostos, und „ Ronsardos haben können. „ Buchner hat von der Opizischen Muse noch in höherm Thone bezeuget: Non potest ascendere altius Musa patria, & necesse est, ut quiescat eo fastigio quo

quo tu collocasti: Interim te sequemur longe, & tua vestigia adorabimus: Sic tamen non obscuri prorsus morituri. In diesem panegyrischen Thone hat damahls jedermann von Opizen geurtheilet; ohne daß nur ein einiger die innerliche Art seiner Gedichte mit characteristischen Zügen bestimmet hätte.

Hofmannswaldau hat zuerst einen Character von seiner Poesie zu entwerffen vorgenommen, den er über dieses durch eine Vergleichung derselben mit andern Poeten in ein verschiedneres Licht gestellet hat. „ Folgende Jahre, sagt er, ist die „ deutsche Poesie nicht viel besser worden, bis ungefehr vor fünfzig Jahren Opitz als ein ungemeiner gelehrter und aufgeweckter Kopf die „ rechte Reinlichkeit der Wörter und eigentliche „ Kraft der Beywörter genauer beobachtet, und „ das Maaß der Sylben, richtige Reimendung, „ gute Verknüpfung, und sinnreiche Sprüche, „ seinen Gedichten einverleibet. Wie er denn in „ allen Stücken der Poesie besonders in Uebersezungen vortrefflich glückselig gewesen. - - Welchem bald drey seiner Landsleute, als Tscherning, so sich sehr an seine Art gehalten, dann „ Coler und Czepko rühmlich gefolget, nach welchen auch Dach, ein Preusse, dem die Lieder „ nicht übel gerathen, und Flemming, ein Meißner, so vor andern ein Sonnet gar wohl geschrieben, wie auch Rist, ein Holsteiner, so „ viel geistliche Gesänge herausgegeben, dann „ Tiz und Mühlpfort, als Poeten bekannt worden. Dabey ich dann auch des weitbekannten

„ Harsdörfers unvergessen, der zwey berühmten „ sinnreichen Männer, Gryphii und des von Lo„ henstein schuldigst gedenke, so, wie in allen Sa„ chen, so sie angegriffen, also auch in ihren „ Trauerspielen, nach Art Sophocles und Se„ necä gefertiget, was ein hurtiger und gelehrter „ Geist kan, zur Gnüge erwiesen. „ Er meint ferner, daß durch gedachter Männer Fleiß und Nachsinnen die deutsche Poesie so reine worden, daß sie der ausländischen nichts mehr nachgebe. Doch gestehet er, daß die Welschen, wegen ihrer insgemein angebohrnen Verstandes und Scharfsinnigkeit, an guter Erfindung den Deutschen manchesmahl zuvorgehen. Von seinen eigenen Gedichten, insbesondere von seinen Heldenbriefen, urtheilet er: „ Die Art zu schreiben darinnen ist „ geläuftig, leicht, und mehr lieblich als prächtig, „ dazu denn Ovidius mein Anführer gewesen. „ Viel von heidnischen Göttern und übersteigen„ den gezwungenen Redensarten, wie auch ande„ re gemeine Schulpossen, werden hier wenig zu „ finden seyn, und machen die den Enthalt der „ Sachen eigentlich bedeutende Wörter, etliche „ kräftige Beywörter, und andre mit Verstand „ angewandte Kleinigkeiten die ganze Verfassung „ meines Schreibens. „

Welcher diesem flüchtigen Urtheil Glauben zustellen soll, muß das Ansehen Hoffmannswaldaus so viel bey sich gelten lassen, daß er ihm auf sein blosses Wort gläubt. Eine obgleich nur kurze Einsicht in die Schriften Opitzens und seiner Schüler, eine Vergleichung derselben mit Gryphii, und

Lo-

Lohensteins Gedichten, eine nur flüchtige Betrachtung der eigenen Hoffmannswaldauischen Gedichte, vornehmlich seiner Heldenbriefe, würde zu bald verrathen, wie übel ausgemessen, wie unbegründet, wie ungereimt dieses lobreiche Urtheil ist, und wie wenig es mit sich selber bestehen könne. Denn Hoffmannswaldau ist zuerst von Opitzens Muster abgewichen, welche bey dem Mangel gründlicher Lehrbücher bisdahin vor Vorschriften gedienet hatten; er hat eine Schreibart eingeführt, welche von dem, was er selbst von ihr rühmet, das Wiederspiel in sich hat, und eben so wenig Natur in den Sachen als in dem Ausdrucke zeiget; aber nichtsdestoweniger von seinen Landsleuten vor ein gleich so treffliches oder noch trefflicheres Modell poetischer Wercke, als Opitz wäre, angenommen worden. Es ist am Tage, was vor einen Haufen Uebels dieser Irrthum in der Poesie nach sich gezogen, welches sich destoweniger zu verwundern ist, weil ihm durch keine critische Untersuchung, so sich auf die Natur der Sachen bezogen hätte, Einhalt gethan ward. Die ungemessenen Lobsprüche, die ehdessen zu Gunst der opizischen Poesie gefället worden, wurden izo mit eben derselben Dreistigkeit, aber mit mehr Ungeschicklichkeit und Parteilichkeit dem Hoffmannswaldau und seinem übersteigenden Nachfolger dem von Lohenstein, verschwendet.

Dieser hat sein Urtheil von dem erstern mit folgenden Worten abgefasset: „ Dem Herren von „ Hoffmannswaldau hat es die deutsche Sprache „ zu dancken, daß ihr Spanien mit seiner nach-

„ denck-

„ dencklichen, Welschland mit seiner scharffinni-
„ gen, Franckreich mit seiner lieblichen Feder
„ nicht mehr überlegen ist. Denn Opitz that es
„ den Alten und Ausländern nach, unser Herr
„ von Hoffmannswaldau aber zuvor. „ Und in dem Gedichte an den von Logau hat er dieses Lob noch weiter getrieben:

\- - - Denn Opitz ist zwar werth,
Den ersten Lorbeerkrantz in Deutschland zu erlangen,
Er hat mit solchem Ruhm das Hauptwerck angefangen,
Daß keiner nach der Zeit ihm ist geflogen für,
Als Hofmannswaldaus Geist, der Oder höchste Zier;
Der deutsche Pindarus, dem keiner nach wird kommen.

Wir müssen uns über dieses ausschweifende Lob nicht verwundern, weil Lohenstein wahrhaftig sich selbst in Hoffmannswaldau gepriesen hat. Ihm hat hernach gantz Deutschland dieses Urtheil nachgesagt, und nicht leiden wollen, daß jemand solches grosse Lob mit Hoffmannswaldau theilete, als nur eben der von Lohenstein selbst. Also ward Opitz von ihnen hinuntergesezet.

Neukirch, der für den Erben der Lohensteinischen Feder gepriesen worden, hat sein Urtheil davon mit diesen Worten gegeben: „ Wir wenden
„ uns zu dem vortrefflichen Herrn von Lohenstein,
„ dessen Nahme bereits so weit erschollen, daß er
„ unsre Ausblasung nicht mehr vonnöthen hat.
„ Alle seine Gedancken sind scharfsinnig, seine Aus-
„ bildungen zierlich, und wenn ich die Wahrheit sa-
„ gen soll, so findet man in diesem einzigen fast alles
„ beysammen, was sich in denen andern nur ein-
„ zeln zeiget. Denn er hat nicht allein von Opi-

„ zen

„ zen die heroische, von Gryphio die bewegliche,
„ und von Hoffmannswaldau die liebliche Art an
„ sich genommen; sondern auch viel neues hinzu-
„ gethan, und absonderlich in Sententien, Gleich-
„ nissen, und hohen Erfindungen sich höchstglück-
„ lich erwiesen. Seine Tragödien sind von den
„ besten, seine geistlichen Gedancken voller Kraft,
„ und seine Begräbnißgedichte unvergleichlich. In
„ seinem Arminius aber hat er sich als einen rech-
„ ten Poeten erwiesen, und so viel artige, kurze,
„ und Geistvolle Dinge ersonnen, daß wir uns
„ nicht schämen dürffen, dieselbigen allen heuti-
„ gen Franzosen entaegen zu setzen. „ Er bringet nach diesem etliche Exempel, um denjenigen, welche die Deutschen so hoher Gedancken unfähig achten, die Augen, wie er sagt, zu öffnen. Das erste ist ein Sonnet, worinnen Olympia, eine Person aus dem Arminius, welche zu Bewahrung ihrer Keuschheit den König Artabazes und sich selbst erstochen hatte, der römischen Lucretia vorgezogen wird. Der Schluß davon lautet:

- - - Lucrezen sey nur recht,
Olympien zuviel durch ihren Stich geschehen.

Und dieser wird aus dem Fördersatze gezogen.

Lucretia ließ zu vorher die schnöden Lüste,
Olympia hat nichts von geiler Brunst geschmeckt.

Hier setzet Lohenstein voraus, daß Lucretia dem Tarquin ohne Zwang zu Willen gewesen, welches der Geschichte zuwiderläuft. Sie ist eben darum

rum von ihren Landsleuten so hoch erhoben worden, weil sie eine Schandthat, zu der sie gezwungen worden, nicht hat überleben wollen. Das Lob, das Olympien den Vorzug vor einer solchen giebt, welche die schnöden Lüste zugelassen hat, will also nicht viel sagen. Der Poet meint es damit zu erheben, daß er von Olympia sagt:

Die ihren Heldenarm zu strenger Rach ausstreckt,
Eh als zum ersten mahl sie Artabazes küßte.

Sie strafft demnach nur den Vorsatz, nicht die That, und diesen an ihr selbst, an der unschuldigen; eine Ungerechtigkeit, die wahrhaftig strafwürdiger ist, als Artabazens bloßer Vorsatz!

Wenn wir mithin der Lucretia That beym Licht besehen, so war sie selbst höchst strafwürdig; sie hat gewaltsame Hand an sich selbst geleget, ihre Rache an Tarquin zu befördern, sie hat vorher ihre Anverwandten zur Empörung wieder ihren rechtmäßigen König angestränget, und hierdurch das gantze römische Volck in einen unsichern Stand und eine langwierige Unruhe gesetzet. Dieses machet sie noch mehr schuldig als den Tarquin selbst, dessen Uebelthat nur ein Weib getroffen hat. Und dieses fällt auch Olympien zur Last, welche eine gleiche That begangen, ohne daß sie dergleichen Bewegursache dazu gehabt hatte, wie Lucretia.

Neukirch giebt unter den Exempeln, womit er die Fähigkeit der Deutschen zu hohen Gedancken beweisen will, auch den bekannten Strophen einen Platz, worinnen die Annehmlichkeit der Liebe über die Süssigkeit des Zuckers, des Honigs, und alles dessen erhoben wird, was in der Natur und neben der Natur süß ist, das ist, er vergleichet die Lustbarkeiten des Geschmackes mit den Lustbarkeiten der Einbildungskraft, wozu kein grosses Bestreben des Geistes erfodert wird. Wenn man nichts trefflichers hat, den Frantzosen entgegenzusetzen, so wird man klüger handeln, daß man sich mit ihnen in keinen Eiferstreit einlasse.

Er hat uns zugleich seine Urtheile von allen andern berühmten Poeten Deutschlands eröffnet, und dieses mit mehr Umständen, als noch keiner vor ihm gethan hatte. Er hält Opitzen vor einen Mann, welcher so viel Verstand, als Feuer, viel Sprachen zu seinen Diensten, und von allen Wissenschaften eine gründliche und ungemeine Känntniß gehabt. „ Ich will, fährt er fort, „ eben mit Buchner nicht sagen, daß er die Poe„ sie so hoch erhoben, daß ihm alle die andern „ nur folgen müssen: Es ist aber unstreitig, daß „ er darinnen mehr gethan, als man meinet, „ und daß viel Versmacher in Deutschland le„ ben, welche die Kräfte dieses Poeten noch nicht „ erkennet. „ Er verweiset es denjenigen, welche meinen, daß sie lauter Wunderdinge im Boileau finden, und dennoch nicht wissen, was in unsrem

aller-

allererſten Poeten, dem Opitzen, ſtecket. „ Wenn „ wir uns alle bemüheten, ſagt er ferner, den „ Weg zu gehen, den er gegangen, das iſt, „ durch Leſung der Griechen und Römer klug zu „ werden, ihre Gedancken mit Anmuth anzubrin„ gen, und endlich eigne aus unſrem Gehirne aus„ zubrüten, ſo würden wir den Franzoſen bald „ näher kommen, und über die Ungleichheit ihrer „ und unſrer Schriften nicht mehr klagen dürffen: „ Maſſen ſie doch alles, was ſie ſagen, den Al„ ten entweder nachgeafft oder abgeſtohlen. „

Er meint, Tſchernings ſey Opitzen nicht beygekommen, Dach ſey unvergleichlich in geiſtlichen Liedern, und ungemein glücklich in Ueberſetzung der Pſalmen, Flemming behalte noch wohl den Ruhm, daß er unter ſeinen Landsleuten am beſten geſungen, wenn er ihn aber bey die drey berühmten Männer Gryphius, Hoffmannswaldau und Lohenſtein ſtelle, ſo dürfte er faſt von ihm und ſeines gleichen das Urtheil fällen, ſie wären zwar groſſe Helden, aber ſie kämen nicht an die Zahl der drey. Denn dieſe haben nicht allein dem Opitz weit glücklicher als Flemming gefolget, ſondern ihn in gewiſſen Stücken auch übertroffen. Und zwar, was Gryphius belange, ſo ſey unſtretig, daß ſeine Gelehrſamkeit unmäßlich, ſein Verſtand unvergleichlich, und ſowohl in Erfindung als Ausbildung der Dinge ſehr hurtig und ſchnell geweſen.

„ Seine Tragödien, ſagt er, ſind voller Kraft, „ alle Beywörter wohl ausgeſonnen, und wenn „ ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo männlich, nach„ drücklich, und donnernd, daß es ihm keiner

„ von

„ von allen seinen Nachfolgern hierinnen gleich
„ gethan. In Bewegung und Vorstellung der
„ Affecten hat er ebenfalls etwas sonderliches.
„ Was man aber am meisten an diesem Mann
„ bewundern muß, ist, daß er in lustigen Sa-
„ chen eben so glücklich gewesen ist, als in traurі-
„ gen. „

Von Hoffmannswaldau merket er an, er habe gantz einen andern Weg, als Opitz und Gryphius erwehlet, indem er sich sehr an die Italiäner gehalten, und die liebliche Schreibart, welche in Schlesien herrschete, am ersten eingeführt. Er gestehet zwar, daß sein Stylus zu Tragödien oder heroischen Gedichten sich nicht wohl schicken würde; allein er habe sich auch an dergleichen Dinge niemahls gemacht, sondern seine meiste Kunst in galanten und verliebten Materien angewandt, worinnen er sich auch so sinnreich erwiesen, daß man ihn billig für den deutschen Ovidius preisen mag; seine Liebesbriefe seyn ausser etlichen harten Metaphoren, so er von den Welschen behalten, nicht zu verbessern; aus seinen Begräbnißgedichten könne man sehen, daß es ihm an ernsthaften und moralischen Gedancken auch nicht gemangelt: Seine Liebesbriefe aber haben ihm nicht allein über alle Deutschen sondern auch über die meisten ausländischen Poeten den Sitz erworben, und er kan schwerlich glauben, daß ihm denselbigen auch in künftigen Zeiten jemand bestreiten werde.

Von Morhof urtheilet er, daß er zwar so liebe lich nicht geschrieben, als gelehrt, er habe aber

sehr wohl verstanden, was zu einem Gedichte erfodert wird. Besser sey in beyden sehr glücklich, und habe nicht allein einen scharfen Geschmack von guten Gedancken, sondern schreibe auch solche Verse, welche ein jegliches Ohr vergnügen können. Wiewohl man nun meinen sollte, daß zu der Vollkommenheit der deutschen Poesie wenig mehr übrig wäre, habe es dem Hrn. Opitz noch an Zierlichkeit, dem Hrn. von Hoffmannswaldau an Ernsthaftigkeit, dem Hrn. von Lohenstein an Zeit, andern an was anderm gemangelt. Er schlägt zuletzt etliche Mittel vor, wie der Poesie bald aufzuhelffen wäre. Wir können daraus etwas mehrers von seinen Einsichten in das Wesen der Poesie erlernen. „ Wer in der Poesie groß „ zu werden gedencket, sagt er, muß nicht allein „ an natürlichen Gaben überaus reich, sondern „ auch in Erfindungen tieffinnig, in der Arbeit „ gedultig, nnd in der Schreibart gantz fest und „ poliert seyn. - - Er muß viel Sprachen „ verstehen, in allen Wissenschaften wohlgegründet, in der Welt erfahren, durch eigne Zufälle „ gewitziget, seiner Affecten Meister, und in Urtheilung andrer Leute Gebrechen vernünftig seyn. „ Alsdann ist es Zeit, daß er allgemach anfange, „ ein Poete zu werden, welches aber ohne Lesung „ und Unterscheidung poetischer Bücher nicht wohl „ geschehen kan. - - Die einheimischen Poeten lieset man vornehmlich wegen des Styli. „ Weilen aber dieser nach Erfoderung der Materien mancherley ist, so muß man auch hier einen Unterscheid machen, und von Opitz und

„ Flem-

„ Flemming die heroische, von Gryphius die be-
„ wegliche und durchdringende, von Hoffmanns-
„ waldau die liebliche, galante, und verliebte,
„ von Lohenstein die scharfsinnige, spruchreiche
„ und gelehrte, und also von einem jeden eine be-
„ sondere Schreibart lernen, und durch deren
„ künstliche Vermischung diejenige zuwegebringen,
„ welche die Lateiner den Stilum Sublimem nen-
„ nen. „ Endlich schließt er, daß unter tausenden kaum einer so glückselig sey, daß er sich zur Poesie rechtschaffen schickete; und so er es ja endlich sey, so gebreche es ihm doch entweder an Gedult, oder Zeit, oder am Glücke in seiner Beförderung, und also am vornehmsten, welches zu einem Dichter erfodert wird, nemlich an einem frölichen Gemüthe. Dannenhero thun nach seinem Erachten diejenigen am besten, welche die Mittelstrasse halten, sich bloß auf galante Gedichte legen, und um die Geheimnisse der hohen Poesie unbekümmert lassen. Ein Schluß, welcher der Meinung der Alten schnurstracks zuwieder ist:

- - - - Mediocribus esse poetis
Non DI, non homines, non concessere columnæ.

Diese Urtheile sind zur selben Zeit durchgehends vor feine Critick angesehen worden, ungeachtet sie allein auf den willkürlichen Geschmack des Kunstrichters gebauet sind. Ja ungeachtet man von der Kraft, so den Trauerspielen Lohensteins, und Gryphius, und den Heldenbriefen Hoffmannswaldaus zugeschrieben wird, in Durchlesung derselben nichts empfindet, hat man diese Aussprüche doch

mit Verleugnung der eigenen Empfindung ohne Foderung eines gründlichen Beweises, ohne Untersuchung, mit Glauben und Liebe angenommen. Was man darinnen nirgend hinzubringen gewußt hat, was dunckel, zweydeutig und verworren geschienen, hat man lieber seiner eigenen Ungeschicklichkeit, als des dreisten Kunstrichters verworrenen Kopf zugeschrieben. Indessen ist Neukirch selbst einer der ersten gewesen, der in die Lohensteinische Schreibart einen Zweifel gesetzet, und sein Urtheil auf gewisse Weise zurückegenommen hat. Er that dieses eine sehr kurtze Zeit hernach; wie wir aus folgenden bekannten Zeilen sehen, die aus einem Vermählungsgedichtee von 1700 genommen sind:

Mein Reim klingt vielen schon sehr matt und ohne Kraft:
Warum? Ich tränck ihn nicht mit Muscateller-Saft;
Ich speis' ihn auch nicht mehr mit theuren Ambrakuchen,
Denn er ist alt genug, die Nahrung selbst zu suchen.
Zibeth und Biesam hat ihm manchen Dienst gethan:
Nun will ich einmahl sehn, was er alleine kan.
Alleine? Fraget ihr: Ja, wie gedacht, alleine.
Denn, was ich ehmahls schrieb, war weder mein noch seine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt;
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt;
Und etwann anderswo den Tacitus bestohlen.
Auf diesen schwachen Grund, ich sag es unverholen,
Baut' ich von Versen oft damahls ein gantzes Haus,
Und ziert' es noch dazu mit Sinnebildern aus.
Wie oftmahls muß ich nicht der abgeschmackten Sachen,
Wann ich zurücke seh, noch bey mir selber lachen.
Gleichwohl gefielen sie, und nahmen durch den Schein,
Wie schlecht er immer war, viel hundert Leser ein.
Ha! schrie man hier und da; für dem muß Opitz weichen.
Ja, dacht ich, wenn ich ihn nur erstlich könnt erreichen!
Den Willen hätt ich wohl. So wie ich es gedacht,

So

So ist es auch geschehn. Ich habe manche Nacht
Und manchen Tag geschwizt; allein ich muß gestehen,
Daß ich ihm noch umsonst versuche nachzugehen.

In den folgenden Zeilen saget er uns auch, wem er diese Veränderung seines Geschmackes zu danken habe:

O grausamer Horaz, was hat dich doch bewegt,
Daß du uns so viel Last im Dichten aufgelegt?
So bald ich nur dein Buch mit Lust und Ernst gelesen,
So ist mir auch nicht mehr im Schreiben wohl gewesen. ꝛc.

In der Satyre auf unverständige Poeten hat er von seinem ersten Sündenstande und hernach gefolgten Bekehrung mit demselben bußfertigen Herzen geredet:

Ein halb mit Pikelschertz vermengtes Operettchen,
Ein stinkender Roman von rasenden Chrysettchen,
Ein geiles Myrthenlied, und ein nach dem Adon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schoos bis auf den Grund entdecket,
Und Büsch und Brünnen draus, und Vogelnester hecket.

= = = = = = = =

Ein rohes Trauerspiel, in dem die Regeln fehlen,
Und so viel Schnizer fast, als Sylben sind, zu zehlen;
Ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt,
Da beyde dazumahl doch keine Schrift gekandt;
Ein kreissendes Sonnet, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rad, so wie die Reimen zwinget,
Und ein nach Pöbelart gepriesner Buhlerblick
Ist oft bey dieser Zeit das gröste Meisterstück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen,
Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeschmückt,
Und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt;
So war ich auch ein Mann von hohen Dichtergaben;
Allein sobald ich nur der Spure nachgegraben,

Auf der man zur Vernunft beschämt zurucke kehrt,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So ist es aus mit mir.

In eben derselben Satyre schmälet er auf die schwärmende Vernunft

Der von der Hungersucht bethörten Dichterzunft,
Die sich durch falsche Kunst auf den Parnaß geschlichen,
Von der gesezten Bahn der Alten abgewichen,

* * * * * * * * *

Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Wiz in Kinderclassen weist,
Horazens Dichterbuch verrauchte Grillen heißt. ꝛc.

Nichtsdestoweniger, wenn wir seine letztern Werke nach diesen griechischen und lateinischen Mustern beurtheilen, müssen wir schliessen, daß er die Kunst derselben nicht in ihrer vollen Kraft eingesehen habe, oder daß der Wille bey ihm besser gewesen sey, als das Vermögen, massen wir darinnen zwar nicht mehr dergleichen falsche Pracht, aber hingegen sehr viel gemeines, plattes, niederträchtiges, und verworrenes Zeug so wohl in den Gedanken, und Bildern, als dem Ausdruck wahrnehmen, das einen unbefestigten Geschmack anzeiget. Ich finde zum Exempel in eben dieser Satyre auf die unverständigen Poeten folgende theils pöbelhafte theils ungeschickte Redensarten: In Schulstaub springen; mit Ebräerwitz gespickt: einen ins Re Mi Fa Sol La der Hübneristen jagen; notenmäßig seyn; ein Jammerlied im Tanze drechseln; das Dichtersaltz jückt in den Adern; zum Flötenritter schlagen; den Trieb der Redlich-

keit

keit mit Silberzäumen lenken; nach Narrenwasser lechzen; durch ein Haberrohr zum Federsturme blasen; einem Mühe und Schweiß in den Jammerbusen schieben; auf den Weg der Hungerwiesen führen. Multi dum vitant vitia in contraria currunt.

Zu derselben Zeit, da Neukirchen zu Berlin dieses ungewisse Licht in der Critik aufgegangen war, hatte die Stadt Hamburg einen Kunstverständigen, bey welchem ein hellerer Tag in dieser Wissenschaft schon angebrochen war. Wernike tappete daselbst nicht im Dunckeln, er verließ sich nicht auf die betrügliche Empfindung in Schriften, wo nicht das Hertz und die Affecte allein, sondern eben so oft der Witz und der Verstand herrschen sollen. Er urtheilte auf festgesetzte und beständige Grundsäze; welches vor ihm noch keiner gethan hatte. Er betrachtete die Gedichte der Deutschen ohne Vorurtheile, und sah auf die Wahrheit der Sache, nicht auf das Ansehen, oder den Beyfall andrer. Aufrichtigkeit und Freyheit, mit Bescheidenheit ohne Schmeicheley, führten ihm die Feder. In seinem Versuche von Ueberschriften sind die geschicktesten Exempel von scharfsinnigen Gedancken in grosser Verschiedenheit enthalten, und in den Anmerckungen, die er hinzugesetzet hat, findet man gantz natürliche Grundsätze von dem Witze und der Scharfsinnigkeit, die derselbe manchmahl in Beurtheilung der absonderlichsten Einfälle mit gehöriger Einsicht und Bestimmung anwendet. Wir werden öfters von ihm berichtet, was seine ersten Einfälle über eine

Sache gewesen; indem er dieselben izo selbst verwirfft, zeiget er uns zugleich an, warum er sie ausgelöschet habe; und wie er bey einer Veränderung nicht nur gesucht, den ersten Fehler zu heben, sondern an statt des ungeschickten Gedankens einen trefflichen zu ersinnen. Unter einer grossen Anzahl Ueberschriften gehen nun eine ziemliche Menge auf die deutschen Poeten, den Witz der Deutschen, die Vorrückungen des Vater Buhurs, und dergleichen Dinge. Der Autor ist dann beflissen, die Urtheile, so er in den stichelnden Ueberschriften gefällt hat, in den Anmerckungen zu erklären und zu bekräftigen. Wir wollen ihn seine Begriffe von der Poesie, der Critik, und ihrem Gebrauche selber entdecken lassen.

„ Etliche Ueberschriften, sagt er, sind wider unsere deutschen Poeten, oder daß man seine Meinung deutlicher ausdrücke, mehr wider die eingeführte Schreibart, als die Poeten selbst gerichtet. Man hält davor, und man hoffet, es werde dem Verfasser von keinem vernünftigen Menschen übel gedeutet werden, daß er seine Meinung so frey heraussaget; man hält davor, daß wir bisher in unsern Versen mit eiteln und falschen Wörtern zuviel gespielet, und sehr wenig auf das bedacht gewesen, was die Welschen Concetti, die Franzosen Pensées, die Engelländer Thoughts, und wir füglich Einfälle nennen können; da doch dieselbe die Seele eines Gedichtes sind. Ja daß auch eben die, welche sinnreich zu seyn gewußt, dennoch nicht eine nachdrückliche und männliche Art zu schreiben

„ ben gehabt haben. - - Wohlflieſſende Ver-
„ se zu ſchreiben iſt die geringſte obgleich nöthige
„ Tugend eines Poeten, und verdienet niemand
„ dieſen Nahmen, der nicht zugleich die Eigen-
„ ſchaft der Sprache, in der er ſchreibt, und der-
„ ſelben Stärcke zierlich auszudrücken, und da-
„ bey mit groſſer Sinnlichkeit zu ſchreiben weiß.
„ Die höchſte Vollkommenheit der Poeſie aber be-
„ ſteht darinnen, daß man erſtlich die Anſtänd-
„ lichkeit in allen Dingen genau beobachte, und
„ hernach durch edle und großmüthige Meinungen
„ die Seele ſeines Leſers entzücke. - - Bey
„ uns haben Opitz und Gryph, und derſelben zwey
„ berühmte Nachfolger, Hofmannswaldau und
„ Lohenſtein den gröſten Preiß bisher verdienet.
„ Dieſe zwey letztern inſonderheit werden anizt
„ am meiſten geleſen. Sinnreich und lieblich iſt
„ der erſte; ſinnreich und durchdringend der an-
„ dere. Jenen iſt jedermann geneigt; dieſen iſt
„ jedermann gezwungen zu rühmen. Man findet
„ in der That in den Trauerſpielen des leztern
„ unterſchiedliche vortreffliche Oerter, und unter
„ denen einige, welche es in Ausdrückung einer
„ Sache den beſten alten Poeten gleich thun.
„ Wenn man aber die Wahrheit geſtehen darf,
„ ſo hat er ſich auch hierinnen unterweilen durch
„ ſeine Hitze ſo weit verführen laſſen, daß er ſchö-
„ ne Sachen zur Unzeit angebracht; und prächti-
„ ge Worte ſeinem Verſtande zum Nachtheil,
„ und gleichſam in einer poetiſchen Raſerey geſchrie-
„ ben hat. Unzeitiger Witz iſt Unverſtand, und
„ die Einfalt hingegen in vielen Gelegenheiten

„ verwunderungswürdig. - - Man ist gäntz-
„ lich der Meinung, daß was die französische
„ Schreibart zu der heutigen Vollkommenheit ge-
„ bracht hat, meistentheils daher rühre, daß so-
„ bald nicht ein gutes Buch ans Licht kömmt,
„ daß nicht demselben eine sogenannte Critique
„ gleich auf den Fuß nachfolgen sollte, worinnen
„ man die von dem Verfasser begangenen Fehler
„ sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrer-
„ biethung anmercket. Sintemahl dadurch ohne
„ alle Aergerniß dem Leser der Verstand geöff-
„ net, und der Verfasser in gebührenden Schran-
„ ken gehalten wird. „ Ueber das Epigramma auf die schlesische Poeten fügt er seine Anmerckung mit folgenden Worten bey: „ Der grosse Ruhm
„ den man allhier den schlesischen Poeten zuleget,
„ stimmet mit einigen vorhergehenden Ueberschrif-
„ ten und denen Anmerckungen nicht allerdings
„ überein; und dieser Unterscheid im urtheilen
„ rühret von dem grossen Unterscheid des Verfas-
„ sers Jahre her. Man hatte, als man diese Ue-
„ berschrift schrieb, nicht allein keine englische
„ und französische Poeten, sondern so gar auch
„ die besten lateinischen nicht anders als der Spra-
„ che halber gelesen, wannenhero es kein Wunder
„ ist, daß man sich damahls in seinem Urtheil
„ in etwas verstiegen. Die Sache kurtz zu ma-
„ chen, so ist man annoch der Meinung, daß
„ die schlesische nicht allein unsre beste Poeten,
„ sondern auch mit den besten Ausländischen mög-
„ ten zu vergleichen seyn, wenn die zwey berühm-
„ ten Männer Lohenstein und Hoffmannswaldau

„ es

„ es bey der reinen und natürlichen Schreibart
„ des Opizs und Gryphs hätten bewenden lassen,
„ und nichts anders als ihre eigene Scharfsinnig-
„ keit derselben zugefüget hätten. Es scheint aber
„ daß sie beyderseits unter allen fremden Poeten
„ sich die Welschen zum Muster gesezet. „

Er zeiget hernach aus des Hoffmannswaldaus eignen Geständniß, daß dieser sich die Welschen, und zwar die schlimmen unter denselben zum Beyspiel gesetzet, welches er ferner mit etlichen Exempeln aus desselben Heldenbriefen besteiffet, über die er folgende drey Dinge mit Bedacht und ohne Vorurtheil zu erwegen bittet, eh man ihn einer Unbescheidenheit beschuldige, die unbequemen Redensarten, die harten Metaphoren, und den falschen Witz. Von allen drey Arten führet er Exempel mit seinen Anmerckungen an, und diese werden in der That so bescheiden und ehrerbiethig eingeführt, daß man in Zweifel geräth, ob er mehr Fehler eingesehen oder mehr verschwiegen habe.

In der Ueberschrift, wo er so schertzreich sagt, daß seine Muse, wenn sie zornig ist, keine Biersamkuchen bake, erklärt er sich von dem damahligen Zustand der Poesie bey den Deutschen sehr verständig.

„ Diese Zukerbekerey, sagt er, läßt man gar ger-
„ ne den heutigen Schlesischen Poeten, als wel-
„ che dergleichen lekerhafte Sachen in ihren Ver-
„ sen so häuffig zu Kauffe haben, daß sie so gar
„ auch nicht der Mandeln und des Marzipans
„ vergessen, und man sich folgends einbilden soll-
„ te, daß sie alle ihre Leser vor Kinder hielten.
„ Ich weiß zwar wohl, was Deutschland Schle-

„ sien

„ sien wegen der Dichtkunst schuldig ist; derselben
„ Ursprung, Fortgang, so gar, alle Poeten,
„ die sich bishero unter uns einen Nahmen ge-
„ machet haben. Es fehlet aber so weit, daß sie
„ unsre Poesie annoch in den Stand sollten gese-
„ zet haben, worinnen wir, ich will nicht sagen
„ der Griechen und Lateiner, sondern nur der heu-
„ tigen Franzosen und Engelländer ihre finden,
„ daß sie vielmehr uns zu vielen Fehlern verführt,
„ und dieselben durch ihre wohlfliessende und zahl-
„ reiche Verse so gar unter uns gangbar gemacht
„ haben, daß man sich sogleich einen gantzen
„ Schwarm deutscher Dichterlinge auf den Hals
„ ladet, so bald man Liebe genug zu seinem Va-
„ terlande trägt, dieselben als Fehler anzumer-
„ ken. Die Rede nach der unterschiedenen Art
„ der Gedichte unterschiedlich einzurichten; in ei-
„ nem Schäfergedichte sittsam zu sinken, ohne zu
„ fallen, in einer Ode hergegen zwar hoch aber
„ nicht aus dem Gesichte zu steigen, und in die-
„ ser unterweilen eine künstliche Unordnung sehen
„ zu lassen; in den Schauspielen die Einigkeit der
„ Zeit, des Orts, und der Sache gantz genau
„ zu beobachten, und zwar in den Lustspielen die
„ Sitten zu verbessern, und in den Trauerspielen
„ die Hörer zum Schrecken und zum Mitleiden
„ zu bewegen; in allen aber insgemein voller sinn-
„ reichen Gedancken und Einfälle, und großmü-
„ thigen und schönen Meinungen zu seyn, so daß
„ dieselben nach Lesung des Gedichtes in dem Ge-
„ dächtniß stecken bleiben; dieses alles ist das,
„ worauf die wenigste unsrer Poeten bishero ge-
„ dacht',

„ dacht, oder was die wenigste ihrer Leser in ih-
„ nen gesucht haben. Ein wenig Zeit hoffe ich,
„ wird diese Anmerckung in ihr rechtes Licht sezen,
„ und ihr den Neid und Haß benehmen, den sie
„ sich hierdurch bey unbedachtsamen und parthei-
„ schen Lesern anizo ohne Zweifel erwecken wird. „
Wernike war der einzige zu seiner Zeit, der die Poesie in diesem wahren Lichte erkannte; ich finde insbesondere nicht, daß jemand vor ihm dasjenige angepriesen habe, was er gar geschickt die **Meinungen**, und die Franzosen les Sentimens, heissen. Er ist daneben der erste, der die Einführung der gleichgeltenden Wörter bestraffet hat, Bl. 93. der erste, der die poetische Zahl darinnen grossentheils gefunden, daß die Wendung und der Fall der Verse unterschiedlich sey, und daß die Verse zwar fliessen, aber einer dem andern nicht allzeit gleich fliessen müsse, Bl. 99. der erste, der die Schreibart, die von den Franzosen Burlesque genannt wird, welche er Knittelgedichte heißt, in der rechten Materie angewendet, und das unterscheidende Zeichen, (wie er Bl. 209. das Wort Character giebt,) dieser Art Gedichte sowohl in den Reimen Bl. 331. als in den Gedanken genau bestimmt hat, der erste der von den Eigenschaften des guten Witzes mit Begründniß geschrieben hat. ꝛc.

Das Bekenntniß, das dieser satyrische Kunstrichter hier und dar seiner eigenen Fehler halber thut, ist eben so liebenswürdig, als die Verbesserung derselben, die er zugleich hinzufüget, lehrreich ist. Er hatte von einem Kind und einem

Grei-

Greisen den Gegensatz gemacht: Die Kindheit nehme bey dem ersten durch die Jahre ab, bey dem andern zu; straft sich aber wegen dieses Einfalles selber mit diesen Worten: „ Zu der Zeit da ich „ diese Ueberschrift auffetzte, dacht ich Wunder, „ was ich vor einen herrlichen Fund gethan, an„ izo aber erkenne ich nur gar zu wohl den alber„ nen Witz derselben. Ich war damahls in ei„ nen Emanuel Thesaurus, Juglaris, und Ma„ senius verliebt, anizo kan ich kaum einen Se„ neca und Plinius mit Vergnügen lesen. „ In einer andern Ueberschrift hatte er die Mutter zu Rom, die ihren todtgeglaubten Sohn gesund und munter heimkommen sehen, zweymahl sterbend, und den Sohn als den Nachlaß beyder Leichen eingeführt; eine jede Reihe, ein jedes Wort, zeigten durch eine gezwungene Sinnlichkeit, wie er selber bekennt, nur gar zuviel die Jahre an, darinnen sie geschrieben waren. Nun hätte er diese von ihm selbst verworffene Ueberschrift wohl unterdrücken können, allein er wollte sie lieber mittheilen, den Leser damit zu seiner Unterrichtung zu belustigen, und demselben zugleich anzuzeigen, wie wenig man den Leuten gefalle, wenn man denselben gar zu viel zu gefallen sucht. Sehet auch Bl. 128. und 203. Man erkennet wohl, daß er zuerst nachgedacht, eh er die Feder ergriffen, und daß er Zeit und Mühe an die Ausführung seiner Gedancken gewendet hat. Eben dieses hat er seinen Landesleuten empfohlen, von denen er sagt, sie haben Witz genug, aber sie lassen sich nicht Zeit genug, etwas dauerhaftes zu schreiben; sie

lassen

lassen es nicht allein bey dem ersten Einfall, sondern auch bey der ersten Redensart bewenden, und wie sie allein zu schreiben scheinen, damit es der Sezer in der Druckerey lesen könne, also verändern sie in ihren Schriften auch nichts, als was dieser darinnen versehen hat. Weise und Francisci, vieler anderer zu geschweigen, hätten sich mit Recht einen Nahmen in Deutschland gemachet, wenn sie weniger geschrieben hätten: Sie seyn zwey Flüsse, welche wegen ihres schnellen und ungewissen Laufs so viel Schlamm und Unflat mit sich führen, daß man den güldnen Sand derselben nicht erkennen könne.

Mit allen diesen critischen Einsichten und Tugenden hat Wernike nicht vermeiden können, daß seine Strafurtheile nicht solche Leute in den Harnisch gejaget, welche in der Poesie von nichts als einem Lohenstein und Hoffmannswaldau wissen, und weil sie in denselben ohne Unterscheid alles mit Verwunderung lesen, diejenigen mit Zorn und einem poetischen Amtseifer ansehen, welche sich unterstehen, etwas in denselben zu tadeln. Es hat darwieder nicht geholffen, daß er den Verehrern Hoffmannswaldaus und Lohensteins das Exempel Homers und Virgils vorgehalten, welche wegen vieler Dinge von vielen grossen und berühmten Leuten, und zwar insgemein ohne ihre Schuld, getadelt worden. Die Höflichkeit und geziemende Ehrerweisung, die er mitten in seinen Bestrafungen gebraucht, haben ihn vor Hasse nicht bewahren mögen. Das Lob, das er besagten deutschen Poeten beygeleget, hat ihm keine Vergebung des

Tadels

Tadels derselben erlanget, ungeacht es ihm gewiß Mühe gemacht hätte, das Lob mit eben so gültigen Anmerckungen zu erweisen, als die sind, womit er die getadelten Stellen verworffen hat. Lasset uns ihn wieder selber vernehmen. „ Es haben diese zwey berühmte Männer zwar das ihrige mit grossem Lob, aber doch noch lange nicht „ so viel gethan, daß ihre Nachfolger, so wie „ Alexander über seines Vaters Siege, Ursache „ zu seufzen haben sollten, daß ihnen nichts mehr „ zu thun überlassen worden sey. Des von Hoffmannswaldaus Gedichte werden wegen seiner „ Heldenbriefe mehr als des von Lohensteins gelesen. Weswegen ich zum Versuche den ersten „ derselben durchgegangen, und einige Anmerkungen darüber gemachet habe. Wer dergleichen über des von Lohensteins Schriften machen wollte, der würde Zeug genug zu seiner „ Arbeit finden. Es ist derselbe, man gestehet „ es gerne, ein grösserer Poete als der erstere. „ Der vom Horatius erfoderte, und von hohen „ Sachen klingende Mund läßt sich mit Vergnügung in hundert Oertern seiner Schriften hören. „ Allein dieses ist auch unstreitig, daß wie man „ an ihm vielmehr zu rühmen, also auch vielmehr „ zu tadeln findet, als in dem erstern. „ Er zieht hierauf einen ungeschickten Vers aus Lohenstein an, den er beurtheilet, und dann fortfährt: „ Wären aller unserer Poeten Gedichte diesem Verse, „ oder alle Verse des Herrn von Lohensteins diesem gleich, so könnte man es dem ehrwürdigen Vater Buhurs nicht verdencken, daß er

„ uns

„ uns nicht mehr Witz als den Moscoviten zuer-
„ kannt hat. Unterdessen so gehet man so weit
„ nicht, um dem von Lohenstein zu nahe zu tre-
„ ten. Man vergißt gern seine Fehler, wegen
„ seiner anderwärtigen herrlichen Tugenden. Man
„ hat es nur mit denen zu thun, die dessen Tugenden
„ nicht erkennen, und sich allein an dessen Fehler
„ halten, dieselben zu ihrer Richtschnur im Schrei-
„ ben sezen, und wenn sich jemand findet, der
„ aus keinem Neide des Poeten, sondern bloß
„ allein zu Beförderung der deutschen Poesie diesel-
„ ben anmerket; sich gleich thörigter Weise ein-
„ bilden, man hätte einem König nach seiner Krone
„ gegriffen. Glaubet man in der That, daß die
„ Poesie mit der Zauberkunst eine gleiche Grund-
„ feste habe? Und bildet man sich ein, daß man
„ den Unverstand, so wie das Fieber mit nichtsbe-
„ deutenden Worten und Zeichen vertreiben kön-
„ ne? „ Dergleichen Leute gab es würcklich.

Postel, dessen Singspiele damahls in dem Hamburgischen Opernhause erschalleten, konnte Hoffmannswaldaus und Lohensteins Schreibart nicht verurtheilet sehen, ohne zu begreiffen, daß ihm ein gleiches Urtheil wie denselben gesprochen wäre. Seine Gelahrtheit war so groß, als Lohensteins, sein Witz nicht geringer, aber wegen Mangel an Urtheilskraft eben so ausschweifend. Wenn Wernike von einer Muse redete,

Die in ein Spinngeweb das Bild der Dichtkunst prägt,
Die Marmor und Albast aus Brust und Händen haut,
Die Edelstein und Stern aus ihrer Feder sprizt,
Die in dem Aug Achat, in Thränen Perlen findt,
Und aus den Disteln Zeug der Lust zum Schlafrock spinnt,

so paßte dieses so wohl auf Postel, als auf Hoffmannswaldau, und wenn Postel es nicht selbst wahrnahm, so sagten es ihm andere. Seine Uebersetzung eines der anmuthigsten Stüke aus der Ilias war schon im Druke und mit einem grossen Krame von Gelehrsamkeit, wie er auch mit seinen Singspielen pflegete, begleitet worden, in welchem man mehr Gedächtniß und Fleiß im Zusammentragen, als Verstand im Anbringen fand. Er hatte auch schon 1698. angefangen, die ersten Bücher von seinem Wittekind zu schreiben; dieses Gedichte hatte alle die Fehler, die Hr. Wernike angegriffen. Die Singspiele hatten einen grossen Zulauf bekommen, welchen ihr Urheber nicht ermangelte ihrem eigenen Werthe zuzuschreiben, das aber, wenn wir Werniken glauben, mehr den Sängern und Sängerinnen zu danken war; man gieng in die Oper, wie viel Leute die Kirche besuchen, nicht um der Predigt, sondern um des Gesanges Willen. Postel müßte sehr gelernig gewesen seyn, und sich selber gewußt haben zu verleugnen, wenn er Hoffmannswaldaus, Lohensteins und seine eigene Vernichtung ohne Empfindung gesehen hätte. Es fehlte ihm nicht an Verehrern, die in seinem Geschmacke waren, die von seinen Gedichten urtheilten, wie Hr. Weichmann noch vor wenig Jahren (1724.) von seinem Wittekind mit diesen Worten gethan hat: „ Er hat den „ Geschmack der Alten und Neuern zu verbinden ge„ wußt: Ich erstaune über die vielfältige und „ wohl darinn angebrachte Wissenschaft. Die Leb„ haftigkeit und das Feuer, womit die verschie-

„ denen

„ denen Affecten ausgedrückt sind, rühret mich
„ öfters auf das empfindlichste. Der Reichthum
„ und die Stärcke in der Sprache bewundere ich.
„ Die häufig einfliessenden erbaulichen Sittenleh-
„ ren dienen mir zu so viel Wegweisern durch die
„ Welt. Kurtz ich bin versichert, daß wenn
„ dieß Werck völlig wäre ausgearbeitet worden,
„ Deutschland weit grössern Ruhm davon gehabt
„ hätte, als Italien von seinem Tasso und Ma-
„ rino zugleich. „ Die bey Posteln im Schwang gehende, nichtsbedeutende Worte, diese inornata & dominantia nomina tantum, bekleideten, wie Wernike Bl. 184. sagt, so artig ihren Platz, und waren von so geschickten Leuten eingeführt worden, daß sie fast durchgehends angenommen worden. Nam decipit Exemplar vitiis imitabile. Postel dachte darum bald mit Werniken fertig zu werden, und mit einmahl Lohenstein und sich selber zu schützen: Er schrieb ein kurzes Sonnet, in welchem er Lohenstein einem Leuen, Werniken aber einem Hasen vergleicht, der auf dem todten Leuen herumspringet. Dieser antwortete ihm mit dem comischen Heldengedichte Hans Sachs, worinnen er Posteln von Hans Sachsen zu seinem Reichsnachfolger einsegnen läßt. Postel schämte sich und schwieg stille. Oder wie einige Berichte lauten übergab er die Feder Menantes d. i. Georg Siegmund Hunolden, der damahls als ein irrender, verliebter armer Ritter zu Hamburg war, wo er sich anfangs bey einem Advocaten mit schreiben genehrt, nachgehends aber selber Rechtssachen zu verwalten übernommen, daneben auch anfieng

mit Romanen schreiben sich etwas zu verdienen, auch einige Opern verfertigete. Dieser ließ erstlich etliche satyrische Briefe, und hernach ein rechtes Possenspiel voller Frazen und Anzüglichkeiten wieder Wernike druken, unter dem Titel: Der thörigte Pritschmeister, oder, schwermende Poet ꝛc. von Menantes. Cölln, bey Peter Martau dem jüngern 1704. Die Personen dieses Possenspieles sind, ein gelehrter Mann, der von seinen Renten lebet, ein Schulmeister, ein Ertzpritschmeister, ein lustiger Bedienter, ein Pegnitzschäfer, Hans Sachsens Geist, Mirandola, in die sich der Ertzpritschmeister verliebt, Amarillis des gelehrten Manns Tochter, die er gleichfalls liebt, eine Schustersmagd, eine Milchdirn, eine Trödelfrau. Der Schertz, und das Gelächter, das sie führen, und das Werniken gelten soll, ist dem Stande dieser Personen aus dem niedrigsten Pöbel gemäß. Es besteht meistens aus ungereimten Anwendungen der Wernikischen Sinngedichte, welche sie sich durch ihre Verdrehungen zugleich eigen und lächerlich machen. Es sind immunda, ignominiosaque dicta, die niemand anderm als dem gemeinen Pöbel zur Ergetzung dienen können. Der Nahme Wernike, wird in Wecknarr und Narrweck verwandelt, und dem Ertzpritschmeister der erste, der andere der lustigen Person beygeleget. Das Lächerliche, worauf Wernike mit einem schertzreichen Einfall gestichelt, wird ihm selber aufgebürdet, und also der Stachel statt des Schuldigen auf ihn geworffen. Diese Possen sind mit Anmerckungen begleitet, worinnen

Menan-

Menantes theils anzeiget, auf was vor Singedichte Wernikens er gezielet habe, theils von solchen nach seiner Weise urtheilet, und insbesondere einige von demselben angegriffene Stellen zu entschuldigen suchet. Er zeiget aber in dieser Arbeit eben so wenig Aufrichtigkeit als Einsicht. Was sich noch am besten hören läßt, besteht in Vertheidigung derjenigen Fehler, so in Hoffmannswaldaus Sprache ausgesezet worden; und in Gegenbeschuldigungen eben dieses Punctens halber. Wernikens Sprache war in der That nicht die reineste noch die bestfliessende; indem er beflissen war, die Sachen mit Geist und gepreßten Nachdruck auszudrüken, versäumte er manchmahl das äusserliche in den Worten und dem Verse. Ich will ein Paar von den ernstlichsten Wiederlegungen der Urtheile des Hr. Wernike zum Muster vor Augen legen. Dieser tadelte vor harte Metaphern folgende:

Ich weiß daß meine Glut sich denckt zu hoch zu heben,
Und daß mein Kieselstein zu Diamanten will.

„ Das ist zu sagen; der Schreiber will der Prin-
„ zessin zu Leibe; was aber des Geheimschreibers
„ Kieselstein sey, ist nicht wohl zu begreiffen, und
„ macht folgends wunderliche Gedancken. Drauf
„ sagt er von der Liebe:

Sie bindet Gold an Stahl, und Garn zu weisser Seide
Macht daß ein Nesselstrauch die edle Rose sucht,
Zu Perlen legt sie Gras, zu Kolen legt sie Kreide.

„ Die Metapher von dem Nesselstrauche und der

„ Rose ist zierlich genug, und drückt des Poeten
„ Meinung gnugsam aus; die übrigen aber schei-
„ nen nicht allein nur lauter Flickwörter zu seyn,
„ die Verse damit zu füllen, sondern zeigen auch
„ gar nicht an, was sie hier sonst bedeuten sollten.
„ Denn daß die Liebe Gold mit Stahl, das ist,
„ Reichthum mit Dapferkeit verbinde, ist gar nichts
„ ungemeines. Aus Garn kan man fast so zarte
„ und kostbare Tücher, als aus Seide machen:
„ Und ich finde keinen andern Unterscheid zwischen
„ den Kolen und den Kreiden, als daß die eine
„ weiß, die andere schwartz, und im übrigen bey-
„ de ungefehr einerley Werthes sind. Ich ge-
„ schweige der Perlen und des Grases, welche
„ mit einander gar keine Vergleichung haben.
„ Denn ich schreibe es dem Drucker zu, welcher
„ vielleicht Gras vor Glas mag gesetzet haben. „
Hierauf sagt Menantes zur Vertheidigung der zwey erstern Verse: „ Die wunderlichsten Ge-
„ danken machen des Hrn. Autors unzeitige Gril-
„ len; denn wenn gleich sonsten des Geheimschrei-
„ bers Kieselstein zu der Princessin ihrem Dia-
„ mant gekommen wäre, sie würden einander kei-
„ nen Schaden gethan haben. Aber vernünftiger
„ zu reden; die Glut steiget zu hoch, und ein Kie-
„ selstein will zu Diamanten, oder was schlechtes
„ zu was kostbares, sind Metaphoren, die abge-
„ schmackte Meistersänger nicht verstehen, aber
„ bey verständigen längst mit Approbation gele-
„ sen worden.

Zur Rettung der drey letztern Verse sagt er:
„ Daß er diese Metaphoren nicht versteht, ist

„ daraus

„ daraus zu ersehen, indem er meinet, Gold und
„ Stahl bedeute hier Reichthum und Tapferkeit.
„ Allein Eginhard will sich gantz nicht gegen die
„ Prinzessin rühmen, daß er mehr Dinte als Blut
„ vor sie vergossen; sondern erniedriget sich nur
„ auf eine anständige Art gegen eine so hochge-
„ schätzte Person, indem er sie dem Golde sich
„ aber geringen Stahl vergleichet. ꝛc.

Wernike hatte folgende drey Verse aus Lohensteins Ibrahim angezogen:

Und meiner Adern Brunn, für dem Cristall nicht rein,
Und Schwanen flekigt sind, soll ein Gefässe seyn,
Darinn der geile Hengst den Schaum der Unzucht sprüze?

Und darüber folgendergestalt geurtheilet: „ Wer
„ findet diese Verse nicht schön? Aber was kan
„ wohl ungereimter als eben dieselben seyn, wenn
„ man betrachtet, daß er solche Worte, welche
„ allein von einer wohlberittenen und abgenutzten
„ Thais mit Fuge gesprochen werden können, der
„ Ambre, des Mufti Tochter, einem unerfahr-
„ nen Kinde von zwölf Jahren in den Mund ge-
„ leget? Viel ehe könnte man die angenehmen
„ Sitten eines zu Hofe aufgebrachten Jünglings
„ in einem wilden Tartar; und einen schlauen
„ und durchtriebenen Machiavelli in einem Dre-
„ scher in der Scheune vorstellen. „ Auf diese Beschuldigung antwortet Menantes: „ Die gan-
„ ze Censur bestehet darinnen, daß die Worte
„ zwar schön, aber viel zu frey und ungereimt wä-
„ ren, indem Lohenstein sie der Ambre, als ei-
„ nem jungen Frauenzimmer in den Mund geleget

„ hätte. Nun frage ich, ob das vernünftig cen„ sieren heißt; einen Mann nach seinem Tode „ wegen eines freyen Verses durch die Hechel zu „ ziehen? Dem Leser geschiehet vielleicht durch „ diesen einzigen Vers ein unvergleichlicher Nu„ zen in der Poesie? Oder der Hr. von Lohen„ stein wird deßwegen seine Gedanken im Grabe „ verbessern lernen? Oder des seligen Mannes „ höchstschätzbare Meriten und andre Vortrefflich„ keiten in der Poesie verdienen nicht, daß man „ ihm das geringste nachsiehet?

Ich finde nicht, daß Wernike diese abentheurliche Frazen einer Antwort gewürdiget habe, auf die satyrische Briefe Menantes hat er wohl in etlichen Ueberschriften gestichelt. Was er von dergleichen Schnapphanen für Gedanken gehabt habe, giebt er in dem Epigrammatischen Gespräche zwischen Mävius und Bavius d. i. Menantes und Postels Bl. 311. zu verstehen. Bavius sagt daselbst zu Mävius:

Wer lachenswerth mich schätzt, der denckt nicht einst an dich.

Ich weiß nicht, ob die Deutschen sich durch dergleichen Widerlegungen und Vorstellungen haben abschreken lassen, Wernikens Censuren Gehör zu geben, das ist gewisser, daß die Vorurtheile zu Gunst der Hoffmannswaldauischen Schreibart, ungeachtet der eben so gründlichen als scharfsinnigen Critiken des Hr. Wernike, hernach wie zuvor in ihrer vollen Kraft geherrschet. Ich darf dem Argwohn nicht Platz geben, daß die Sinngedichte dieses muntern Kopfs den Deutschen zu

voll

voll Geistes gewesen, dadurch ihnen die Lesung derselben zu mühsam und unangenehm gefallen sey. Dieses würde einem französischen Vater Buhurs besser anstehen zu behaupten. Wernike sagt zwar in der Vorrede zu denselben, daß sie an einem grossen Königlichen Hofe von hohen Personen mit Vergnügen gelesen worden, und der berühmte Clericus hatte eine Ueberschrift desselben auf den König Wilhelm von Groß-Britannien, die er in der Uebersetzung gesehen, nicht allein in seinem historischen und politischen Mercur vom Monat October 1699. angezogen, sondern auch hier von Gelegenheit genommen, den Pater Buhurs durch die Hechel zu ziehen. Si le Pere Bouhours, sagt er, voyoit cette Epigramme, il ne mettroit point en question, je m'asseure, si un Allemand peut être bel Esprit, il avoueroit que l'esprit est de tout pàis. Indessen weiß mich nicht zu erinnern, daß ihrer von einigem geschickten Scribenten nur schlechthin öffentlich wäre gedacht worden, Hrn. König ausgenommen, der in seiner Untersuchung vom Geschmacke, mehr als zwanzig Jahre nach ihrer Herausgebung, ihn als einen Mann von ausbündigem Geschmacke gelobet, und für den ersten angepriesen, der das Hertz gehabt sich der Lohensteinischen Schreibart in öffentlichem Drucke zu wiedersetzen. Die Exemplare von seinem Werke haben sich auch so gäntzlich verlohren, daß ich ungeachtet aller Mühe, die ich mit Nachfragen gehabt, nur neulich dasjenige, dessen ich mich izo bediene, durch einen Zufall entdecket habe. Nichtsdestoweniger war

war des Verfassers Person in seinem Leben bekannt genug, und konnte er sich, wie Horatius, rühmen, daß er mit grossen Standspersonen Umgang gehabt habe. Von seiner Herkunft zwar ist mir nichts mehrers bewußt, als daß er von väterlicher Seite ein Sachse, von der mütterlichen ein Engelländer, und von Geburt ein Preusse war. Man hatte seine Jugend dem berühmten Morhofen zur Aufsicht und Unterweisung anvertrauet. Hernach bracht er drey Jahre an einem vornehmen Hofe zu, wo eine hohe Frauensperson seinen muntern Kopf fleissig übete, indem sie ihm bald diese, bald jene geistliche oder weltliche Begebenheit vorlegete, daß er sein Urtheil davon in einigen kurtzen Zeilen abfassete. Nach diesem trat er eine Reise nach Franckreich und den damit benachbarten Ländern und Königreichen an, bis er nach Verfliessung etlicher Jahre Anlaß hatte, sich an dem Englischen Hofe aufzuhalten, wo ihm aber das Glück, das er schon bey der Hand erwischet zu haben vermeint, fehlgeschlagen. Seine Hoffnung desfalls war auf viele geleistete Dienste gegründet, und der Compaß ward ihm ohne seine Schuld durch einen unversehenen Zufall verrücket. Dennoch hat Hunold hernach eben hiervon Anlaß genommen, die anzüglichsten Glossen über Wernikens Betragen in Engelland zu machen, so daß er ihn treuloser Handlungen und sich selbst damit zugezogener Straffe verdächtig gemachet. Das in Londen mißlungne Glück machte, daß Wernike wieder an den Ort zuruckkehrete, woselbst er seine ersten Jahre mit vieler Zufriedenheit zugebracht

bracht hatte. Damahls suchte er seine bey Hrn. Rath Pf. . . . in Verwahrung gelassenen Schriften wieder hervor, und schickte erstlich nur einige wenigere Ueberschriften zum Versuche in die Welt hinaus; hernachmahls aber übersah er alle insgesammt, sonderte viele aus, verbesserte viele, und sezete noch viele neue hinzu. Nachdem er einige Zeit ohne Dienst in stiller Ruhe zugebracht, ward er von ihrer Königl. Dänischen Majestät zu ihrem Staatsrath ernannt, und darauf nach Paris gesandt, wo er auch in der Qualitet eins Dähnischen Residenten ungefehr vor 20. Jahren gestorben.

Nach diesem Anfall, den Wernike mit mehr Recht und Geschicklichkeit als Glück auf den falschen Geschmack gethan, führten Hoffmannswaldau und Lohenstein ihre poetische Herrschaft unangefochten fort. Männling und Schröter posaunten den letztern mit aufgeblasenen Backen aus. Selbst Thomase und Gundling erhuben seine Schriften ungemein. An dem Berlinischen Hofe schrieben zwar Canitz und Besser, am Braunschweig-Lüneburgischen Bressand, in einer natürlichern Schreibart geschicktere Sachen, wie hernach König an dem Sächsischen, und Heraus an dem Wienerischen. Ich gedencke Weisen und Hübners mit Vorsatz nicht, welche das Natürliche von der Schreibart in der Leichtigkeit eines magern von Kraft der Gedancken und Eindruck der Vorstellungen lähren Gedichtes gesucht, und die Lohensteinische Art zu schreiben vielmehr aus einer einfältigen Empfindung, als aus einer wohlbefestigten Einsicht verworffen haben. Mithin

haben

haben sich auch Caniz und Heräus selbst von dem grossen Strohme fortreissen lassen, und Hoffmannswaldau und Lohensteinen Weyhrauch gestreuet. Der erstere hat in der Satyre, wo er die unnatürliche Schreibart mit so geistreichen und artigen Schertzen zum Gelächter machet, etliche Verse einfliessen lassen, die Hoffmannswaldau und Lohensteinen nebst Opitzen alleine vor Poeten gelten lassen:

Wo sieht man Hoffmanns Brunn, und Lohnsteins Ströhme
(fliessen?

In dieser Metapher hat er zugleich die Kennzeichen ihrer Schreibart ausdrücken wollen. Er hatte in der vorhergehenden Zeile gesagt:

Durch Opitzs stillen Bach gehn wir mit trocknen Füssen.

Und auf diese beyden Zeilen folget:

Und nehm ich Bessern aus, wem ist wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippocrene kennt?

Der andere, Heräus, hat sein Urtheil von diesen und andern berühmten Poeten Deutschlands mit diesen Worten eröffnet: „Wem dürffen „nachgehen in gravitetischer Sprache der Tra„gödien ein Lohenstein, ein Gryphius? In ver„liebten Schertzen, und durchgehends (wo dies„er angenehme Poet mehr auf seinen Lands„mann den Opitz, als auf die welschen Allego„rien und Metaphoren gedacht,) ein Hoffmanns„waldau? In Satyren und Oden ein Canitz, „der Herr Kanzeleyrath Amthor, der Herr

„Rath

„ Rath Menken? In Staatsgedichten und histo-
„ rischen Erzehlungen ein Besser, und andere sich
„ gleichsam in die Wette hervorthuende, als der
„ Herr Pietsch, Herr Neukirch, Hr. König,
„ Hr. Richey, Hr. Stief? Des Hrn. Brokes
„ genaue und künstliche Uebersetzung einer bisher
„ welschen Schreibart kan gleichfalls ein Beweis-
„ thum seyn, wie fähig die deutsche Sprache
„ sey, allerley Arten nachzureden. „ Es ist schwer sich vorzustellen, wie der Verstand eines Kunstrichters solche Schreibarten, und Dichtarten, die manchmahl so verschieden sind, als wiederwärtige Dinge, z. Ex. Canizens, Bessers, Königs, einestheils, und Hoffmannswaldaus, Lohensteins, Amthors, anderntheils, in einem Satze habe anpreisen, und hier und da Geschmack finden können.

Wir können dergleichen wiedersinnige Urtheile nicht anderst aufnehmen, als daß sie von einer überspannten Höflichkeit, in Hoffnung auf eine gleiche Lobeserwiederung, oder aus Furcht vor Unglimpf, Haß, und Lästerungen, die man sich mit Aufrichtigkeit und großmüthiger Freyheit zuziehen mögte, entsprungen seyn.

Der blinde Geschmack, dem die rechtschaffene Critik keinen Wiederstand that, fieng izo an, sich nicht nur über Opitzen, sondern auch über Opitzens Muster, die alten Griechen und Römer mit hochgetragenen Haupte zu erheben. Dieses hat Amthor ungestraft mit folgenden Worten gethan. „ Wie hoch ich sonst auch selbst die noch
„ vorhandene Ueberbleibsel der alten Poeten schä-

„ je,

„ ze, so lasse ich doch dahin gestellet seyn, ob nicht
„ die Ehrerbiethung gegen das Alterthum hierin
„ manchmahl zu weit gehe, wenn man desselben
„ Poesien zum Theil vor so unvergleichlich hält,
„ daß sie alle heutige weit übertreffen sollen. Wahr
„ ist es, daß die lateinischen Redensarten gutens
„ theils kürtzer als die Deutschen sind, und man-
„ ches mahl vor andern Sprachen viel mit weni-
„ gem sagen können; doch ist dieses eben nicht so
„ allgemein, daß nicht auch im Deutschen sehr
„ viel sich ja so kurtz, und nachdrücklich sollte ge-
„ ben lassen. - - Die vormahlige heidnische
„ Mythologie gab den Poeten gleichfalls einen
„ grossen Vorrath von Nahmen und Göttern,
„ die nicht nur sich überall, wie die Scharwen-
„ zel gebrauchen liessen, sondern auch Gelegen-
„ heit zu hunderterley Erfindungen gaben, de-
„ ren man heutiges Tags müssig gehen muß. Und
„ ist in diesem Ansehen freylich wahr, daß ein
„ solches Heldengedichte, wie Virgilius von sei-
„ nem Eneas aufgesetzet, nicht wohl mehr ge-
„ schrieben werden könne. Ob es aber deßwegen
„ nicht in seiner heutigen, obschon von jener unter-
„ schiedenen Art, eben so gut zu machen stühnde,
„ ist eine andre Frage, die meines Bedünckens
„ nicht so schlechterdings muß verneinet werden.
„ Dann daß man meinet, es könne kein Helden-
„ gedichte vollkommen seyn, wo es nicht mit über-
„ natürlichen Wunderfällen den Leser hier und da
„ erstaunen machet, ist ein handgreiflich falsches
„ Vorurtheil, nach welchem die Leute vor die-
„ sem dasjenige am liebsten hatten, was in ih-

„ nen

„ nen die meiste Verwunderung erweckte, wann
„ auch die Fabeleyen noch so plump, und darinn,
„ so zu reden, Stein und Bäume aus der Erden
„ gelogen waren. Selbst nach eingeführtem
„ Christenthum, da man sich solcher grober heid-
„ nischer Possen hätte entschlagen, und mit de-
„ nen sogenannten Fictionen wenigstens behutsa-
„ mer umgehen sollen, klebte den Poeten dieser
„ alte Irrthum noch immer an, und wird man
„ schwerlich einen Italienischen, Spanischen,
„ Französischen, oder deutschen Roman, in ge-
„ bundener, oder ungebundener Rede, von sel-
„ bigen, ja wohl von noch viel jüngern Zeiten
„ finden, der nicht durch und durch mit Beschwee-
„ rungen, Verwünschungen, Riesen, und an-
„ derm solchem Zeuge angefüllet ist, das alle Ver-
„ nunft und Wahrscheinlichkeit übersteigt. Nach-
„ dem aber nunmehr die vorige Leichtgläubigkeit
„ der Leute sich um ein grosses vermindert hat,
„ und die alten Hexen und Hexenmeister bey
„ uns nicht mehr so starck in der Mode sind, so
„ muß auch dieser Handgriff der Dichtkunst bey
„ vernünftigen Gemüthern nothwendig seinen
„ Preis verliehren, und folglich getrachtet wer-
„ den, daß man dagegen die Stelle mit andern
„ anmuthigen Dingen ersetze: Wie meines Er-
„ achtens, wenn man ja ein grosses Heldenge-
„ dichte schreiben wollte, durch Erwehlung, und
„ fernere künstliche Ausschmückung einer zwar
„ sonderbaren, jedoch wahrscheinlichen Begeben-
„ heit, und sonst in andern Versen überhaupt
„ durch schöne Beywörter, Gleichnisse, Meta-

„ phoren,

„ phoren, und dergleichen, gar füglich geschehen
„ kan. Dann wann man die Blendungen bey-
„ seite setzen will, so gehet das heidnische Fabel-
„ werck, nebst allen gar zu weit hergeholten Fic-
„ tionen, doch hauptsächlich nur auf Belusti-
„ gung, wo nicht gar auf eine annehmliche Ver-
„ derbung der Einbildungskraft, die so zu reden
„ von Natur Lust zum gaukeln hat, und weil sie
„ der gemeinen Ideen leichtlich müde wird, ger-
„ ne mit beständiger Abwechselung solcher gantz
„ ausserordentlicher Gemüthsbilder spielen mag.
„ Was hingegen durch scharfsinnige Gedancken
„ und wohl angebrachte Realien zur Zierde der
„ Poesie beygetragen wird, gereichet mehr zur
„ Belustigung oder Ausarbeitung des Verstands:
„ Und da wenigstens nach diesem letztern Stück
„ die heutige Dichtkunst ja so reich, wo nicht
„ noch vollkommener ist, als die alte jemahls ge-
„ wesen, so folget hieraus von selbsten, daß sie
„ wohl so edel und männlich als jene sey, obgleich
„ in der Erfindung und gewissen heidnischen Re-
„ densarten ein und andrer vermeinter Vortheil
„ verlohren gegangen. Bevorab da der eigent-
„ lich sogenannte Verstand niemahls leicht zu viel
„ geschärfet, die Phantasie aber gar bald durch
„ unzeitige Uebung kann verwirret werden,
„ und eben daher vielleicht das ehmalige Vorur-
„ theil bey viel Leuten mag entstanden seyn, daß
„ grosse Poeten selten mit gantz unverrückten Spar-
„ ren gefunden würden. „

Wir erkennen hieraus genug, daß Amthor von der Kraft des Wunderbaren, die Einbildungs-

kraft

kraft zu rühren, und dem geschickten Gebrauche desselben nur eine kahle und flüchtige Theorie gehabt hat. Er sieht in den Wercken der alten Poeten nichts als Mythologische Dinge, die izo nicht mehr geglaubt werden; der hypothetische Grund ihrer Erdichtungen, der Zusammenhang ihrer Erfindungen, die Verknüpfung ihrer Absichten, die Affecte, so sie dadurch so geschickt zu erhöhen, und zu verringern gewußt, der Eindruck, und die Empfindungen, so sie an jedem Orte ihrer Absicht und der Sache gemäß in dem gehörigen Grade mit einer beständigen Anmuth erwecken, die Sitten der Menschen, der Nationen, die Arten der Länder, der gantzen Natur Lauf und Wesen, das Schöne, das Grosse, das Wilde in derselben, wovon sie so vortreffliche Gemählde machen, der moralische Unterricht, der mit allen diesen Sachen vergesellschaftet ist, die geschickte und mahlerische Ausdrückung, und dergleichen Dinge sind vor den Augen und dem Verstande dieses übersichtigen Kunstrichters gäntzlich verborgen geblieben. Nach diesem kömmt uns nicht fremd vor, daß er die Verdienste der dahmahlslebenden deutschen Poeten eben so wenig zu schätzen gewußt hat. Er meinete, die viere, nemlich Besser, Canitz, Neukirch, und Wenzel, könnten mit allen übrigen um den Vorzug streiten, und er gab unter diesen vieren dem letztern den Vorzug. „ Insonderheit hat Wenzel, sagt er,
„ mir zum Muster gedienet, dem ich in meiner
„ Maasse, so gut ich gekonnt, zu folgen getrach-
„ tet, weil die liebliche Flüssigkeit des Hoffmanns-

„ waldaus, und das heroische Wesen von Lo-
„ henstein schwerlich bey irgend einem andern uns-
„ rer iztlebenden deutschen Poeten in einem höhern
„ Grade als hier verknüpft dürfte gefunden wer-
„ den. „ Nun hat dieses Urtheil, das Wenzeln so hoch erhebet, zwar keinen Beyfall gefunden, aber die Verkleinerung der alten Poeten hat dennoch dieselben bey vielen jungen Leuten noch in grössere Verachtung gebracht, man hat sie im Staube ligen lassen, und die Hochachtung, die ihnen gebührte, ihren unverständigen Verächtern zugewandt. Amthor selbst ist in ein grosses Ansehen gekommen, und zwar bey solchen Männern, die sich zu unsern Zeiten für die Verfechter des durch die Critik gereinigten Geschmackes ausgegeben haben.

Indem nun die geschickten Männer, welche die Hochachtung gegen die Alten nicht abgeleget hatten, und deren Gedichte zeigeten, daß sie mit ihnen vertraulich genug bekannt waren, als Menken zu Leipzig, König zu Dresden, Pietsch zu Königsberg, Günther und andre an andern Orten sich keine besondere Mühe gaben, dem herrschenden Uebel der schreibsüchtigen Zeiten mit Nachdruck zu wiederstehen; erwekete ein günstiger Stern an einem Orte, wo es niemand vermuthet hatte, dem falschen Geschmacke etliche mächtige Wiedersacher, welche ihn in seinen innersten Brustwehren anfallen durfften. Sie machten zwar den Anfang dazu ohne einen absonderlichen Vorsatz und gleichsam nur beyläuftig und im Vorbeygehen: Aber die Umstände führen sie nach und nach auf

solche Untersuchungen, welche nicht nur der schlimmen Schreibart den Untergang droheten, sondern zugleich bequem waren, die rechtschaffene Poesie in ihrem natürlichen Licht und Leben herzustellen. Sie nahmen hierzu die ächte und reine Critik, die in Deutschland noch gantz unbekannt war, zu Hülffe.

Nemlich in den Jahren 1721. 1722. liessen einige Schweizer von Zürich in einer moralischen Wochenschrift, die sie unter verdeckten Nahmen nach der Art des Englischen Zuschauers verfertigten, verschiedene kleine Abhandlungen von critischen Materien mit unterlaufen; worinnen sie sich zur Behauptung ihrer Urtheile in die Untersuchung einiger Grundsätze der Schreibart und der Wohlredenheit einliessen. Solche giengen über die Kunst zu lesen, über die Beywörter, die gleichgültigen Wörter, die verschiedenen Arten der Wortspiele, die Phantasiespiele, die Anbauung der Einbildungskraft in Ansehen der Poeten, über das Phöbus, die Fabeln, und dergleichen. Diese Untersuchungen wurden durch Exempel, sowohl aus verstorbenen als damahlslebenden Poeten, mit einer Freyheit erläutert, welche sich vor keiner Gefahr oder Nachrede fürchtete. Opitz ward bey allen Anlässen hervorgezogen; eine Ehre, deren er nur allzulange beraubet gewesen war! Den Sachsen, und andern, die izo gewohnt waren, nur Lohensteins, Hunolds, Amthors, und Neumeisters Lob zu hören, kam dieses so fremde vor, daß sie diese critischen Blätter, die in der Provinzial-Mundart von Zürich, und für die

Züricher geschrieben waren, nicht ohne Vergnügen lasen, ungeachtet ihr zartes Gehör dadurch sehr starck beleidiget ward. Man hat in den gelehrten Zeitungen von Leipzig N. XVII. mit diesen Worten davon geurtheilet: „Die Schreibart „scheint je länger je sinnreicher zu werden; sie „fahren noch fort, sowohl die Fehler im gemeinen Leben, als auch die Schwachheiten der „Bücherschreiber, als des Lohensteinischen Arminius, des deutschen Hercules, sonderlich der „Poeten, Hunolds, Neukirchs, Lohensteins, ꝛc. herunter zu machen, aber zugleich von allerhand Materien verschiedene sinnreiche und vernünftige Urtheile zu geben. Die Verfasser ziehen Opitz, „Canitz, und Besser, allen deutschen Poeten „vor.„ Vor allen andern hat ihnen Herr Gottsched in einer gleichmässigen moralischen Schrift, die Tadlerinnen betitelt, seinen Beyfall durch Ausschreibung vieler Stellen aus ihnen und ruhmesvolle Beynahmen öffentlich bezeuget. Im XIV. St. des zweyten Th. sagt er von ihnen: „Vor wenig Jahren haben sich in der Schweitz „etliche muntere Köpfe gefunden, die einen guten Anfang zu dergleichen öffentlichen Beurtheilungen gemachet haben. Sie haben die gebundene Beredtsamkeit vorgenommeu, und in manchem grossen Poeten und Redner Schnizer gewiesen, die vorhin niemand bemercket hatte. „Sie haben dieses auf eine so sinnreiche Art gethan, daß sich kein Vernünftiger des Lachens „enthalten kan, wenn er es liefet. Und es ist „nicht zu sagen, was sie bereits an verschiedenen

„Orten

„ Orten vor gutes gestiftet. Ein einziges hat
„ diesen geschickten Männern noch gefehlet, nem-
„ lich das Vermögen sich in einer reinen hochdeut-
„ schen Schreibart auszudrüken. Ihr Vater-
„ land hat sie gehindert, daß sie in Worten und
„ Redensarten die Richtigkeit nicht beobachten
„ können, die sie in ihren Gedancken und Ver-
„ nunftsschlüssen erwiesen. Dieses sollte aber
„ bey einem öffentlichen Beurtheiler der Scriben-
„ ten von Rechtswegen seyn. - - Es wäre
„ also nichts mehr zu wünschen, als daß sie ihre
„ Schrift noch einmahl übersehen, und mit Bey-
„ hülffe eines rechten Kenners der Zierlichkeit uns-
„ rer Mutterspracbe alle diejenigen Stellen, die
„ mehr nach der Schweitz, als nach Deutsch-
„ land schmecken, ausbessern mögten. Daß es
„ ihnen leicht sey, ihre eigene Fehler zu erkennen,
„ haben sie schon selbst gewiesen. „ Im Eingan-
ge desselben vierzehnten Stückes hatte Herr Gott-
sched ausdrücklich bekannt, daß die Deutschen
noch wenige Criticos oder Beurtheiler von dergle-
chen Sachen gehabt haben, und es diesem Man-
gel zugeschrieben, daß dieselbigen es in den
freyen Künsten, die mit zur Gelehrsamkeit gerech-
net werden, noch nicht soweit gebracht haben,
als die alten Griechen und Römer, und als die
heutigen Franzosen. „ So lange unter den Ge-
„ lehrten niemand ist, sind seine Worte, der
„ das albere Wesen der meisten Bücherschreiber
„ öffentlich entdecket, ihre Fehler durchziehet,
„ und den übeln Geschmack des studierten Pöbels
„ verlacht; so lange sind alle Tintenkleker grosse

„ Scribenten. - - Sobald sich aber strenge „ Beurtheiler unter den Gelehrten hervorthun, „ die das Gute gut, das Gründliche gründlich, „ das Schlechte schlecht, das Matte matt, nen„ nen; sobald kommt viele Bücherschreiber Furcht „ und Zittern an.„ In besagter Schrift der Tadlerinnen wird das Lob, das die Züricher Opitzen beygeleget, zuerst mit einem gewissen Fleisse wiederholet. In dem XXXVIII. St. wird geklaget, daß dieser grosse Dichter weniger gelesen werde, als er wohl verdienete. „ Auch „ so gar diejenigen, die Poeten heissen wollen, „ heißt es daselbst, haben oftmahls seine Schrif„ ten nie gesehen: Da sie doch eine rechte Quelle „ des guten Geschmackes in sich fassen. Und nim„ mermehr würde Deutschland so viel Italieni„ sche, und Spanische, ich meine schwulstige, „ ausschweifende, und zuweilen gar rasende Ge„ dichte gesehen haben: Wenn man Opitzen fleis„ siger, als einige andre inn- und ausländische „ Poeten gelesen hätte. „

In Hr. Junkers Untersuchung der Hankischen Gedichte kan man ohne Mühe wahrnehmen, wie viel er auf den Urtheilen der Zürichischen Kunstrichter gehalten hat, indem er zu glauben scheint, daß seine Sätze durch ihre angeführten Zeugnisse ein mehrers Ansehn erhielten. Man sieht auch, daß er ihre Abhandlungen fleissig gelesen, und geschickt angewendet. Er nahm ihre Partie öffentlich gegen Hr. Hanken; dieser war nicht damit zufrieden, daß sie Opizen, Canizen und Bessern dem Hrn. Neukirchen vorgezogen hatten.

„ Ist

„ Ist es schon so weit gekommen, lauten seine „ Worte, daß man dem gelehrten Hr. von Lohen„ stein und dem berühmten Hr. Neukirch, unge„ achtet der erste bey Kennern wahrer Gelehr„ samkeit einen allgemeinen Beyfall und unsterb„ lichen Ruhm erworben, der andere aber unter „ allen jemahls gewesenen, und noch lebenden Poe„ ten keinen seines gleichen gefunden, in öffentli„ chen Schriften viele Fehler beyzumessen, und „ ihnen andre Leute, welche vielleicht noch nicht „ unter die Deos medioxumos gehören, vor„ zuziehen weiß, so stelle ich mir das Progno„ sticon, daß man mit mir nicht säuberlicher „ verfahren, sondern meine wenige Gedancken „ mit eben so zornigen Augen ansehen werde. „ Worauf Hr. Junker dieses geantwortet: „ Es „ sollte uns ein Vergnügen seyn, wenn der Herr „ Hanke diese Tadler mit kräftigen Gründen wie„ derlegete. So aber bleibt der Beyfall Leuten von gutem Geschmack noch unbenommen. „ Hr. Junker hat in der Untersuchung der Hankischen Gedichte den Zürichern auch in ihrer Freyheit im Beurtheilen gefolget, welches ihm ziemlich übel bekommen, indem Herr Hanke ihm deßwegen schlimme Händel gemachet hat. Indessen haben wir an dieser Schrift einen Beweisthum, wie bald der gute Geschmack die Oberhand erhalten würde, wenn die Critik nicht durch Macht und Ansehn an ihrem freyen Gerichte gehindert würde.

Hr. Johann Georg Hamann hat um dieselbe Zeit ein Lexicon von poetischen Redensarten, Beywörtern, und Beschreibuugen herausgegeben,

mit einer Anweisung zur Dichtkunst, in welcher er sich öfters auf die Lehrsätze der critischen Schweizer beziehet; mithin aber in einigen Stücken von ihnen abweichet, wo sie die besten Gründe gegeben: Zum Exempel, da sie diejenigen getadelt haben, welche die Beywörter allein aus dem Gedächtnisse und nicht von der Beschaffenheit der Sache, und der besondern Absicht einer Beschreibung hernehmen. Herr Hamann hat dieses Urtheil für sein Lexicon, das eben nur für die Erleichterung der Gedächtnißarbeit gewiedmet war, so schädlich gehalten, daß er sich verpflichtet gesehen, demselben zu wiedersprechen. Er sagt: „Wie „ich aber die Hochachtung hiermit öffentlich be„kenne, die ich gegen diesen grossen Kenner des „guten Geschmackes habe, so wird mir doch „mit dessen Vergünstigung erlaubet seyn, mein „Unternehmen nach meinem Vermögen zu recht„fertigen.„ Hierauf sagt er ferner, seine Absicht gehe nur auf die Jugend, die noch die Sprache nicht verstehe, nicht Bilder genug besitze, solche nicht auszubilden wisse. Man müsse ihr eine Menge Beywörter, als Prædicata von einer Sache, vor Augen legen, und sie sich dann mit einiger Wahl derselben üben lassen. Allein warum bringet er ihr nicht lieber die Sachen selber vor Augen, und weiset ihr nicht darinnen das verschiedene Licht, die Seiten und Umstände derselben; und zeiget ihr die Nahmen eines jeden Stükkes derselben an? Nach diesem würde sie gewiß stärcker davon gerührt werden, die Bilder, so sie davon fassete, würden lebhafter seyn, und sie

würde

würde in ihrer Wahl ihre Zuflucht nicht zu den Wörterbüchern nehmen dürffen. Eben so wenig ist Hr. Hamann mit den Zürchischen Kunstrichtern wegen ihrer Verwerffung der Reimen zufrieden. Er erklärt sich hierüber mit diesen Worten:

„ Diejenige scharfsinnige Gesellschaft in der
„ Schweitz, welche verschiedene Theile allerhand
„ geistreicher Discurse drücken lassen, hat einen
„ bel Esprit unter sich, der sich die Mühe gege-
„ ben, den Geschmack unsers Vaterlands in der
„ Dichtkunst zu verbessern, und dabey die gemei-
„ nen Fehler unsrer Poeten auszuhönen. Er hat
„ an den bisher so hochgeschätzten Schriften des
„ Hoffmannswaldau, Neukirchs, und Lohen-
„ steins, ꝛc. sehr vieles auszusetzen gefunden,
„ und wie er hin und wieder die Gedancken uns-
„ rer Dichter mit seinen Satyren lächerlich ge-
„ machet, so hat er auch endlich den äusserlichen
„ Zierrath ihrer Verse, nemlich die Reimen,
„ ziemlich hart angegriffen. „ Er erzehlet hierauf des Schweitzers Gründe, meinet aber, daß sie von Hrn. Weichmann sehr wohl beantwortet worden; und weil er über dieses nicht wahrgenommen, daß jemand den Vorschlägen des Kunstlehrers gefolget, hält er dafür, daß das Capitel von den Reimen von ihm nicht habe dürffen übergangen werden. Aus welchem Schlusse scheinet, daß er mehr bekümmert gewesen, sein Capitel von den Reimen, als die Reimen selber zu retten.

Hr. Weichmann hatte sich am meisten daran geärgert, daß der Zürchische Zuschauer die Reimen unrecht und eine Narrheit genannt hätte.

Er hingegen hielt sie vor ein blosses Mittelding, und meinte, es wäre ein wenig zu hitzig, so viele grosse Poeten einer Narrheit in Mitteldingen zu beschuldigen, daran sie von undencklichen Jahren ein allgemeines Belieben gehabt. Wenn man erstlich einräumete, daß die Reimen nur ein kleines und kindisches Ergetzen verursacheten, welches durch den Zwang, worinn sie den Poeten setzen, allzu theuer gekauft würde, und andern Quellen eines höhern Ergetzens, so von dem Verstande und der Phantasie entspringet, im Wege stühnde, würde man sie nothwendig unter die Thorheiten zehlen müssen, sie wären dann auch kein Mittelding mehr. Hierauf kömmt es hauptsächlich an. Herr Weichmann hat bey diesem Anlasse gesagt: „ Wer an bündigen Einfällen „ einen Ueberfluß hat, und dazu sich auf seine „ Sprache recht verstehet, der ist niemahls mehr „ durch den Reim, als durch die Scansion, ja „ durch das eine so wenig, als durch das andre, „ gezwungen, das geringste unvernünftige nie„ derzuschreiben. Wird sein Gedancke auf eine Art „ durch den Reim zurückgehalten, so fällt es ihm „ nicht schwer, denselben in verschiedene andre „ Formen zu giessen, wovon zum wenigsten eine „ sich endlich schicket. „ Dieser Satz ist noch weit verderblicher, als die Lehre von den Reimen, die man damit vertheidigen will; denn er setzet voraus, daß an einem Orte, bey einer, obgleich gantz besondern, Absicht, viele gleichgültige Einfälle seyn, ferner daß ein Gedancke in verschiedene Formen der Rede gegossen werden könne, und doch unverändert der vorige bleibe.

Man

Man schrieb den Zürichischen Sitten- und Kunstlehrern, der Hr. von Besser würde sich die Mühe geben, durch wichtigere Einwendungen die Reimen wider sie zu vertheidigen. Allein er ließ es bleiben, wiewohl er deßwegen so sehr aufgebracht war, daß dieses eine Ursache mit gewesen, warum er sogleich dem Hamburgischen Patrioten seinen Beyfall gegönnet; zumahl da er anfangs von der damahls fast überall angenommenen irrigen Meinung nicht abzubringen war, als ob ein gewisser Baron Knigge der Verfasser des Patrioten wäre; wie er sich dann hernach, da er die Gewißheit davon erfahren, nicht wenig geschämt. Was zwar die Stelle des Hrn. von Besser zu des Patrioten Lob anlangt, welche man in einem Papiere desselben eingetragen findet, so hatte derselbe solche nur an den Verleger geschrieben, von welchem der Herr Weichmann sie bekommen, und seinen Papieren eindrücken lassen, welches den Hrn. von Besser nicht wenig verdrossen.

Sonst hat Hr. Weichmann auch die Urtheile der Zürichischen Kunstrichter von den deutschen Poeten nicht nach seinem Geschmacke gefunden: Er hat sich zwar nicht bemühet, Gründe gegen Gründe zu setzen, sondern sich mit Nebensachen beholfen, welche ich hier ausschreiben muß, damit wir daraus die Manier seiner critischen Schreibart bemercken. „Der Feind von gereimten Ver„sen, sagt er, hat zugleich an verschiedenen Or„ten fast über jedweden unserer deutschen Poeten „insbesondere geurtheilet. Nun stehet es ihm „zwar so wenig zu verdencken, daß er vielmehr

„den

„ den verbindlichsten Danck verdienet, wenn er
„ zugleich an seinem Orte die gar zu harten und
„ schwülstigen Metaphoren, die läppischen Wort-
„ spiele, und andere mehrentheils freywillige
„ Schwachheiten des Verstandes, den Leuten
„ verhaßt zu machen suchet; doch scheinet es fast,
„ als ob er hierbey dem Verdacht einiger Par-
„ theiligkeit nicht gäntzlich ausweichen werde.
„ Opitz, von Caniz, und von Besser sind die-
„ jenigen, welche er nicht allein allen übrigen
„ Poeten weit vorzieht, sondern auch von ihnen
„ bey jeder Gelegenheit eitel nur erlesene Stellen
„ anführet, von den andern aber insgesammt
„ nichts anders zusammenträgt, als was er ih-
„ nen nachtheilig zu seyn geglaubet; ja wohl gar
„ ihre beygebrachten Oerter gantz unrichtig, ver-
„ stümmelt, nnd verfälscht darstellet. So wird
„ unter andern folgendes von dem seligen Cantz-
„ leyrath Amthor eingeführt, da alle besonders
„ gedruckten Worte im Original gantz anders ste-
„ hen:

„ Monarch daß in verwehnten Zügen
„ Mein eitler Kiel von neuem sich vergißt,
„ Und deiner Saamen Preis nach seinem Schatten mißt,
„ Den lüstern Trieb der Sehnsucht zu vergnügen;
„ Ist deiner selbstbeliebten Huld
„ Und eigner Gnade mehr, als meiner Frechheit Schuld.
„ Hieß dein Befehl mich selbst doch näher rücken,
„ Und an der Strahlen Gold erquicken;
„ Was Wunder, daß sich dann der kalte Nesselstaub,
„ An dem bisher der ferne Fuß geklebet,
„ Hiervon erhitzt ein frisches Lorbeerlaub
„ Durch einen kühnen Schluß verwandelt und erhebet;
„ Daß meiner Musen böse Kraft ꝛc.

„ Es

„ Es können dieses nicht wohl eitel Druckfeh-
„ ler seyn, voraus weil das Wort **Schluß** gleich
„ darauf in der Beurtheilung ausdrücklich wieder-
„ hohlet worden. Daß aber solche Verfälschung
„ mit Vorsatz geschehen, kann ich ebenfalls nicht
„ wohl glauben, weil es der Haupt-Absicht ei-
„ ner so rühmlich-geschäftigen Versammlung nur
„ gäntzlich zuwieder seyn würde, wann man je-
„ mand heimtükischer Weise, und dazu nach sei-
„ nem Tode, recht mit Fleiß lächerlich zu ma-
„ chen suchte. Meine Schuldigkeit erfodert in-
„ deß zur Ehre des seligen Mannes solches anzu-
„ zeigen, und den Leser zum unverfälschten Ab-
„ druck davon (p. 41. im ersten Theile dieser
„ Sammlung) zu verweisen. Wir finden zwar
„ noch mehr Exempel einer gleichmässigen Unrich-
„ tigkeit; ich bin aber izund des Vorhabens nicht,
„ mich weitläuftig dabey aufzuhalten.

„ Er scheinet sonst auf Herrn Neukirch am
„ meisten unwillig zu seyn, und lässet nicht gern
„ einige Gelegenheit vorbey, ihn hönisch anzuza-
„ pfen: Oder aus seinen Wercken etwas anzu-
„ ziehen, das er eines billigen Tadels werth schä-
„ zet. Nun habe ich zwar gegen seine besondere
„ Hochachtung für unsern Opitz, von Canitz,
„ und von Besser nicht das geringste einzuwen-
„ den; vielmehr glaube ich, das Verdienst und
„ der Ruhm dieser Männer sey weit grösser, als
„ daß sie einiger Erhöhung durch die zusammen-
„ gesuchten Fehler anderer Poeten bedürffen; doch
„ wird auch ein jeder mit mir gestehen, daß Hr.
„ Neukirch verschiedene unverbesserliche Meister-

„ stücke

„ stücke verfertiget hat, darunter ich insonderheit
„ sein Schreiben der Aurora an den gottseligen
„ König von Preussen, seine Gedancken auf des-
„ sen Krönung, über die befreyten Nachtigallen,
„ ingleichen über den Tod des grossen Künstlers,
„ Faltz, nebst andern mitrechne. Man würde
„ sich also dem Argwohn der Parteiligkeit weni-
„ ger bloß gestellet haben, wenn man gleichfalls so
„ wohl von ihm und andern, als von rühmlichst-
„ erwehnten Männern etwas gutes zu sagen, oder
„ anzuführen beliebt, und nicht vielmehr bey je-
„ der Gelegenheit sie blosserdings zu tadeln gesucht
„ hätte. „

Eine Widerlegung, die nur suchet, die Gegenpartey anzuschwärtzen, verräth einen Mangel an gründlichen Antworten. Der Zürichische Kunstrichter hatte nicht von dem gantzen Vermögen der Geschicklichkeit dieser Poeten, sondern nur von einigen Stellen derselben geurtheilet und dem Leser überlassen nachzusehen, ob er viel oder wenig dergleichen Zeug bey ihnen finde. Hrn. Weichmanns Schutzschrift hätte darum mehr Glauben verdienet, wenn er aus den getadelten Poeten eben dergleichen geschickte Stellen, und zwar in gleich grosser Anzahl, als von dem Kunstrichter aus den gelobten angeführt worden; oder wenn er aus den gelobten eben so schwülstige Metaphoren und läppische Wortspiele, als von jenem aus den getadelten beygebracht worden, zusammengetragen hätte. Er beruffet sich auch in der That auf etliche geschickte Stücke des Neukirchen, die aber selbst nicht alle von einerley Geschicklichkeit sind.

Das

Das Gedicht desselben über die Nachtigallen ist sehr unbequem, die Unrichtigkeiten der Neukirchischen Muse zu verbergen. Was die Entdeckung der Druckfehler in einer getadelten Stelle Amthors anlangt, so sieht man nicht, was solche zu ihrer Rettung beytragen könne, weil die Critick nicht auf Gedancken gefallen war, die aus der Verfälschung entstanden wären, sondern auf solche, die in der wahren eigenen Lesart ihren Grund haben: Welches uns zugleich Anzeige giebt, daß man die Fehler des Buchsetzers ohne genugsamen Grund dem Kunstrichter zur Last legen würde. Endlich sagen, daß die läppischen Wortspiele, und die schwülstigen Metaphoren freywillige Schwachheiten des Verstandes der getadelten Poeten gewesen wären, ist viel ärgers von ihnen gesagt, als der Züricher gesagt hatte, der sie bloß dem Mangel an Einsicht zugeschrieben. Denn die Fehler, die aus Unwissenheit entspringen, lassen sich mit der redlichen Entschuldigung verglimpfen, daß man es lieber besser gemachet hätte. Darum beklaget Herr König in der Untersuchung von dem guten Geschmacke Bl. 239. mit dem besten Recht, daß der gröste Hauffen bey uns dem Joche des übeln Geschmackes noch immer freywillig unterworffen bleibe, und, durch dessen falsches Ansehen geblendet, diesen Götzen, als den vermeinten Vater der höchsten Zierlichkeit zu verehren halsstarrig fortfahre.

Als die schweitzerische Critici aus diesen Widerlegungen selbst abgenommen, daß ihre Beurtheilungen der Poeten mehr Aufsehens gemachet hätten,

ten, als sie in einer Schrift, so sie nur für ihre Landsleute geschrieben, und die eigentlich moralisch war, vorgehabt hatten, kam sie die Lust an, die Critick der deutschen Poesie mit einigem Ernst und Fleisse vorzunehmen. Der Leipziger-Diogenes, der Hamburgische Patriot, und die Hällischen Tadlerinnen stärcketen sie in diesem Vorhaben durch die Blösse, welche sie ihnen in dem Geschmacke, und der Critick der Deutschen zu erkennen gegeben hatten, zumahl da die beyden letztern Schriften mit einem so starcken und allgemeinen Beyfall aufgenommen worden. Dazu halffen ferner ein Paar Correspondenzen mit Leipzig, wozu die Zürichischen Critiken Anlaß gegeben hatten; welche daselbst mehr als an keinem andern Orte gutgeheissen worden. Ein sehr geschickter Mann von D., welchem sie in ihren critischen Angelegenheiten zugeschrieben hatten, gab ihnen seine Gedancken darüber mit diesen Worten zu vernehmen: „ Wenn sie auch einige Begierde mich zu kennen bezeugen, so kan versichern, „ daß nicht weniger neugierig nach dero schriftlichen „ Bekanntschaft gewesen, sobald einige einzelne „ Blätter derselben, und darunter etliche critische „ Stücke zu sehen bekommen. Ich war gleich „ damahlen auf der Messe in Leipzig, und brachte solche in einer gelehrten Gesellschaft zum Vor„ schein, welche aus den aufgewecktesten Köpfen „ daselbst besteht, und sich alle Wochen einmahl „ zu versammeln, und von gelehrten Neuigkeiten „ zu unterreden pfleget. Alle stimmten einmüthig „ damit überein, daß dero Bemühung nicht frucht-

„ los

„ los abgehen, sondern dem verdorbenen Geschmack
„ in der deutschen Poesie rühmlichen Einhalt thun
„ würde. Sobald ich wieder nach D: kam, be-
„ sprach ich mich darüber mit dem Hrn. von - -,
„ welcher von gleicher Meinung war. Der Vor-
„ zug, welchen sie hin und wieder dreyen von un-
„ sern besten Poeten, nemlich Opitzen, Cani-
„ zen, und Bessern gegeben, ist so gerecht, und
„ die Beurtheilung der lohensteinischen und wal-
„ dauischen gezwungenen Schreibart, und ihrer
„ Nachfolger, so billig, daß nicht nur ich, wie
„ alle rechtschaffene Kenner, hierinn vorlängst
„ mit ihnen einig, sondern dereinst gantz Deutsch-
„ land ihnen wird nachrühmen müssen, daß sie
„ einer von den ersten gewesen, welcher das
„ Hertz gehabt, sich offentlich wider den bisher
„ eingerissenen verdorbenen Geschmack zu erklä-
„ ren, und die Falschheit derjenigen aufgeblase-
„ nen Dichtart zu zeigen, welche von den unver-
„ ständigen insgemein die hohe genannt worden.
„ Inzwischen dürffen sie sich nicht wundern, wenn
„ etliche mittelmässige Geister diese Wahrheit noch
„ nicht erkennen wollen. Es ist viel leichter aus-
„ schweifend, unnatürlich, schwülstig, und mit
„ einem Worte schulfüchsisch; als männlich, na-
„ türlich, sittsam, und nach dem Geschmacke
„ des Hofes, und der Weltklugen zu schreiben. „

Erstlich schrieben die Zürichischen Kunstrichter den gestäupten Leipziger-Diogenes wider die moralische Wochenschrift eines Unbekannten, die 1722. in Leipzig herausgekommen, und nach kurzem wieder verschwunden; ein elendes Ding, das

Leute von Qualität nicht angesehen, und nur Studenten-Jungen und Lakeyen gelesen haben, so daß ihm mit dieser Critick nur gar zu viel Ehre wiederfahren. Diese critische Schrift ist hernach in dem XIV. St. der Beyträge zur critischen Historie N. III. ohne der Verfasser Dazuthun wieder aufgeleget worden. Hernach liessen sie die critischen Anmerckungen über den Hamburgischen Patrioten und die Tadlerinnen folgen. In diesen Schriften wird ein fruchtbarer Saame zur Entdeckung vieler absonderlichen Theile die Beredtsamkeit, die von dem Witze entspringen, ausgestreuet. Die Blätter besagter Wochenschriften werden von ihnen nicht anderst angegriffen, als daß sie die Application ihrer zuerst wohl untersuchten und festgesetzten Grundsätze auf dieselben machen. Darum hat der Hr. Götten in dem Leben des Hrn. Richey nur für die lange Weile geschrieben, der Herr Bodmer, den er für den Verfasser ausgiebt, habe der Welt damit zeigen wollen, was die verblendeten Augen nicht sehen wollen, daß seine Discurse besser wären, als der Patriot und die Tadlerinnen, wenn diese letztern die getadelten Dinge vermieden hätten, würden sie vielleicht eben so unbeliebt geblieben seyn, als die trockene Schreibart des schweitzerischen Tadlers. Wer will, mag dieses auf das Wort und das Ansehen des Herrn Götten glauben, sowohl als was er von dem Werthe und den Vorrechten des Patrioten sagt: „ Der beste Verthädiger desselben war „ die innerliche Güte und vortreffliche Einrichtung. „ Das Angenehme war mit dem Nützlichen,

„ das

„ das Deutliche mit dem Gründlichen verbunden.
„ In-Deutschland war er der Anfang solcher
„ wöchentlichen Blätter, dergleichen man in Eng-
„ land bereits vorher an dem Spectator und Guar-
„ dian gehabt. „ Das Lob, das er dem Patrio-
ten mittheilt, ist an sich so unglaublich für gewisse Leute, daß er es nicht nöthig gehabt hatte, durch den offenbahren Parachronismus verdächtig zu machen, daß der Patriot in Deutschland die erste Schrift nach dem Muster des Zusehers gewesen.

Die Schweitzer hatten ihre Anmerckungen über den Patrioten unter dem Titel der Anklage des verderbten Geschmackes einem Verleger in Leipzig überlassen, wo aber der Druck derselben nicht erlaubet ward.

Diese Schrift war nach sichern Nachrichten einem gewissen vornehmen Professor zur gewöhnlichen Censur übergeben worden, die Erlaubniß zum Drucke zu erhalten; die er doch, eben wie vorher schon ein anderer Censor abgeschlagen; theils weil er einige Personalien darinnen befürchtet, und die Wahrheit zu bekennen, das gantze Ding nicht verstuhnd, theils weil der Verleger den Verfasser nicht nennen wollen. Es währete eine lange Zeit, und kostete die Verfasser viele Mühe diese Schrift wieder zur Stelle zu bringen. Also ward sie erst im Jahr 1727. von ihnen selbst in Zürich zum Drucke befödert. Einige Stellen, die ihren Leipzigischen Freunden zu hart oder nicht gründlich genug geschienen hatten, wurden gemiltert, oder sonst verändert. Unterdessen hatten sie ihr critisches Unterfangen weiter fortgesetzet, und eine

dogmatische Arbeit vorgenommen, in welcher die Beredtsamkeit auf festgesetzte philosophische Grundsätze gebauet werden sollte. Sie machten den Anfang dazu 1727. mit einer Abhandlung von dem Einflusse und dem Gebrauche der Einbildungskraft zur Verbesserung des Geschmackes, vor welcher sie ihr Vornehmen in einem Schreiben an Herrn Christian Wolf mit folgenden Worten eröffnen:

„ Die Bemühungen der vornehmsten critischen
„ Verfasser ist bisdahin meist oder bloß dahin ge-
„ gangen, wie sie dem schlimmen Geschmacke
„ Einhalt thun, und ungereimte Schriften zum
„ Gelächter machen mögten: Sie haben darüber
„ versäumt, den guten Geschmack zu lehren, und
„ anzupflantzen. Der Vorschlag des Engländi-
„ schen Zuschauers ist noch unausgeführt geblie-
„ ben, daß ein rechtschaffener Criticus ein gan-
„ zes Werck, das in dem guten Geschmacke ge-
„ schrieben ist, vor die Hand nehmen, und die
„ Quellen und Ursachen, aus welchen die unter-
„ schiedliche Schönheit desselben und das daher
„ entspringende Ergetzen herfließt, genau und aus-
„ führlich anzeigen mögte. Was unsre Deut-
„ schen insbesondere anlangt, so sind ihnen fast
„ alle Arten critischer Aufsätze über Wercke der
„ Beredtsamkeit noch etwas unbekanntes, und
„ diejenige, welche von der Wohlredenheit über-
„ haupt geschrieben haben, halten sich einzig bey
„ der äusserlichen Form der Rede auf; und brin-
„ gen es nicht weiter, als daß sie mit lährem
„ Kopfe lange schwatzen lehren. Die Figuren der
„ Rede sind ihre Rhetorick nnd die Lexica der

„ Bey-

„ Beywörter dienen ihnen für die Kunst Beschrei-
„ bungen zu machen. Erst jüngst haben sich ei-
„ nige unterstanden absonderliche Stellen zu beur-
„ theilen: Aber es fehlet ihnen an der critischen
„ Waage; sie urtheilen nicht auf einen gewissen
„ Grund; sondern auf gerathewohl. „ In die-
sem Thone fahren sie noch etliche Seiten fort;
darnach geben sie uns einige Nachrichten von der
Gemüthesart, womit sie ihr Vorhaben unterneh-
men, und fallen dann auf die nähere Bestimmung
und Eintheilung ihres Werckes: „ Diese Ge-
„ müthesart habe ich zu meinem lange überlegten
„ und späth beschlossenen Vornehmen gebracht,
„ alle Theile der Beredtsamkeit in mathematischer
„ Gewißheit auszuführen, und den wahren Quel-
„ len sowohl des Ergetzens, das uns gute Schrif-
„ ten mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, in welcher
„ uns schlimme Wercke stehen lassen, nachzuspü-
„ ren. Was ich dießmahl an das Licht stelle,
„ ist allein der erste Theil von dem gantzen Wer-
„ ke, welchem noch vier andre Theile folgen sol-
„ len. Diese Eintheilung gründet sich auf die
„ verschiedene Kräfte der Seele, von welchen die
„ unterschiedene Stücke der Wohlredenheit und
„ Poesie hervorgebracht werden. Der gegen-
„ wärtige Theil handelt von dem Einfluß, welchen
„ die Einbildungskraft auf die Beredtsamkeit hat,
„ und begreiffet also alle Gattungen Beschreibungen
„ deren Dinge, so die Natur oder die Kunst her-
„ vorbringt; auch selbst die Beschreibungen des
„ menschlichen Gemüthes, welche mit einem eigenen
„ Nahmen Character der Sitten genannt werden,

„ und wieder von verschiedener Art sind, gehören
„ hieher, nachdem an derselben Verfertigung die
„ Einbildungskraft den meisten Antheil hat. Der
„ zweyte Theil wird die wichtige Frage von dem, was
„ in den Reden und Schriften geistreich oder scharf-
„ sinnig ist, erörtern; auch über diesen Punct leh-
„ ren, was der Witz als eine besondere Kraft der
„ Seele für Einfluß auf die Beredsamkeit habe.
„ In dem dritten werde ich untersuchen, worinnen
„ der gute Geschmack in Ansehen aller Gattungen
„ der Dichtung bestehe, und wie die Kraft zu dich-
„ ten, welche die Seele empfangen hat, gebraucht
„ werden müsse. Der vierte Theil ist nur ein be-
„ sonderer Abschnitt von der Dichtung, und han-
„ delt von den verschiedenen Gattungen der Poeterey,
„ als dem Epischen Gedichte, allen dramatischen
„ Stücken, der Satyre, der Ecloge, der Ode.
„ Des fünften Theiles Inhalt ist von dem höchsten
„ Grade der Vollkommenheit, zu welchem die See-
„ le in dem Punct der Wohlredenheit hinauf steigen
„ kan, nemlich dem Erhabenen in den Schriften:
„ Hier untersuche ich von Capitel zu Capitel den
„ Tractat des Longinus, so der einzige ist, der
„ über diese Materie geschrieben hat. Ich getraue
„ mir die Schwäche seines Buches mit erforderlicher
„ Gründlichkeit und Deutlichkeit entdecket zu haben.
„ Dagegen ich dann gantz neue Begriffe von dem
„ Erhabenen durch gültige Schlüsse herhole und
„ festsetze.„

Der erste Theil von diesem weitläuftigen Pla-
ne hat um so viel mehr Aufsehens gemacht, als
eine ungewöhnliche Freyheit in demselben herrsche-

te,

te, mit welcher Lob und Tadel ohne Ansehen der Personen, sie mogten noch im Leben, oder schon gestorben seyn, nach Verdienen ausgetheilet ward. In den gelehrten Zeitungen von Leipzig hat man davon dieses Urtheil gefället: Die Beurtheilungen der Autoren, sagt man, sind bisweilen etwas herbe abgefasset; ihre Critik aber gründet sich auf gute Regeln. Daselbst wurden die Verfasser auch das erste mahl mit Nahmen genannt: „ Die „ Autoren sollen, wie man sagt, Hr. Professor „ Bodmer und Herr Breitinger, von dem wir „ die neue Auflage der LXX. Dollmetscher zu hof„ fen haben, seyn. „ Man hat sie in der That errathen. Diese beyde sind es, die mit gemeinschaftlichen Anschlägen erstlich die moralische Wochenschrift nach der Art des Englichen Zuschauers, hernach die andern oben erzählten critischen Schriften verfasset haben, und wir verstehen eben dieselben, wenn wir die schweitzerischen Kunstrichter anführen. Die Scribenten, die in ihrem langen Besitze eines niemahls untersuchten Ruhmes gestöret worden, mußten nothwendig ein Mißfallen an diesen Critiken haben, und warum sollten sie den gefaßten Unwillen nicht öffentlich zu erkennen gegeben haben? In dem Biedermanne, einem moralischen Wochenblate von Leipzig, stellte der verkappte Philologus, dessen eigenes Geständniß seiner Schwäche in critischen Dingen man mit seinen vermessenen Urtheilen zusammen gehalten hatte (*), die Zürchischen Kunstrichter unter einer

(*) Er hatte in dem 34sten St. der Tadlerinnen gesagt:

Gestalt vor, welche sie mehr als alle ihre Vorgänger in Deutschland vermieden hatten. „ Sie „ sind, sagt er, durch das hin und wieder erlang„ te Lob einiger Tiefsinnigkeit und Gründlichkeit „ im Beurtheilen der Schriften so stolz geworden, „ daß

sagt: „ Ich gestehe es, daß ich in gewissen Fällen gar „ wohl sagen kan, welcher Gedancke sinnreich sey oder nicht, „ allein wenn ich eine Beschreibung geben soll, so will es „ nicht fort. „ Wie kommt es denn, sagten die Züricher, daß er mit so viel Eigendünckel einem Autor die Wissenschaft von dem, was scharfsinnig ist, abspricht, und sie einem andern zugesteht, eine Stelle als lächerlich verurtheilt, und eine andre gleich so unbegründet canonisirt. Es ist fürwahr, fähren sie fort, eine Thorheit zu hoffen, daß dergleichen Critici den Geschmack verbessern werden, daß diese Anführer die wahre und philosophische Wohlredenheit wieder herstellen werden. Die Antwort, die Herr Philologus auf diese Beschuldigung im LVIsten St. des Biedermannes gegeben, ist recht fremd und sonderbar. „ Was kan ich davor, sagt er, daß ich in meinem Va„ terlande kein so großsprecherisches Pralen gelernet, als „ der Criticus in dem seinigen? Ich sage aus Be„ scheidenheit lieber zu wenig von mir, als daß ich mit „ ihm grosse Rodomontaden machen dürfte. „ Die Bescheidenheit ist wahrhaftig recht exemplarisch, da man sich selber der Unwissenheit in einer Sache schuldig erkennt, von welcher man im Begriffe stehet Lehren und Regeln zu geben! „ Ich habe mich, sagt er ferner, zu Verbesse„ rung des Geschmackes in meinem damahligen Schrei„ ben nicht anheischig gemachet, und in diesem Absehen „ wäre es freylich eine Thorheit etwas von mir zu hof„ fen, was ich doch nicht versprochen habe. „ Dieser Verfasser schreibt demnach nicht, damit er uns etwas lehre, er schreibt um des Schreibens selber willen, nicht zu Verbesserung unsrer Begriffe; oder wenn er dieses thut, so will er es uns vorher ausdrücklich ankündigen. Man muß ihn darum auch nicht in der Hoffnung lesen, etwas bey ihm zu lernen, man muß sich nichts weiter vornehmen als, zu lesen.

„ daß sie sich nunmehr zu allgemeinen Richtern
„ aufwerffen, und die grosse Menge unsrer Dich-
„ ter und andrer Bücherschreiber in ein Bocks-
„ horn jagen wollen. Mich dünckt nicht anders
„ als sähe ich den erboßten Critikverfasser, (so
„ nennt er selbst seine Handwercksgenossen) mit
„ einem grämischen Gesichte und der Ruthe in
„ der Hand, von seinen beschneyten Alpen herun-
„ tergestiegen kommen, und mit einem fürchterli-
„ chen Thone in einer lieblichen schweitzerischen
„ Mundart alle unsre Scribenten in die critische
„ Acht und Oberacht erklären. Er poltert und
„ störet in unsren Büchern herum, und befiehlt
„ uns bald dieses bald jenes vor possierlich, phan-
„ tastisch, ungereimt, dumm, kalt, schwülstig
„ und lächerlich zu erkennen, unter der angehäng-
„ ten unbarmhertzigen Bedrohung, daß er uns
„ den guten Geschmack absprechen wolle, da-
„ fern wir das Hertze haben sollten, uns wieder
„ sein Urtheil nur im geringsten aufzulehnen. „
Hr. Philologus will doch hierdurch nicht alles das-
jenige verwerffen, was die Schweitzer vorgetra-
gen haben. Er hält das meiste davon vor gar
wohl geschrieben, aber doch nicht vor so neu und
unerhört, daß die Deutschen eben eines schweitze-
rischen Lehrmeisters nöthig gehabt hätten, um ih-
nen dasselbe sagen zu lassen. „ Die allermeisten
„ Stellen, sagt er, so sie getadelt und verworf-
„ fen, sind bey uns niemahls in Hochachtung ge-
„ wesen, vielweniger bewundert worden. Vie-
„ les haben wir längst ohne ihren Befehl ausge-
„ lachet, und etliche Poeten, über welche sie

„ sich in ihren Critiken so lange aufhalten, sind „ noch gar nicht bey uns gewürdiget worden, daß „ man sie durchgelesen hätte. „ Er gedencket bey diesem Anlasse des grossen Wittekinds, von dem er meldet, daß er seinem Verleger zu Maculatur worden, wodurch seine Landesleute eine bessere und nachdrücklichere Probe ihres feinen Geschmackes gegeben, als wenn sie viele Bücher dagegen geschrieben hätten. Er meint man habe in der Zuschrift gern etlichen Widersachern eines versetzen wollen, welches eine rechte schweitzerische Gattung von Artigkeit sey, so die ungeschliffenen Ober- und Nieder-Sachsen mögen nachahmen lernen; er fraget sehr geschickt, ob eben die Schweitzer diejenigen seyn, welche den Deutschen zuerst entdecken müssen, daß eine wahre Beredtsamkeit sich auf eine gute Philosophie gründen müsse, und sonderlich eine gesunde Vernunftlehre voraussetze; ja daß ein Redner und Poete aus der Psychologie und Moral die Kräfte des Verstandes und Willens wohl inne haben müsse, ehe er im Stande ist, was tüchtiges zu schreiben.

Dieser Philologus hatte die Anmerckungen wider den Patrioten zu Leipzig in Manuscripto gelesen, und war so gütig daß er ihn in seinen Schutz nahm, eh er noch gedruckt war, er that dieses mit der theuren Versicherung, daß des vortrefflichen Patrioten Papiere, so diese scharfen Zuchtmeister so verächtlich tractiert hätten, ihnen und allen Schweitzern zu Trotze in- und ausser Deutschland Beyfall finden würden. Solcher seltsame Trotz einer einzeln Person, die sich vor

den

den Mund und Redner einer gantzen Nation aufgeworffen, bewog die Züricher vornehmlich, daß sie die Anklage des verdorbenen Geschmackes, so sie schon unter die Bancke werffen wollten, wieder hervornahmen, und an das öffentliche Licht stelleten.

Man dächte, daß die Wahrheiten, welche der Hr. Philologus in den Criticken der Schweizer erkannt hatte, ihn nicht so sehr verdrossen, weil es Wahrheiten waren, als weil sie ihm von Schweitzern vorgehalten worden. Weiter scheinet es überhaupt, daß er und andre ihnen ihre Urtheile und die Beweise derselben eingeräumet hätten, wofern sie nur von ihnen mit mehr Höflichkeit Artigkeit und Gelindigkeit wären vorgetragen worden. Man fand sie zu hart, zu scharf, zu herbe, und, mit einem Worte, zu grob. Eben dieses hatte man ehmahls an den verständigen Urtheilen des Hrn. Wernike ausgesetzet.

Ich wünschte, daß diese Richter ihre Begriffe hierüber etwas klärer aus einander gesetzet hätten. Diejenigen Kunstrichter sind unhöflich zu heissen, welche die kleinsten Fehler, die sonst geschickten sittsamen und in Ansehen stehenden Männern unter einer Menge Schönheiten entfallen sind, aus hämischem Gemüthe aufmutzen, welche hingegen eben derselben treffliche Schriften mit einem Zwange loben, den sie nicht verbergen können, oder ihnen gar einige Klecke anzuwerffen suchen; welche im loben und tadeln weder Ziel noch Maaß halten, und beyde mahl zu rasen scheinen. Ich begehre die Schweitzer nicht zu entschuldigen, wenn sie

auf

auf diese Weise scharf, herbe und beissend geschrieben haben. Aber wenn die Grobheit, deren man sie beschuldiget, darinn bestehen sollte, daß sie die Schönheiten und Fehler in ihren wahren Graden bestimmt, und bey den verdienten Nahmen genennet, daß sie die Versehen berühmter Leute nicht zu Tugenden, noch ihre Schönheiten zu Vortrefflichkeiten gemacht, oder, daß sie manchmahl die Grösse eines Fehlers empfindlich zu machen, und die beleidigte Vernunft zu rächen, sich des Gespöttes und der Satyre bedienet haben, vornehmlich wenn sie mit einem hochmüthigen, verstockten und hartnäkigten Gegner zu thun gehabt; in diesen Fällen kan ich sie nicht schuldig finden. Wenn man die Höflichkeit so hoch treiben wollte, so würde sie zur Schmeicheley, Zaghheit, und Scheinfrömmigkeit werden, die Critik würde dadurch ihre Nerven verliehren, und die albernen Scribenten würden der verdienten Strafe, womit sie andern zum Exempel dienen sollen, entrissen werden. Ich finde in der That in den schweitzerischen Critiken nichts weiter, als eine einfältige und aufrichtige Freyheit, welche nur der Wahrheit gut ist, und darum Lob und Tadel bey einem Autor nach der Beschaffenheit der Sache austheilet; worinnen seit vielen Jahren her der Character der schweitzerischen Nation bestanden; gens rudis, scapham scapham, ficum ficum, vocitare solita. Die schweitzerischen Kunstrichter sahen wohl, daß man ihre hertzhafte und bisweilen mit satyrischem Schertz begleitete Aufrichtigkeit mit dem Nahmen der Unhöflichkeit

schwartz

schwartz zu machen suchete, sie liessen darum in dem Schreiben an den Hrn. König vor der Anklage des verderbten Geschmackes etwas weniges zum Schutze derselben einfliessen. „ Ich habe, „ heißt es daselbst, die verzärtelte Höflichkeit mit „ der Wahrheit nicht vergleichen können; sie ist „ von der Aufrichtigkeit allzuweit entfernt, denn „ sie verstellet, verkehret, und verkleistert die „ Wahrheit, so oft es wehe thut, sie zu hören. „ Nach etlichen Zeilen erkläret man sich noch deutlicher: „ Indem ich hier der aufrichtigen Grobheit „ zu Gunst der Wahrheit das Wort rede, müßte man sehr geneigt seyn, mir unrecht zu thun, „ wenn man das ungerechte Gespötte hieraus „ rechtfertigen wollte, welches die Sachen gäntzlich aus Augen setzet, und uns an deren statt „ einen ungeschickten Ausdruck unterschiebt, der „ seinen Grund nicht in der Sache, sondern in „ der ausschweiffenden Phantasie, oder dem blöden Verstande des Verfassers hat. „ Die verzärtelte Höflichkeit ist von der wahren Höflicheit weit unterschieden, und die aufrichtige Grobheit ist eben so weit von der wahren Unhöflichkeit entfernt. Es giebt in der That in den Schriften alberner Scribenten manchmahl so dumme, und ungehirnte Dinge, daß ob man gleich nichts weiters thut, als sie in ihrer Natur auf eine lebhafte Weise vorstellig machet, man in der Verfasser Augen scharf, herbe, und beissend wird.

Derjenige, der den letzten Artikel der XCI. N. in den gelehrten Zeitungen von Leipzig 1728. verfertiget hat, hat nicht absehen können, wie sich

in

in besagtem Schreiben an Hrn. König die Schutzschrift vor die Grobheit zu dem Hrn. geheimen Secretar schicken sollte, der als einer der höflichsten Männer sowohl aus seinen Schriften, als aus seinem Umgange bekannt ist. Und ich kan nicht absehen, warum er nicht wahrgenommen habe, daß es eine Schutzschrift nicht vor die Grobheit, sondern vor die aufrichtige Freyheit ist, welcher die Schmeicheley, die Furchtsamkeit, und die Heuchley bisweilen unter dem geborgten Scheine der Höflichkeit zu nicht geringem Hinderniß der Wahrheit im Lichte stehen. Nun sind ohne Zweifel diese unpartheilige Aufrichtigkeit, und die wahre Höflichkeit unter einander nicht so streitige Dinge, daß sie sich nicht in einer Person beysammen finden können. Der Hr. Gabriel Wilhelm Götten hat in seinem Leben des Hrn. Michael Richey aus diesem Schreiben an den Hrn. König auch eine Schutzschrift vor die Grobheit gemacht. Hr. Bodmer, sagt er, schrieb seinen Antipatrioten so, daß er selbst vor nöthig fand, demselben eine Schutzschrift vor die Grobheit voran zu setzen. Die bekannte Aufrichtigkeit dieses Mannes läßt uns aber nicht zweifeln, daß ihm nicht die Feder hier von jemand andern, der nicht so aufrichtig gewesen, geleitet worden sey.

Mit dieser aufrichtigen Freyheit der Zürichischen Kunstrichter waren selbst diejenigen nicht allzu wohl zufrieden, welche sonst davor wollten angesehen seyn, daß sie mit ihnen einerley Geschmack hätten. Dieselbe dauchte sie ein wenig zu weit getrieben, weil das schlechte und mittelmässige in

den

den Schriften der Freunde und Correspondenten selbst vor ihr nicht sicher blieb. Manchem schien schon die blosse Freundschaft mit ihnen voller Gefährlichkeit. Einige, so die Partie derselben zu öffentlich genommen hatten, klagten ihnen, daß B. . . und W. . . . ihnen aus dieser Ursache gantz aufsäzig geworden. Die Schweizer hatten mit Hrn. König und noch ein paar geschickter Correspondenten in Sachsen viel von einem Anschlage geredet, sich mit einander zu vereinigen, und wider die schwülstige Schreibart und die falschen Gedanken offentlich, jedoch anfangs unter verdeckten Nahmen zu schreiben. In diesem Vorsatz hatte sie die neue Auflage des brockfischen Kindermords bestärckt, darinnen etliche niedersächsische Poeten sich so viel Weihrauch gestreuet, daß alle rechtschaffene Leute dergleichen hochmüthiges Bezeigen mit Zorn angesehen. Man war auch schon begriffen Abrede zu nehmen, wie der hamburgische Patriot nach Verdienst könnte gestriegelt werden. Von diesem Vorhaben findet man in dem Schreiben, das vor die Anmerckungen über den Patrioten gedruckt worden, einige Anregung, man sagt uns dabey, daß diese Schrift ihren Ursprung von demselben hätte. Hr. König, an den das Schreiben gestellet ist, muß gefürchtet haben, daß diese Anzeige ihn bey den Urhebern des Patrioten in Verdacht bringen mögte, als ob er würcklich und in Person die Feder wider sie gespizet hätte; nun wollte ers mit ihnen nicht verderben: Daher fand er nöthig in dem oben angezogenen XCI. N. der gelehrten Zeitungen von Leipzig mit der höchsten

sten Sorgfalt zu protestieren, daß es ihm niemahls in den Sinn gekommen, mit den Schweizern gemeinschaftlich wider den Patrioten zu schreiben. Dieses wahrscheinlich zu machen, hat er daselbst melden lassen: „ Es ist allhier in Leipzig „ kundbar genug, daß Hr. Bodmer diese Schrift „ nicht nur ohne Vorwissen Hrn. Königs verfertiget, sondern auch solche schon vor zwey Jahren „ heimlich an einen hiesigen Verleger geschickt, „ und demselben ausdrücklich verbothen, Hrn. Königen das geringste davon zu sagen; ungeachtet Hr. Bodmer damahls in vertraulichem Brief„ wechsel mit ihm gestanden. „ Allein in dem besagten Schreiben wird nur gesagt, daß der Anschlag mit Hrn. König gemachet, aber nicht, daß er ausgeführet worden; vielweniger findet man da, daß Hr. König die Anklage des verdorbenen Geschmackes, oder sonst eine Schrift mit den Zürichern verfertiget hätte. Wohl hat der Autor desselben Schreibens ausdrücklich und ohne Zweydeutigkeit gesagt, daß er mit Hrn. König zur Verbesserung des Geschmackes einen gemeinschaftlichen Anschlag gemacht habe; dabey hat er ferner zu verstehen gegeben, daß Hr. König in seinen Briefen von der Schrift des Patrioten auf eine gewisse Weise geurtheilet hätte. Daß nun dieses der Wahrheit gantz gemäß sey, kan man aus Hrn. Königs eigenhändigen Schreiben innen werden, welche Bodmer, der die Correspondentz mit demselben geführt, unversehrt behalten hat. Man kan daraus zugleich sehen, was vor Ursachen eigentlich die Vertraulichkeit zwischen diesen beyden unter-

unterbrochen. Niemand wird leicht vermuthen, daß hierzu nicht ein geringes beygetragen, weil die Schweitzer eine gewisse Redensart des Hr. Brockes geschützet haben, welche Hr. König verworffen hat.

Was in der That die Freunde der Zürchischen Kunstrichter am meisten verwirrete, war, daß sie ohne Bedencken diejenigen selbst lobeten und vertheidigten, von welchen man sie berichtete, daß sie ihre Feinde wären, und die Bolzen schnitzen hälffen, welche ihre Handlanger auf sie verschiessen mußten; daß sie die Anstifter wären, wenn diese sich in ihren Vorreden unnütze macheten.

„ Ich kan nicht absehen, schrieb ihnen hierüber
„ einer von ihren Correspondenten, was sie bey
„ wegen kan, B... so hoch zu erheben, da er,
„ wie sie aus beyligendem Briefe sehen werden,
„ ihr abgesagter Feind ist, und es sehr zu ihrem
„ eigenen Nachtheil mißbrauchen würde, wenn
„ er sich von ihnen auf die Art gelobet fände.
„ - - Wollen sie diese Leute noch in ihrem un-
„ erträglichen Hochmuth stärcken, und ihnen die
„ Waffen selbst in die Hände geben, womit sie
„ wider den guten Geschmack fechten sollen? „

Es kam ihnen unbegreifflich vor, daß einer das Schöne und Gute an seinem Feinde mit Eifer und Begierde anpreisen sollte. Aber es schien ihnen unerträglich, daß man den Freunden ihre Fehler nicht übersehen konnte; und dadurch verderbten die Schweitzer es mit ihren Sächsischen Correspondenten noch viel mehr, als durch das Lob, das sie ihren Widersachern ertheilten. Sie schrieben

ihnen darum gantz schlimme Neigungen und Absichten zu; daß sie nur aus bösem Hertzen tadelten; daß sie nur aus Liebe zum Widersprechen lobeten, was ein andrer getadelt, tadelten, was ein andrer gelobet hätte; man eignete ihnen darum die seltsame Kunst zu, daß sie alles critisiren könnten; daß sie das ernstlichste lächerlich, das schönste häßlich, wie hingegen das possierliche ernsthaft, das verwerffliche angenehm vorstellen könnten. Doch getrauete sich niemand, oder niemand wollte die Mühe nehmen, die sophistischen Griffe dieser verderblichen Kunst in ihren Schriften zu entdecken, und die Wahrheit, deren beständiger Character sich durch die angeworffenen Kleke nicht tilgen läßt, in ihrem reinen Lichte herzustellen.

In der Zeit, daß man die Fortsetzung der vernünftigen Gedancken und Urtheile von der Beredtsamkeit erwartete, da ihrem Plane gemäß die wichtige Frage, was in den Schriften geistreich oder scharfsinnig sey, erörtert, und gezeiget werden sollte, was der Witz für Einfluß auf die Beredtsamkeit hätte, gab Herr Prof. Gottsched zu Leipzig den Versuch einer critischen Dichtkunst für die Deutschen heraus, worinnen er sich vorgenommen, etwas tiefer zu gehen, als die blosse Mechanick des Verses, und der Versarten zu untersuchen. In der Vorrede, wo er uns seine poetische und critische Lebens-Geschichte erzehlt, sagt er, daß der Hr. Prof. Pietsch schon vor dem Jahr 1724. einmahl gedacht, daß er nicht ungeneigt wäre, eine Anweisung zur Poesie zu schreiben, nicht zwar auf den Schlag, als die gewohnlichen

Anlei-

Anleitungen wären, daran man keinen Mangel hätte, sondern so daß darinnen der innere Character und das Wesen eines jeden Gedichtes gewiesen würde. Damahls, sagt er, geschah es daß ich mir den rechten Begriff von einer critischen Dichtkunst machete, deren Nutzbarkeit ich gar wohl einsah, aber mirs noch nicht träumen ließ, daß ich mich dereinst an dergleichen Arbeit wagen sollte. Er fiel erst auf dieses Vorhaben, „ als „ ihn die critischen Discurse der Schweitzer in ih„ rer moralischen Wochenschrift durch so viele Be„ urtheilungen der deutschen Poeten begierig ge„ machet, alles aus dem Grunde zu untersuchen, „ und wo möglich zu einer völligen Gewißheit zu „ kommen, was richtig oder unrichtig gedacht, „ schön oder häßlich geschrieben sey. „ Am allermeisten stärckte ihm den Muth zu diesem Unternehmen die zahlreiche Bibliotheck von critischen Schriften der Ausländer, die in Leipzig zu seinem Dienste stuhnd, und welche er in besagter Vorrede nahmhaft machet. Wie schwach damahls noch der Geschmack an critischen Sachen bey den Deutschen gewesen, nehmen wir dabey ab, daß Hr. Gottsched nöthig gefunden, in derselben die Ueberschrift seiner Dichtkunst, die er critisch geheissen, zu vertheidigen. Man hat wider dieses Werck eingewendet, daß es ausgeschrieben wäre, dawider der Verfasser sich bey der zweyten Auflage dergestalt vertheidiget: „ Diejenigen grossen „ Leute, die alles, was sie schreiben, aus ihrem „ eigenen fruchtbaren Geiste hernehmen, und kei„ nem Lehrmeister etwas zu verdancken haben,

„ mögen auf ihre Schriften stolz werden. Sie
„ haben ein Recht dazu, welches ich ihnen nicht
„ streitig machen kann. Sie sind so glücklich
„ dasjenige in sich selbst zu finden, was Leute von
„ meiner Gattung, nach Art ämsiger Bienen,
„ erst auf fremden Fluren mit vieler Mühe zusam-
„ mensuchen müssen! Ihr unerschöpflicher Witz
„ vertritt bey ihnen die Stelle grosser Büchersäle,
„ und einer langweiligen Belesenheit. Daher
„ können sie ungescheut diejenigen Opfer sich selbst
„ anzünden, die wir andern unsern Vorgängern
„ und Lehrern zu bringen pflegen. Was ist billi-
„ ger, als daß ein jeder diejenige Quelle krönet,
„ daraus er geschöpfet hat! Und ich bin also ver-
„ sichert, daß niemand von diesen grossen Gei-
„ stern mir das Bekänntniß mißgönnen wird,
„ daß ich alles, was in meiner critischen Dicht-
„ kunst gutes enthalten seyn würde, nicht mir
„ selbst, sondern den grösten Critickverständigen
„ alter und neuer Zeiten zu verdancken hätte.„
Allein hat ihm nicht eine unzeitige Bescheidenheit diesen ironischen Scherz wider die Erfinder neuer Wahrheiten, oder wenigstens neuer Formen, schon bekannte Wahrheiten vorzutragen, in den Sinn gegeben, und ihn geheissen, auf diese Weise die rühmliche Eigenschaft eines Urhebers von sich abzulehnen? Jemand hat vermeinet, daß er die Sachen, so er aus andern genommen, sich durch eine gewisse Umgiessung so gar zu eigen zu machen gewußt habe, daß sie selbst schwerlich vermercken könnten, was davon erstlich ihnen zugehört hätte. Hr. Voltaire, Hr. Muratori, und

andere

andere, die noch bey Leben sind, mögen selber sagen, ob sie die Gedancken, für die Hr. Gottsched ihnen so feierlich danckſaget, darinnen erkennen. Ich bin versichert, daß sie durch das gantze Werck sich selber nirgend, Hrn. Gottsched auf allen Blätern antreffen werden. Die Hauptmaterien, welche auf den Titeln der Capitel angekündiget werden, sind gantz bequem, die Aufmerckſamkeit des Lesers zu erwecken, aber werden mit so grosser Sparsamkeit der Gedancken und Schlüsse ausgeführet, daß man nach vollendetem Lesen fast nichts gründlichers weis, als was einem der blosse Titel zu verstehen gegeben hatte. Er bekümmert sich nicht sonderlich, die Natur derer Sachen, von denen er zu reden verspricht, auszuforschen und klar zu machen, sondern läßt uns öfters im Dunckeln sitzen, wenn wir eben verhoffen die wesentlichsten Lehren zu empfangen. Wir haben es vor einen Vortheil zu halten, wenn er uns nicht verwirret, an statt daß er uns erleuchten sollte. Giebt er uns ein geringes Licht von etwas, so hat er es bey irgend einem andern entlehnet, so daß man sein Werck in diesem Ansehn vor etwas bloß historisches halten muß. Was er eigenes hat, sind solche Fragen, die schwerlich jemand andrer vor nöthig achten würde abzuhandeln. Er aber ist darüber sehr ausführlich. In dem Vortrage herrschet ein hinlässiges Wesen ohne Annehmlichkeit, und eine trockene Kaltsinnigkeit ohne Geschicklichkeit. Das eigenste in dieser Dichtkunst für die Deutschen ist, daß der Autor, der seine Lehrsätze in der Vorrede mit so bescheidener Erniedrigung seiner

selbst Fremden zugeleget und gedancket hat, hingegen die Exempel zu denselben niemanden als sich selber hat wollen schuldig werden. Er hat diese grösstentheils aus seinen eigenen Schriften genommen, welches vor ihm keiner von den Alten oder den Neuern Criticis gethan hat. Er ist also der einzige iztlebende Poet, den er angezogen, und dem zu gefallen er die Regel gebrochen hat, so er sich selber vorgeschrieben, daß er keinen lebenden Dichter weder tadeln noch loben wollte. Weil er sahe, daß er die Tadelhaften nicht nach ihrem Verdienen bestraffen könnte, ohne daß er sich ihren Haß zuzöge, ja weil sie auch die bloße Erwähnung der Geschickten bey ihrer eigenen Ausschliessung vor eine heimliche Verurtheilung hätten aufnehmen mögen, so hat er vor gut befunden, sowohl das Lob der letztern als die Straffe der erstern in der Feder zu behalten.

Nachdem Hr. Gottsched diesen Grund zu einer Critik für die Deutschen geleget hatte, ruhete er in seinem critischen Laufe nicht, sondern fieng 1732. an, die Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit, herauszugeben, womit er sich vorgenommen, zwar hauptsächlich das Aufnehmen der deutschen Sprache, und den Fleiß seiner Landsleute dieselbe zu besser, zu untersuchen, jedoch damit Abhandlungen von allerley in die deutsche Literatur, Critik, Dichtkunst und Beredtsamkeit laufenden Materien zu untermischen. Historische und Grammatische Artikel machen darinnen weit die gröste Zahl aus. Jene bestehen aus truckenen Nachrichten von alten

und

und neuen Schriften, so zur Beredtsamkeit und Sprachlehre gehören, aus langen Auszügen derselben, so bisweilen mit einigen flüchtigen Beurtheilungen begleitet werden. Diese sehen meistens nur auf die äusserliche Form der Wörter, auf die Rechtschreibung, auf die Abfälle der Nennwörter und der Vornennwörter, auf die Fließarten der Zeitwörter und dergleichen. Die Natur und Eigenschaft der deutschen Sprache in zusammenhangenden Redensarten, ihre Kraft in der Bedeutung, ihre Biegsamkeit, und Geschicklichkeit zu allen Schreibarten, ihr Reichthum in Ansehen der absonderlichsten Bestimmungen, werden vielmehr vorausgesetzet, als erwiesen. Die critischen Untersuchungen sind in sehr geringer Anzahl. Von diesen gehören einige Fremden, die mehrern Herrn Gottscheden, welcher in dem ein und zwanzigsten Stücke seinen Anspruch auf das gantze Werck öffentlich behauptet, gleichwohl aber bekannt hat, daß ihm viele Artickel von geschickten Freunden eingesandt worden. Zuvor hatte jedermann die deutsche Gesellschaft von Leipzig für die Urheber dieser Monatschrift gehalten. Von den critischen Artikeln hab ich überhaupt urtheilen gehöret, daß man den Verfasser der critischen Dichtkunst darinnen alsobald erkenne, daß die Urtheile nicht auf solche Wahrheiten gegründet werden, die nur Hintersätze von unleugbaren Fördersätzen sind, und sich bequem unter einen solchen bringen lassen. Einige von den allgemeinsten Grundsätzen werden mit grossem Dünckel eingeführt, aber in ihrer Anwendung, wo es um die Beurtheilungen der

Mittel und Umstände zu thun ist, und untersucht werden soll, wie man in der Wahl dieser Dinge die besondere Absicht in einem Theile getroffen habe, will es nicht fort. Also wird die Grundregel, **ahmet der Natur nach**, in allen absonderlichen Fällen darein geworffen; man macht sich groß, daß man alle vorkommenden Fragen damit unfehlbar erörtern wolle, und betrachtet nicht, daß diese Regel nur anzeiget, woher man den Unterricht nehmen soll. Einige Ausdrückungen in den Urtheilen sind auf Schrauben gesetzet, oder stossen sich unter einander dergestalt, daß man nicht errathen kan, was der Kunstrichter damit haben wolle, ob es gleich hier und da scheint, daß er einen Strahl der Wahrheit erblicket habe. Abentheurliche Ausdrücke, welche die Sache verstellen, haben oft die Stelle des feinen Schertzes, der aus der Eigenschaft des Gegenstands herfliesset, vertreten müssen. Die Herren Damm, Hirsch, Bock, Venski, Hr. Prof. D. und C. G. G. und vor allen andern der geschickte Autor der Probe des übersetzten Virgils könnten uns davon aus der Erfahrung erzehlen. Ich will mithin nicht diesem Urtheile zum Vortheil verschweigen, daß andre viel günstiger von dieser Monatschrift gesprochen haben. Die Verfasser der Beyträge berichten uns davon hin und wieder selbst. Zum Exempel:

„ Da wir den fünften Band dieser Beyträge hie-
„ mit anfangen, so können wir nicht umhin, dir
„ für den bisherigen Beyfall, den du unsern Be-
„ mühungen gegeben, den gebührenden Danck
„ abzustatten ꝛc. Haben dir also bisher die Bey-
„ träge

„ träge gefallen, so werden sie dir weiter gefal-
„ len. „ Von dieser Art Zeugnisse könnte man eine ziemliche Zahl zusammenlesen, welche alle von demjenigen sorgfältig aufgehoben worden, dem am meisten daran gelegen war, daß man sie wüßte.

Indessen haben die richterlichen Sprüche in diesem Wercke etliche Jahre nach einander das Schicksal der poetischen Schriften bey den Deutschen regiert. Scribenten, die ihnen an Einsichten nichts nachgeben, erfuhren das eiserne Scepter dieser Kunstrichter. Herr Heineken empfieng wegen seiner Untersuchung vom Erhabenen, die er zu seinem übersetzten Longinus gedruckt, folgendes Urtheil: „ Seine angehängte Abhandlung
„ ist zwar mehr ein Zeugniß seines guten Willens
„ und seines Eifers für die Verbesserung des Ge-
„ schmackes, als ein Zeugniß von der Geschick-
„ lichkeit nnd Einsicht, welche bey Untersuchung
„ und Einrichtung etwas schwerer Begriffe nöthig
„ ist. „ Es thönet auch sehr vornehm, wenn der Journaliste sagt: „ Ob ich gleich bekennen
„ muß, daß ich nicht in allen Stücken mit dem
„ Longin zufrieden bin, so muß ich doch auch sa-
„ gen, daß indessen seine Schrift alle Hochach-
„ tung bey mir erwecket. „ Von dieser Schrift hat Hr. Prof. Gottsched in der zweiten Auflage seiner Dichtkunst weiter geurtheilet, daß Herr Heineken die Ursachen und Regeln seiner Urtheile nicht angeben können. Er hatte eben dieses von dem Pater Buhurs gesagt, und darauf hinzugesetzet: „ Und so gehet es auch denen, die uns im
„ Deutschen haben lehren wollen, was Longin

„ durch das Erhabene verstehet; als die auffer
„ vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende
„ Dichter, und manchen vergällten Censuren,
„ wider andere, denen ihre Schutzgötter nicht
„ wohl wollen, nicht viel deutliches zuwegege-
„ bracht haben. „ Daß dieser Verweis Hrn. Heinecken gelte, hat mich das Register gelehret, wo es heißt: **Heinecken weis nichts deutliches vom Erhabenen Bl. 338.** Durch die noch leben-den Dichter meint er sich selbst, und durch die Schutzgötter, so diesen nicht wohl wollen, den Herrn geheimen Rath König. Er hat diesen von seiner gutthätigen Regel keinen Jtztlebenden zu ta-deln in soweit ausgenommen, daß er ihn tadelt, wenn er ihn gleich nicht mit Nahmen nennet. Z. E. im 18ten §. der critischen Dichtkunst sagt er, er wolle aus vielen hunderten niederträchtigen Scher-zen, oder vielmehr Frazen unsrer Dichter nur ein Paar eines solchen Meisters zur Probe geben; und bringt hernach solche aus Hrn. Königs Schimpf-gedichten. Und im 10ten §. redet er von gewissen Klüglingen, die in seiner Eintheilung der Schreib-art einen Mischmasch finden wollen; und die sich einbilden, was nicht nach ihrem unreifen Sinne sey, oder vielmehr was denjenigen, deren Sprach-rohr sie abgeben, nicht gefalle, das sey nicht rich-tig. Da sind wieder Hr. Heinecke und Hr. König gemeinet. Auch in den critischen Beyträgen giebt er zu verstehen, daß er in seiner Einbildung Hrn. König an poetischen Verdiensten weit übertreffe. Wenn man ihm dieses glaubet, so kan er es für ein Glück halten, welches aber dem Wechsel sehr unterworffen scheinet.

Die

Die Zürichischen Kunstrichter können sich rühmen daß sie von den Verfassern dieser Leipzigischen Beyträge eine lange Zeit hochgehalten worden. Diese gedencken ihrer selten, daß sie dieselben nicht sich selbst an die Seite setzen. Im achten Artikel des fünfzehnten St. heißt es ausdrücklich: „ Was „ uns Zürich seit wenigen Jahren für Proben ei„ ner gesunden Critik geliefert, das muß noth„ wendig, auch ohne mein Erinnern, aus den „ Discursen der Mahler bekannt seyn, als wel„ che nicht nur Richter der Sitten, sondern auch „ der freyen Künste bey uns abgegeben, und ge„ wiß nicht wenig gutes gestiftet haben. Ja wir „ würden gar behaupten, daß man den Ursprung „ der izigen critischen Zeiten von diesem Buche her„ leiten müsse, wenn ihm Hr. Werenfels nicht „ den Rang abgewonnen hätte. „ Nemlich mit seinem lateinischen Werckgen von den Meteoren einer Rede; welches in der That denjenigen, die sich der deutschen Wohlredenheit vor den Zürichischen Kunstrichtern angenommen haben, vortreffliche Dienste hätte thun können, wenn es ihnen bekannt gewesen wäre, oder wenn sie den Lehrsätzen darinnen weiter nachgespüret und gefolget hätten.

Obiges Lob hat man den Zürichischen Kunstrichtern in den critischen Beyträgen bey Anlasse des Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes gegeben, welches Werckgen von ihnen in dem Jahre 1736. an das Licht gestellet worden. Es bestehet aus etlichen Briefen, die zwischen ihnen und einem Italienischen Grafen, der

nicht

nicht genannt wird, im Jahre 1729. waren gewechselt worden. Diese suchen darinnen zu behaupten, daß der metaphorische Geschmack, wordurch sie die Fertigkeit das Schöne in den Schriften schnell und sicher wahrzunehmen verstehen, nicht willkürlich sey, nicht auf einer sinnlichen Empfindung beruhe, sondern sich auf die Uebung gründen, und die Untersuchung aushalten müsse. Der Italiener macht zuerst nicht viel mehrers daraus als eine mechanische Kraft und gleichsam einen sechsten Sinn, der von dem Angenehmen in der Poesie so gültig urtheilete, als der eigentlich genannte Sinn des Geschmackes von den Eigenschaften der Speisen. Der Urheber des besagten VIII. Art. in den critischen Beyträgen erzehlt den Inhalt und die Absicht der gantzen Schrift kürtzlich, und, wie sein eigenes Bekenntniß lautet, so, daß er sich hierbey **nicht der Gedancken und Worte des Verfassers sondern seiner eigenen Art zu denken und zu schreiben bedienet hat.** Hernach sagt er zum Lob derselben; das Werckgen trage in wenigen Bogen die nützlichsten und angenehmsten Sachen in grosser Menge vor; der Streit sey von den geschicktesten Gegnern von der Welt geführt, und mit so vieler Scharfsinnigkeit als Höflichkeit von beyden Theilen fortgesetzet worden; er sagt noch andre Sachen, diese Schrift zu loben, welche er mit dieser Anmerckung beschließt: „ Wer „ das dritte Capitel in der critischen Dichtkunst „ gelesen hat, der wird finden, daß dieser Brief„ wechsel nur eine weitläuftige Ausführung dessen „ enthält, was der Urheber von jener gelehrt und

„ be-

„ behauptet hat. „ Der Briefwechsel ist im Jahr 1729. geführt worden, und die critische Dichtkunst für die Deutschen ist erst in dem darauf folgenden Jahre an das Licht getreten. Demnach müssen die Verfasser der Briefe das dritte Capitel der gottschedischen Dichtkunst prophetischer Weise vorhergelesen haben, wenn es wahr ist, daß sie es weitläuftiger ausgeführet haben. Dieses braucht einen handfesten Glauben, welchen noch dazu die Vergleichung beyder Schriften gäntzlich zu nichten machet. In den Briefen des Eurisus ist es heller Tag, alles wird endlich klar und deutlich bestimmt: In Hrn. Gottscheds dritten Capitel regiert lauter Verwirrung und Dunkelheit. Er sagt, der gute Geschmack sey der von der Schönheit eines Dinges nach der blossen Empfindung urtheilende Verstand, in Sachen, davon man kein deutliches und gründliches Erkenntniß hat; der üble Geschmack hingegen sey ebenfalls der Verstand, der nach der blossen Empfindung von undeutlich erkannten Sachen urtheilet; aber sich in solchen seinen Urtheilen betrüget. Er versteht durch die blosse Empfindung, auf welche das Urtheil sich gründet, die innerliche Empfindung einer schönen Sache, die entweder würcklich ausser uns vorhanden ist, oder von unsrer eigenen Phantasie hervorgebracht worden. Allein dieser letztere Verstand, der von undeutlich erkannten Sachen urtheilt und sich betrügt, wird mit bessrem Recht Unverstand genannt. Der erstere, der von denen Sachen urtheilet, von welchen er kein gründliches und deutliches Erkenntniß hat, ist nicht viel

besser,

besser, ob er es gleich trifft. Aber wie kan er richtig davon urtheilen? Es ist nur ein blindes Ungefehr, wenn er es mit seinem Urtheile trifft; zumahl da die Empfindung bey beyden Arten Geschmackes gleich ist. Er verdient denn keinen grössern Ruhm, als daß er sich aus Irrthum selbst im rechten Wege befindet; wovon er aber selbst keine Gewißheit hat. Und was vor einen Nutzen hat er davon? Was vor einen Vortheil hat der Poet davon, der diesen guten Geschmack Hrn. Gottscheds besitzet? Warum soll man nach einem Geschmacke streben, von dem man es nicht weis, wenn man ihn gleich erhalten hat, und wenn man ihn nicht hat, sich solches mit eben so gutem Recht schmeicheln kan, als wenn man ihn hat? Aber mit welcher Kühnheit darf man uns in der Anmerckung sagen, **der grosse Leibnitz sey vollkommen Hrn. Gottscheds Meinung**; welches noch vornehmer thönet, als wenn es hiesse, Hr. Gottsched wäre des grossen Leibnitzens Meinung. Dieser hat gesagt: Le goût distingué de l'Entendement, consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sçauroit assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'Instinct. Le goût est formé par le naturel & par l'usage: Et pour l'avoir bon, il faut l'exercer à goûter les bonnes choses, que la raison & l'experience ont déja autorisées. Ist dieses nicht grad das Gegentheil dessen, was Hr. Gottsched davon lehret? Man gebe nur Achtung auf die Worte, *distingué de l'Entendement*; dont on ne sçauroit *assez* rendre raison; quelque

que chose *d'approchant*; il faut *l'exercer* à goûter les bonnes choses que la *raison* & *l'experience* ont *déja autorisées*. Es verdrüßt mich weiter in diesem Capitel der Gottschedischen Dichtkunst zu grübeln, wo die Worte von dem Zufall scheinen entstanden zu seyn, daher ein Satz den andern schlägt.

Schon seit etlichen Jahren hatte sich in Niedersachsen ein geschickter Kopf hervorgethan, der das allgemeine Recht der Menschen zu critisiren, nicht nur durch unumstößliche Beweise öffentlich behauptete, sondern auch durch die unerschrockensten und muntersten Proben in der satyrischen Schreibart ausübete. Dadurch ward bey denjenigen, welche den verderbten Geschmack in seiner völligen Ungestalt einsahen, die Hoffnung auf ein neues aufgewecket, daß derselbe durch die durchbrechende Macht der Critik bäldest würde vertrieben werden. Denjenigen ist nicht zu helffen, welche des Hrn. von Liscow satyrische Schriften gelesen, und doch nicht erkannt haben, daß er die Critik, welche die bestgegründeten Urtheile in der feinsten Ironie und andern Hülfsmitteln der Satyre einzukleiden weiß, vollkommen in seiner Gewalt hat. Seine Critiken gehen nicht auf die Poesie und Wohlredenheit allein, sondern insgemeine auf alle freyen Künste und Wissenschaften, welche von ungehirnten Köpfen entheiliget werden. Er stellet sich zwar an, als ob er es nur mit den elenden und dunckelsten Scribenten aufgenommen hätte, und man dächte, daß er vor eine grössere Ehre hielt, daß diese durch seine Feder aus dem Staube

erho-

erhoben und erst berühmt gemachet würden, als wenn er seinen Ruhm der Erlegung grosser Helden, die sich mit Schreiben schon einen Nahmen gemachet hatten, wäre schuldig worden: Indessen sind in seinen Sievern, Backmeistern, Philippi, Rodigasten, Manzeln, Hilligern, Fürsten von Auslegern der Heiligen Schrift, Predigern, Naturkündigern, Lehrern des natürlichen Rechten, der Wohlredenheit und der Poesie, versstecket. Die Streiche, die auf diese geführt scheinen, treffen Männer, die bey dem Ansehen, das sie sich durch andere Geschicklichkeiten, nicht des Verstandes und des Geistes, erworben, sich längst vor dem Gespötte der Satyre frey und sicher geglaubt hatten. Wenn zum Exempel in der Antwort auf die Antrittsrede des Hrn. Prof. Philippi in der Gesellschaft der kleinen Geister gesagt wird: „ Ich „ bin versichert, grosser Philippi, du wolleſt so „ viel sagen, daß unsre Feinde thörigt handeln, „ wenn sie, obgleich die deutsche Sprache ihre eigenen Regeln hat, doch verlangen, man solle „ sich nach den Regeln der lateinischen und griechischen Redekunst eines Cicero und Demosthenes „ richten. Auf solche Art würde unser drittes Gesetze, nach deinem Sinn, folgender Gestalt „ lauten müssen: Binde dich nicht an die Regeln „ der lateinischen und griechischen Redekunst eines „ Cicero und Demosthenes, denn die deutsche „ Sprache hat ihre eignen Regeln. Dieses wäre ein Gesetze vor uns, und der Schluß, auf „ welchen sich dasselbe gründet, würde uns als „ kleinen Geistern wohl anstehen, weil in selbi-

„ gem

„ gem die Sprach- und Rede-Kunst so artig mit
„ einander vermenget sind, und nicht undeutlich
„ zu verstehen gegeben wird, daß es eine lateini-
„ sche, eine griechische, und eine deutsche Beredt-
„ samkeit gebe, die wesentlich von einander un-
„ terschieden: Welches gewiß unsern Feinden
„ eben so wunderlich vorkommen würde, als wenn
„ man ihnen von einem lateinischen, griechischen,
„ und deutschen Ein mahl eins vorsagen wollte.„
Wer hat nicht eben dergleichen Sätze in einer oder etlichen Vorreden, Anweisungen, und Lehrschriften unserer hochgeschätztesten Iztlebenden gelesen? Etliche von denselben, denen ein wenig mehr Verstand übrig geblieben, als ihren Brüdern in Midas, haben sich selber in der Person des Herren Philippi wohl erkannt, und darum nicht so hertzlich darüber gelachet, als sie sich angestellet. Man hat auch wahrgenommen, daß eine gewisse Art Scribenten insgemeine weniger Geschmack an den Schriften des Hrn. Liscows gefunden hat, als Leute, die sich niemahls ins Schreiben gemenget haben. Es ist sonst nicht zu zweifeln, daß nicht die Gemüther der Deutschen überhaupt durch diese satyrischen Verfasser zu Critiken sowohl gewöhnet und zubereitet worden, daß man deßwegen denen neuen Schriften, so gleich hernach zum Aufnehmen des Geschmackes in der Wohlredenheit und der Poesie an den Tag gegeben worden, einen desto leichtern Eingang mit aller Wahrscheinlichkeit versprechen darf.

Es hatte geschienen, daß die Zürichischen Kunstrichter, wie Hr. Arnold schon 1732. in der Vorre-

de zu seinem Versuche einer poetischen Anleitung gefürchtet, ermüdet wären, uns ihre Einsichten in die Natur der Beredtsamkeit und Dichtkunst mitzutheilen; die Fortsetzung der critischen Gedancken von der Beredtsamkeit war izo in das dreyzehnte Jahr ausgeblieben. Man redete gantz zweifelmüthig davon. „ Vielleicht, hieß es in „ dem Vten Art. des XVII. St. der critischen Beyträge, wird uns die Geschicklichkeit des Hrn. „ Bodmers dasjenige ersetzen, was dieser Abhandlung Hrn. Heineken vom Erhabenen man„ gelt: wenn er seine Beurtheilung des Longins „ der gelehrten Welt nur nicht länger mißgönnen „ will, die auf eine erwünschte Erfüllung seines „ Versprechens längst gehoffet hat. „ Auch Hr. Heineken hatte ihn deßwegen etliche mahl angestochen. In der Vorrede zu der Uebersetzung des verlohrnen Paradieses war zwar aufs neue Hoffnung dazu gegeben worden, indessen wollte nichts zum Vorscheine kommen. Ich zweifele nicht daß die Ungeduld dieses Versprechen erfüllt zu sehen, den Hrn. Arnold, den Hrn. Bock, den Hr. Heineken, bewogen habe, dem Mangel, der ihnen durch die Gottschedische Dichtkunst nicht genug ersetzet geschienen, durch ihre Untersuchungen nach ihrem Vermögen abzuhelfen, welches sie mit ungleichem Fortgang gesucht haben. Einesmahls wurden die schweitzerischen Kunstlehrer wieder wache, und überraschten die halbverstorbene Hoffnung ihrer Gönner mit einer Menge critischer Lehrschriften, welche sie ohne Unterbrechen auf einander folgen liessen. Die Abhandlung von den

Gleich-

Gleichnissen, die neue critische Dichtkunst in zweyen Theilen, die Abhandlung von dem Wunderbaren, in einer Vertheidigung Miltons Paradieses, der Unterricht von poetischen Gemählden, kamen alle in 1740. zum Vorscheine. Die beyden erstern sind von Johann Jacob Breitingern, die beyden letztern von Johann Jacob Bodmern. Da sie zuvor gewöhnlich an einem Werke gemeinschaftlich mit einander gearbeitet, hatten sie die Arbeit izo unter sich vertheilet; zuvor hatten sie ohne Nahmen geschrieben, izo setzete jeder seinen Nahmen vor die ihm gehörige Schrift. Diese beyden Züricher sind die einzigen Schweitzer, die bis zu dieser Stunde über critische Dinge in deutscher Sprache geschrieben haben. Der Grundriß, den sie ehmahls zu dieser Arbeit geleget hatten, ward in dieser Ausführuug von ihnen gäntzlich verworffen und mit einem andern vertauschet.

Die Presse ruhet noch izo nicht von ihren critischen Arbeiten, womit sie dieselbe beschäftiget halten. Bodmer hat die neue Uebersetzung, so er von Miltons verlohrnen Paradiese verfertiget, mit durchgängigen Anmerckungen, worinnen des Poeten Erfindungen, Vorstellungen, und poetische Farben sorgfältig erkläret werden, würcklich in die Druckerey gegeben. Man saat auch, daß eben derselbe und sein Freund an der Monatschrift, die unter dem Titel der critisch-poetischen Sammlung in Zürich neulich angefangen worden, den meisten Antheil haben. Wenn uns die Zeit genauer und umständlicher von dem Fortgange belehret haben wird, welchen alle diese eifrigen Be-

mühungen zum Aufnehmen der Wohlredenheit und der Poesie mit vieler Zuverlässigkeit versprechen, werde ich den Faden dieser kurtzen Geschichte der Critik, den ich hier abschneide, wieder suchen und weiter fortsetzen. Die häftige Bestrebung, womit sich einige bekannte Kunstrichter und Poeten in Sachsen ihren unschuldigen Bemühungen wiedersetzet haben, und welche man nicht geneigt scheinet, mit Stillschweigen zu erdulden, läßt mich hoffen, daß meiner Feder ein guter Vorrath von denckwürdigen Begegnissen aus dem critischen Reiche nicht entstehen werde.

Ode über die Unsterblichkeit der Seele.

Beherrscherin von meiner Hütte! (a)
Dein Cörper eilt zur langen Ruh, (b)
Es nah't sich ihm mit schnellem Schritte (c)
Die Herrschaft der Verwesung zu.

Anmerckungen.

(a) In diesem gantzen Gedichte ist die Absicht des Philosophischen Poeten, Hrn. Hofrath Drollingers, das Geschicke der Seele und des Cörpers nach ihrer Trennung, das aus der ungleichen Natur dieser beyden Theile herfließt, aus poetischen d. i. wahrscheinlichen Gründen zu bestimmen, und auf eine poetische d. i. gantz lebhafte und sinnliche Weise auszuführen. Nach dieser Absicht müssen wir nun die Kunst des Poeten prüffen. Derselben gemäß ist die erste Zeile sehr geschickt ausgebildet, da sie euch in einem künstlich gewehleten Bilde nicht nur die Verbindung dieser zwey Wesen, sondern auch die Ursache und den Grund ihrer Verbindung, und, welches das vornehmste ist, die grosse Verschiedenheit ihrer Natur vorstellet, wenn sie den Cörper als etwas mechanisches unter dem Bilde einer Hütte, die Seele aber als eine mit Verstande und Klugheit begabte Beherrscherin zu betrachten vorleget. Denn wie es keine natürliche Folge ist, wenn eine Machine durch Abnutzung und Verschleissung, oder durch einen gewaltsamen Zufall zusammenfällt, daß derjenige Verstand, der sie in ihren mechanischen Wirckungen nach gewissen Absichten dirigirt hat, mit in das Verderben hingerissen werde, so ist es nicht weniger ungereimt, die Seele in die Zerstöhrung des Cörpers mit einzuflechten. Also ist diese periphrastische Anrede und Beschreibuug der Seele nicht gleichgültig; sondern sie hat ihre Nothwendigkeit in der Absicht des Poeten, und man kan mit Grunde sagen, das gantze Gedichte sey eine blosse Entwickelung derjenigen Saamen-Körner, die in diesen fruchtbaren Ideen eingeschlossen sind.

Kaum stößt annoch des Hertzens Höle
Das halb verrauchte Lebens-Oele (d)
Mit schwachen Schlägen langsam aus,
Die Mustlen sind entspannt und schwinden,

Der

Anmerckungen.

(b) Nachdem ich in der vorhergehenden Anmerckung die Nothwendigkeit und den Grund der Umschreibung der Seele in der ersten Zeile aufgedecket habe, so habe ich damit auch denjenigen genug gethan, die sich bereden wollen, der Poet, wenn er in der zweyten Zeile ausser der Figur von dem Cörper der Seele redet, verführe den Leser auf den Wahn, als wenn die Hütte, die sie beherrschet, und der Cörper, zwey gantz verschiedene Dinge wären. Denn wenn man die erste Zeile als eine nothwendige poetische Umschreibung der Seele, die ihre Absicht auf das gantze Gedicht hat, aufnimmt, so kan dieser Betrug nicht mehr Platz haben.

(c) Der Poet hätte nach der gemeinen und gewohnten Art zu reden sagen können:

Er nahet sich mit schnellem Schritte,
Der Herrschaft der Verwesung zu.

Aber er wollte sich hier seines poetischen Vorrechts, das ungemeine dem gemeinen vorzuziehen, nicht begeben, noch diese Gelegenheit, durch eine kleine Veränderung die Aufmerckſamkeit des Lesers zu schärffen, vorbeygehen. Ausserdem hat diese Veränderung auch mehr Licht und Nachdruck, als die gemeine Redensart: Es nahet sich alles der Verwesung; oder: Es gehet alles mit starcken Schritten nach der Verwesung; massen sie uns die Verwesung als eine Person vorstellet, ihr eine Herrschaft zuleget, und eine Begierde und Bemühung die Gräntzen derselben immer weiter auszubreiten.

(d) Die Metapher, welche das Blut als ein Lebens-Oele vorstellet, könnte nicht bequemer seyn: Und wir erkennen in dieser und andern dergleichen Beschreibungen den Pinsel eines geschickten Mahlers, dessen Kunst in der

Der Sinnen schwächliches Empfinden
Verkündigt schon der Fäulniß Graus.

Wohlan! Der Cörper mag verstäuben,
Sein blöder Zeug kan nicht besteh'n,
Doch du, O Seele, wirst du bleiben?
Wie, oder must du mit vergeh'n?
Ist dann dein Stoff auch ein Gedränge
Von Theilen ohngezählter Menge,
Woraus der Cörper zugericht?
Ein Bau von so viel tausend Stücken,
Auf welche Zeit und Zufall drücken,
Bis ihre Fügung wieder bricht?

Doch nein! Du öffnest deine Schätze
Und legest uns ein etwas dar,
Das keines Cörpers Grundgesetze (e)
Das keine Mischung je gebahr.

Anmerckungen.

Wahl der kleinsten und absonderlichsten Umstände, die zur Ausbildung des Gemähldes vortrefflich dienen, und meistens in der bequemen Anwendung der Beywörter, besteht.

(e) Die Constructio activa hat hier etwas zweydeutiges, oder wenigstens nicht Deutlichkeit gnug. Man könnte Grundgesetze und Mischung im Klagefalle nehmen, aber das wäre wieder die Absicht des Poeten. Die Meinung, die alsdann herauskäme, ist zwar so offenbar unbequem, daß nur ein kleines Nachsinnen vonnöthen ist, sie zu verwerffen, und die wahre Meinung zu entdecken. Dennoch hat Quintilianus den Scribenten befohlen, dergleichen Arten von Zweydeutigkeit eben so sorgfältig zu vermeiden als gewisse andre, welche der verständigste Kopf nicht auflösen kan. Vitanda imprimis ambiguitas, sagt er, non hæc solum, quæ incertum intellectum facit, ut, Chremetem audivi percussisse Demeam, sed illa quoque, quæ etiamsi turbare non potest sensum,

ia

Was ist ein Leib ? Des Geistes Hülle,
Sein Klumpe liget todt und stille,
So oft ihm ein Beweger fehlt.
Nicht so der Geist, der lebt und dencket,
Mit schneller Macht die Sinnen leucket,
Erwiegt, beschleußt, verwirfft und wehlt.
So lerne dann, daß Tod und Sterben
Allein in grobe Cörper dringt,
Und der Verstörung Grundverderben
Ein geistlichs Wesen nie bezwingt.
Der Mischung Bau wird leicht zerstücket,
Dich aber hat ein Seyn beglücket,
Das weder Stück noch Theile kennt,
Vergeblich sucht der Raub der Zeiten
Dein einfach Wesen zu bestreiten,
Was nicht gefügt, wird nicht getrennt.

Ists

Anmerckungen.

in idem tamen verborum vitium incidit, ut si quis dicat, visum à se hominem librum scribentem. Nam etiamsi librum ab homine scribi pateat, male tamen composuerat, feceratque ambiguum, quantum in ipso fuit. Vortreffliche Scribenten lassen manchmahl dergleichen Unrichtigkeiten mit Vorsatz stehen. Sie werffen damit dem Neide ein Bein vor, daran er nagen möge, damit sie inzwischen ungestöret bleiben.

(f) Was ich oben in der ersten Anmerckung von den wahrscheinlichen poetischen Gründen beyläuftig gesagt habe, davon giebt uns diese Strophe ein gar deutliches Exempel. Sonderlich ist in den zwo letztern Zeilen die Wahrscheinlichkeit in das helleste Licht gesetzet. Denn wenn die Seele von einer göttlichen Natur ist, die Gottheit aber in ihrer Natur unzerstöhrlich und nothwendig ist, so hat der poetische Schluß:

Wer kan ein solches Seyn zerstöhren?

seine völlige Richtigkeit. In den folgenden Strophen führet der Poet den Unterfatz seines poetischen Schlusses weitläuftiger aus, und zeiget aus den wunderbaren

Wir-

Ists glaublich daß dich Gott zernichte?
Er machte dich zu groß und schön.
Schau welch ein Glantz! Schau welche Früchte
Aus edler Seelen Trieb entsteh'n!
Mich deucht, in jeder Seele funckelt,
Wenn sie kein grober Dunst verdunckelt,
Ein Schimmer von der Gottheit Licht,
So zeugt er auch von ihrem Währen,
Wer kan ein solches Seyn zerstöhren?
Was Göttlich ist, das stirbt doch nicht. (f)

Schau wie bey Sturm und Kriegs-Gefahren
Ein Mann oft einen Hauffen schreckt,
Und für dem Raub der wilden Schaaren
Den unbewehrten Säugling deckt!
Wie dort ein Held von Gott beseelet
Die Wohllust fleucht, die Sorgen wehlet,
Vor andrer Glücke sich verbannt; (g)
Er wacht, damit wir sicher schlaffen,
Erhält sein Volck durch Witz und Waffen,
Und stirbt mit Lust für Kirch und Land.

Und ihr der Weisheit ersten Söhne,

Anmerckungen.

Wirckungen der Seele, und den Kräften, von welchen sie herrühren, daß die Seele etwas von dem göttlichen Wesen in sich habe; Divinæ particula auræ. Welches ihm Anlaß giebet, sich in die herrlichsten Beschreibungen auszubreiten.

(g) Diese Redensart ist sichtbarlich von besonderm Nachdruck. Sie stellet uns einen tugendhaften Menschen in solchen Umständen vor, daß er entweder sich selber des Umganges mit seinen Freunden und Anverwandten, des Genusses seiner Güter und Häuser, berauben, oder andere von seinen Mitbürgern im Elende und in der Noth sehen muß; da er die Großmuth hat, das erstere zu erwehlen, und diesen zum besten aus freyem Willen in das Elend zu gehen. Opitz hat dasselbe Wort mit gleichem Nachdruck von den Tyrannen gebraucht:

Die erstlich gute Leut, hernach sich selbst verbannen.

Geweyhte Dichter ! Heilger Chor!
O welche Kraft ! O welche Thöne
Durchdringen plötzlich Hertz und Ohr!
Es würcket euer mächtger Wille (h)
Der tiefsten Sinnen Sturm und Stille,
Er stellt den Regungen Gebot.
Ich hör , ich höre Davids Lieder,
Der Himmel steigt zu uns hernieder,
Und unser Geist hinauf zu Gott.

Wer zehlt das Heer der lichten Sternen,
Wer mißt der Sonnen schnellen Lauf ?
Wer dringt in ungemessne Fernen
Und deckt der Himmel Ordnung auf?
Ists nicht des Geistes Wunderstärcke ?
Hier setzt er Schrecknißvolle Wercke ,
Gebäude , die den Wolcken drohn.
Bald stürtzt er wieder Thurm und Mauren.
Die Last , die ewig schien zu dauren ,
Sein donnernd Ertz zermalmt sie schon.

Doch hör ich nicht ein Lied erklingen ,
Das unsern Geist zu prächtig schmückt,
Und eines Wesens Kraft besingen
Aus dem so mancher Mangel blickt?
Wo bleiben seiner Stärcke Proben ,

Wann

Anmerckungen.

(h) Sturm und Stille in den innersten Sinnen würken ; und den Regungen Geboth stellen , hat den Schein von einem Wunderwercke ; da izo dieses dem Willen zugeschrieben wird , den man in eine Person verwandelt, empfängt die Rede daher etwas ungemeines an Leben, und Nachdruck. Ein schlechter Poet hätte sich begnüget zu sagen : Ihr könnet die Gemüther nach Belieben in Bewegung bringen , und wieder besänftigen , ihr könnet die Affecte , nachdem ihr sie durch eure Kunst aufgebracht habet , eben so leicht wieder stillen. Das wäre auch nicht übel gewesen ; aber wie matt , wie unbelebt ist es gegen dem obigen , wie prosaisch!

Wann der Begierde wildes Toben
Dem schwachen Herrscher selbst gebeut?
Ist dieses der gepriesne Schimmer,
Den Wahn und Zweifel je und immer
Mit dickem Nebel überstreut?

Wohlan! Es mengt in unsre Schätze (i)
Sich auch der Schwachheit Zusatz ein;
Doch dies bestärcket selbst die Sätze
Von unsers Geistes stätem Seyn.

Anmerckungen.

(i) In dem dritten Cap. der französischen Briefe sur la Religion essentielle à l'homme wird ein Mensch eingeführet, welchen seine Empfindungen und Begriffe nach und nach so weit führen, daß er endlich bis in eine andre Welt hindurchdringet. Seine Vernunftschlüsse kommen mit unsers Poeten Gedancken in dieser und den 3. folgenden Strophen sehr genau überein, und können für eine weitere Ausführung derselben genommen werden. Une autre experience, heißt es von diesem Menschen, le conduit plus loin. C'est la pente invincible, qu'il a pour le bonheur. Ce sentiment, qui marque une espece de disette, lui fait faire une attention; c'est qu'il y a une sorte de distance entre ce but auquel il aspire, & l'état où il est actuellement: Il comprend que le désir inseparable de son être, ne peut être desavoué de celui qui en est l'auteur: Il en conclut, que le Bonheur est la fin de sa destinée. Cette conclusion le conduit à une autre. Il remarque que ni lui ni les autres hommes, qui tous ont le même desir, ne parviennent point à leur but; que du moins il n'y parviennent pas dans le rôle si court qu'ils jouent sur cette terre; que s'il étoit possible, qu'ils n'y parvinssent jamais, le grand ouvrier auroit manqué son but. - - Il en conclut que le rôle qu'ils jouent en ce monde, n'est que le commencement de leur existence, ou de leur durée; qu'il doit y avoir au delà une maniere d'exister que nous ignorons; - - que ce but doit avoir son accompliſſement ailleurs.

Wo bliebe sonst des Schöpfers Liebe,
Der uns durch so viel starcke Triebe
Zur Forschung seiner Wunder treibt,
Wofern wir, ehe wir erbleichen,
Den Zweck, aus Schwachheit, nicht erreichen,
Und nach dem Tode nichts mehr bleibt?

Es bringt doch unsrer Gaben Menge
Uns oft im Leben nur Verdruß.
Wie mancher kürtzt nicht dessen Länge
Durch vieles Wissens Ueberfluß?
Gebricht mirs hier an Ruh und Glücke,
Obgleich kein Fernglaß meine Blicke
Des Mondes Flecken je gelehrt,
Ob Hügens Fleiß in jenen Fernen (k)
Mit keinen neuen Folgesternen
Die Herrschaft der Planeten mehrt?

So mercket dann daß dieses Leben
Auf eine lange Zukunft zielt.
Hier ist uns nur ein Raum gegeben,
Drauf unsers Geistes Kindheit spielt.
Dann öffnet sich nach kurtzen Zeiten
Der Schauplatz grosser Ewigkeiten,
Da geht sein Lauf unendlich fort.
So hat die Allmacht es beschlossen.
Hier treibt der Geist die ersten Sprossen,

Was

Anmerckungen.

(k) Diese prächtige Redensart ist auf einen Wahn der Sinnen gegründet, welchen es vorkömmt, der Umkreis der Planeten sey kleiner gewesen, eh sie die Trabanten darinnen wahrgenommen haben. Nachdem denn Hügens ihnen etliche neue von dieser Art gezeiget, hat es ihnen geschienen, ihr Umkreis sey gröſſer geworden. Izo wird diese Vergrösserung demselben zugeschrieben, der sie in unsern Sinnen verursachet hat. Man sagt auf denselben Grund, Columbus habe eine neue Welt zu der alten hinzugefüget.

Was hier gekeimt, das reifft sich dort.

Drum zeigt er jetzt schon ein Gefühle
Von Trieben, die nichts Endlichs stillt,
Er setzt sich immer neue Ziele,
Und sucht umsonst, was ihn erfüllt,
Er wünscht, geneußt und wünscht aufs neue,
Durchgeht der Güter lange Reyhe
Und kan bey keinem stille ruhn.
Gab Gott, der nichts vergeblich füget,
Uns einen Trieb, den nichts vergnüget?
Die Ewigkeit die muß es thun.

O was entdeckt sich meinem Blicke,
Was wird mir für ein Schauspiel kund?
Welch unerforschliches Geschicke
Beherrscht der Erden weites Rund!
Hier seh ich unter Ach und Flehen
Den Heiligen in Qual vergehen,
Den Dampf und Flamme langsam schmaucht;
Wenn satt von Jahren, Lust und Fülle,
Sein Würger dort in sanfter Stille
Den Lastervollen Geist verhaucht.

Wie! Theilt uns denn mit blinder Wage
Ein Schicksal zu, was uns befällt?
Regiert ein Zufall unsre Tage,
Und mischt verwirrt den Lauf der Welt? (l)
Doch nein! Des Zweifels Nebel brechen,
Kein ungerechtes Urtheilsprechen
Entehrt der Allmacht Richterthron.
Du sterblichs Volck! Die Wahrheit lehret,
Dein Wesen wird nicht gantz verstöret,
Es bleibt noch was zu Straff und Lohn.
Es ist, es ist noch ein Gerichte,

Die

Anmerckungen.

(l) Sehet hier die Person des Zufalls, die Milton neben Orchus, Ades, dem Tumult, und der Unordnung als Aufwärter und Bediente des Chaos und der alten Nacht aufgeführt hat.

Die Zukunft kömmt mit Lohn und Schwerdt, (m)
Und reicht mit billigem Gewichte
Den Thaten den verdienten Werth.
Mein Fürwitz soll sich nicht vergehen,
Den tieffen Abgrund einzusehen,
Der hier der Allmacht Rath verhüllt.
Doch diesen Satz kan nichts zertreiben;
Gott ist gerecht, die Seelen bleiben,
Was hier gebricht, wird dort erfüllt.

Der Wahrheit Macht ist durchgedrungen
Es schallt ihr überzeugend Wort
Durch ungezählter Völcker Zungen,
In Ost nnd West, in Süd und Nord.
Gesetzt, daß noch ein Hauff bethöret;
Was uns ein Plato Göttlich lehret,
Braucht keines Hurons Beyfall nicht.
Soll dies der Lehre Kraft vermindern,
Wenn dort, vermengt mit seinen Rindern,
Ein viehisch Volck ihr wiederspricht?

Getrost! Es macht sich ihre Stärcke (n)
Durch gröster Geister Zeugniß kund.
Der Helden göttlich schöne Wercke
Entspringen nur aus ihrem Grund,
Sie hören ein geheimes Sprechen:
Ihr Seelen! Eure Cörper brechen,

Doch

Anmerckungen.

(m) Was ist der Zukunft natürlicher als das Kommen? Und mit welchem Leben wird sie zu einer thätigen Person erhoben, und ihr die Rolle der Gerechtigkeit aufgegeben, welche nicht plötzlich schlägt, sondern mit der Zeit kömmt!

(n) Die Betrachtungen des Hr. Probst Reinbecken über die Unsterblichkeit der Seele, geben uns einen solchen grossen Geist zu erkennen, der diese Lehre in ein gantz neues Licht gesetzet, dadurch sie eine ungemeine Klarheit empfangen hat.

Doch euch zernichtet keine Zeit.
O folget einem edlen Ziele!
Verübter Tugend Lustgefühle
Begleitet euch in Ewigkeit.

O Geist, der Geister erste Quelle!
O Wesen unumschränckter Macht!
Schick einen Strahl von deiner Helle
In finstrer Geister trübe Nacht;
Erleucht ein Volck, von dir gebauet,
Dem noch vor seiner Grösse grauet, (o)
Das der Zernichtung Scheusal ehrt,
Und gieb daß nach vollbrachten Stunden
Mein froher Geist, der Last entbunden,
Zu deiner Gottheit wiederkehrt.

Anmerckungen.

(o) In folgenden Zeilen aus einem ungedruckten Gedichte werden diese Gedancken gleichsam erweitert:

Zernichtung unsers Seyns, Gedancke voll Entsetzen,
Der nur ein feiges Hertz bequem ist zu ergetzen,
Das gern das Hoffnungsrecht zur Ewigkeit vermißt,
Weil's zum Unsterblichseyn zu blöd und furchtsam ist!
Das sich zuwieder wünscht und hoffet im Verschwinden
Ein finstres, nichtigs, Glück und Besserseyn zu finden;
Das den Gedancken liebt, daß seine Seel im Ruß
Sich unter todten Schutt dereinst verlieren muß.

Erklärung auf einige Antworten, welche jemand dem Verfasser der Lettres sur la Religion Essentielle à l'homme gegen gewisse Einwürffe Hr. Prof. Breitingers gelichen hat.

Ich bin Eu. Hoche. für ihr gütiges, mit geschickten Anmerckungen angefülltes Antwortschreiben sehr verbunden: Sie lösen sich dadurch für die Uebersendung der Breitingerischen Schrift wieder den ungenannten Verfasser der Lettres sur la Relig. Essent. so völlig, daß aller fernere Danck, den sie mir deßwegen abzustatten belieben, überflüssig und nur eine Würckung ihrer Höflichkeit ist. Sie erklären sich bey diesem Anlasse, daß man auch rechtgläubige Sätze wohl vertheidigen könne: Ich habe dieses Urtheil, welches ihnen die Wahrheit abgenöthiget, mit Vergnügen gelesen, und ich hoffe den Tag noch zu erleben, da Eu. Hoche. gestehen sollen, daß es der guten Orthodoxie überhaupt weit minder an der Wahrheit fehlet, als an deutlicher Vorstellung, und Auswicklung der dabey vorkommenden Begriffe. Lachen sie hier, wann sie wollen; ich lasse darum meine gefasste Hoffnung nicht fahren: Olim hæc meminisse juvabit.

Was indessen meine Gedancken in ihrem Schreiben meistens an sich gezogen, war die Anmerkung, daß der Ungenannte, und die, so seiner Lehre folgen, vielleicht glauben werden, er habe auf Hr. Breit. Schrift schon vorläuftig, eh sie ans

Licht gekommen, geantwortet; auch habe dieser einige Wahrheiten erwiesen, welche jener zugestehe, und in seinem Systeme selbst gebrauche. Ich schlug die von Eu. Hoche. mir hierüber angewiesene Introduction aux quatorze Lettres de l'A. A. de l'edition d'Amsterdam 1733. begierig nach; und da ich sie mit Bedacht durchgelesen, werden Eu. Hoche. mir die Freyheit, ihnen meine Meinung über ihre Anmerckung des mehrern zu eröffnen, hoffentlich nicht in üblem vernehmen.

Ich gestehe dann Eu. Hoched. es sey möglich, daß der Ungenannte sich auf die von ihnen bemeldete Weise gegen Hr. Breit. werde schützen woller: Es sey daß er das, was in dieser Einleitung stehet, bey einer künftigen Antwort wiederhohle, oder sich lediglich darauf beziehe: Allein ich glaube zugleich daß nicht eine jede Antwort auch nothwendig alsobald eine gründliche, und genugsame Antwort sey; und daß insbesondere die in gedachter Schrift des Ungenannten vorkommende Beantwortungen, mit dem andern von sich selbst fallen, wann man mercket, wie weit Hr. Breitingers festgestellte und erwiesene Sätze reichen; ob dieser gleich nicht ausdrücklich gesagt, der Unbekannte hat auf dieß und jenes so und so, schon vorläuftig geantwortet, ich aber zeige aus dem, und diesem nun abgehandleten, daß er damit unmöglich auskommen könne. Gescheute Leser, wenn man sie einmahl auf die Spuhr der Wahrheit geführet, können sich selbst leicht forthelffen; und es ist so fern daß die Begriffe von der Freyheit des Menschen, von seiner Fähigkeit glücklich zu

werden,

werden, von den natürlich-nothwendigen Folgen und Wirckungen der Dinge, von der Weisheit Gottes ꝛc. welche der französische Verfasser zum Behuffe seiner Sache auch zu gebrauchen nöthig gehabt, die gründliche Anwendung derselben, so wie sie Hr. Breit. das Syst. des Gegners umzustürtzen machet, aufhebe, daß dieser vielmehr durch das, was er der gedachten Begriffe halben gantz freywillig gesteht, selbst Hrn. Breitingern die Waffen in die Hände liefert, mit denen er den Sieg über ihn desto sicherer und gewisser erfechten kan.

Ich glaube hiermit nicht zuviel zu sagen: Eu. Hoche. belieben doch sich die Ordnung der Begriffe beyder Gegner, mit wenigem vorzustellen, und urtheilen dann selbst, wie zulänglich oder unzulänglich der Inhalt dieser Einleitung sey, und was der Fremde sonst von gleichem Gelichter in seinen Wercken hin und wieder gegen die Begriffe Hr. Breitingers einfliessen läßt. Dieser gelehrte Mann denckt so: Gott suchet bey allen seinen Wercken ausser sich, keinen eigenen Vortheil: Gott kan aber, wann er würcket, doch nicht anderst würken, als gemäß seinen Eigenschaften: Diese erforderten, daß er eine Welt erschüffe, in welcher neben tausenderley andern höhern und niedern Geschöpfen sich auch der Mensch befände; das ist, ein Geschöpfe, welches just diejenigen und keine andern Eigenschaften, und Grade der Kräfte hat, als die zum Beariffe eines Menschen gehören; Ein Geschöpfe, wo jedes Individuum Kraft seiner besondern so und nicht anderst beschaffenen

Bestimmungen, mit dem Gantzen nach Zeit und Ort auch seine eigene besondere Verbindungen als die beste von Gott bekommt. Seine Güte erstreckt sich über alle Geschöpfe. Seine Weisheit zeiget ihm, wie die höchstmögliche Vollkommenheit in dem Gantzen könne erhalten, und mithin auch die höchstmögliche Güte erwiesen werden. Und durch die Gerechtigkeit endlich eignet Gott einem jeden seiner Geschöpfe, und also auch dem Menschen das zu, was seine Weisheit als gereichend zur Erhaltung des höchstmöglichen Guten einsiehet. Da aber die Menschen durch den Mißbrauch ihrer Freyheit sich in Sünde, und folglich in Unvollkommenheit stürtzen können, wer will darthun, daß in der bestmöglichen Verknüpfung, in welcher sie mit dem Gantzen stehen mögen, dies mit enthalten seyn müsse, daß Gott nicht zulassen könne, daß sie würcklich fallen; oder wann sie gefallen, er dieselbe durch übernatürliche Mittel entweder insgesamt, oder einiche darvon, wieder herstellen müsse; daß es geschehen müsse jetzo in der Zeit, oder dann in der Ewigkeit ꝛc. ꝛc. Dieses zu bestimmen meinet Hr. Breitinger sey über unsere Kräfte; und ich glaube, es werde jeder, der nachsinnet, was dazu erforderet würde, es mit ihm auch so glauben müssen.

Hingegen ist des Ungenannten Lehrgebäude zu folge obgedachter Einleitung dieses: Gott der für sich bey der Erschaffung aller Dinge keinen eigenen Vortheil suchen konnte, mußte nothwendig das Glück seiner Geschöpfe, in so fern sie desselben fähig sind, zum Zwecke haben. Sie sind

aber

aber desselben fähig, wo nicht allemahl hier in Zeit, doch in der Ewigkeit. Dieß ist der einige Zweck, den Gott hat haben können. Seine Weisheit, und seine Gerechtigkeit sind keine Begriffe, die der Güte im Weg stehen; sie gewähren nur die Art und Weise, nach welcher Gott zu seinem Zweck kommt, und die Menschen zum Glücke bringt. Die Gerechtigkeit insbesondere, so wie sie in Gott wesentlich ist, sollte ehe Billichkeit (Equité) heissen; der Begriff der Härte (de la Rigueur) ist bey derselben nur zufällig, und hätte ohne den Fall des Menschen keinen Platz: So fern aber diese Billichkeit mit oder ohne die Härtigkeit ein Mittel wird, dadurch seine Güte erwiesen wird, harmonieren beyde, und kan es nicht fehlen, denn daß alle Menschen zur Glückseligkeit gelangen.

Ich frage nun Eu. Hoche. ob nicht aus den vesten Sätzen Hr. Breit. nemlich der besonders bestimmten Einschränckung der menschlichen Natur, der Unwissenheit der Menschen, auf was Weise in der gantzen verknüpften unendlichen Reihe der Dinge die höchste mögliche Vollkommenheit erhalten, und wie also in Ansehung derselben auch die höchste mögliche Güte erwiesen werden könne, natürlich flieſſe daß der Unbekannte viel zufrühe den Schluß mache: Die Menschen **alle** und **jede** seyn nach ihrem Zustand, ihrer Aufführung und Verknüpfung mit dem **Gantzen** ohne Widerrede der Glückseligkeit fähig, und weil Gott bey der Hervorbringung aller Dinge nicht seinen eigenen Vortheil suchen könne, müssen sie zu derselben nothwendig gelangen. Wie wenig will es sagen, wann derselbe

be wieder Hr. Breit. Sätze gleichsam als eine unhintertreibliche Abfertigung vorbringt: **Es lasse sich die Gerechtigkeit Gottes ꝛc. seiner Güte nicht entgegensetzen, so daß eine die andere aufhebe; Gott sey ein einfaches Wesen, in welchem also die Eigenschaften, und derselben Würckungen nicht wider einander stehen.** Dieß alles bleibt ja auch in Hr. Breit. Lehrgebäude wahr. Lieber wer kan sich vorstellen, daß Gottes Güte um deßwillen endlich, und eine in so weit aufgehobene Güte sey, weil sie sich nicht weiter erstreckt, als es durch das Wesen und die Natur der Dinge und durch diejenige Verknüpfung eines jeden Individui mit der gantzen Welt, vermittelst welcher in dem Gantzen, zusammengerechnet, die meiste und höchste Vollkommenheit erhalten wird, möglich ist. Mir fällt es unmöglich zu begreiffen, daß die Güte Gottes anderst in Gott sey, als wie sie mit der höchsten Weisheit, Gerechtigkeit ꝛc. besteht; wird sie weiter ausgedehnt, so wird sie ein Non Ens; noch mehr, sie wird eine Sache, die wann sie möglich wäre, das Werck Gottes nothwendig, durch den und diesen Erfolg müßte unvollkommener machen als es jetzo ist. Dieses nun vorausgesetzt, und daß die eigene Beschaffenheit, und bestmögliche Verknüpfung einicher Individuorum mit allen übrigen Dingen nicht zulasse, daß diese einzele Geschöpfe zu mehrerem Glücke gelangen als sie gelangen, wenn je die meiste und höchste Vollkommenheit in dem Gantzen soll erhalten werden; soll es dann heissen, die Gerechtigkeit Gottes werde seiner

ner Güte entgegen gesetzt, ein Begriff hebe den andern auf, wenn Gott bey diesen einzelen Individuis ein Uebel zuläßt, damit nicht ein noch grösseres entstehe, im Fall daß er es nicht zuliesse? Wenn Eu. Hoche. einem trägen und unnützen Bettler nicht einen Thaler schencken, sowohl in Betrachtung der Convenienz dieses ihres gegenwärtigen Betragens, als in Absicht auf die viele gute Folgen, die dieser Abschlag, ich will setzen nur für ein Jahr haben würde, (weil doch derselbe mit allem Künftigen verknüpfet ist,) hebet dann ihre Weisheit, und Gerechtigkeit, die sie diesfalls erzeigen, ihre Güte auf? Mich dünckt ein Weiser werde sich nicht einmahl eine andere Güte wünschen.

Eu. Hochedlen gedencken vielleicht; **es sey eine unerwiesene Sache, daß das Bestmögliche welches Gott bey seinen Geschöpfen erhalten kan, wircklich mit dem Unglück einzeler Arten, oder** *Individuorum* **begleitet sey.**

Sie haben gantz recht: Allein es ist nur darum zu thun, ob es möglich, nicht ob es wircklich sey; ob man einen Widerspruch finde, wenn man es setzet: Und ob in diesem Falle dann die Eigenschaften Gottes einander aufheben. Von diesem letztern habe ich Eu. Hoche. die Ehre gehabt meine Meinung zu sagen: Werden sie mir aber nicht auch die Möglichkeit des erstern gestehen, wenn sie belieben sich des oben schon angedeuteten zu erinnern? Eine jede Art der Geschöpfe und also auch der Mensch hat seine besondere Einschränkung, durch welche er eigentlich der wird, der er ist. Diese machet ihn nun tüchtig, just in die,

und keine andern Umstände gesetzt zu werden, als er gesetzet wird: Gesetzt nun, er mißbrauche in denselben seine Freyheit so, und denn, wie er es thut; ist es ein Widerspruch, daß die Folgen dieser Aufführung so beschaffen seyn, daß er natürlicher Weise nicht aus dem Elend herauskommen wird: Und was haben wir einzuwenden, wenn Gott dann durch würckliche Zulassung derselben weit mehr gutes in andern Geschöpfen, mit denen diese verknüpfet sind, erhält, als wann er es hinterte? Ich habe ja nicht nöthig Eu. Hoche. zu erinnern, in wie viel tausend Fällen etwas Unvollkommenes dienen könne, etwas Gutes zu befördern, und sage nur, wie ich nicht sehe, daß es ein Widerspruch sey, setzen, daß auch ein immerdaurendes Unglück einicher einzeler Geschöpfe, natürlicher Weise in der Welt platz haben könne; eben so wenig, als es nach des frantzösischen Verfassers eigenen Geständniß eine solche Unmöglichkeit ist, daß die Menschen wenigstens eine Zeit lang Elend und Unglück ertragen. Die Offenbarung muß dann aber ausmachen, ob es wircklich seyn werde. Hier hat man genug, wann man es als möglich begreifft.

Eu. Hoche. scheinen aber selbst in ihrem Schreiben mehr von der folgenden Antwort zu halten, welche der Ungenannte in besagter Einleitung nicht undeutlich auf diese gesetzte innere Möglichkeit einer solchen Verbindung der Dinge giebt, bey welcher das beste in dem Gantzen, nicht ohne das Uebel einicher Theile bestehen kan: Nemlich; **Wenn Gott seine Geschöpfe nicht könnte glük-**

lich

lich machen, so sollte er lieber keine erschaffen haben; weil doch die verderbte Menschen selbst, wenn sie das Vermögen hätten, Geschöpfe ausser sich hervor zu bringen, es in dem Falle nicht thäten, da sie wüßten daß dieselbige unglücklich würden.

Ich darf gegen Eu. Hoche. frey seyn, und darum ohne Scheue sagen, daß dieses mich von Herzen schwach dünckt: Der Schluß ist nemlich darauf gebauet, daß die Geschöpfe Gottes nur aus den einigen Menschen bestehen. Es ist freylich wahr, eine Welt ohne das Merckmahl der Güte Gottes, ja der höchsten Güte die möglich ist, würde ein Werck seyn, das Gott nicht geziemet; aber wer hat denn dem Unbekannten gesagt, daß nur die Menschen auf der Welt seyn, und mithin Gott nur allein für sie zu sorgen habe? Lieber wie viel andere Dinge kan der Mensch unter und über ihm erkennen, die eben sowohl Gottes Geschöpfe sind, als die Menschen: Und wie viel tausend Arten, vermuthlich auch noch andrer vernünftiger Geschöpfe, mögen seyn, die wir nicht erkennen? Ich meines Theils möchte in Ansehung der Verschiedenheit und Menge der Geschöpfe Gottes eben nicht den Schnitzer begehen, den die guten Kirchenväter in Ansehung der Gegenfüsser gemacht. Ich wollte doch gern hören, was der Ungenannte gedächte, wenn er nach Durchlesung der Entdeckungen der Gestirnsverständigen und des Gedichtes Essai on Man von Herr Pope, etwann bey einer hellen Nacht den Himmel betrachtete. Wir haben aber zu unserm Zwecke nicht einmahl

so viel nöthig ; lasse man den Satz nur gelten , in so fern er gantz keinen Widerspruch leydet ; ich will sagen in Absicht auf die Geschöpfe Gottes , vernünftige und unvernünftige , die uns neben den Menschen bekannt sind , und in Absicht auf die Verschiedenheit der Individuorum , die unter dem Geschlechte der Menschen stehen , es ist schon genug. Nemlich diese Geschöpfe alle zusammen genommen (gesetzt es seyn weiter sonst in der gantzen Welt nirgend keine andere mehr als die wir kennen ,) machen ein gantzes aus : Und in diesen , (alle zusammen genommen ,) kan es wegen ihrer besondern und jedem Individuo eigenen Einschränkung , und der daher entstehenden NB. auch einziger möglich besten Verbindung mit einander , ja wohl seyn , daß einiche einzele Arten oder einiche Individua gewisser Arten , für sich des Glücks entweder für eine gewisse Zeit , oder aus dem gleichen Grunde für immer missen ; und daß eben dadurch das höchstmögliche Gute in dieser Welt entsteht ; welches allezeit gegen das berechnet , was unvollkommen ist , weit mehr beträgt. Aber nun gesetzt , die Menschen wären eine solche einzele Art dieser Geschöpfe , oder doch wenigstens unter den Menschen einiche Individua ; warum solt Gott lieber keine Welt erschaffen ? Warum sollen nur diese allein seine Lieblinge seyn ? Gewiß dieß ist ein wenig zu vornehm von sich selbst , und hingegen zu schlecht von der Unendlichkeit der Eigenschaften Gottes gedacht : Mich nimmt oftmahl mehr wunder , daß für die Menschen überhaupt und für einzele Individua dieser Art der Geschöpfe

ihrer Beschaffenheit, und dem Ort, den sie in der Welt ausfüllen, noch so viel unverdiente Güte Gottes platz haben kan, als daß ihnen nicht mehr zukommen mag. Urtheilen demnach Eu. Hoche. über den Satz des Ungenannten, und über folgende Rettung desselben, welche mich an einem andern Orte seiner Schriften besinne gelesen zu haben: „ Gesetzt (sagt er) daß durch die Zulas„ sung des Unglücks einicher Geschöpfe das „ höchstmögliche Gute in dem Ganzen erhal„ ten werde, was haben diese einzeln davon? „ Nichts: Man gestehet es gern. Aber der Gegner soll erweisen, daß Gott um deßwillen lieber noch das übrige Gute, welches zusammengerechnet weit mehr beträgt, als das, so man sich bey der gäntzlichen Unterlassung des Werckes der Schöpfung vorstellen kan, hervorzubringen hätte unterlassen sollen. Der Beweiß kommt mir etwas schwer vor, wenigstens glaube ich dißfalls nicht, bis ich sehe.

Ich muß E. Hochedlen bitten, sich die Zeit nicht lange werden zu lassen. Ich habe das meiste gesagt: Doch thäte es mir weh, wann ich nicht noch etwas über die Anwendung einicher Begriffe beybringen dürfte, welche der Ungenannte zum Behuffe seines Systeme eben sowohl gebrauchet, als Hr. Breitinger bey dem seinigen. Schreiben sie diese Verlängerung ihnen selbst zu; sie haben mir den Anlaß dazu durch ihre nicht unbegründete Vermuthung gemachet, es möchte Leute geben, die glaubten Hr. Breitingers Schrift müßte eben nicht gar zu gründlich seyn, weil der

fremde

fremde Verfasser diese Sachen selbst gestehe, und so gar gebrauche. Nemlich Eu. Hochedlen, indem sie die gedachte Anmerckung gemachet, richteten ihre Augen auf die Begriffe von der Freyheit, von der besondern Einschränckung, von der Fähigkeit und Unfähigkeit der Geschöpfe, item von der natürlich-nothwendigen Würckung, und den Folgen der Dinge; aus welchen Hr. Breitinger zeiget wie es möglich sey, daß durch eben diese Sachen das Glück einicher einzeler Geschöpfe, so wie es der Ungenannte haben will, gehintert werde, und gehintert bleiben könne, (denn der Grund gehet auf dieses so gut an, als auf jenes,) dabey zugleich behauptet wird, man schränckе die göttliche Güte deßwegen nicht ein, wenn man glaubt sie thue nichts, als was mit der höchsten Weisheit bestehen könne. Diese Begriffe sind es, die der Unbekannte beyzubehalten gut befunden, obschon man meinen sollen, es wären just die Sachen, die er nimmermehr würde gelten lassen, da sie seinem Systeme so sehr schaden. Nemlich fraget man denselben; wie kommts, da der Begriff von der Güte Gottes für sich betrachtet nur lauter Gutes thun in sich schließt, daß dessen ungeachtet der Mensch sich in Unvollkommenheit, Sünde, Elend und Jammer befindet, wenigstens in dieser Zeit? Wie reimt sich dieß mit der göttlichen Güte? ꝛc. So ist die Antwort eben diejenige, welche Hr. Breitinger giebt seine Sache zu erweisen. Da, heißts, stehen im Wege, die Freyheit des Menschen, die natürliche Ordnung der Dinge, da jedes seine bestimmte Folgen nach

seiner

seiner Beschaffenheit, seinen Umständen ꝛc. haben muß. Or Dieu ne renverse point l'ordre Naturel: Ce seroit desavouer la sageſſe qui regne dans toutes ses œuvres: La Bonté infinie ne sçauroit s'opposer à cet ordre sans lequel tout seroit confondu: Item; les Miseres de la vie sont une demonstration parlante de la necessité des Moyens indirects; nemlich die Menschen zum Glück zu bringen: La divine Bonté consentiroit-elle à ce que les hommes souffrissent tant de maux, si elle pouvoit les leur epargner? Item: Un être sans Liberté ne seroit plus l'homme, & il faudroit demander, pourquoi Dieu a trouvé a propos, de former des hommes. La liberté de l'homme exige que Dieu se serve de Moyens pour les ramener à l'ordre, tout changement subit aneantiroit l'usage de sa liberté &c. So schreibt der Ungenannte, und durch diese unerwartete Freygebigkeit könnten gewisse Leute Anlaß nehmen von Hr. Breitingers Schrift nicht allzugünstig zu urtheilen; ich gestehe es, aber gestehen Eu. Hochedlen mir auch, (ich fordere nur was wahr ist,) daß ein solch Urtheil, wer es immer fällen möchte, übereilet sey; und der Ungenannte sich mit seinen eigenen Waffen schlage. So bleibt es denn dabey; nach dieser Bekänntniß des Gegners bleibt die Güte Gottes dieselbe in ihrer völligen Kraft, ob sie schon der Beschaffenheit, Fähigkeit, und natürlichen Ordnung, die sich in und bey den Geschöpfen befinden, auf gewisse Weise nachgeben muß. Kan ich nun den Ungenannten

nach

nach seinem andern mit diesem nicht wohl zusammenstimmenden Grundsatz nicht mit Recht fragen: Warum erspart die göttliche Güte den Menschen nicht auch dieses Uebel alles; und bringt sie nicht ohne dasselbe zur Glückseligkeit? Sie kan es nicht, sagt er, weil jenes im Wege steht. Wie aber wenn es immer im Weg stehen sollte? Wie ist zu erweisen, daß dieses und jenes einzele Individuum &c. zur Erhaltung der Absicht Gottes, das höchstmögliche Gute in dem Gantzen zu befördern, nothwendig durch sein eigen Glück etwas beytragen werde? Man weiß ja so wenig daß die künftige Beschaffenheit und immerwährende Umstände, welche einem jeden besondern Individuo als eigen zukommen, diese Glückseligkeit in sich schliessen, als wenig man weiß, daß sie (gleich den gegenwärtigen) dieselbe nicht mit sich bringen werden. Der Ungenannte will darum auch lieber den Nodum gordium zerschneiden, als ihn aus der Natur der Dinge auflösen: Er sagt, es muß so seyn, daß die Menschen zum Glücke kommen, weil sonst Gottes Güte durch seine Weisheit und Gerechtigkeit eingeschränckt würde. Gleich als ob diese Einschränckung, (wenn dieß wahr ist,) nicht schon vorhanden sey, wenn die göttliche Güte nach des Gegners eigener Geständniß den Menschen nicht anderst als durch viel Elend und Unvollkommenheit zum Glücke bringen kan; und gleich als ob man dieselbe, **so wie sie in Gott ist**, sich ohne Weisheit und Gerechtigkeit vorstellen müßte. Ich beziehe mich aber über diese Einwendungen im mehrern auf das oben gedachte. Gewiß diese lezte

Eigen-

Eigenschaften sind in dem Begriff, nach welchem man sich Gott vorstellt, da er jetzt eine Welt erschaffen wollen, eben so wesentlich, als die Güte: und es ist eine Verwirrung der Dinge, wenn der Ungenannte vorgiebt, das, was in der Idee der Gerechtigkeit Härte heißt, sey nur etwas Zufälliges; etwas, das nicht platz gehabt hätte, wenn die Menschen nicht würden gesündiget haben. Diese besondere **Ausübung** der göttlichen Gerechtigkeit ist wohl zufällig; eben wie auf gleiche Art die **Ausübung** der göttlichen Güte zufällig ist, als die ja auch erst zu sehen ist, nachdem Gott Hand an sein Werck geschlagen hat: Aber nicht die Eigenschaft, und der Wille Gottes so und nicht anderst gegen seine Geschöpfe zu handeln, in so fern derselbe in Gott betrachtet wird. Man kan ja doch seyn, was man ist, ob man es gleich nicht immer in dem Wercke zeiget;

- - Quamvis tacet Hermogenes, Cantor tamen atque
Optimus est modulator. - -

Der Zweck Gottes bleibet auch immer einfach. Dieser ist das **mögliche Beste**, wie es die Beschaffenheit und Verknüpfung seiner Creaturen leidet, in dem Gantzen zu erhalten. Dasselbige aber einzusehen und zu erlangen ist ein Werck nicht allein seiner wesentlichen Güte, sonder dazu gehören auch noch seine Weisheit, Gerechtigkeit und Macht, welche in ihm sind, wie die Güte: Oder besser zu sagen, die von seiner Güte, **welche auf die mögliche Förderung des Glücks der Geschöpfe gehr**, nicht unterschieden sind, nur daß wir wegen unsrer

Schwach-

Schwachheit die Güte durch abgezogene Begriffe uns bald vorstellen, in so fern sie bloß eine Neigung ist Gutes zu erweisen, bald aber in so fern sie eine erleuchtete Güte ist, die sich nach den Geschöpfen, und der Erkänntniß dessen richtet, was in der gantzen Welt, **bey so beschaffenen Sachen wie sie sind**, das höchste Gute, die meiste Vollkommenheit, heissen kan: Unsre Vorstellungen ändern indessen in dem einfachen Wesen Gottes nichts.

Dieses sind meine Gedancken: Ich bin zum Zwecke gekommen, wenn Eu. Hochedlen daraus erkennen, es werde vergebens seyn, wenn der Ungenannte, oder andere, in Ansehung der Schrift Hr. Breitingers sich auf die von ihnen vermuthete Weise verhalten sollten. Käme es darzu, so würde Hr. Breitinger mit mehrerm Recht sich hinwiederum statt einer Antwort auf seine Sätze und derselben natürliche Folgen beruffen können. Indessen laßt uns immer die Wahrheit suchen. Wissen sie daß nächstens eine französische Uebersetzung von Hrn. Breitingers Schrift ans Licht treten wird? Ich verharre mit aller Hochachtung ꝛc.

Von

Von der verblümten Schreibart. (*)

Diese **verblümte Schreibart** bestehet aus uneigentlichen, figürlichen und verblümten Ausdrücken und Gleichnissen. Sie ist eingeführt worden, I. den Begriff durch die Vergleichung mit einem andern, der eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, in ein klåreres Licht zu setzen, und gleichsam sichtbar zu machen: Opportunus translationis usus illustrat orationem, schreibt Quintilianus; II. den Ausdrücken eine besondere Kraft, ein Gewicht und einen Nachdruck zu geben, damit sie desto tiefer in das Gemüthe des Lesers eindringen, wann sie durch ihre reichen Bilder ähnlicher Dinge die Sinne und das Gemüthe füllen.

Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quæ sunt oculis subjecta fidelibus.

Horat. A. P.

III. Durch die Entdeckung der verborgenen Aehnlichkeiten der Dinge den Geist des Menschen zu ergötzen und zu belustigen. Car nous aimons suivant la remarque d'Aristote, à voir une chose dans une autre, & ce qui ne frappe pas de soy même, ni à face decouverte, surprend dans un habit emprunté, & avec une masque.. Demnach irren diejenigen gröblich, die sich bereden, daß die Vorstellungen ähnlicher Dinge, oder die Vergleichungen die Kraft eines Beweises haben, massen sie alleine dienen zu erklären und zu belustigen. Ich habe wahrgenommen, daß dieser Irrwahn bey unsern Poeten fast

(*) Ist die Fortsetzung der Abhandl. von dem Sinnr. und Scharfsinn. aus der Anl. des verd. Geschmacks.

allgemein ist, wie ich solches an einem andern Orte und zu einer andern Zeit darthun will. Wann nun die verblümte Schreibart ihren Zweck treffen soll; so muß sie nach den Grundregeln des Scharfsinnigen eingerichtet seyn, die ich oben ausgeführet habe, und nach denselben muß sie auch beurtheilt werden.

Die **Schweitzerische Mahler** (*) haben eine Probe von der verblümten Schreibart gegeben, da sie nach Opizens und andrer Exempel eine **Beschreibung des Reiches der Freude gemachet.** Dieselbige hat Herr **Philologus** in dem 24sten Stücke der **Tadlerinnen** sehr unbescheiden angezäpft. Ich will die Stelle gantz hersetzen, damit ihr daraus die Scharfsinnigkeit und Höflichkeit dieses critischen Magisters um etwas ermessen könnet. **Die Mahler scheinen mir nicht die rechten Richter der sinnreichen Schreibart zu seyn. Wie sollte ich das Urtheil derer annehmen / die mit eben den Fehlern behaftet sind / so sie an andern tadeln? Herr Rubens weiß von nichts als**

(*) Diesen Titel hat eine moralische Wochenschrift, die in den Jahren 1721. 1722. zu Zürich herausgekommen, daher empfangen, weil die Verfasser derselben, die Arbeit eines jeden von des andern zu unterscheiden, solche mit den Nahmen berühmter Mahler gezeichnet haben. Da übrigens der Character eines solchen Blats mit dem Character des Mahlers, dessen Nahme darunter geschrieben steht, wenig oder gar nichts Gleiches hat, soll der erste Titel in der verbesserten Auflage, die man jüngst versprochen hat, mit dem einfältigen Nahmen des **Zuschauers** vertauschet werden. Doch wird man den Character, den Addison und Steele ihrem Zuschauer gegeben haben, in etlichen absonderlichen Zügen verändern.

als Phöbus / Galimathias und Wortspielen zu schreyen ; weiß aber nicht / daß er selbst ein Meister in diesen Künsten ist. Leset doch seine Beschreibung die er vom Reiche der Freude gegeben. Ich will jezo nicht an seine über das Land spatzierende Augen / auch nicht an die Blumen gedencken / die ihre Hälse hervorrecketen / und die heiterste Strahlen der Morgenröthe nachmahleten / ja ihm Geruch von Balsam / Weyhrauch und Myrrhen in die Nase bliesen ; wiewohl man über diese hochgetriebenen Redensarten eben so lustige Dinge sagen könnte / als über Neukirchs Verse von ihm geschrieben worden. Wenn aber der Hundsstern gerühmet wird / daß er niemahls die Saat verbrennet habe ; wenn der Nordwind die Wälder niemals ihres grünen Haares beraubet hat ; wenn die Blumen wie Rubinen brennen / und ihre Blätter mit Atlas und Damast schmücken ; wenn der Winter sein gläsernes Eis auf die Berge getragen ; wenn endlich die Freude über alle Sachen / so sie berühret / einen neuen Glantz säet / so weiß ich nicht / was ich von dem Luchsaugigten Verfolger unnatürlicher Gedancken und Ausdrückungen dencken soll ? Ich enthalte mich alle diese Redensarten so lächerlich zu machen, als dieser Schweitzerische Scioppius des Hoffmannswaldaus / Lohensteins und andrer Gedichte gemacht / und wollte nichts mehr wünschen / als daß ihr / wehrteste Tadlerinnen, den scharfsichtigen Herren Rubeen zu einer Vertheidigung seiner Redensarten bringen könntet ; denn ich bin gewiß / daß seine Entschuldigun-

digungen zugleich alle von ihm getadelte Poeten rechtfertigen würden. Weil diese unzeitige Critick, so viel mir bewußt ist, von den schweitzerischen Kunstrichtern nicht anderst als mit Verachtung beantwortet und wiederlegt worden; so will ich die Mühe nehmen, ihre so kühn geforderte Vertheidigung zu verfertigen. Ich habe ausserdem Exempel nöthig meine Sätze recht deutlich zu machen; ich schmeichle mir aber daß diese Vertheidigung eine weit andre Wirckung haben werde, als sich Philologus davon versprechen dörffen. Rubens nennet sich derjenige unter den Mahlern, der seine Feder allein gewiedmet hat, einiche grobe Fehler unsrer deutschen Poeten, die den guten Geschmack verletzen, zu bestreiten. Er hat deßfalls den Frantzosen gefolget, und ihre Gedancken, damit ich mit denselben rede, geheyrathet (*); aber sie mit Exempeln aus unsern deutschen Poeten erläutert, und bekräftiget: So daß derjenige Sinn, der auf die Vertheidigung der getadelten Stellen nur gedencket, in der critischen Wissenschaft schlecht bewandert seyn muß. Der Herr Philologus hat sich nicht getrauet, auch nur eine einige von diesen Stellen zu retten, oder die Lehrsätze des Hrn. Rubens anzugreiffen; er läßt es daran bewenden daß er eine Gegenbeschuldigung machet. Aber

Nil

(*) Diese Redensart wird hier einem Frantzosen zugeleget, und also nur vor Französisch-Deutsch angebracht. Nichtsdestoweniger würde ein Frantzose einen ziemlichen Grund für sie in der engen Verbindung finden, die zwischen den Gedancken zweyer Personen so genau seyn kan, als zwischen ihren Cörpern.

Nil agit exemplum litem quod lite resolvit.

Seine Beschuldigungen fallen auf etliche Metaphoren, die ihm nicht gefallen. Opitz wird eingeführt, wie er den Rubens also anredet: O Freund meiner Poesie! Lasse deine Augen über dieses lustige Land hinspatzieren; führe sie längst diesem grossen Flusse hinauf. ꝛc. Philologus meint, er könnte sich', wenn er wollte, über diese Stelle recht lustig machen. Ich mögte es gern sehen. Weiß er nicht, daß diese Metapher, promener ses yeux, bey den Frantzosen so gemein ist, daß sie fast nicht mehr für eine Metapher gehalten wird. Aber auch die Deutsche Sprache hat keine eigene Wörter, die verschiedenen Bewegungen der Augen und Blicke auf die aussern Gegenstände auszudrücken, sie ist gezwungen sich derjenigen Wörter zu bedienen, durch welche die verschiedene Bewegungen des menschlichen Cörpers bezeichnet werden; daher entspringen die gebräuchlichen und auch in täglichen Gesprächen vorfallende Redensarten, er läßt seine Augen frey herum gehen; er wirfft die Augen auf mich; er hat sie auf diesen schönen Gegenstand angeheftet; er verfolgete mich mit seinen Augen. ꝛc. Diese Redensarten können ihm neue Materie sich lustig zu machen vollauf an die Hand geben. Er kan sich verwundern, wie die Augen ohne Füsse gehen können; ob man sie ohne Schmerzen auf einen Gegenstand anheften könne; ob es möglich sey, daß ein Mensch seine Augen selbst wegwerffen werde; ꝛc. Wenn von den Augen

gesagt wird, daß sie gehen; so wird die gemessene Bewegung ihrer Gesichtesstrahlen von einem Gegenstande zu dem andern angedeutet; können sie nun gehen, warum nicht auch spatzieren? **Spazieren** bezeichnet eine freye Bewegung der Gesichtesstrahlen von einem Gegenstande zu dem andern, wenn sie mit einem Ergötzen vergesellschaftet ist. Oder sage mir Philologus, wie er diesen Begriff eben so starck mit einem einigen Worte ausdrucken wolle? Aber die Augen können nicht nur spatzieren, sie können gar laufen. Der geistreiche Poet Hr. J. U. König sagt in dem Heldenlobe Sr. Königl. Majest. in Pohlen:

Er kan den Augen kaum den freyen Lauf erlauben,
Aus Zweifel ob er auch soll dem Gesichte glauben.

Und der eben so scharfsinnige Hr. Brocks in dem Gedichte von der Allee:

Sonst aber war die Wand so dicke,
Daß, wann die Augen oftermahl
Von Blat auf Blat in Schatten-reichen Tiefen
Verwirret hin und wieder liefen,
Sie keine Thür zu finden wußten,
Und, angenehm beschämt, zurücke kehren mußten.

Ja sie machen zuweilen weitläuftige Reisen, z. E. in desselben Ode von den Bergen:

So entsetzlich sind die Höhen,
Die bald steil, bald rauch, bald glatt,
Daß das Aug von vielem sehen,
Und so ferner Reise, matt,
Kaum zun Gipfeln kan gelangen,
Die, wenn sie voll Wolken hangen,

Nach

Nach dem blöden Augenschein,
Selbst des Himmels Stützen seyn.

Und grad auf dem dritten Blatte stehen diese schöne Zeilen auf das Firmament:

Als jüngst mein Auge sich in die Saphirne Tiefe
Die weder Grund noch Strand, noch Ziel, noch End
(umschränckt,
Ins unerforschte Meer des holen Luft-Raums senckt,
Und mein verschlungner Blick bald hie bald dahin liefe
Doch immer tiefer sanck. - - - -

Philolaus ärgert sich ferner, daß Rubens sagt: Als wir an dem Fusse desselben waren / giengen wir Landwerts ein / von allen Seiten mit Hügeln umschlossen / auf welchen Blumen ihre Hälse hervorreckten / welche die heitersten Strahlen der Morgenröthe nachmahlten / die auf die Wolcken fallen; und die uns Geruch von Balsam Weyhrauch und Myrrhen in die Nase bliesen. Es ist auch in den gemeinen Reden üblich, daß man den Blumen ein Haupt zuschreibet. Besser in dem Lebenslaufe seiner Kühlweinin: Wenn sie unter ihnen stuhnd / liess es ihr wie einer Lilien auf einem Blumen-Felde, welche mit ihrem Atlas-Haupte über alle hervorraget. Und ich finde in dem 39sten St. der Tadlerinnen einen gleichen verblümten Ausdruck: Die Tulpe schien ihren Hals aus Ehr-Begierde hoch zu tragen. Und der Herr Brockes redet in der Betrachtung eines zeitigen Frühlings von der Stirne einer Blume:

Es blühete bereits
Die Silber-weisse Schnee-die güldne Crocus-Blume

Die letzte hebt der güldnen Stirne Zier
Fast ohne Stiel gleich an der Erd herfür.

Und an einem andern Orte vergleicht eben dieser vornehme Poet die vermischten Farben des Regenbogens und der Abendröthe mit den buntvermischten Farben eines Blumenfelds:

Der Iris farbenreicher Krantz,
Des hellen Abendsterns so lieblich reiner Glantz,
Erquicken kaum so sehr das menschliche Gesicht,
Als das auf hundert tausend Arten
Gefärbet und gebrochne Licht
Von einem bunten Blumen-Garten.

Das Wort **nachmahlen** zeiget sehr nachdrücklich die Aehnlichkeit der Farben. Aber vielleicht ärgert ihn am meisten, daß Rubens beyfüget: **Und die uns Geruch von Balsam, Weyhrauch und Myrrhen in die Nase bliesen** Doch ich will zur Vertheidigung dieses verblümten Ausdruckes abermahl eine ähnliche Stelle aus Hrn. **Brockes** b ysetzen.

Haucht ihre Menge nicht den stärcksten Bisam aus,
Sie würtzen durch so angenehme Düfte,
Die voller Amber und Ziebeth,
Die ausgespannten lauen Lüfte,
Daß ihre Balsam-Kraft uns recht ans Hertze geht.

Die Beschreibung der Arten Geruches ist überaus schwer und muß nothwendig durch Vergleichung mit Balsam und andern bekannten wohlriechenden Dingen geschehen. Aber die folgenden Ausdrücke kommen dem Hrn. Philologus noch weit lächerlicher

cher vor: Die Jahrszeiten verändern unsre Felder nicht, der Hundsstern hat niemahls unsere Saat verbrennet / und der kalte Nordwind hat niemahls unsere Wälder ihres grünen Haares beraubet. Er muß in guten Schriften der alten und neuen Poeten schlecht bewandert seyn, daß ihn diese Metaphoren fremd duncken. Horatz:

Hic in reducta valle caniculæ
Vitabis æstus. - -

Carm. L. I. Od. 17.

Und Persius.

En quid agis, siccas insana canicula messes
Jamdudum coquit.

Sat. III. lin. 5.

Welches Opitz in seinem Vielgut also nachahmet:

Indem der Hundesstern anjetzt so heftig gleißt,
Und Feld und Wiesen kocht mit seinem schweren Hitzen.

Die andre verblümte Gleichnißrede erkläret Opitz in dem dritten B. der P. W.

Ein jeder Baum der muß sein Haar die Blätter legen,
Ist todt bis sich der West im Lentzen pflegt zu regen.

Welches er aus Horatz nachgemachet hat:

Diffugere nives, redeunt iam gramina campis,
Arboribusque comæ. - - - -

Carm. L. IV. 7.

Noch eine Stelle in der Beschreibung des **Reiches der Freude**, welche des Philologi Geschmack bekelt, lautet also: **Ein ewiger Frühling beherrschet sie, und die sanften Zephire wehen einen kühlen Wind auf unsre Blumen, die ungepflegt hier wie Rubinen brennen, dort ihre Blätter mit Atlas und Damast schmücken.** In des Hrn. Licentiat Brockes Abschilderung eines Gartens finden wir diese geschickte Stelle.

Die dunckel-rothe Glut der Aramanthen,
Der bunte Mahn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,
Samt der Peonien Blut-rothem Funckeln;
Convolvulen, Violen und Ranunckeln,
Die theils, wie Himmel-Blau und Silber, theils vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glüh'n. ꝛc.

Sonst dünckt mich, daß **Rubens** seine Ausdrükung dem Hrn. **von Besser** abgeborget, der in **Florens Frühlings-Fest** von der ungezehlten Blumen-Menge also schreibet:

Hier sieht man euch als wie Smaragden grünen,
Hier brennet ihr als wie Rubinen,
Dort werdet ihr dem Türckis gleich geacht.
Der bunte Schmeltz, den man auf euch erblicket,
Der Atlas und Damast, der eure Blätter schmücket,
Ist reicher, als was sonst Natur und Kunst erdacht.

Auch der folgende Ausdruck dünckt unsern Kunstrichter zu kühn, wann Rubens sagt: **Der Winter selbst hat uns seinen Schnee und sein gläsernes Eis geschencket / das er vor unser Gesicht auf diese hohe Berge in dem Norden getragen,**

tragen, die ꝛc. Kan er dann nicht begreiffen, wie der Winter das Eis auf die Berge hintrage? Was könnte ähnlicher seyn, als das Glas und das Eis? Trägt nicht der Winter den Schnee herbey? Ich kan fast nicht errathen, was er an dieser Stelle ausetzt. Horatz in dem Schreiben an Mecenas drückt dieses noch kühner dergestalt aus:

Quod si Bruma nives Albanis illinet agris.

Aber warum mißfällt ihm folgende Redensart: **Die Freude säet über alle Sachen einen neuen Glantz.** Es ist ja eine sehr übliche Redensart der Mahler, die einem so grossen Kunstlehrer, als Herr Philologus in seiner Einbildung ist, nicht unbekannt seyn sollte. Ich gebe ihm darum den wohlmeinenden Rath, daß er ein andermahl zuerst seine Kräfte prüffe, bevor er sich so verwegen bloß giebt.

Sumite materiam vestris, qui scribitis, æquam
Viribus, & versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri. - - -

Horat. de A. P.

Von

Anm. Der Herr Philologus hat um alles, was ihm hier zur Vertheidigung dieser metaphorischen Redensarten gesagt worden, sein Urtheil nicht geändert. In dem fünf und siebenzigsten Blate des **Biedermanns**, in welchen die Hällischen **Tadlerinnen** sich 1728 verwandelt haben, ist ein Schreiben unter Philologi Nahmen eingerücket worden, wo er seinen ersten Ausspruch davon wiederholet, und vornehmlich damit behaupten will, weil diese Ausdrücke im Deutschen unerhört seyn. Dennoch giebt er nicht zu verstehen, daß er den Grund der Aehnlichkeit, worauf dieselbe beruhen, nicht offenbar und richtig darinnen

nen finde, oder daß solcher jemand verborgen bleiben könne, wenn er gleich, wie in den Metaphoren geschieht, nicht angezeiget wird. Er sieht auch nicht, daß sein Grundsatz ihn so weit führet, daß er nach demselben uns alle neuen und unerhörten Gleichnisse verbieten müßte: Weil die Metaphoren nichts anders sind, als abgekürtzte Vergleichungen. Er sollte sich erklären ob er die Uebereinstimmung, die sich zum Ex. zwischen dem Haupt, der Stirn, und dem Halse einer Blume und eines Menschen befindet, nicht erkenne, und ob ihm diese so unerhört sey, oder wenn er sie erkennet, ob er darum uns nicht erlaubet, eine Metapher daraus zu formieren, weil dieses noch von niemanden geschehen ist? Wenn das ist, so wird er uns sagen müssen, was ihm erhört oder unerhört sey, und es scheinet, daß seine Sprache und Redekunst gar trucken und leblos herauskommen werden. Haben die Blumen Haupt, Stirne, und Hals, sagt er, warum nicht auch eine Nase, Ohren und Schultern? Will er denn haben, daß niemahls zwey Dinge mit einander verglichen werden, welche nicht in allen Theilen und Stücken mit einander übereinstimmen, das ist, welche nicht einerley sind? Allein ich verweise ihn auf den siebenten Abschnitt der Fortsetzung der critischen Dichtkunst Bl. 331. Ich sage nichts von der Anmerckuug, womit er seine Critick zu verstärcken sucht, daß in der ungebundenen Schreibart nicht alles erlaubt sey, was in der Poesie vergönnet wird, denn die Schrift, darinnen Rubens sich der angetasteten Redensart bedienet hat, ist eben prosaisch-poetisch, Poesie in Prosa. Endlich, wenn es ihm lächerlich vorkömmt, daß Rubens sich durch Hr. Brockes schützen, den er, wie er sagt, sonst so oft eines übeln Geschmacks beschuldiget hat, so sollte er gedacht haben, daß die aus demselben angeführten Exempel ihre Kraft nicht von dieses berühmten Mannes Ansehen, sondern von ihrer Uebereinstimmung zwischen den Bildern, bekommen sollen. Und scheint es ihm lächerlich, daß ein Kunstrichter in einem Buche von vermischtem Witze einige Sachen tadelt, andere verwirfft; hält er vor weiser und billiger, daß in einem Wercke alles entweder verurtheilt, oder erhoben werde?

Von der possenhaftigen Schreibart.

Wenn die verblümte Schreibart keinen Gesetzen noch Regeln folget, sondern über die gesetzten Schrancken ausschweiffet, wenn die Aehnlichkeiten, die sie in den Dingen entdecket, allzu entfernt sind; wenn entweder grosse Dinge mit kleinen, oder kleine mit grossen in Vergleichung gestellt werden; so verartet sie in die possenhafte **Schreibart.** Von dieser Art sind insgemeine die Ausdrücke des **Patrioten**, so oft er etwas Geistreiches vorbringen will. Ich darf nur hier und dort einige Bläter aufschlagen, so werden sich Exempel vollauf hervorthun, diese elende Schreibart nach ihrer Häßlichkeit vor Augen zu legen. N. 1. fällt mir gleich der Titel in die Augen: **An alle meine Mitbürger in und ausser Hamburg / in Städten / Dörffern und Flecken.** Ich kan nicht wissen, ob er seine Bläter nur den Hamburgern, sie wohnen jetzt in oder ausser der Stadt, wiedmen will; doch ich lerne aus dem Verfolge, daß seine Anrede an alle Menschen, die er für seine Mitbürger hält, gerichtet ist: Nur schade, daß dieselbigen nicht in einer allgemeinen Schrift gedruckt sind; oder daß die wenigsten seiner Mitbürger deutsch verstehen! Aber was diese Zuschrift recht possierlich machet, ist die Proportion, welche er in der Eintheilung des menschlichen Geschlechtes beobachtet hat: An die Hamburger und übrige Menschen. Er kan auf dem Globo sehen, was seine **Residentz-Stadt** mit dem übrigen Raum der Erdkugel verglichen,

für

für eine grosse Figur machet. N. 4. auf der ersten Seite: Tausend Dinge kommen vor / wordurch die Gesundheit / der Wohlstand / und das Vermögen Anstoß leidet. Auch diese brauchen ihrer eigenen Cur / und ist ihnen oft durch ein blosses auslachen abgeholffen worden. Die Hechel ist mancherley / wodurch ein solches Flachs rein wird; wiewohl auch die allergelindeste ihre Spitzen haben muß. Die Ursache, die mich bewogen, diese Stelle unter die possenhaften zu zehlen, ist, weil die Metaphoren zu weit getrieben und die Aehnlichkeiten allzu entfernet sind. Es geht noch wohl hin, daß die satyrische Manier die Laster zu bestraffen einer Hechel verglichen wird; so sagt man, etwas durch die Hechel ziehen: Aber entdecke er mir die Aehnlichkeit zwischen dem Flachs und den Lastern; wie werden die Laster rein? N. 9. Es erhob sich so manche nachdrückliche Stimme der Herren Pferde-Regenten, daß es schien / als ob sie die Häuser weiter von einander schreyen wollten / um Raum zu gewinnen. Wir hatten Gelegenheit / uns über die handfeste Beredtsamkeit zu verwundern / die von den Bier-Karren mit so vieler Veränderung der Schelt-worte durchspicket, in unsre Ohren fielen. Dergleichen Ausdrücke würden trefflich in Hans Wurstens Locos communes dienen. Die Hrn. Pferde-Regenten, ist eine possierliche Vergleichung kleiner Dinge mit grossen; was darauf folget, ist so ausschweiffend, daß es auch die Gränzen des Möglichen überschreitet, und das es schien reimt sich trefflich damit. N. 24. In Ausrich-

tung

tung meines Amts, als Aufseher über die Kleider-Tracht / werde ichs machen, wie ein geschickter Gärtner / und alle überflüssige Zweige wegschneiden / die nur den vornehmsten Stücken des Baums ihre Nahrung entziehen. So weit ist das Gleichniß erträglich. Aber es wird lächerlich, wenn er es weiter treibet: Zuerst wird mein Garten-Messer sich an die Reif- und Unterröcke machen / welche ꝛc. Hiernächst gedencke ich die grossen geknüpften Perücken / die Haar-Beutel ꝛc. unter mein Messer zu nehmen. Warum verwandelt er seine Feder in ein Garten-Messer, und nicht lieber in eine Scheer, oder ein Beil, oder einen Hirschfänger, welche ihm den Dienst, darzu er das Garten-Messer brauchte, eben sowohl oder besser thun könnten? N. 25. Er stellet mit seinen Gliedmassen eine Schlaf-Mütze vor. N. 40. Noch andere mußten es für die beste Augenweide halten / wenn man gar nichts sehen kan. N. 39. Er hat einen Lehrer / ich weiß nicht von wie viel Rechten und Lincken / mit sich gebracht. N. 64. Sie meinten sie wären Flachs und befanden sich in den Zähnen einer Hechel. Dahin gehören alle pöbelhafte Sprüchwörter und Redensarten, deraleichen folgende sind. Pithagoras ist kein Narr gewesen; sich zu Boden zanken; die sehr practische Kunst den Leuten die Köpfe einzuschlagen; dem Landsfrieden nicht trauen; Sätze abwürtzen; eine hagenbüchene Politick ꝛc. An dergleichen sind die Blätter des **Patrioten** sehr reich. Aber auch die **Tadlerinnen** verfallen zuweilen auf solche niedri-

ge und possierliche Scherze. Bl. 227. Das sechste Gebot gantz und gar durchlöchern. Bl. 228. Seine Neugierigkeit hat ihn an das Schlüssel-Loch angeheftet. Bl. 278. Den Schmal-Hans als Küchen-Meister in Bestallung nehmen. ꝛc.

Aber neben diesen einzeln Ausdrücken, finden sich gantze Stücke sowohl in dem **Patrioten**, als in den **Tadlerinnen**, die in diese Classe gehören: Ich will nur einige zur Probe anführen: Die zweite N. in dem **Patrioten** ist mit einem possierlichen Extract-Rechnung eines verdorbenen Kauffmanns angefüllet: Es hatte der **Patriot** in dem ersten Stücke sich erboten, **seine Leser** durch seine Lehren **auf einen Weg zu führen / wobey sie Ansehen / Reichthum und gute Tage sollten geniessen können.** Diese Metapher hat das gantze zweite Stücke gebohren, denn er dichtet einen durch die tolle Verschwendung seines Sohnes in den äussersten Ruin gestürtzten Kauffmann, der mit dieser Metapher also spielen muß: **Ich kan demnach sagen / daß es mir in meinen alten Tagen eine grosse Freude gewesen, wie ich aus dero gedruckten Schrift wahrgenommen, daß mein Hochgeehrter Herr Patriot uns Hamburger auf einen Weg zu führen sich erbietet / wobey wir Ansehen / Reichthum und gute Tage sollten geniessen können.** Eu. Hochadel. Gestr. Herrlichkeiten kan ich versichern, daß sie niemand antreffen werden / der alles dieses mehr bedürftig / und in dessen Erlangung den Vorzug vor andern zu fordern / berechtiget sey / als

als eben ich / der alle diese Vortheile vorhero besessen, derselben aber durch schwere Unglücks-Fälle leider plötzlich bin beraubet worden. Jeder gescheide Leser wird erwarten, daß die folgende Erzehlung des Kauffmanns von dem Verfalle seiner Handlung und ihrem dießmahligen elenden Zustande das Mitleiden bey ihm erwecke, aber er wird mit Bestürtzung sehen, daß sie ihn vielmehr zum Lachen beweget. Ich will nur die Unterschrift melden: Ich hoffe Eu. Gnaden werden mich mit einer tröstlichen Antwort erfreuen / dafür ich lebenslang zu verharren gedencke Eu. Hochadelichen Gestrengen Herrlichkeiten / Deh- und Wehmuths-voller Diener / Matz Schamroth / *Senior*. Daß dieses meines Hrn. Großvaters Unterschrift sey / und der Brief von mir concipirt und geschrieben worden / auch alles / was darinn befindlich, sich würcklich also verhalte; solches attestire hiermit *in fidem requisitus Ego MATTHIAS CHAMMAROTIUS, Jun. Matthiæ ex filio Nepos, J. V. C. &c. Notarius*. Und endlich, was will dieser gantze Vortrag sagen, als, die Verschwendung sey die Ursache, daß viele Kauffleute unglücklich werden. Aber auch die folgenden Stücke schickten sich besser in einen lustigen Redner, oder in eine Sammlung possierlicher Schwäncke. N. 9. und 16. werden abentheurliche Erzehlungen von einem alberen Baccalaureus, und seinem Buche gemachet; dessen Titel lautet: *Ochippologia exetastico eristica*: Das ist: Tiefgeholte Widerlegung der vornehmsten Einwürffe wider die so ansehnliche als nützliche Mode / mit Kutschen und Pfer-

den einen Staat zu machen / wodurch allen grossen Handels-Städten / und deren zum Theil gar zu bedachtsamen Einwohnern ein Triumph über alle Ungemächlichkeit angewiesen; dagegen die Vertheidiger der Haushalterischen Klugheit in diesem Stücke eines *Singularismi*, *Menagianismi* und *Patriotismi* mit der ber Gelindigkeit überführet werden. Alles aus der allergesundesten Vernunft / und so wohl Jüdischen / als Griechischen und Römischen Staats-Gelehrten und Weltweisen hergeleitet / auch mit Ein- und Ausführung vieler sonderbaren Neben-Dinge ausgestaffiert von Philippo Schmalwitz *P. H. Baccal.* Es wird dasselbe N. 16. der Länge nach recensirt. Aber ich schäme mich, darüber weitläuftiger zu seyn: Dergleichen Erfindungen stühnden besser einem Pickel-Hering, als einem Patrioten und ernsthaften Moralisten an. N. 42. enthält zwey ziemlich weitläuftige Briefe, die mit gleichmässigem abgeschmacktem Zeuge angefüllet sind. Der erste ist von Gerh. Liebenthaler, einem angehenden Buchhändler, unter dessen Person sich der Patriot über einiche Betrüge dieser Professions-Verwandten, und über die allzugrosse Schreibsucht lustig machen will, aber es läßt so erbärmlich, daß man es fast nicht errathen kan, daß dieses sein Vorhaben gewesen. Er hat demselben ein Verzeichniß etlicher Bücher beygefügt, von denen gedichtet wird, daß der gedachte Buchhändler sie in seinem Verlage gedruckt habe: Zum Ex. *La Revolte des Brassellets*, oder rechtmässige Beschwerden der Arm-Bänder wider die schmalen

Muffen

Muffen; worinn das Frauenzimmer kaum die Finger bergen, hingegen selbige über die Hand stossen / und dadurch den Arm-Bändern in ihrem Rechte Eintrag thun kan: Aus dem Frantzösischen des Hrn. *D* * * in drey Tagen übersetzt. Zweiter Druck / von vielen Fehlern gesäubert / und mit einem poetischen Anhange von der gelehrten Bären-Haut vermehret. 13. Bogen in 8. Kurtz und gut / d. i. 23. Lob-Gedichte auf die Contuschen / worinn allein 23. *Façons* derselben erzehlet werden. 4. Bogen in 8. Der wohl unterwiesene Beutel-Schneider / welcher besondere Handgriffe anzeiget / einen Haar-Beutel nach der neuesten Mode zu schneiden ꝛc. samt einer Zugabe von der schwartzen Kunst in dem lebendigen Haare 9. Bogen in 12. Der zweite Brief ist eben so abgeschmackt, er fängt also an: Ein sehr Kunstreicher Grob-Schmid hiesiges Ortes / der seit kurtzer Zeit das Perlensticken angefangen / hat eine neue Art zu punctieren erfunden ꝛc. er hat glücklich herauspunctiert / daß der Patriot gantz gewiß mit dem letzten Stücke aufhören werde / welches die Zeit zweifelsohne bestätigen wird. Aber ich würde mich seiner Thorheit theilhaft machen, wenn ich mehrere Stellen von dieser Art, dergleichen N. 70. 79. und anderstwo häuffig zu finden sind, anführen wollte. Doch muß ich in Ansehung des N. 70. eingerükten postierlichen Briefs erinnern, daß er sich nicht geschämt, durch folgende Vorrede diese Possen anzupreisen: In dieser Absicht gebe ich den folgenden Brief öffentlich zu lesen / weil er nicht

allein belustigen / sondern auch zu allerhand dienlichen Untersuchungen veranlassen kan. Fürwahr das muß ein kleiner Geist seyn, der sich mit dergleichen Salbadereyen belustiget; und ich glaube nicht, daß der Hr. **Patriot** vorwitzig seyn werde, zu wissen, zu was für Untersuchungen mich dieser Brief veranlasset habe. Zwar hat er meistens die Vorsichtigkeit gehabt, die mehresten von diesen Possen fremden Personen anzudichten, aber dieses rechtfertiget ihn bey weitem nicht; wenn er sie nicht für was schönes angesehen hätte, würde er seine Leser damit verschonet haben.

Was die **hällischen Tadlerinnen** anlanget, so muß ich bekennen, daß sie in diesem Stücke über den **Patrioten** einen grossen Vorzug haben. Sie sind mit dergleichen possierlichen Einfällen sparsamer: Ich finde unter denen Blätern, die mir bishero zu Gesicht gekommen, mehr nicht als zwey, die in diese Classe gehören, nemlich das fünfte und das ein und zwanzigste Stück, in jenem wird eine ausschweiffende Gesellschaft unter dem Nahmen Societé des galants hommes beschrieben, die zum Zweck hat, die Einmischung fremder Wörter in unsre Mutter-Sprache mit ihrem Ansehen gegen die Gesellschaft der deutschen Musen zu vertheidigen. Das andre Stück enthält eine solche gemischte Unterredung zwischen Deutschlieb und Mischmasch, die ein wenig zu ausschweiffend ist.

APOLO-

APOLOGIA
DEL EDIPPO
DI SOFOCLE CONTRA LE CENSURE
DEL SIGNOR
DI VOLTAIRE.

HO letto con piacere, Onoratiſſimo mio ſigr. N. che ſienvi ſtate in grado le Oſſervazioni da me fatte ſopra il nuovo Edippo; uſo però la Confidenza di mandarvi anche l'apologia di Sofocle, che m'era impegnato d'aggiungere. Vero egli é benſi, che nell' intendere per voſtra Lettera che un tale mio aborto doveva paſſare ſotto gli occhi altrui, aveva quaſi perduto il coraggio di trasmettervelo, perche non ardiva prometter-mene quell' aggradimento, che per aventura era toccato alla mia critica: Ma conſiderando poſcia

Anm. Da dieſe Sammlung vornehmlich für ſolche Leſer gewiedmet iſt, welche die Poeſie und was zu der Erkenntniß derſelben dienet, mit einer gewiſſen Affectvollen Heftigkeit lieben, ſo darf ich mich verſichern, daß die Italiäniſche Sprache denſelben vollkommen bekannt ſeyn werde: Angeſehen in dieſer Sprache nicht wenig der vortrefflichſten Meiſterſtücke verfaſſet ſind, die gantz bequem ſind, eine ſolche Begierde mit Vergnügen zu unterhalten. Ich habe darum kein Bedencken gehabt, gegenwärtiger Schrift, die den Verfaſſer des Paragone della poeſia trag. d'Italia con quella di Francia zum Urheber hat, in ihrer Grundſprache einen Platz unter den deutſchen Stücken einzuräumen. Man wird mir dieſes um ſo viel lieber zu gut halten, weil ſie noch niemals gedruckt worden, und ſelbſt in der Handſchrift in ſehr weniger Leute Hände gekommen iſt, vornehmlich auch ohne meine Vorſorge niemals im öffentlichen Drucke erſchienen wäre.

che tanto avete per me di benevolenza, quanto di giudizio per discernere il valore dell' opera, ho ripreso animo; perche mi sono assicurato, che o ritrovandola Voi indegna dell'altrui vista non l'esporrete à quel biasimo, che le potrebbe provenire; o piacendovi all' incontro di comunicarla ad altri, essa non sarà cotanto immeritevole, come io l'averei considerata.

Io non voglio essere nel numero di Coloro, che preoccupati dalla riputazione degli antichi autori si persuadono che sien senza difetti, e giungono talora a far legge de'loro stessi errori; restando quindi sforzati a fare apologie, in cui mostrano più d'arte che di raggione; come osservo essere avenuto in questi ultimi anni appunto in Francia d'alcuni partiggiani d'Omero, che sono stati tanto appassionati difensori d'ogni sua Censura quanto arditi gli avversari in condannare più cose degne di lode non che capaci di giustificazione. Che che abbia scritto Mr. Dacier nelle sue Riflessioni sulla poetica in favore delle Tragedie de' Greci; assai comune é tra Francesi il giudizio poco loro favorevole, il che credo essere accaduto particolarmente 1. per il mal esito che hanno avuto i primi loro imitatori Jodelle e Ronzard. 2. Per i Costumi che paiono sovente poco dicevoli, non tanto per la diversità loro, quanto per una certa rozzezza di quel secolo, in cui s'aveva minor dilicatezza nella decenza de' Caratteri, e mancava certa nobiltà de' sentimenti che i tempi posteriori hanno acquistato. 3. Per alcuni difetti eziandio, che io non negarei appartenere all'arte delle medesime Tragedie più ch'al Tempo in cui furono scritte; come averò occasione di mostrare in alcune

mie

mie offervazioni ſopra la Tragica poeſia. Ma Mr. Voltaire parmi che ſiaſi oltre modo avanzato mordendo e lacerando in più luoghi fuori d'ogni raggione quel Edippo che per tanto tempo é ſtato il modello della perfetta Tragedia. Non potendo io peró di buon animo vedere tanto ingiuſtamente inalzarſi la Critica contra i padri ſi benemeriti delle buone arti come é Sofocle ; ho voluto eſaminare ad una ad una le cenſure del Critico Franceſe per farvi quindi ſcorgere quanto ſieno elleno mal fondate e quanto per conſeguenza inconvenevoli al merito di coſi celebrato autore. Dovereb-
be à dir vero eſſer egli abbaſtanza difeſo da ſe ſteſſo, per quel lungo poſſeſſo di Gloria, che ſin ad ora ha goduto preſſo tutti piú dotti : Ma poſciache ſiamo in un ſecolo in cui ſi contende agli antichi autori tutto ció, che non appare legittimato con i fondamenti della Raggione ; e ſi pretende che gli applauſi reſi loro dalle paſſate età abbiano fomentato mille pregiudizii ne' loro ammiratori; traendo queſti ad una adorazione ſuperſtizioſa; non ſara forſe inutile queſta mia impreſa; ed ancorche non giovaſſe ad altro, metterà maggiormente in chiaro gli artifizii del Edippo calunniato, ſiccome pomice tergendo dalle machie i metalli fa meglio riſplendere la loro finezza.

Incomincia queſta Tragedia da un atto di paterno amore che uſa Edippo verſo i ſuoi ſudditi, i quali eſſendo per l'eſtrema loro deſolazione, cagionata dalla graviſſima peſtilenza, ragunati di buon mattino appreſſo le ſoglie della Reggia per implorare quaſi con ſolenne ambaſciata il ſoccorſo del loro Sovrano, ivi ſedeanſi attendendo ora più propria d'incommodarlo. Esce egli dunque

ſcordatoſi non pure della ſua dignitá : ma dell'amore della propria ſalute come privato , e per far comprendere à que' Citadini una azione ſi pietoſa, dice

Αὐτὸς ὧδ' ἐληλυθα
Ὁ πᾶσι κλεινὸς οἰδίπους καλούμενος.

Ecco che vengo io ſteſſo
Cui tutti voi chiamate inclito Edippo.

Il che vale come ſe diceſſe. „ Io che ſono quel „ Edippo tanto da voi ſtimato , e venerato , de- „ pòſta ogni mia dignità vengo ad aſcoltare le „ voſtre ſuppliche per recarvi quel ſoccorſo , che „ poſſo. „ Ora veggaſi quanto ſia inetta la prima taccia impoſta a Sofocle dall'autor della Critica.

Condanna egli in primo luogho il poeta perche ſiaſi ſervito d'una troppo rozza maniera di far conoſcere i ſuoi perſonaggi , introducendo Edippo a dire , *je ſuis Edipe ſi vanté par tout le monde E.* per caricarlo maggiormente ſoggiunge ; che ció vale quanto inſegnare il ſuo nome , cioé dire *je m'apèlle Oedipe.* Per il Teſto da me ſopra allegato appare , che Mr. de Voltaire ho preſo motivo di qui credere difetto d'arte dalla Traduzione franceſe, che aſſai s'allontana dal ſenſo dell' originale Greco ; perocche la dove ſecondo quello ſuona male il diſcorſo d'Edippo ; giuſta queſta ſpicca la di lui pietà , ed eſtimazione ; delle quali coſe l'una e l'altra giova mirabilmerte per diſporre li uditori ad una maggiore compaſſione delle ſue diſgrazie. Jo non mi ſtendero dunque maggiormente in riprovare una cenſura ſi mal fondata. Ma non poſſo qui trapaſſare ſotto ſilenzio la debolezza della difeſa,

che

che Mr. Dacier reca in favore di queſto Teſto da lui malamente interpetrato ; che a dir vero io mi ſono ſtupito aſſai , che non oſtante la ſua celebre letteratura , e lo ſtudio particolare ch'egli ha fatto ſopra Sofocle , ſia caduto nell' errore di credere , che queſti faccia dire ad Edippo ; *je ſuis ſi vanté par tout le monde* , per dimoſtrarlo di natura orgoglioſo. S'egli veniſſe in ſcena a coſi parlare ſenza un giuſto motivo , offenderebbe troppo con tale indecenza. Primamente le parole ὁ πασι καλυμενος ſignificano che dalla cittadinanza circoſtante veniva eſaltato il ſuo nome ; come oſſerva anche un anticho autore di greci ſcolii , che dice πιθανος δε το ὀνομα τυ προλογιζοντος ἐδηλοσεν ; e come appare anche meglio da ſeguenti versi della riſpoſta del ſacerdote.

Θεοῖσι μεν νυν ἐκ ἰσαμενόνσ ἐγὼ
ἀδ' ὁι πᾶιδες ἐζομεσθ' ἐφέσιοι ,
ἀνδρῶν δὲ πρῶτον ἔντε συμφοραῖς βίκ
κρίνοντες.

L'eſpoſizione de' quali verſi non é per mio giudizio ſe non queſta :

Noi ſtiam qui tutti aſſiſi appoi tuoi Lari
Aſſerendo che ſei
Se non eguale a Dei
Almen tra tutti gl'uomini il migliore
Per liberarci dagli umani mali.

Quindi è ch'egli non viene in ſcena a gloriarſi fuori di propoſito : Ma pig'ia occaſione dagli applauſi fattigli di moſtrare l'umanitá ſua , come ho gia ſopra accennato. Ma dato ancora , che ſenza le dette raggioni Edippo prendeſſe a dire i

ſuoi vanti, a me ſembra in vero, che averebbeſſi potuto addurre una migliore difeſa. Ed ecco, ſe qui v'aggrada, ch'io mi ſtenda alquanto, ciò che io averei piú tosto detto in tal caſo.

Egli é certo, che in molte occaſioni non ſolo ſi può ſcuſare il lodare ſe ſteſſo: ma merita approbazione. Plutarco nel trattato della lode di ſe medeſimo, dopo aver dimoſtrato poterſi ſovente ciò fare ſenza riprenzione in ſei occaſioni; cioè: Se s'ha a liberare di qualche calunnia; ſe prouaſi aſſai avverſa fortuna; ſe trovanſi degli ingrati; ſe l'opere ben fatte ſi veggono biaſimate; ſe alcuno lodaſſe di coſe frivole un uomo pregievole per azioni grandi; ſe ſi miſchia la lode con i difetti; paſſa indi ad annoverare tre cagioni, per cui le proprie lodi ſono talor convenevoli, e niceſſarie. Cioè: Quando con eſsi puoſſi eccitare altri ad impreſe onorevoli; come fece Neſtore nel II. dell' Iliade rammentando a Patroclo le ſue glorie e Raimondo a ſua imitazione nell' VIII. della Gieruſalemme del noſtro Taſſo. 2. Quando ſi tratta di reprimere alcun feroce. Coſi vantaſi Achille eſſendo per combattere con Enea nel XXI. dell' Iliade, e coſi pure nell' Eneide Liguri contro Enea, Enea contro Turno. 3. Quando s'animano i Cittadini, o gli amici abbatuti da diſgrazie, o da timore; ſiccome fece Uliſſe nell XII. dell' Odiſſea, accennando a' Compagni ſuoi la prudenza e deſtrezza, con cui gli aveva già liberati dal pericolo del Ciclope. A che io tre altre occaſioni aggiungerei in cui conviene aſſai la lode propria; e ſono, qualor ſi vede non averſi riguardo a proprii meriti; peró diſſe con frutto i ſuoi vanti quell' Orazio, che rimaſto ſolo de tre fratelli liberatore della patria, fu toſto dopo

il

il trionfo condannato a morire, per avere ingiuſtamente trafitta la moglie di un Curiazio. 2. Qualor il lodarſi giova a captivarſi la benevolenza, il che avvenne a M. Valerio Corvino dittatore, quando a' Soldati congiurati contro la Patria coſi parló, come leggeſi in Tito Livio Lib. 7. *Ego ſum M. Valerius Corvinus, Milites, cujus vos nobilitatem beneficiis erga vos, non injuriis ſenſiſtis - - ac ſi cui gens, ſi cui ſua virtus, ſi cui etiam majeſtas, ſi cui honores ſubdere ſpiritus potuerunt, iis eram natus, id ſpecimen mei dederam, ea ætate conſulatum adeptus, ut potuerim tres & viginti annos natus Conſul patribus quoque ferox eſſe, non ſolum plebi.* Finalmente qualor la lode dataſi promove coſe utili, o buone ritraendo dalle inutili, o ree, di che puó ſervire per eſempio ció che diſſe Q. Fabio Maſſimo pure preſſo Tito Livio D. 3. L. 8. perſuadendo i padri a ſoſpendere la ſpedizione dell' Africa. *Cunctationem meam metum pigritiamque homines adoleſcentes apellent, dum me non pœniteat adhuc aliorum ſpecioſiora primo aſpectu conſilia ſemper viſa, mea uſu meliora.* Ora venendo al caſo noſtro dico io, chi non vede che averebbe Edippo molta raggione di rammemorare le ſue glorie, nell'udire le querele de ſuoi ſudditi afflitti; mentre giova a ſollevarli, ed empierli di ſperanza la memoria della ſua ſperimentata Virtú, per cui già furono liberati da altre diſgrazie per l'addietro ſofferte? La jattanza in ſimili caſi é non gia un'oſtentazione di chi cerca plauſo: Ma un offrire il proprio potere in pegno di confidenza. In fatto qual animo non averebbono dovuto acquiſtare quelle genti, vedendoſi in tal guiſa fidanzare da colui che ſtimavano non ſolo qual Ré; ma qual Sapiente; come ſpieganſi ne'-

greci ſcolii quelle parole ἀνδρῶν δὲ πρῶτον ſopra citate.

La ſeconda cenſura ſi fonda ſopra la riſpoſta del ſacerdote. Diceſi che la deſcrizione, che queſto fa delle perſone ivi preſenti, che dovevano eſſere dal Ré conoſciute, e della peſtilenza, di cui egli doveva avere tutta la notizia, é poco naturale, e peró un mezzo poco artifizioſo d'inſtruire gli uditori del ſoggetto della Tragedia.

Ma il fine, per cui eranſi congregate tutte quelle perſone, era di movere la Compaſſione del Ré loro; perche avendone queſti concetto d'uomo quaſi divino, pareva loro, che per eſſere liberati dalle calamitá, non mancaſſe che la ſua accurata ſollecitudine: Quindi ne ſiegue, che il ſacerdote, chi pare eſſere il loro Oratore doveſſe ſervirſi di tutti quei mezzi, che potevano eſſere efficaci per la loro commozione. Or vediamo quali ſieno eſſi, e come ſe ne ſia egli ſervito nella ſua perorazione, per poſcia conoſcere ſe queſta meriti la taccia d'inveriſimile. Io qui non voglio entrare in altro raggionamento, dimoſtrando che per muovere la noſtra Volontá ſieno il più idoneo mezzo le impreſſioni della noſtra imaginativa, perche avendo queſta, come materiale, una particolar comunione colle nøſtre paſſioni, il di cui moto agevolmente trae ſeco la noſtra Elezione; queſte tanto più s'eccitano facilmente, quanto é più quella agitata. Baſta per comprendere ció la quotidiana eſperienza. Da queſta preſe motivo Carteſio di racchiudere ſotto nome di paſſioni le di lei impreſſioni confondendole col timore, colla compaſſione ed altre ſimili commozioni dell' anima. Da ció derivaſi, che tutte le coſe opportune per imprimere

primere maggiormente nella fantaſia noſtra oggetti eccitatori d'alcun affetto, ſieno altreſi più valevoli á perſuadere. Or chi non ſá che le coſe ancorche note non producono giammai ſi notabile effetto, come allorche ſe ne ravviva l'impreſſione. Queſto accade in due maniere. Una é quando ſi richiama la memorla delle ſpecie dal tempo mitigate, a che s'aſpetta il caſo d'Enea, allorche dovendo raccontare l'eccidio di Troja a Didone, diſſe: Che alla minuta rimembranza di tale ſtoria averebbono pianto i Mirmidoni ed i Dolopi ſteſſi. Il medeſimo puó dirſi del Commovimento, ch'egli ſentiſſi nel Tempio di Cartagine, vedendo rappreſentati i combattimenti dello Aſſedio di Troja, a cui non poté frenare le lagrime. L'altra é quando ſi conſiderano con particolarità molti oggetti, i quali tuttoche preſenti, ſe confuſamente da noi foſſero appreſi, reſtarebbero privi della loro efficaccia, come molti aghi congiunti aſſieme perdono la virtú del loro acume. Quinci preſe Argomento M. Valerio di ſedare i ſoldati armati contro la Patria, facendo loro conſiderare mentre già erano a viſta di Roma, che quello non era già il paeſe de' Volſci, o de' Sanniti, ma il Romano; che i colli che avevano ſotto gli occhi erano quelli della patria; ch'egli era il ſuo Conſole, e loro concittadini quelli, con cui averebbon dovuto combattere. A queſta appartiene anche il preſente caſo, nel quale il ſacerdote con artifizio Oratorio proccura di rendere più compaſſionevole ad Edippo la diſgrazia de' circoſtanti ivi rifugiati, con indicargli ſingolarmente chi foſſero tutti coloro, che ſtavano implorando il ſuo ſoccorſo, e di renderla più terribile con il

ſpecifi-

ſpecificare l'univerſale deſolazione. Io concordo in dire, che non convenga alla narrazione iſtorica la particolare eſpoſizione delle coſe notorie, ma non poſſo approvare lo ſteſſo della narrazione Oratoria, quale deve riputarſi queſta. Il fine della prima é ſolo la notizia delle coſe; onde note che queſte ſieno eſſa ſi rende ſuperflua; il fine della ſeconda è la perſuaſione; peró ſi rende tanto più perfetta, quanto abonda più di Circoſtanze, che conducono al ſuo fine. Sarei troppo lungo, s'io qui voleſſi addurre altri eſempii di quelli infiniti, che ſi trovano ne' poeti e negli Oratori, ne' quali con Artificio deſcrivonſi le coſe più manifeſte. Ben ſi ſcorge per le coſe fin ora dette, quanto ingiuſta ſia anche in queſta parte la Critica di Mr. de Voltaire, biaſimando egli una perorazione ſi raggionevole, e che merita anzi che biaſimo molta lode; perocche con tale occaſione rendeſi più patetica l'introduzione della Tragedia, ed é più propria che la ſua per intereſſare la Curioſitá degli ſpettatori. Per altro è troppo chiaro, quanto ſia inetto il dire, che l'accennamento delle perſone ivi affollate ſia una invenzione da Sofocle prattica-ta per notificare agli uditori il ſoggetto Tragico; perche qual biſogno aveva egli d'avvertire di ció? é egli coſa niceſſaria per il comprendimento della favola l'annoverare tali perſone? Si deve notare altreſi, che la traduzione di cui s'é ſervito non é neppur qui totalmente espreſſiva del Teſto Greco, ἐγω μεν ζηνος, dovendoſi intendere, che doppo che il ſacerdote ha nominati i ſuoi compagni dica come di coſa nota, *di cui ſono il diale.*

La cenſura che ſiegue riguarda l'ignoranza d'Edippo circa la morte di Laio.

Queſta

Queſta taccia é la piu giuſta, che ſi poſſa dare al Edippo di Sofocle: Ma non é nuova; ſon gia più ſecoli, che ſcrittori autorevoli hanno diſapprovato l'inveriſimile di queſta ignoranza. Pure acciocche facciate giudizio proporzionato alla qualità del errore, diró ció che ſi puó recare per la ſua ſcuſa. Ariſtotile che é ſtato il primo, che ci ha laſciato memoria di tale cenſura, ſcuſa queſta ignoranza nel tempo ſteſſo, che l'accuſa, poſciache avendo nella poetica detto, che non ſi devono coſtituire le favole di parti irraggionevoli-ſoggiunſe: ἐι δὲ μη ἐξω τυ μυθευματος, ὡσπερ ὀιδιπυς το μη ἐιδεναι πως ὁ λαιος ἀπεθανεν. Cioé: *Se pure ſi faceſſe altrimenti, ſia l'irraggionevole fuori del Teſſimento della favola; ſiccome é nell'. Edippo il non aver ſaputo in qual guiſa Laio foſſe morto.* Il che parmi giuſtamente da lui detto, perche l'uditore occupato dalle imagini coſtumate de' ſucceſſi preſenti, non riflette tanto agevolmente al difetto de' paſſati. Siccome dunque nella Pittura ſi rimedia ſovente a qualche proporzione delle figure con naſconderne parte nel buio, coſi ſi laſcia fuori della preſente favola la ſconvenevoleza del non aver udito in tempo proprio le circoſtanze d'un paſſato avvenimento, ſenza offendere almeno aſſai ſenſibilmente l'uditore. Aggiungeſi a queſto il giovamento della favola che quinci naſce, il quale appartiene principalmente all'arte del poeta, ed é degno di tanta conſiderazione, che ſovente s'é creduto più tolerabile l'irraggionevolezza d'una azione, che la mancanza di queſto; per la quale reſtano fredde le invenzioni ancorche veriſimili. Peró vedeſi efferſi diſapprovata la trasformazione delle navi d'Enea in ninfe; tuttoche ſia credi-

bile

bile che Cibele la voleſſe, per onorare quelli alberi, ch'erano ſtati ſu'l monte Ida allei conſacrari; mentre ció non giova nulla alla coſtituzione della favola. All'incontro s'approva la caccia data ad Ettore da Achille preſſo Omero, ed il favore preſtato da Menelao a Tindaro piùtoſto, ch'al nipote Oreſte, appreſſo Euripide; perche ſebbene ambedue queſte azioni vengono riputate alquanto irragionevoli, giovano di molto al maraviglioſo Commovimento.

Quindi ſi paſſa a cenſurare la fama ſparſa da colui, ch'eraſi ſalvato con la fuga; cioè: Che Laio foſſe ſtato occiſo da ladri, parendo impoſſibile che il teſtimonio della morte di quel Ré voleſſe aſſerire, che molti l'havevano occiſo, quando era ſtato un ſolo.

Non avvi nulla di più veriſimile, che il dire, che un ſervo atto a paſcer pecore più toſto, che a trattar armi, [come appare di ció, che dice egli medeſimo dappoi,] il quale intimorito dalla improviſa ucciſione del ſuo ſignore e d'altri compagni, aveva penſato più alla fuga, che ad altro, riferiſſe male il ſeguito. L'ardire ſtraordinario d'Edippo poteva fargli apprendere per inimici che lo ſpallegiaſſero altri paſſageri innocenti, e poteva egli medeſimo eſſerſi ſervito di tale pretеſto, per coprire la ſua viltá; mentre era per altro molto agevole a crederſi allora una ſorpreſa di Ladri, perche in que' tempi, come s'ha nella vita di Teſeo di Plutarco, la Grecia era infeſtata talmente da Masnadieri ch' Ercole ſteſſo non poté liberarnela affatto. Onde é probabile che ſi foſſero per l'addietro ritrovati in que' contorni, ove ſecondo l'antica Geografia erano i confini della Beozia e

della

della Focide frequentatiſſima per l'oracolo di Delfo. Ma perche nella Critica dell' Edippo di Pier Cornelio dice Mr. de Voltaire, che l'azione d'Edippo e gigantescha; perche ſi fanno da lui uccidere ſette perſone, giudico che non mi convenga ommettere qui la riſpoſta di queſta riprenzione; e prima d'ogni coſa piacemi di citare i verſi ſteſſi del poeta.

Πεντ' ἦσαν οἱ ξυμπαντες ἐν δ' αὐτοῖσιν ἦν
Κηρυξ, ἀπηνη δ' ἡγε λαιον μια.

Cinque ſoli erano dunque in tutto, ne' quali ſe s'eccettua chi doveva eſſere inabile all'armi, non debbeſi conſiderare colui, che vien chiamato κηρυξ, che qui ſignifica colui, che noi chiamiamo il cavalcante, perche come raccogliesi da varii antichi autori, e particolarmente da Omero, ἀπηνη era una ſpecie di carro, a cui qualor attaccavaſi più di due muli, o cavalli, montava alcuno ſopra uno degli anteriori, e chi ſtava nel Cocchio reggeva quelli del Timone; come appunto pare eſſer ſeguito nella congiontura preſente, dicendo Edippo a Giocaſta, ch'egli fu ſpinto a forza giu della ſtrada dal rettor de' Cavalli, che precedeva, indi dal vecchio Re percoſſo colla sferza, che anch' eſſo aveva. E tanto meno ſi deve far conto di coſtui, quanto che fu ferito all' improviſo dall' impetuoſo garzone. Nulla più ſi puote avere in conſiderazione Laio, che oltre l'avere le mani impacciate, e l'eſſere pure ſorpreſo da colpo non aſpettato, era inabile per la Vecchiaia a reſiſtere al furore giovanile d'Edippo. Degli altri tre il paſtore ſopra viſſuto e

credibile che tosto si volgesse in fuga ; onde due soli rimangono quelli , che potevano contrastargli. Or qual meraviglia è , che un giovane ardente e feroce , quale ci vien qui rappresentato Edippo , potessegli vincere , e trucidare ? Dirò solo che non v'ha soldato in Omero , ed in Virgilio , che non faccia maggiori prodezze senza paragone ; per non parlare di quel valore assai particolare , che i riprensori del primo hanno riconosciuto in Achille , allorche col suo braccio fa stragge di molti illustri Trojani. Per altro concesso , che fosse una tale Azione assai rara e poco propria per una verisimile invenzione , niun pregiudizio ne risultarebbe a questa Tragedia per esser ella un punto d'istoria , (come si legge in Diodoro Siculo) il quale a tempi di Sofocle doveva essere assai famoso ; onde egli averebbe anzi mal fatto ad alterarlo , dovendo il poeta seguitare la fama , la quale , come bene osserva il Castelvetro, è in luogho di possibilità, e di credibilità, di che ci sono essempi i voli di Dedalo , e di Pegaso. Che se a Sofocle fosse appartenuto il fingerla , qual difficoltá poteva egli avere d'aggiungere ad Edippo alcun Compagno ?

La Critica che succede non è manco degna d'ammirazione. Dicesi che Edippo confessa aver udito che Laio e stato ucciso da Viandanti , e che però contradicesi una fama all' altra ; da che ne nasce una oscurità maggiore , che non era quella degli Enimmi della Sfinge.

Quando anche fosse vero , che qui si trovi contradizione , non veggo quale inconvenienza potesse nascere dalla diversità della fama , la quale appunto suole essere varia ed incerta , e mesce ordi-

naria-

nariamente il vero con il falso ; ſiccome la dipinge Silio Italico nel Lib. 6. ove dice.

Vera ac ficta ſimul ſpargebat fama per urbem.

Pero nella invocazione delle Muſe diſſe Omero.

Ημεις δε κλεος οιον ακηκομεν ουδε τι ιδμεν.

Cioé:

Noi che la Fama ſola udito abbiamo
Nulla bene ſappiamo.

Ma prendee errore Mr. de Voltaire ingannato forze dalla Traduzione di Mr. Dacier in credere che qui ſiaci oppoſizione. La Voce ὁδοιπορος non ſignifica qui propriamente Viandante, ma è ſinonimo, o un attributo degli aſſaſſini di ſopra mentovati, che vale Vagabondo, e chi batte le ſtrade. Ció ſi prova con quelle parole che Giocaſta dice in una Scena poſteriore, parlando degli ſteſſi, ξενοι λῃσται φονευσαι, cioé Ladri pellegrini. Si vede dunque per tutto ch'ogni diſcorſo concorda, ma quello che merita altresì particolare oſſervazione, è, che la circoſtanza de' pellegrini è poſta con artifizio per rendere più veriſimile la poca cura avutaſi al Tempo della Morte di Laio. Il che ho voluto dire, acció veggiate, quanto ció ſia lontano dalla Sconvenevolezza.

Si biaſima ancora ch' Edippo cerchi come abbiano potuto i Ladri ammazarlo, ſe Laio non aveva ſeco Dinari.

Due raggioni ſi ponno rendere di queſto diſcorſo d'Edippo; una é che ſenza la Certezza d'un groſſo bottino, non ſembrava probabile, che

da masnadieri si tentasse un' impresa si atroce; l'altra che non avendo egli gran cosa à prerdere, non pareva credibile che gli avesse irritati ad ucciderlo. Quale sconcio é dunque in questa risposta, se ritrovando Egli dificoltá per credere si strano avvenimento della morte di Laio, cerca per appagarsi più minute circostanze di tal fatto?

S'oppone inoltre al Poeta, ch' Edippo dopo aver inteso che vive ancora il pastore, che scampò, non pensi a farlo cercare ma si perda in fare imprecazioni, ed in consultare Oracoli. A questo facilmente rispondesi, che allor ch'esso si trattiene in fare imprecazioni non ha notizia alcuna di lui; egli non sa, se non per voce di Creonte, che uno si salvó con la fuga; ma che costui viva, & dove sia il Poeta glielo fa scoprire con arte solamente nell' atto 3. mentre parla con Giocasta, laquale gli palesa d'avergli permesso, che si ritirasse in Campagna, a pascere le Greggie, il che a pena viene da lui scoperto, dice egli tosto ció, che suppone il Critico, che dovesse dire, cioé, che lo facesse tosto venire. Io non so dunque come si possa se non per gran confusione di mente riprendere Sofocle, il quale ha fatto appunto ciò, che stimasi, che conveniße. Io giudico questo uno sbaglio di memoria, per cui Mr. de Voltaire abbia creduto esser palesato da Creonte ció, che solo Giocasta manifesta, da che nondimeno si comprende, ch'egli non ha conosciuto l'arte del poeta.

Dicesi poi ch'era dificile spiegarsi meno oscuramente, che Tiresia, allor'che terminando i suoi vaticinii scopre ad Edippo, ch'Egli é l'uccisore del padre, marito della madre, e tutto il

restante,

reſtante, e che però pecchi Sofocle non conſervando il Coſtume degli Oracoli, ſiccome pure in terminare la riccognozione della Tragedia nel principio del ſecondo atto, giacche la riſpoſta di Tireſia s'uniforma in tutto ai pronoſtici d'Apollo ed alla dichiarazione gia fattagli da colui, che nell' alterazione dell' Ebriachezza l'aveva rimproverato per figlivolo ſuppoſto.

Si puo col fondamento di molte ſtorie provare, che non ſempre gli Oracoli, e gli indovini riſpondevano oſcuramente. Calcante preſſo Omero non parla certamente men chiaro ſcoprendo la cagione della peſte, che infeſtava i Greci; nè punto aſtruſa ſecondo cio, che narra Diodoro Siculo, nel Lib. 4. fu la riſpoſta ch'ebbe Laomedonte Ré di Troja da Apollo delfico allor ch'eſſo ricorſogli per la Balena, che divorava tutti gli abitanti, e per la peſtilenza che tutti i frutti corrompeva inteſe, che la cagione di tanto male era Nettuno, ilquale ſi ſarebbe mitigato, con il ſagrifizio d'un fanciullo Trojano a ſorte ſcelto. Lo ſteſſo potrebbeſi dire dell' Oracolo che denunziò a Danao il pericolo della morte machinatagli da uno de cinquanta nipoti; come s'ha da Pauſania e da Apollodoro. Il vaticinio con cui da Giove Ammone fú predetto ad Alessandro il Dominio di tutto il mondo, come dicono Curzio, e Plutarco, fu parimente apertiſſimo. Ma ſopra tutti puo ſervire per Esempio di chiarezza l'Oracolo dato a Cipſelo Figliolo di Dezio di Corinto dalla Pitia in Delfo, e rapportato da Erodoto Lib. V.

Ολβιος ἑτος ἀνηρ ὁς ἐμε δομον ἐσχατα βαινει
Κυψελος Ηετιδις βασιλευς κλεινοιο Κορινθε
Αυτος ηδ' παιδες, παιδων δε μεν ἐκ ἐτι παιδες.

Che cosi si potrebbe tradurre:

Questo d'Eezio filio, uomo felice
Cipselo che qui scese entro i miei Lari
Celebrato sara Ré di Corinto:
Nel Regno i Figli a lui succederanno,
Ed i figli de' figli exclusi sieno.

Ma si distrugge la Censura in altra maniera, ella a dir vero non puote essere più strana; si riprende il parlare dell' Indovino perche non s'assomiglia all' oscurità degli Oracoli, quando l'Oracolo già gli aveva pronosticato le cose medesime. Vero é che Tiresia aggiunge più cose ommesse da Apollo dicendo ch'egli non è figlivolo di Polibo; ma Tebano, e che le maledizzioni del padre e della madre l'hanno scacciato dal suo paese; ma tutto questo benche paia detto assai chiaramente, non è però che non sia oscuro in riguardo d'Edippo, ch' era persuasissimo d'esser Figlivolo del Ré di Corinto. Che se un Uomo caldo di vino lo aveva gia gran Tempo rimproverato d'esser Figlio supposto, esso aveva a fare la dovuta stima di ciancie pronunciate da persona resa irragionevole dal vino, ne doveva sopra un detto tale stabilire la fede di si mirabili paradossi. Oltre di che pare verisimile, che avesse ad allontanarlo da tale credenza il sospetto concepito, che l'Indovino fosse subornato da Creonte. Resta pero dimostrato ancora, che sin qui non si forma la ricognizione pretesa. Ma ciò che sopra modo è degno d'osservazione é che i presaggi dell' Indovino si fanno con tal arte prevedere dal poeta, che ben lontani dall' impedire il piacere della ricognizione, accrescono la bellezza della Tragedia.

Se

Se lo ſpettatore non é prima diſpoſto ad attendere che colui che ha fatto ignorantamente coſa orribile debbe al fine ricconoſcerla, non puo ricevere gran diletto in tal ſorta di favole, perciocche l'attenzione di vedere quando ed in qual guiſa deveſi fare il ricconoſcimento, ne fa guſtare ogni Circoſtanza, maſſimamente ove queſto ſiegua per vie veriſimili inſieme e maravigliose. Quindi aviene, che ſi da luogo a fare ſpiccare certi tratti che chiamanſi commotivi del Teatro, di cui moltiſſimi ne ſono ſtati oſſervati in queſta favola dagli Uomini dotti. Sotto tal Titolo ſi ponno ridurre tutti quelli, ove ſi vede, ch'Edippo incorre nella ſua diſaventura per que' mezzi ſteſſi, onde credeva evitarla; e quegli altri ove dicendo egli alcune coſe per un fine diverſo coglie fatalmente nel vero della ſua diſgrazia. L'Abb: Lazzarini, Autore dell' Uliſſe, che fra le moderne Tragedie occupa quel luogo, che ha ſempre avuto l'Edippo di Sofocle fra le antiche, avvedutoſi giudizioſamente del bell' effetto che queſti fanno in tal genere di favole, avvene quà e la ſparſo, come quando Polinio che era ſtato preſſo Eurinome in figura di padre dovendo dallei partire dice parlando d'Uliſſe ch'era ſuo vero padre, ma non conoſciuto:

Ei da qui'n poi ti ſara ſpoſo e padre.

Il ſimile accade quando dicendo Uliſſe d'avere ſchivato il deſtino, allorch' appunto s'era compito, il Coro caſualmente riſponde:

E molte volte ancor per quelle vie
Per cui fugge il deſtino altri l'incontra.

Nulla meno ſi puo giuſtificare il diſprezzo ch'Edippo ha dell' indovino, il quale ſi dice eſſere contro il Decoro. Egli é tanto credibile che ſembra quaſi contro il veriſimile, che maggiormente non ſi riſentiſſe un Re nel vederſi improviſamente rimproverare di coſe, in contrario delle quali doveva eſſere sì fermamente perſuaſo, che conveniva, che gli pareſſero incredibili. Che poteva egli giudicare ſe non, ch'a ſtimolo di maligni Inſidiatori, che non ſono mancati a più giuſti, e più ben veduti Monarchi, coſtui voleſſe preſſo il popolo, che ſuole eſſere di ſua natura ſuperſtizioſo, impedirgli la venerazione ch'aveva, giacche appunto come poſcia Alessandro M. ebbe a dire del ſuo Augure Demofonte, *nullum majus impedimentum, quam Vates ſuperſtitione captus.* Sapeva, ch'un Re ſtraniero, per acclamato che ſia non puo non avere degli Emoli, e de' malevoli, e doveva avere avanti gli occhi l'eſempio d'Egeo Ré d'Atene, il quale sì perche non apparteneva alla ſtirpe degli Eretidi; come perche meditava la ſuvverſione del figlivolo creduto ſtraniero, aſſalito fu da' Pelopidi che ſperavano d'occupare il regno dopo di lui. Ma rendeva ancor più probabile l'intelligenza dell' indovino con qualche ſuo Emolo, il conſiderare che coſtui, il quale era creduto profeta anche al Tempo della morte di Laio non aveva giammai fatto menzione d'Edippo, ancorche non regnaſſe. Che ſe i ſuoi vaticinii erano uniformi alle predizioni d'Apollo in qualche parte, non poteva eſſo credere che ſi ſerviſſe dell ſuo profetico ſpirito per confonderlo, e rendere credibili le ſue calunnie? Molte poſteriori ſtorie c'inſegnano quanti ingannatori ſianſi ritrovati tra l'indovini antichi. Raccon-

ta Erodoto nel Lib. 5. che sbanditi gli Alchemenidi da Ippia Ré d'Atene, cercavano ogni mezzo per ritornare in patria; ottennero però costoro mentre stettero a Delfo dalla Pitia Divinatrice del Tempio, che ogni volta che i Lacedemoni chiedessero alcuna risposta, dicesse loro, che dovessero liberare Atene dalla Tirannia; onde avenne ch'essi mandarono Anchiolio, a cacciare Ippia da Atene, benche fossero collegati con esso lui. Il medesimo narra nel Lib. 6. che mal contento Cleomene Ré di Sparta di Demareto suo Collega nel regno, s'ingegnò di far credere agli Spartani, ch'egli non fosse figlivolo d'Aristone, a cui era succeduto; per il che parve loro necessario proccurare dall' Oracolo di Delfo la certezza della sua Origine. Cleomene peró corruppe Colono figlio di Aristofante, Uomo molto Autorevole nella Cittá di Delfo, accioche persuadesse a Perilla una delle Vergini vaticinanti a rispondere, che Demareto non era nato da Aristone. Eseguita pero da costei la trama, questi fu deposto dal Trono. Mi riccorda ancora che Xenofonte racconta nella spedizione di Ciro, aversi avuto sospetto di se medesimo, che avesse corrotto Avecione Augure dell' Esercito accio dicesse che gli Intestini degli Animali sagrificati non erano favorevoli alla partenza, che i soldati bramavano. Ora quello, che più volte é posteriormente accaduto, non doveva essere nuovo nè pure al Tempo d'Edippo, e se alcuno poteva aver penetrato le frodi loro, esso s'ha a credere che fosse il più atto, venendoci rappresentato di si fino Intendimento che solo aveva potuto indagare la nascosta significazione del più celebre Enigma. Aggiungo, ch'egli non s'era fi-

 dato

dato dell' Indovino nel caso stesso del contaggio; benche dovesse essergli noto; per segno manifesto che di lui non aveva tutta la fede e tutta la veneratione.

Sembra ancora a Mr. de Voltaire mal fondato il sospetto d'Edippo contra Creonte, massimamente poiche l'ha chiamato poc'anzi suo fedele Amico. Per conoscere la perfezione d'alcuna dipinta Tavola non avvi miglior mezzo, che pareggiarla con l'originale Idea della natura; in tal guisa mi avviso di dover far io per far vedere con quanto retta imitazione abbia Sofocle rappresentato il sospetto che cade sopra Creonte.

Gia per le cose sopra dette appare quanta raggione avesse Edippo di credere Tiresia subornato dalla malignitá di qualche mal contento persecutore; ora resta a vedersi chi dovesse tra gli altri essere il più sospetto, il che si può scoprire con più riflessioni, ch'io faccio sopra l'ordinaria qualitá delle azioni Umane, che si sono vedute in simili occasioni: Prima io trovo, che la fede de' maggiori Amici è molte volte mancata per l'interesse del comando. Antipatro, che fu scelto da Alessandro tra tutti i suoi amici per il più fedele; é prepostо al Governo della Grecia, e della Macedonia, fu poscia il suo Traditore. Massimino alla cui fede fu commessa la direzione di tutto l'Esercito da Severo Alessandro, tolse al suo Signore la vita, e l'imperio. Rufino fu tutore d'Arcadio, poi suo fellone e. Stilicone fu per l'amicizia inalzato alla cognazione d'Onorio, gli tese poscia insidie, per trasportare su'l Capo d'Eucherio suo figlivolo la Corona, e mill' altri, che non mi sovvengono, e che sarebbe superfluo rammentare

tare, si sono serviti dell' amici ia per maggiormente afficurare i loro tradimenti. Molto piu però debbesi stimare mal sicura la Fede di coloro, che con qualche raggione potrebbono aspirare al Dominio. Tiberio ch'era altrettanto sagace nel conoscere i pericoli de' regnanti quanto crudele nell' evitargli ben ciò previde, però benche fosse adottato per figlivolo da Augusto, ed instituito erede dell' imperio, non soffri che vivesse Agrippa, che poteva avere pretenzione al medesimo; e Tacito atto più d'ogni altro a penetrare i consiglii, che nascono dalla gloria del regnare, benche la morte d'Agrippa avesse apparenza del tutto contraria, e per i pubblici rimproveri a lui giá fatti dall' Imperatore defonto, e per il bando a cui dal medesimo era stato condannato, non lascia di dire essere nondimeno più probabile che la sua morte proveniisse da Tiberio per il sospetto che doveva avere di chi poteva essergli Competitore. Veggiamo ora come s'adattino al nostro proposito queste cose. Creonte era il più distinto, ed il più potente tra' Tebani, e l'unico che potesse aspirare ad esser Ré, come in fatti divenne poco appresso, estinta che fu la schiatta d'Edippo. Egli oltre ciò era colui ch' aveva persuaso il cognato ad affidarsi all' Indovino, il quale e perche non aveva mai fatto motto alcuno della sua reitá, quando il male era recente, e non doveva aver rispetto alcuno a parlare, perche ancora non regnava e per altre cagioni sopra toccate, si doveva credere subornato. Chi sarebbe dunque stato si scemo, che non giudicasse Creonte reo di quelle insidie apparenti? Sopra tale fondamento era agevole di passare al sospetto anche della

Morte

Morte di Laio, perche chi si mostra capace d'un misfatto, puo facilmente esserne stato anche d'un altro. In fatti Edippo si trattiene nel solo sospetto, perche trattando di voler condannare Creonte alla morte, mostra di non movers̀i per questo, ma principalmente per il tradimento contro di se machinato, e per la propria sicurezza. Deves̀i per tanto conchiudere ch'Edippo non potevas̀i far procedere con maggiore naturalezza e che i suoi giudizii sono tanto verisimili, che paiono necessarii, e che sono si lontani dalla follia, di cui vengono accusati, che non ponno essere piu saggi e convenienti alla politica di un sagace regnante.

S'accusa indi la difesa che si fa Creonte come frivola e poco spettante al soggetto, risponendo Egli che preferisce la sicurezza dello stato privato a quella d'essere Ré, perche ha la sorte di godere mercé di lui la reale potenza, libero nello stesso tempo da quelle cure, che porta seco il regnare; in vece di scolparsi.

Se l'Autore della Critica avesse offervato tutto ciò, che doveva, averebbe ritrovato, che questo non è che l'esordio della sua risposta, e di vero molto convenevole, perche cerca prima di mitigarlo con mostrare la riconoscenza del favore che godeva; dimanda poi più oltre tempo, acciocche possa far apparire la sua innocenza; dice che un sospetto non é fondamento bastante per condannare, e non potendo far altro conferma la sua integritá co'giuramenti. Come puo dunque meritare le sopradette taccie questa risposta, s'ha detto tutto çiò çhe dir poteva?

L'Altera-

L'Alterazione d'Edippo con Creonte, che pur viene riprovata, non ha bisogno di Difesa, perocche già s'é provata la raggionevolezza del trasporto del Re; nè Creonte dice nulla difendendosi, ch'oltrepassi la moderazione, ma perche qui fa'l Critico molto schiamazzo contro il pocodecoro d'un tale contrasto, specialmente per queste parole che cosi tradotte egli reca:

Edippo.

O Thebe Thebe!

Creon.

Il m'est permis de crier aussi Thebe, Thebe!

stimo opportuno dire alcune cose ancor intorno a questa.

E degno primieramente d'offervazione l'errore di molti, che dal costume de' Ré moderni pigliano la norma del decoro degli antichi. La Grecia a tempi d'Edippo era divisa in gran numero di piccoli stati, i cui principi non viveavno con quella grandezza, che colla vastità de' Dominii s'é poscia introdotta. Quindi e ch'essi veggonsi spesso in tutte le greche Tragedie famigliarizzarsi con i Cori, e trattenersi con più persone in discorsi, che disdicerebbono a' regnanti de' nostri tempi. Ed in vero averebbono peccato contro il costume i poeti di que' tempi, attribuendo loro una gravitá superiore al consueto. Se un Re dunque non fosse ora per degnare della propria presenza una persona creduta rea di lesa Majestà, non per questo si potrebbe dedurne, che non conveniisse ad Edippo udir Creonte a scolparsi. Se seguissero

tra

tra di loro reciproche ingiurie, la Cenſura non diſconverrebbe, perciocche le regole del coſtume ſono in queſto inalterabili, e ſi debbono in ogni tempo oſſervare: Ma quale Indegnita é egli, ch'un Innocente ſi difenda preſſo un ingannato Rè, che l'incolpa? Che ſe il ſopracitato Verſo ſembra poco dicevole, aviene queſto per la traduzione, che veſte il ſentimento di Sofocle d'una maniera ſconcia e puerile. Il Verſo Greco é tale.

Καμοι πολεος μετεστι τησδ' ἀ σοι μονῳ.

Cioé:

A me nulla men cale
Ch' a te del commun ben della Cittade.

Ove ſi vede, che Creonte non puo meglio riſpondere, poiche dalla Eſclamazione d'Edippo piglia motivo di ſcolparſi. moſtrando il zelo ch'egli ha per la Patria. Non poſſo dire quanto mi ſembri ſciocca e diſadatta la Critica di ciò, che non s'intende che per altrui interpretazione, perciocche oltre il ſoggiacer ſovente a cattive ſpiegazioni, come é queſta, i ſentimenti anche più fedelmente tradotti perdono talora tutto il loro vigore. Per quanto riguarda la Lingua franceſe, ciò m' è occorſo d'oſſervare in alcuni verſi d'Omero, che ſono da Longino citati, per Eſempii d'uno ſtile ſublime, e che portati in Franceſe da Madama Dacier con tutta la fedeltà, non hanno pregio conſiderabile. I verſi ſon queſti:

Ζευ πατερ ἀλλα συ ρυσαι ὑπ ἠρεος υἱας Αχαιων
Ποιησον δ' αιθρην, δος δ' οφθαλμοισιν ἰδεσθαι
Εν δε φαει καὶ ὀλεσσον ἐπει νυ τοι ἐυαδεν ἑτως.

Cui

Cui traduce così Mad. Dacier : *Grand Jupiter ! diſſipés cette obſcuritè , qui couvre les Grecs , rendés nous la Lumiere , permettes que Nous puiſſions voir , & pourvu que ce ſoit à la Clartè des Cieux , faites nous perir , puisque c'èſt votre volontè.* Mr. Deſpreaux ſentendo il difetto della eſatta traduzione la quale riuſciva troppo verboſa e languente giudicò meglio traſportarli coſi.

Grand Dieu , chaſſe la nuit , qui nous couvre les yeux,
Et combats contre nous à la clarté des cieux.

Poi ſoggiunge in una Annotazione : *Il y a dans Homere , aprés ce fais nous perir ſi tu veux à la Clarté des Cieux : Mais cela auroit èté foible en nôtre Langue & n'auroit pas ſi bien mis en jour la remarque de Longin.* Da tutto ciò riſulta quanto ſia vana l'Impreſa di Mr. de Voltaire in criticare ció , che a fondo non intende. L'eſempio di Perrault doverebbe avere perſuaſo a baſtanza ogni Franceſe della inſufficienza della Critica ſcompagnata dalla cognizione delle Lingue. E benche ſi dica che la bella traduzione che ha fatto Mad. Dacier d'Omero abbia aperta una ſicura ſtrada agli ignoranti di criticarlo, ella medeſima confeſſa, ch'egli perde aſſai nella traslazione ; oltre che mi riccorda aver letto più d'un Autore , che ha notato degli errori nel ſuo volgarizzamento. Si dice che Sofocle ha pure errato nel far che Giocaſta ſentendo che dal Coro le vengono negate le notizie dallei richieſte intorno alla conteſa d'Edippo con Creonte non paſſi ad altre interrogazioni : Ma reſti paga come ſe ſapeſſe il tutto.

Il fatto convince Mr. de Voltaire. Giocaſta non perde punto di tempo a dimandare il reſto ch'e-

ch'erale naſcoſto: A pena aveva il Coro finito di parlare, Edippo a lui ſoggiunge due verſi, a cui come era di dovere, ne riſponde quello pochi altri; poi toſto Giocaſta ſcongiura per gli Dei Edippo che gli narri la Cagione del ſuo sdegno; dicendo: *προς θεων διδαξον καμ' αναξ ὁτυ ποτε μηνιν τοσην δὲ πραγματος στησας ἐχεις.*

Cioè:

Deh dimmi per gl' Idii quale cagione
Ora ti move o Rege a tanto sdegno?

Avendo dopo il Coro parlato toſto Edippo non era egli decentiſſimo, ch'ella differiſſe ſi pochi momenti la ſua dimanda?

Si rinova dappoi la Critica ſpettante alla riccognizione. Si dice che nella Scena in cui Edippo e Giocaſta ſi fanno vicendevoli ſcoprimenti dovevaſi conoſcere il fine della Tragedia, particolarmente perche ella ſentendo le predizioni d'Apollo non poteva non rammentarſi, e non dire che le ſteſſe erano ſtate fatte al ſuo Figlivolo: Di più per l'inſulto gia fatto ad Edippo dall' ebbro ingiuriatore, e per le cicatrici ch'egli doveva ancor avere ne' piedi, come coſe tutte, che s'acordavano a confermare il parricidio. Riſpettivamente a Giocaſta riſpondo eſſere credibile, che s'uniformaſſero in tutto l'oracolo del Figlivolo di Laio, e quello d'Edippo, benche non conſti ad evidenza, che foſſero o totalmente concordi, o egualmente chiari; ma che non veggo in lei veruna neceſſità di paleſare queſta concordia, perche del canto ſuo ella appare ſi perſuaſa della morte del proprio Figlivolo, e per conſeguenza della vanità del vaticinio, che una tale uniformità in ve-

ce

ce di recarle alcun Timore, la rendeva incredula, e diſpregiatrice d'ogni preſſaggio; Sicche dice:

Βροτων ἐδεν, μαντικης εχον τεχνης.

Non avvi tra mortali
Scienza divinatrice.

All' incontro vedeva ella Edippo tutto agitato da Timori ed Anzietá, ſicche s'affligeva, come ivi confeſſa di cosi rimirarlo. Per qual fine dunque aveva eſſa a paleſarla, poiche averebbegli ſolamente accreſciuti i ſuoi ſoſpetti, la dove ſi moſtrava anzi intenta a confortarlo? Certamente Socle averebbe fallito in traſgredire qui l'oſſervanza d'un coſtume ſi idoneo. Ma poſto ch'ella gli aveſſe paleſato eſſere l'oracolo del figlivolo di Laio interamente uniforme al ſuo, che poteva egli perciò conchiudere? Nè l'aſſerzione d'un Uomo preſo dal vino, di cui gia ſopra ho notato qual Conto ſi doveva fare; nè le Cicatrici de' piedi ch'erano un indicio lontano, perche potevano eſſere per altra cagione, era veriſimile, ch'aveſſero levato ad Edippo la credenza ch'aveva d'eſſere Figlivolo di Polibo. Come poteva egli dunque rinunziando alle ſenſibili notizie, che avevano già fatto in eſſo una antica impreſſione, ſpogliarſi d'ogni prevenzione, e per la ſola uniformitá di queſti Oracoli, credere ch' Eſſo foſſe il Figlivolo di Laio? Le notizie però che qui ſi vanno ſcoprendo, ſe bene ſ'eſaminano ſono tali che baſtano ſolamente per iſvegliare in Edippo del ſoſpetto. In che debbeſi oſſervare un artifizio notabile, perciocche trattandoſi d'una peripezia ſi ſtrepitoſa, come è quella che ſiegue poi,

la Concordia di queſti precedenti aviſi ſerve per render ad evidenza credibili le coſe, che indi ſi ſcoprono dal Miniſtro di Polibo. Altrimenti chi ſulla fede d'un Uomo ignoto ſarebbe ſi credulo di tali ſtranezze che veniſſe in riſoluzione d'ammazarſi, come fa Giocaſta, o di cavarſi gli occhii, come fa nel fine Edippo? Ma cio che mi rende più ſtrana la preſente Cenſura ſi è che gli ſcoprimenti medeſimi ſi fanno nella ſcena prima dell' atto 4. nel nuovo Edippo di Mr. di Voltaire con maggiore chiarezza, e l'avvenimento della morte di Lajo ſi conforma a quello, che racconta Edippo effergli accaduto nel medeſimo diſtretto, ſicche gli reſta ivi aſſai meno luogo di dubitare, ch'egli ne foſſe l'ucciſore: pure non appare che in tale ſcena ciò ſi creda provato ad evidenza; perche ſopraggiungendo Forba dice Edippo: *Mon doute affreux va donc être eclairci:* Nè però nell' eſame che prende a farſi ſi rigoroſamente l'Autore ſ'aſcrive queſto difetto. S'inoltra il Critico ad affermare, che quando il Paſtor di Corinto ſcopre ad Edippo che ei non é figlivolo di Polibo, ma che tu da Fanciullo eſpoſto ſopra il monte Citerone da perſona Tebana, egli con tutto ciò non ſoſpetti ancora di nulla, e che peró la ſua Ignoranza é un artificio aſſai rozzo del poeta, che per dare giuſta lunghezza alla Tragedia traſporta ſino al fine del quarto atto una ricognizione ſi manifeſta.

Che Edippo non ſoſpetti ancor di nulla é coſa contraria al fatto. Egli ha cominciato a dubitare ſino nella ſopradetta ſcena, al ſentire le notizie, che gli dava Giocaſta, d'eſſer l'omicida ricercato; peró dice:

Οιον μ' ἀκεσαντ' αρτιος εχει γυναι
Ψυχης πλανεμα κ' ανακινεσις Φρενων.

Ahi

Ahi quale o Donna in aſcoltar tai Caſi
Conformevoli a miei mi ſi riſveglia
Tumulto di penſier ch' agita l'Alma !

Circa la ſua naſcita non ci ha dubbio , ch'egli averebbe qualche raggione di concepire gran ſoſpetto del vero ; quando nulla non ne lo ritraeſſe. Ma gli ſi oppone l'opinione , che ſ'aveva che'l figlivolo di Laio foſſe gia perito ; ſiccome prima ha moſtrato di credere anche Giocaſta allorche ha recato la ſua Morte per prova della Vanitá degli Oracoli ; e le circoſtanze della narrazione del Miniſtro di Corinto , che dice aver ricevuto il Bambino da un paſtore della Famiglia di Laio , ſono contrarie altreſi agli Ordini dati da Laio medeſimo : Però non s'offende lo ſpettatore di queſta Arte del poeta , la quale non tanto giova per dare una giuſta lunghezza alla Tragedia , come dice l'autor Franceſe , quanto per rendere piu ſenſibile e violenta la peripezia , che poi ſiegue in un ſol punto. Molto meno per tanto ſi puo dire che qui ſi faccia una compita riccognizione. Che ſe Giocaſta ſenza attendere altro ſ'uccide , ella ha motivi aſſai maggiori. S'avvede che tutto s'accorda con l'oracolo del ſuo figlivolo , ed alla qualità del paſtore nominato dal Miniſtro ſopradetto , connoſce che non puote eſſere , ſe non quegli à cui eſſo fu conſegnato. Ma non voglio a tale Propoſito laſciar qui di dirvi , che quando anche foſſero eguali in ambedue i motivi di diſperare , non ſarebbe fuori di raggione ch'ella piu toſto s'abbatteſſe. Cercaſi da Philoſophi naturali per quale raggione di due perſone poſte in uno ſteſſo pericolo una pur ſi luſingha , l'altra diſpera. Non v'ha dub-

bio ch'egli proviene dalla diverſa Diſpoſizione, ch'abbiamo circa l'ardire ed il timore. Ove il languor de ſpiriti diſponga al timore, a meſura che creſce queſta paſſione, piu ſi riſtringono le vie, per cui eſſi hanno il lor moto; onde piu facilmente reſtano ſorpreſi ed oppreſſi da quello ſtupore dal quale naſce l'abbatimento dell' animo, e lo ſgomento, ch'ha talor reſa amabile la morte. Il contrario avviene ne' temperamenti atti all' ardire; perche avendo queſto una comune origine con la ſperanza, colui ch'inclina ad un' affetto, ſenteſi portato anche all' altro; peró ſi legge nel 2. della Rettorica d'Ariſtotele το τε ἐλπιζειν ἀγαθον τι ταραγαλεον ἐϛι; avendo egli offervata la loro ordinaria corriſpondenza, della quale rende appieno raggione Carteſio nel trattato delle paſſioni. Quinci e ſovente avvenuto, che ſ'é preſo un affetto per l'altro, come fece Orazio, da cui la turba de giganti, che da l'aſſalto al cielo, viene chiamata fida Juventus. Per tanto ad Edippo il cui carattere é d'ardito, qualor anche aveſſe tutti i mottivi di Giocaſta converrebbe forſe il luſingarſi, ed a queſta giuſta il coſtume timido delle donne l'abbaterſi.

Una altra taccia qui s'impone a Sofocle perche moſtri obliare, che il ſoggetto della tragedia é la vendetta della morte di Laio, introducendo Edippo a porre ogni ſua cura nel ricercare la propria origine. Se ſoggetto della favola ſi chiama il principale ſuo ſcopo, queſto certo é la riccognizione d'aver comeſſo coſa orribile; che ſ'ella conſiſte nello ſcoprimento d'avere ucciſo il padre, e ſpoſata la madre; come puo dirſi fuori del ſoggetto, che Edippo cerchi di cui ſia figlivolo; cioé la notizia

tizia di cui dipende tutto il ricconoſcimento? Il caſtigo dell' ucciſore di Laio voluto dagli Iddii é piu toſto occaſione, che ſcopo della favola: Ma quando ancor ſi conſideri ſolamente per ſoggetto della Tragedia l'impreſa d'Edippo intento ad eſeguire il volere de Numi; in qual guiſa piu artifizioſa e piu propria ſi poteva venirne al fine, tanto piu ſorprendente, quanto meno aſpettato; che per mezzo d'una ricerca, che pare manco acconcia al propoſito? Dall' altro canto quale inconvenienza é egli ch' Edippo interroghi il paſtore delle coſe ſpettante alla ſua origine; mentre l'occaſione coſi richiedeva, e l'attuale commozione del ſuo cuore a ciò lo portava, ſenza guari interrompere l'altre ſue cure?

S'aggiunge che il coro dimoſtra una ignoranza affettata non meno ch' Edippo, poiche ſebbene é ſtato preſente a tutti gli avvenimenti della tragedia ed é compoſto di gente illuminata, eſſo ſi trattiene in raggionamenti che riguardano ſolo la conoſcenza, che ſpera avere de di lui parenti. Intorno a queſta ignoranza del coro ſi potrebbe riſpondere (oltre che egli rappreſenta la moltitudine de Cittadini, la quale ſuol poſſedere le notizie imperfettamente) ció che ſopra ho detto d'Edippo ſteſſo. Anzi doveva avere difficoltá di perſuaderſi le ſtrane di lui ſciagure piu che queſto infelice Re; eſſendo come ci ſi rappreſenta nel decorſo di tutta la tragedia ſi prevenuto in ſuo favore, che lo credeva un ſemideo generato da Mercurio, o da Bacco, o nato di qualche figlivola di Febo.

Tutto l'atto 5. é l'oggetto della cenſura che ſiegue. Riprovaſi queſto come ſuperfluo, e ſe

ne trae una raggione dal poco applauſo, ch'ebbe il nuovo Edippo allorche fu rappreſentato con una ſimile aggiunta, la quale fu peró levata dall'autore. Un' altra ſe ne cava dalle annotazioni di Mr. Dacier nelle quali ſ'avverte, che la favola non é finita nel quarto atto; dice per tanto il noſtro critico, n'eſt ce pas avouer, qu'elle eſt finie que d'etre obligé de prouver, qu'elle ne l'eſt pas?

Il fondamento, ſi puo dir, unico di queſta cenſura é la diſapprovazione ch'ebbe la prima volta la Tragedia di Mr. de Voltaire, e da queſto egli ha preſo motivo di ſofiſticare ſopra l'aſſerzione di Mr. Dacier. Io non poſſo ſapere tutte le cagioni per cui fu diſaprovata queſta parte che da lui poſcia é ſtata ommeſſa, non avendo avuto la ſorte di vederla. Una nondimeno io ne deduco dalla lettura delle coſe precedenti della ſteſſa ſua Tragedia; ed é che la peripezia del nuovo Edippo ſi compie in due volte; perche prima ſi ricconoſce, ch'egli é parricida, poi ch'egli é figlivolo di Giocaſta; quindi é che gran parte della paſſione eſſendo nella prima cataſtrophe, la ſeconda fa molto minore impreſſione che nella Tragedia di Sofocle, in cui ſi fà tutta la riccognizione e tutta la cataſtrofe in un ſol punto; onde tocco lo ſpettatore da piu recente e da piu grande ſorprendimento, attende piu vivamente gli effetti, che ſon per ſeguire. Per altro Mr. de Voltaire moſtra di poco conoſcere la perfezione della favola tragica, nel dire che queſta nell' atto quarto ſia compita. Non baſta dar l'eſſere all'azione, che ſ'imita. Ma debbeſi formare la favola grande bella e perfetta: E ſicome un cavallo di freſco nato, ancorche abbia le parti eſſenziali,

ſenziali, che coſtituiscono il ſuo corpo, riceve dalla natura ſolo dopo il debito creſcimento quella bellezza e quello Spirito, che ci fa godere nella ſua giuſta grandezza; coſi l'arte imitatrice della natura, benche colla riccognizione dia qui l'eſſere alla favola, non dalle ſe non dappoi quel compimento, onde ella acquiſta maggior vaghezza e maggiore energia. In fatti quanto debbono accreſcere la compaſſione le circoſtanze delle doloroſe azioni, che poi fanno Edippo e Giocaſta? Sofocle ch'aveva dipinto Edippo nel colmo maggiore della felicitá, per cui parreggiavaſi a' Dei, doveva opporgli un altro termine pari d'infelicitá: Però dopo che gli ha fatto conoſcere eſſer egli parricida, inceſtuoſo, condannato da ſe ſteſſo imprudentemente alla perdita del regno, ed all'eſilio; aggiunge la perdita della madre e della viſta che dopo la vita é la piu dolce coſa che abbiamo.

L'ultima cenſura é di que' Verſi del quinto Atto, che Mr. Voltaire rapporta coſi tradotti da Deſpreaux.

Hymen funeſte Hymen tu m'as donné la vïe,
Mais dans ces mêmes flancs, où je fus renfermé,
Tu fais rentrer ce ſang, donc tu m'avois formé;
Et par là tu produis & des fils & des Peres,
Des freres, des maris, des femmes, & des meres,
Et tout ce, que du ſort la maligne fureur
Fit jamais voir au jour & de honte & d'horreur.

Si riprova l'ammirazione ch'ebbe Longino di queſte eſpreſſioni, e diceſi che biſognava eſprimere, che nella medeſima perſona ſi trovino le dette qualitá; di piu che l'inveſtigazione ſi curioſa del-

le circoſtanze del ſuo delitto, ſi minuta commemorazione dit tanti titoli inceſtuoſi, e la combinazione di tanti orrori, in vece d'aggungere all'azione attrocitá, la diminuiscono.

Qui prima é degno d'avvertimeno che la traduzione franceſe ha certa condotta e certe locuzioni che pregiudicano al bello e paſſionato ſentimento di Sofocle: Ma non ſi puote ad ogni modo compatire la franchezza con cui l'accuſa ſi celebrato poeta ed un critico ſi dotto e giudizioſo qual é Longino. Per altro qual biſogno aveva Edippo di ſpiegarſi piu chiaramente, ſe parlava di coſe a tutti note, come ſoggetto della ſua diſgrazia e motivi delle paſſate querele? Una eſpreſſione piu chiara ſarebbe da riporſi nel numero di que difetti, che ſecondo Ariſtotele fanno il parlar freddo. Ma piu ſi convince il critico noſtro sì perche Edippo parla qui ſeco medeſimo per modo d'eſclamazione, lagnandoſi del ſuo perverſo deſtino; come perche s'eſprime meglio il traſporto delle paſſioni con l'ommiſſione di qualche coſa ancor che foſſe neceſſaria. Però Virgilio volendo eſprimere meglio il traſporto di Niſo nel vedere che ſi trucidava Eurialo dice, che egli eſclamó quaſi impazzito per lo furore

Me me adſum qui feci, in me convertite ferrum.

Per ció che ſ'aſpetta all' altra parte della cenſura dico, che per movere meglio l'altrui compaſſione non v'era mezzo piu proprio, che moſtrare l'eccеſſo del proprio dolore giuſta quel verſo d'Orazio.

Si vis me flere, dolendum eſt
Primum ipſi tibi, tunc tua me infortunia lædent.

Ne

Ne ſi poteva meglio dimoſtrare il dolore eccesſivo, che con l'eſprimere il cumulo delle ſciagure; onde era tormentata in quel punto la ſua fantaſia; ne queſto finalmente ſi poteva in forma piu idonea rappreſentare che con l'accoglier molto in poco; perche in tal maniera l'eſpreſſione é piu grave piu viva ed una immagine piu retta di ció che ſi rappreſenta. Non ſó come ſi poſſa dire, che le particolaritá delle ſue fatali e lagrimevoli diſaventure ſcemino la forza delle ſue querele; ſe quelle appunto ſono i mezzi unici per commovere gli Uditori. Cicerone che nel Libro del Oratore dice come Orazio, *neque fieri poteſt ut doleat is qui audit, - - ut ad fletum miſericordiamque deducatur, niſi omnes illi motus, quos Orator adhibere volet judici, in ipſo Oratore impreſſi eſſe atque inſerti videantur*, eſequisce poi per tutto queſto precetto con l'accenamento di ſimili circoſtanze. Virgilio chi come bene oſſerva l'abbate Terraſon, é ſtato ſino a noſtri tempi il poeta piu atto ad eſprimere paſſioni triſti, ſolo di quelle medeſime ſi ſerve. Eſempio ſiane queſto della ſorella di Didone, laquale ſi lagna ſulla di lei pira coſi.

Hoc illud Germana fuit? Me fraude petebas?
Hoc rogus iſte mihi, hoc ignes, aræque parabant?
Quid primum deſerta querar? Comitemque ſororem
Spreviſti moriens? Eadem me ad fata vocaſſes:
Idem ambas ferro dolor, atque eadem hora tuliſſet!
His etiam ſtruxi manibus, patriosque vocavi
Voce Deos, ſic te poſita ut crudelis abeſſem?
Exſtinxi te meque ſoror, populumque patresque
Sidonios urbemque tuam.

Qual circoſtanza avvi del dolore di queſta meschina, che non ſia eſpreſſa in tale lamento? Ed

all' incontro qual commozione recarebbe egli, ſe terminaſſe in alcuni generali ſoſpiri? Non poteva dunque Sofocle meglio adempiere l'ufficio del poeta tragico in rappreſentare gli affetti al naturale, ed in quella maniera che piu ſembra efficace per eccitarli in altrui. Però ben ebbe raggione Longino di lodarlo in queſta parte come maraviglioſo, e merita tanto d'approvazione il ſuo ſentimento, quanto é degno di diſpregio, chi lo diſapprova. I rifleſſi fatti intorno a queſte eſpreſſioni di Sofocle baſtano per far conoſcere i ſuoi vantaggi ſopra quella di Pier Cornellio, la quale il Critico qui paragona, indi Paridis ſuffragio, come ſuol dirſi, l'antepone.

Eccomi al fine delle cenſure di Mr. de Voltaire. Se voi le avete prima di me ben conſiderate, vi farete ſtupito del applauſo, che gli hanno in Francia ottenuto. Se non ci avete fatto ſopra oſſervazione, ſpero che vene ſtupirete ora, e giudicarete meco, che tutta la riputazione di queſta opera s'é ſtabilita piu ſu'l numero che ſu'l valore delle medeſime, per le quali ſi puo dire che l'Autore, giuſta l'adagio antico *convicii pœnam debet.* Onde deveſi conchiudere, ch'aſſai grande é la fallacia de volgari giudizii, appo cui é paſſato per ingegnoſa critica cio che non é ſtato ſe non un arte per far pregio maggiore alla nuova Tragedia.

Abhand-

Abhandlung
von der Schreibart in Miltons verlohrnen Paradiese.

Ich habe die Begierde noch nicht verlohren, meinen Landesleuten das Vortrefflichschöne und Angenehme in Miltons Paradiese zu ihrem Gebrauche zu entdecken und mitzutheilen. Die neue Uebersetzung und vornehmlich die Erklärungen von des Poeten Erfindungen, Vorstellungen, und der Ausbildung derselben, sind Zeugen davon. (*) Ich habe mich in derselben beflissen die Tüchtigkeit der Kunstmittel vor Augen zu legen, welche der Poet gebraucht hat, eine gewisse Würckung seiner eigenen Absicht gemäß in dem Gemüthe hervorzubringen; ich habe gezeiget, daß selbige in der Natur des menschlichen Gemüthes und dessen Verhältniß mit den Sachen gegründet sind; daher die Würkungen derselben natürlicher Weise und ohne Zwang folgen müssen. Ich habe viele besondere Nachrichten und Anmerckungen einfliessen lassen, welche dienen, die Fähigkeit des Lesers zu erweitern, ihn in die Gedancken, und Vorstellungen des Poeten einzuführen, und die Vorurtheile, welche desfalls im Lichte stehen, wegzuräumen. Der aufferordentliche Inhalt mußte nothwendig in einem gemeinen und am Irdischen klebenden Verstande, der weder genugsam angebauet, noch

(*) Diese neue Uebersetzung kan auf künftige Ostermesse aus der Presse kommen.

mit Wissenschaften bereichert ist, viele Schwierigkeiten finden. Diese Hinderniſſe sind durch das Bestreben derer, welche des Poeten Gedanken bey ihren kurtzen Einsichten und grossen Eigendünckel mit verkehrten Auslegungen verstellet haben, noch mehr verstärket worden. Eben dieser schädlichen Bemühung habe ich meine Arbeit entgegengesetzet, und das gute Zutrauen, das ich in die Verstandes- und Geistes-Kräfte der Deutschen setze, läßt mich nicht zweifeln, daß sie nicht die natürlichen Eindrücke von Miltons Vorstellungen nach ihrer vollen Macht mit Vergnügen bey sich empfinden, und mit ihrem Beyfall die stoltze Vermessenheit derjenigen zu Schande machen werden, welche den Verstand und das Hertz der Nation nach ihrer eigenen Blödigkeit und Kaltsinnigkeit schätzen. Mithin ist mir noch ein Vorurtheil wider Miltons Gedichte zu bestreiten übrig geblieben, welches man den Leichtgläubigen mit aller Macht beyzubringen gearbeitet hat. Solches ist von einigen besondern Eigenschaften hergenommen, die man in Miltons Sprache wahrnimmt. Ich muß mich darum befleissen die wahre Beschaffenheit der miltonischen Schreibart mit einer sorgfältigen Genauigkeit zu untersuchen. In den Anmerckungen über des Poeten Erfindungen habe ich nichts davon gesagt, damit ich den Leser nicht allzuweit von den Sachen abführete. Ich dachte, daß es sich besser in einer absonderlichen Schrift schickete, wo man es lieber in einem fort lesen würde.

Alles, oder das meiste, was Milton in der Sprache besonders hat, beruhet darauf, daß er die Eigenschaf-

genschaften gantz fremder Sprachen in der Form der Wörter und Redensarten in die seinige hinüber getragen. Virgil hatte dieses vorlängst gethan, und hundert Formen der Rede von den griechischen Scribenten geborget, welche von den Kunstrichtern **Hellenismi** geheissen werden. Und Horatz hat solche in seinen Oden noch häufiger als Virgil angebracht. Und wer hat nicht von den verschiedenen Mundarten reden gehöret, welche Homer gebraucht hat? Dadurch befliessen sie sich, die Sprache zu erheben, und ihr eine poetische Gestalt zu geben. Die alten Kunstlehrer hielten so viel darauf, daß Aristoteles eine Regel daraus formiert hat. „ Der herrliche Ausdruck, sagt er,
„ der sich von den gemeinen Redensarten der Leu-
„ te entfernet, entsteht von dem Gebrauche ent-
„ lehnter Wörter. Ich heisse entlehnte Wörter
„ die Wörter fremder Sprachen, die Metapho-
„ ren, die verlängerten Wörter, kurtz, welche
„ nicht eigentliche Wörter sind. - - Soll
„ der Ausdruck weder pöbelhaft noch niedrig wer-
„ den, so muß man seine Zuflucht zu fremden
„ Wörtern nehmen, zu Metaphern, zu Figu-
„ ren, und dergleichen. Ein gantz sicheres Mit-
„ tel, die Rede zugleich deutlich und prächtig zu
„ machen, ist dieses, daß man die Worte ver-
„ längere oder beschneide, oder sonst auf eine
„ andre Weise verändere; denn was in diesen
„ Wörtern ungewöhnliches ist, und was sie von
„ den eigentlichen und gemeinen Wörtern entfer-
„ net, theilet ihnen eine gewisse Pracht mit; und
„ was sie von dem gemeinen Gebrauche noch be-
„ halten, machet sie deutlich. „

Milton

Milton hat sich aller dieser Mittel ebenfalls bedienet, jedoch dieses mit gewisser Maasse und Bescheidenheit, in soweit als es ihm seine Sprache zugelassen hat. Diese hat von Alters her ein grosses Belieben gehabt, die nachdencklichen nnd nachdrücklichen Wörter aus fremden Sprachen aufzunehmen und zu gedulden, wie sie denn nichts anders als ein Gemische von verschiedenen Sprachen ungleichen Stammes ist. Sie hat diese Neigung noch zu unsern Zeiten behalten, und einige Scribenten haben derselben in ihren Schriften so übel mißgebraucht, daß sie zuletzt ohne Noth ausländische Wörter in ihre Schreibart gemenget, welches die Sprache auf eine seltsame Weise zerhudelt hätte, wenn nicht verständige Kunstlehrer diesem ausschweifenden Mischmasch Einhalt gethan hätten. Milton hat sich damit in den gebührenden Schrancken gehalten, und kein fremdes Wort gebraucht, das nicht seinen gewissen Werth gehabt hätte. Also hat er auch mit einigen Formen aus fremden Sprachen gethan, welche er geschickt nachgemachet hat; dergleichen sind, daß er das Beywort nach dem Hauptworte gestellt, daß er das Beywort in ein Hauptwort verwandelt, und, daß er die Wörter in einer veränderten Ordnung zusammengesetzet hat. Die Metaphoren hat er allemahl angebracht, so oft sie seinen Vorstellungen Zierde, Licht, Glantz, oder Nachdruck mittheilen konnten. Also hat er eine Menge Metaphoren und metaphorischer Reden, die er selbst zu seinen Absichten erfunden hat. Dieses that er kraft der natürlichen Freyheit, nach wel-

welcher einem jeden erlaubt ist, neue Vergleichungen zu erfinden, oder ähnliche Dinge unter gantz neuen emblematischen, jedoch deutlichen und lebhaften Bildern vorzustellen, folglich auch vergönnet ist, solche Vergleichungen in Metaphoren einzukleiden. Zu diesen neuen Metaphoren hat er ferner eine grosse Anzahl andrer zusammengelesen, welche er in seiner Sprache schon seit uralten Zeiten so wohl eingeführt gefunden, daß sie izo von den wenigsten mehr vor Metaphern angesehen werden. Die Englische Sprache ist an dergleichen vor andern reich. Aber Milton begnügete sich nicht an denen, welche zu seiner Zeit in dem gemeinen Umgange gebraucht wurden, sondern zog eine Menge solcher, die theils dem Untergange nahe warey, theils schon ins Vergessen gekommen, wieder ans Licht hervor. Er bemächtigte sich solcher in Spensers, Fletschers, und Sakspers Schriften, so oft sie ihm dieneten, eine Sache und einen Begriff nach einer absonderlichen Einschränckung vorstellig zu machen. Daneben thaten ihm diese veralterten Wörter den Dienst, daß sie seinem Gedichte einen gewissen Schein von Alterthum mittheileten. Auch das lezte Mittel, das Aristoteles in Vorschlag gebracht hat, hat Milton mit Nutzen anzuwenden gewußt. Er hat eine Redensart mit Hinzusezung solcher Wörter länger gemacht, welche nach Belieben gesetzet oder ausgelassen werden können; und er hat absonderliche Wörter mittelst Einschiebung oder Hinauswerffung gewisser Sylben ausgedähnet, oder abgestutzet. „ Giebt man auf das „ Maaß seines Verses acht, sagt Addison, so

„ wird

„ wird man sehen, daß er in verschiedenen Wor-
„ ten mit grosser Geschicklichkeit eine Sylbe ver-
„ drückt, und andre mahl zweysylbigte Wörter
„ in eine Sylbe zusammengedrungen, wodurch
„ er seine Sprache erhöhet, und seinem Sylben-
„ maasse ein verschiedeneres Aussehen mitgetheilet
„ hat. Dieses hat er insonderheit in den Nah-
„ men der Personen und der Länder gethan, in-
„ dem er entweder den Nahmen einigermassen ge-
„ ändert, oder einen gebraucht, der am wenig-
„ sten bekannt war, damit er die Sprache des
„ gemeinen Volckes desto besser vermiede. „

Eben derselbe berichtet uns, daß Milton ver-schiedene Wörter aus eigener Macht gepräget habe, und verweiset den Leser, der sich daran ärgerte, auf eine Schrift des Plutarchs, worinnen gezeiget wird, wie vielmahl Homer sich eben dieser Freyheit bedienet habe. Wenn wir ihm Glauben zustellen, so hat der Poet mittelst aller dieser Hülfsmittel, und mittelst der trefflichsten Wörter und Redensarten, so ihm die Englische Sprache mittheilete, dieselbe zu einer grössern Hoheit erhoben, als jemahls ein Englischer Poet vor oder nach ihm gethan hat, und seine Schreib-art eben so erhaben gemachet, als seine Gedan-ken sind.

Die Herren Richardsonen, Vater und Sohn, haben in ihrer Lobschrift des verlohrnen Paradieses mit eben demselben Lobe von Miltons Schreibart geredet. Und der Journaliste, der in der Britan-nischen Bibliotheck im April 1737. I. Artick. einen Auszug davon gemachet, giebt zu verstehen, daß

er

er es ihnen nicht wiedersprechen könne, wiewohl er ziemlich unbestimmte Begriffe davon hat, und zu fürchten scheinet, seine französischen Leser werden mit den Hrn. Richardsonen nicht eines seyn. „

„ Dörffen wir, sagt er, auch alles erwähnen, was „ Richardson von Miltons Schreibart sagt? Al„ le unsre Leser wissen, was Boileau von Ron„ sard gesagt hat, ihn herunter zu machen, nem„ lich daß **seine Muse im Französischen Grie„ chisch und Latein geredet habe.** Wo sind „ nun die Frantzosen, welche bey dem Vorur„ theile, das sie von diesen Worten empfangen, „ ohne Erstaunen hören könnten, daß jemand „ mit Worten, die eben das sagen, was Boi„ leau gesagt hat, die Schreibart eines heutigen „ Poeten loben wollte? Dennoch ist dieses ein „ Paradoxum, welches sie verdauen müssen, „ wenn sie begreiffen wollen, worinnen der wah„ re Werth der miltonischen Schreibart bestehe. „ Vielleicht ist die Englische Sprache, die aus „ der augenscheinlichen Vermischung vieler and„ ren entstanden ist, schon daran gewöhnt, daß „ sie sich nach den Eigenschaften ausländischer „ Sprachen bequeme. Vielleicht hat sie so viel „ von dem Naturelle derer, die sie reden, in sich, „ daß ihre Natur nicht so enge eingeschräncket ist, „ als der frantzösischen Sprache. Vielleicht las„ sen sich alle Sprachen aus dem Vorrathe der „ andern bereichern, und der vornehmste Unter„ scheid zwischen Milton und Ronsard besteht da„ rinnen, daß jener desfalls mehr Geschicklichkeit „ und mehr Behutsamkeit gebraucht hat, als Ron„ sard.

„ sard. Das ist gewiß, daß die Herren Richard-
„ sonen unsern Poeten damit loben wollen, und
„ ihn in der That loben, wenn sie sagen, daß
„ man in einem gewissen Dinge, das man nicht
„ recht nennen könne, das seine Schreibart so nach-
„ drücklich und so eigen mache, was fremdes und al-
„ tes erkenne, welches viel von dem Römischen und
„ Griechischen an sich habe, aber naturalisirt
„ Englisches sey. Da Milton viele alte und neue
„ Sprachen verstuhnd, nahm er aus jeglicher,
„ was sich vor die Natur der Englischen schickete.
„ Indem das Feuer, dessen er voll war, alle
„ Theile dieser Vermischung durchdrang, sah
„ man ein neues Gemische daraus entstehen, wel-
„ ches nach dem Urtheile der Kenner in den Spra-
„ chen eben das ist, was das Corinthische Ertzt ehe-
„ mahls unter den Metallen war. - - Ueber-
„ haupt zu reden, hat Miltons Schreibart zu ih-
„ rem Eigenthume, daß sie reich und überfliessend
„ ist, ohne Gewasche. Der Ueberfluß ist viel-
„ mehr in den Begriffen als in den Worten. Sie
„ ist allemahl nachdrücklich, klar und genau. Die
„ Genauigkeit ist so groß, daß Hr. Richardson
„ sagt, sie verursache bisweilen etwas, das den
„ Schein einer Dunckelheit habe, aber doch nicht
„ dunckel sey, oder wenn es dunckel sey, so sey die
„ Schuld nicht der Schreibart sondern des acht-
„ losen und im Denken ungeübten Lesers, und
„ solcher Leute, welche in Miltons Ausdrücken aus
„ derselben Ursache keinen Verstand finden, als
„ wir bey hellem Mittage in der Sonnenscheibe
„ nichts sehen, dieweil ihr eigner Glantz sie vor
„ uns verbirgt. „

Man hat von dem Character der französischen Sprache angemercket, daß sie von einer sehr zärtlichen, lekeren und eingeschränckten Beschaffenheit sey, insbesondere daß sie eine Menge eigensinniger und gleichsam geweiheter Redensarten habe, welches machete, daß sie deßwegen der Grundschrift, die man aus einer andern Sprache in dieselbe übersetzen will, nicht lange Fuß für Fuß nachgehen könne. Einige der geschicktesten Franzosen selbst haben sich geklaget, daß ihre Sprache arm, mager, und truken gemachet worden, daß man sie in Fesseln und Bande gezwungen habe; und sie bekennen, daß sie keinen Schritt thun dörfe, als nach den strengesten und allezeit gleichförmigen Regeln der Sprachlehre. Der Herr von Fenelon, Boileaus und andrer, die eine gleiche Klage geführt haben, an diesem Orte nicht zu gedencken, hat in seinem Entwurffe einer Poetick ihre Strengigkeit sonderlich in Ansehung der Versetzungen der Wörter beklaget. „ Man hat „ sich, sagt er, ohne Noth selber die Folter zu„ erkannt, damit man eine Schrift verfertigen „ könnte. Man dürfte schier auf die Gedancken „ fallen, daß man sich mehr um das, was schwer „ ist, als um das, was schön ist, bekümmert „ habe. Bey uns hat ein Poete eben so sehr „ nöthig sich in den Gedancken zu schlagen, wie „ er die Sylben in Ordnung stellen, als wie er „ starcke Empfindungen, lebhafte Schilderey en, „ kühne Gedancken erfinden wolle. „ Nach diesen Worten bringt er etliche Exempel von dem Gebrauche, zu welchem die Alten die Versetzun-

gen der Wörter angewendet, und worinnen die französische Sprache zu kurtz kömmt; welches ihm Anlaß giebt von Ronsard zu reden: „Ronsard, „sagt er, hatte der Sache auf einmahl zu viel „gethan. Er hatte unsrer Sprache durch allzu „verwegene und dunkele Versetzungen Gewalt „angethan. Er machte eine rohe und ungestalte„te Sprache daraus. Er brachte allzu viel zu„sammengesetzte Wörter in dieselbe, welche in „dem gemeinen Umgange noch nicht eingeführt „waren. Er redete französisch auf griechisch, „und dieses ohne die Einwilligung der Franzo„sen. Er hatte meines Bedünckens nicht un„recht, daß er das Eis brechen wollte, unsre „Sprache zu bereichern, und unsre Poesie küh„ner zu machen. Aber in den Sprachen richtet „man ohne die Beystimmung der Leute, für „welche man redet oder schreibet, nichts aus. „Man muß niemahls zween Schritte zugleich „thun, man muß stille stehen, sobald man sie„het, daß die Leute uns nicht nachfolgen. Vor „sich allein stehen, ist allemahl und in allen Din„gen mit Gefahr begleitet; und in Sachen, „wo es bloß auf den Gebrauch ankömmt, ist „man nicht zu entschuldigen, wenn man allein „bleibet.„ In dem Verfolge sagt er, eben dies, daß Ronsard der Sache zu viel gethan habe, sey die Ursache gewesen, daß die Franzosen auf das Gegentheil gefallen, uud zu furchtsam geworden seyn; dadurch sey nun die französische Sprache dürftig und schwindsüchtig geworden.

Wenn zween Menschen sich vornehmen, einerley zu thun, so bringen sie doch nicht einerley her-

aus.

aus. Sie greifen die Sache nicht mit gleichem Vermögen, nicht mit gleicher Geschicklichkeit und Behutsamkeit an; sie sind nicht in gleichen Umständen und dergleichen. Von Milton wissen wir, daß er in seinem Gebrauche der ausländischen Mundarten die damahlige Verfassung seiner Sprache nicht aus den Augen gesetzet, sondern auf den Grund derselben gebauet; er hat sie nicht gekrümmet, er hat sie nur gelenket. In dieser Arbeit ist ihm trefflich zu statten gekommen, daß er sie ganz biegsam gefunden hat, (*) noch mehr, daß er bey denjenigen, die sie reden, ein so ungezwungenes, so freyes, und kühnes Naturell wahrgenommen, daß er sich versichern können, sie würden seine Neuerungen nicht nur nicht verwerffen, sondern sie mit dem nöthi-

(*) Addison hat von ihr als ein besonderes Glück angemerket, daß die Hebräischen Mundarten mit einer sonderbaren Anmuth und Schönheit in die Englische Sprache einschlagen. „ Unsere Sprache, sagt er, hat unzählige Zierlichkeiten und Verbesserungen von denen „ Hebräischen Redensarten empfangen, welche aus den „ poetischen Stellen in der Heil. Schrift in dieselbe herübergebracht worden. Sie geben unsern Ausdrückungen einen kräftigen Nachdruck, sie machen unsre Sprache warm und lebhaft, und treiben unsre Gedancken in „ feurigere und strengere Ausdrücke als sonst in unsrer „ Sprache angetroffen werden. Wenn jemand urtheilen will, sagt er ferner, wie sanft sich die Hebräischen „ Redensarten mit der Englischen Sprache vermischen, „ und mit ihr zusammenfliessen, der mag das Buch der „ Psalmen lesen, und dann eine buchstäbliche Uebersetzung „ des Pindarus oder Horazen dagegen halten. Er wird „ in den beyden letztern lauter Ungeschicklichkeit und Verwirrung der Schreibart wahrnehmen. „

gen Beyfalle aufnehmen; zumahl, da der wunderbare Inhalt seiner Gedichte eine ungewöhnliche Schreibart erfoderte. Ronsard hat hingegen nicht nur dem Naturell der französischen Sprache, wie sie zu seiner Zeit beschaffen war, zu viel Zwang angethan, wie wir von Fenelon berichtet werden, sondern er hat auch die Gemüthesart seiner Landesleute, für die er geschrieben, nicht genug eingesehen, und nicht betrachtet, daß es allzuschwer ist, sie von ihren gewohnten Manieren abzubringen, und ihnen an deren Statt etwas ausländisches beyzubringen. Er sollte wenigstens überleget haben, daß sie mit den Schriften der Griechen und Römer, keine so genaue Bekanntschaft hatten, daß sie die Redensarten, die Bilder und Figuren, so von ihren Gebräuchen hergeholet waren, in das Französische übersezt, ohne Schwierigkeit hätten verstehen, und mit Vergnügen aufnehmen können. Man hat ohne dies angemerket, daß die Franzosen überhaupt mehr Mühe als andre Nationen haben, sich aus ihrer Sphär heraus zu begeben, und sich in die Gedanken, die Gewohnheiten, die Lebensart andrer Völker zu richten. Welches Ursache ist, , daß man in ihren Tragödien die Moden, die Lebensregeln, die Höflichkeit, die Galanterie von Paris und Versailles wahrnimmt, wenn die Scenen gleich zu Athen, Mycene, Corinth, und Babylon sind. Also hat man den Racine beschuldiget, daß er seine Helden nach Paris habe reisen lassen, daselbst die Kunst zu lieben zu erlernen, und z. Ex. des Euripides Hippolitus in Mr. Hippolite verwandelt habe.

Demnach muß man die Freyheiten, die Milton in seiner Sprache genommen, und nach der Fähigkeit und der Verfassungsart derselben, und dem Naturelle der Engelländer abgemessen hat, nicht nach der gewissenhaften Sorgfältigkeit der französischen oder sonst einer eingeschränckten Sprache beurtheilen, noch sich einbilden, was in den furchtsamern nicht angehet, stehe auch in den kühnern nicht wohl. Man handelt verständiger, wenn man dergleichen kühnen Gebrauch nach demjenigen mißt, was in einer eben so freyen, und eben so gelenkigen Sprache einer großmüthigen und gelehrten Nation ohne jemandes Aergerniß geschehen kan. Eine solche Sprache war ehmahls die Griechische, in welcher Homer mit so gutem Fortgange die Formen und Arten fremder Sprachen und Dialecten eingepfropfet hat. Eine solche ist zu unsern Zeiten die Italiänische, von der man rühmet, sie sey wie Wachs, und nehme alle Figuren an, die man darinnen ausdrücken wolle, sie bequeme sich, wozu es sey, und lenke sich, wie die Regula Lesbia, nach den Sachen; sie sey nicht so spröde, nicht so eigensinnig und mit sich allein zufrieden, daß sie nicht die Formen andrer Sprachen gerne an sich nehme, und sich eigen mache. Wir haben auch den Beweis dessen aus der Erfahrung. Denn eben deswegen ist es einigen geschickten Italienern gelungen, daß sie die Redensarten des verlohrnen Paradieses mit alle den Freyheiten des Englischen Poeten gegeben haben. Salvini, Magalotti, Rolli haben gemeiniglich alle seine Worte, und

mit seiner Ordnung, und Zusammensetzung geliefert. (*) Sie haben in ihre Uebersetzungen nicht nur die Gedancken Miltons, sondern auch seine Sprache hinübergebracht, welche die Form und das Siegel der Gedancken ist. Und niemand hat ihnen vorgeworffen, daß sie damit den Character ihrer eigenen wohlverfaßten Sprache verletzet, oder dieselbe dunkel, anstössig, unzierlich oder ungereimt gemachet haben. Nun muß man sich in der Englischen Sprache eben dergleichen Fertigkeit und Vermögen vorstellen, die glücklichen Eigenschaften andrer Sprachen nachzuahmen. Man muß denn Milton eben so viel in seiner Sprache erlauben, als seine Italienischen Uebersezer sich in der ihrigen erlaubet haben, und auch niemand von ihren geschicktesten Landesleuten ihnen verübelt hat.

Wir können selbst in unsrer Sprache eine weit grössere Fähigkeit wahrnehmen, die Mundarten und Manieren fremder Sprachen an sich zu nehmen, und nachzumachen, als die französische besizet. Die deutsche Mundart hat wahrhaftig keine ekelnde Abneigung gegen einigen von diesen Hülfsmitteln selbst, welche die alten Kunstlehrer so sehr angepriesen haben, die Rede helle, kurtz, genau, nachdrücklich und erhaben zu machen.

Es

(*) Derselbe Salvini hat eben dieses mit Homer und den besten griechischen Poeten gethan, und Maffei hat das erste Buch der Ilias mit einem noch weit genauern Einschlagen in die Worte, die Form, die Fügung und Ordnung der griechischen Sprache in der Italienischen übersetzet.

Es mag der Mühe werth seyn, solches mit etlichen Exempeln auszuführen, weil es dienet, die Freyheit, so Milton desfalls in der weit kühnern Sprache einer geschickten und großmüthigen Nation genommen hat, zu rechtfertigen. Indem wir dieses thun, wollen wir ein sorgfältiges Auge auf die Gemüthesart unsrer Nation, und die dießmahlen gewissermaassen eingerichtete Verfassung unsrer Sprache richten, und fleissig Acht haben, was ohne Abbruch derselben, und ohne daß wir die Eigenschaften unsrer Sprache umkehren, oder Dunkelheit und Verwirrung darinnen anrichten, geschehen möge.

Die deutsche Sprache könnte vielleicht auf den Grad der Reinigkeit gebracht werden, daß nicht ein einziges fremdes Wort mehr darinnen gelitten würde, wenn eine Gesellschaft geschickter und erfahrner Männer wäre, welche Befehl und Gewalt hätten, für die neuen Sachen, und für neue Begriffe alter und gewissermaassen schon bekannter Sachen, neue Nahmen zu erfinden, die deutschen Ursprungs, Stammes, und Aussehens wären. Alleine da die Aufrichtung einer solchen Gesellschaft, die mit der erforderlichen Geschicklichkeit und Klugheit zu diesem Werke versehen wäre, sehr grosse Schwierigkeit findet, da über dieses wenig Hoffnung vorhanden ist, daß so viele verschiedene und freye Provinzen der deutschen Nation sich vereinbaren werden, die Gewalt einer solchen Gesellschaft zu erkennen, und sich ihrem Ansehen und Geschmacke zu unterwerffen, so wird es izo sehr schwer seyn, sich allemahl zu ent-

brechen, solche jüngst erfundene Dinge und Begriffe, die noch keine Nahmen bey uns haben, mit denjenigen zu benennen, mit welchen sie von einer andern Nation schon bezeichnet worden, zumahl wenn wir die Erkenntniß derselben eben von Fremden bekommen haben. Einige mahl, insonderheit in Begriffen und Sachen, die von deutscher Erfindung sind, wird man freylich sich noch ziemlich wohl aus seinem eigenen helffen können, wovon ich unten bey Gelegenheit der neugeprägten Wörter etwas mehrers sagen werde.

Diejenigen, die eine Sache zuerst erfunden haben, sind ohne Zweifel am meisten berechtiget, ihr einen Nahmen zu geben; sie können es auch mit der meisten Geschicklichkeit thun, weil sie die Natur derselben am besten kennen. Was Oerter, Länder, Städte, Gegenden, Berge, besondere Menschen und Thiere anlangt, wird dieses Recht denjenigen, so den ersten Besitz und die erste Bekanntschaft davon gehabt haben, insgemeine eingeräumet. Wir heissen darum **Pantheon** und **Rotonda** den Tempel, den seine Stifter und Besucher also genannt, wir heissen mit den mythologischen Poeten **Elysium** die anmuthreichen Auen, die sie so genannt haben, **Styx** den Fluß, **Cerberus** den Höllenhund, **Pluto** den Gott der Hölle; **Gratien** die Göttinnen der Holdseligkeit. Eben so halten wir es mit Zeug und Geräthe. **Cothurn** sagen wir, wenn wir den griechischen Stifel der Personen im Trauerspiele, **Jamben**, wenn wir einen gewissen Fuß des Griechischen und Lateinischen Verses, **Romanzen**, wenn wir die

Erzeh-

Erzehlungen, die zuerst in der Romanischen Sprache geschrieben worden, **Persienne**, **Indienne**, wenn wir gewisse fremde Arten wöllinnen Tuches anzeigen wollen. Dergleichen ausländische Wörter werden zugleich mit der Erkenntniß der Sachen erlernet. Und wenn sie gleich mit Nahmen von deutschem Stamme bekleidet würden, so würden auch diese gleicherweise gelernet werden müssen. Wenn wir von diesen Dingen reden wollen, so sind wir genöthiget diese Nahmen zu brauchen, weil uns unsre Sprache keine eigenen dazu leihet, und wir noch unverständlicher würden, wenn wir neue ersinnen wollten. (*) Das lächerliche Thun der Sprachenmengerey bestehet eigentlich darinnen, daß man fremde Nahmen für solche braucht, die man zu Hause in seinem eigenen Vorrath eben so gut oder besser findet. Es entsteht bald, weil man seiner eigenen Sprache nicht mächtig genug ist, bald weil man aus Eitelkeit das entfernte, das schwere und das unbekannte, dem leichten und bereitstehenden vorzieht. Die alten Deutschen haben sich sonst vor undencklichen Jahren schon die Freyheit genommen, auch die Nahmen aus andern Sprachen zu entlehnen, aus welchen sie die Begriffe und Sachen sich nicht geschä-

(*) Und wie soll man es anstellen, wenn man die Eigenschaften ausdrüken soll, welche uns der Sinn des Geschmakes in den Gegenständen zu erkennen giebt, falls wir nicht Sapores, oder irgend ein Wort aus einer andern Sprache, das eben dasselbe bedeutet, entlehnen dürfen? Der Mangel dieser Benennung in unsrer Sprache zeiget uns eine Nachlässigkeit in einem von den gemeinesten Begriffen.

geschämet zu borgen. Solches bezeugen die uralten Wörter, Natur, Kirche, Thür, Mönch, Materie, Priester, Cörper, Vers, Chor, Messe, Thron, Kron ꝛc. Und wir sagen nach ihrem Beyspiele, System, Phantasie, Symphonie, Harmonie, Prosa, Religion, Sphär, Historie, Allegorie.

Ich erinnere mich bey diesem Anlasse einer fremden Mundart, die nicht in den Wörtern selbst, sondern in ihrer Form besteht, wie diese Exempel zu erkennen geben:

Er bracht ihr in den Sinn, wie oft hier Hand in Hand
Ulysses sie geführt.

*

Wie Zeil- und Reihenweis die Ding' in Dingen stecken.

*

Läßt Märtrer in den Streit auf andre Märtrer gehen,
Und Inseln in dem Feld vor Feindes Inseln stehen.

*

Der Bann von Niedergang zerblizt den Bann aus Norden.

Ich finde diese Form der Rede zwar in keinem Sächsischen Poeten, doch ist sie bey ihrer Einfalt sehr nachdrücklich, weil das wiederholte Hauptwort die Sache selbst weit lebhafter anzeiget, als das Vornennwort gethan hätte.

Ist es in oben bestimmtem Falle vergönnet, Wörter aus fremden Sprachen in die unsrige aufzunehmen, so ist es ohne Zweifel mit demselben Rechte erlaubt, veralterte Wörter, die ehmahls in der Sprache gewesen, wieder zurück zu holen, so oft dieselben mit keinen andern ersezet worden.

Es

Es ist nicht billig, daß die Begriffe davon zugleich mit den Nahmen untergehen, und wenn ich ihrer gedenken soll, so kan ich es mit keinen bequemern Nahmen thun, als den vormahligen, welche der izigen Sprache so nahe verwandt sind, als die Wurzeln den Zweigen, wiewohl sie wie dieselben im Dunkeln verborgen liegen.

Hätten unsre Scribenten mehr Bekanntschaft mit den Schriften der alten Deutschen, so würden ihnen dergleichen Wörter nicht so fremde, noch wegen ihres fremden Wesens so ungereimt und hart vorkommen; und durch den Gebrauch, so sie davon macheten, würden solche auch ihren Lesern geläuftig werden.

Wir dürften dann **Pfeisen** sagen, den Sibilum der Schlangen auszudrüken, welches wir in dem Amadiese finden, wo es heißt: **Eine sehr grosse Schlange, welche, sobald sie den Ritter erblikete, auf die Erde sprang, und mit grossem Pfeisen davon lief.** B. XXIII. Bl. 281. Pfeifen schickte sich da nicht. Wir dürften **Bulgen** brauchen, das wir in Wikrams Ueberseszung des ovidischen Gedichtes von der Veränderung der Gestalten finden, wo im eilften B. steht:

> Das Schiff leidt groß Noth zu der Fahrt,
> Die **Bulgen** führten es aufwart,
> Daß es in aller Höhe stuhnd.

Bulgen sind nicht schlechtweg Wellen, sondern ungeheure Wellen. Wir dürften uns des Wortes **ungefug** bedienen, das in eben derselben Ue-

bersezung öfters vorkömmt, und kraft seiner Abstammung sehr nachdrücklich ist, und uns mangelt. Ich finde es daselbst in diesen Zeilen:

Indem ein Ries groß und ungefug
Mir auch sehr grosse Liebe trug.

Und in folgenden:

Polyphemus lief Aci nach,
Der rolandisch ungefuge Mann.

Und wenn wir verschiedene Arten von Fahrzeuge anzeigen wollen, dürften wir die Nahmen gebrauchen, die man ihnen gegeben, als sie erfunden worden, und welche sie an denen Orten, wo sie noch gebraucht werden, noch haben. Z. Ex. **Barke**, **Fuste**, **Nave**; welche wir in Seb. Branden Narrenschiffe antreffen, und in der deutschen Uebersezung des Amadieses, wo ich finde: **Leztlich erschienen anstatt der brennenden Fusten drey Schlangen, welche so groß waren, als drey grosse Naven. Und: Wir haben ihn allein auf dem Meer in einer kleinen Barke schiffen lassen.** Mich dünket, daß die Nahmen der Kunstwerke mit dem besten Recht gebraucht werden, wenn die Werke selbst gleich nicht mehr in Uebung sind, so oft man von denselben wieder zu reden kömmt. Wir dürften Eskrich nicht nur von einem solchen Boden brauchen, der von Thone geschlagen ist, sondern von allen Stratis, welches das Wort ist, wovon jenes seinen Ursprung genommen, das noch in vielen Provinzen Deutschlands in einem weitläuftigen

Ver-

Verstand üblich ist. Wir dürfften das Wort **Gauch** noch immer anwenden, das Sebastian Branden so manchen guten Dienst gethan hat, und seine Kraft von der Blödsinnigkeit des Vogels, der ehmahls diesen Nahmen geführt, erhalten hat. Izo heißt er gewöhnlicher Gukguk, ist aber noch wie zuvor ein Sinnbild der Thorheit, wofür ihn Brand beständig gebraucht hat.

Ich weiß daß Vinum heisset Wein,
Cuc'lus ein Gauch, Stultus ein Thor.

*

Dagegen sind viel Narren auch,
Die ausgebrütet hat ein Gauch.

*

Des Eifers Zeit ist nicht die beste,
Er fürcht ein andren Gauch im Neste.

Auch das Wort **Ungefäll** würde uns nicht geraubet werden, das seinen so guten und augenscheinlichen Grund in der Abstammung hat. Aber mit was vor Rechte kan man uns verbieten, noch auf den heutigen Tag die eigenen Nahmen der Personen, der Götter, der Geister, und dergleichen zu gebrauchen, wenn wir davon zu reden haben, ungeachtet wir sie nicht mehr glauben? Also dürffen wir den Nahmen **Alf**, **Aelf**, **Aelfen**, **Wasserälfen**, **Landälfen** sezen, so oft wir die Art Geister anzeigen wollen, welche die Angelsachsen mit diesem Nahmen genannt hatten. Und wenn wir eine andere Art, so man ehmahls **Feyen** geheissen, aufführen wollen, so wird uns

auch

auch dieser Nahme erlaubet seyn, welchen die Franzosen noch gewöhnlich brauchen; und der in Wikrams Veränderungen der Gestalten öfters vorkömmt.

Einsmahls als die Waldfeyen zugen
In obgemeldten Wald.

Item:

Zu den Waldfeyen schwamm sie dar,
Von welchen sie erzogen war.

Diejenigen, welchen diese Nahmen, sowohl als diese Geister, welche dadurch benennet werden, fremd und unbekannt sind, werden sie bald aus den Eigenschaften und Handlungen, so ihnen zugeschrieben werden, kennen lernen, und sich damit keine grössere Mühe geben dörffen, als die Nahmen der Helden in einer Geschichte oder einem Gedichte ins Gedächtniß zu fassen.

Wenn wir denn in diesem Stüke der deutschen Sprache eine gewisse Ungelenkigkeit beymessen wollen, so ist diese nicht weiter in derselben, als insoweit diejenigen, die darinnen reden, und schreiben, ungelenkig sind. Sie selber ist desfalls eben so wenig steif, und unbiegsam, als in den folgenden Mitteln, die Schreibart zu erhöhen. Erstlich, da das Beywort nach dem Hauptworte gesezet wird. Unsere geschicktesten Poeten haben dieses mit gütem Fortgange gethan; z. Ex. Haller:

Ein Kind ist noch ein Baum von eiteln Blättern grün.

Ein

*

Ein Unselbst reich an ja.

*

- - Eine Nacht, wie Erndte-Tage lang.

*

- - Mein noch wundes Hertz von langer Wehmuth weich.

Drollinger:

Die Wiesen, reich an Klee, an Holtz und Wild die Wälder.

*

- - Eine Frevelhand begierig auf Verderben.

*

Gebäude mancher Art, nicht dürftig, nicht zu stoltz.

Ferner gehet die Verwandlung des Beywortes in ein Hauptwort bey uns sehr leicht an: Z. Ex.

Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau.
Der unerfüllte Raum, das ungeheure Lähre,
Hört auf, und ist nicht mehr.
- - - Der Wahrheit Heiterkeit
Fängt in dem Grösten an, und fängt auch an im Kleinen.
Am Grossen und Unendlichen sich weiden.
Das Uebel in dem Theil ist Wohl im Allgemeinen.
Ich will nicht, daß mir zu gefallen,
Mir Stäubgen von dem grossen Allen,
Des Ganzen Ordnung stille steh.

Ja wir können auf gleiche Weise das Zeitwort in seinem Infinitivo, oder der unbestimmten Weise, in ein Hauptwort verändern. König:

Ihr freundlichs Höflichseyn.

Brocks:

Ihr feurig unaufhörlichs Regen.

*

Unbeschreiblich ist das Glänzen.

*

Der leichten Vogel Zwitschern.

Drollinger:

Ich will nicht, daß der Wolken Triefen.
Mein dürres Land zu oft begießt.

Auch die Versezung der Wörter aus der prosaischen Fügung kömmt mit dem Naturell unsrer Sprache besser überein, als der furchtsame Weise seinen Schülern vorgegeben hat. Man würde in der gemeinen Prosa sagen, mache deinen Raupenstand nicht zu deinem Zwecke, und einen Tropfen Zeit nicht zur Ewigkeit. Ein Poet versezet diese Worte ohne Zwang:

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.

Und mit eben dieser Herumwerffung hat ein andrer Poet gesagt:

Hier war ein schwarzer Hut, hier wehlte man Kamaschen,
Mit Silber den bebrämt, und schneeweiß die gewäschen.

Dieses hätte ein Prosaist von Weisens Phlegma ohne dergleichen Herumschiebung gegeben: Hier war ein schwarzer mit Silber bebrämter Hut, hier wehlte man schneeweiß gewaschene Kamaschen.

In der ordentlichen Prosa heißt es: O das gerechte Wesen hat mir recht in seinem Zorn dieses ferne Land zur Wohnung auserlesen; wie folget versezet, hat es mehr Affect in sich:

O recht

O recht in seinem Zorn hat das gerechte Wesen
Mir dieses ferne Land zur Wohnung auserlesen.

Und die Deutlichkeit leidet dabey nicht das wenigste. In der prosaischen Fügung lautet es sehr sorgfältig: Wenn du eine längere Zeit in dem Finsterniß, worinnen wir, die mit Denken noch nicht fest, und an den Sinnen klein sind, begraben sind, gehangen seyn würdest. Aber wenn diese Worte folgendermassen verworffen werden, sind sie nichts destoweniger verständlich genug, und reizen über dieses die neugierige Aufmercksamkeit:

Wenn in dem Finsterniß, worinn wir sind begraben,
Mit Denken noch nicht fest, und an den Sinnen klein,
Du eine längre Zeit gehangen würdest seyn.

Dieses ist auch nicht so matt gesetzt, als das erstere. Mithin wird man dergleichen Herumwerfung auch in der alltäglichen Prosa derer Menschen, die im Affecte reden, oder auf einen besondern Nachdruck bedacht sind, sehr häufig antreffen. Der Pater Buhurs hat für seine Sprache ein Lob darinnen gesucht, daß die Versezungen in derselben nicht angehen. Allein wer es recht erweget, wird leicht fassen, daß sie dadurch eines wahren Vortheiles beraubet ist. Es ist zu einem geschickten Vortrage nothwendig, daß wie die Gedanken und Meinungen, auch die Worte, die Absäze der Rede, und die Ordnung derselben von des Pöbels seinen unterschieden seyn, damit die poetische Schreibart majestätischer, herrlicher

und wunderbarer Klinge. Und gesezt, daß die Versezungen bisweilen einige Dunkelheit zu verursachen scheinen, so wird diese **Dunkelheit selbst**, wenn wir dem Herren Muratori Glauben zustellen, **sofern sie mit Verstand begleitet ist, zu einer Tugend**; so wie es in der Schreibart eine Tugend ist, wenn man die Gedanken und Meinungen mit einer **verständigen Dunkelheit** bedeket, massen uns nicht allemahl angenehm ist, alle Dinge mit ihren gemeinen, eigenen und natürlichen Nahmen aussprechen zu hören. Dergleichen Dunkelheit verdient nemlich diesen Nahmen nur in Absehen seichter Leser, die mit Wissenschaft und Gaben übel versehen sind. Aber in der französischen Sprache sind die Versezungen selten möglich, ohne daß man dem Vortrage nicht die nothwendige und unentbährliche Klarheit nehme. Der Hr. Fenelon hat es in der Stelle, die ich schon oben angezogen habe, bekennet und zugleich beklaget. Er hat dabey auch angemerket, daß die Alten mittelst häufiger Herumwerffungen den Wohlklang in dem Falle der Rede, die ändernde Abwechselung, und die Affectreiche Ausdrükung trefflich vermehrt und befödert haben. „ Die „ Versezungen, sagt er, wurden zu einer zierli„ chen Figur gemachet, und unterhielten den Geist „ mit der Hoffnung des Wunderbaren, das sie „ verhiessen. Dieses sieht man in dem Anfange „ dieser Ecloga.:

„ Pastorum musam Damonis & Alphesiboei,
„ Immemor herbarum, quos est mirata juvenca
„ Certantes, quorum stupefactæ carmine Lynces,

, Et

„ Et mutata ſuos requierunt flumina Curſus,
„ Damonis muſam dicemus & Alpheſiboei.

„ Löſet dieſe Verſezung auf, und ſtellet dieſe Wor-
„ te in eine grammatiſche Ordnung, ſo wird alle
„ ihre Cadantz, ihre Pracht, ihre Anmuth und
„ Harmonie wegfallen. Wie furchtſam und wie
„ angſthaft iſt hingegen unſre Sprache? Soll-
„ ten wir folgenden Vers, in welchem alle Wor-
„ te von ihrer Stelle gehoben ſind, nachmachen
„ dürffen?

„ Aret ager, vitio moriens ſitit aëris herba.

„ Wenn Horatz ſeinen Leſer zu irgend einem vor-
„ nehmen Gegenſtande vorbereiten will, ſo füh-
„ ret er ihn mit ſich fort, ohne daß er ihm ſage,
„ wohin er gehen wolle, und ohne daß er ihn aus-
„ raſten laſſe:

Qualem miniſtrum fluminis alitem &c.

Der Herr Fenelon gedenket nach dieſem, wie man auch in der franzöſiſchen Sprache dergleichen Verſezungen einführen könnte: „ Ich bekenne, ſagt
„ er, daß man nicht auf einmahl eine groſſe Zahl
„ ſolcher Verſezungen anbringen muß. Man iſt
„ derſelben nicht gewohnet, ſie würden hart und
„ gantz dunkel ſcheinen. Man müßte zuerſt die
„ gelindeſten ausleſen, diejenigen, welche mit
„ denen, die unſre Sprache ſchon erlaubet, am
„ nächſten gränzen, und ſo von einer zur andern
„ fortgehen. „

Mit dieser behutsamen Vorsicht werden wir es mit den Versezungen in der deutschen Sprache sehr weit bringen können, und eben sowohl wird uns dieselbe in Ansehen der Auslassungen gewisser Hülfswörter zustatten kommen. Der seltene Gebrauch dieses Hülfsmittels, das unter dem Nahmen der Ellipsis bekannter ist, in unsern wohlfliessenden Poeten, könnte uns vermuthen lassen, die deutsche Sprache litte dergleichen nicht: Allein die Exempel einiger neuren Poeten, welche mittelst derselben einen ungemeinen Nachdruck und eine Verstandesvolle Kürze in ihre Rede gebracht haben, geben uns vielmehr zu erkennen, daß eben die Verabsäumung dieses Kunstmittels an der Mattigkeit, welche wir in gewissen Schriften wahrnehmen, nicht geringe Schuld hat. Herr Haller hat gesagt:

Du schwinge selbst vielmehr des Geistes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß,
Und höhrer Dinge werth.

Hier ist es ein so angenehmes als leichtes Geschäfte für einen verständigen Kopf in der zweyten Zeile zu ergänzen: Gedenke, daß du nicht für die Zeit ewig, nicht für die Erde groß, gemachet seyst. Ein geschickter Kopf freuet sich, daß ihm Anlaß gegeben wird, seine Fertigkeit zu erzeigen, wenn dieses nur mit gewisser Maasse geschieht, so daß er nicht überlästiget wird; und er danket dem Scribenten, daß er ihn ungesäumt fortgeführt hat. Dieses Exempel lehret uns auch, daß der Vers durch die Ellipsis nicht hart gemachet wird. Wer

sich

sich hier über eine Härtigkeit klaget, der verräth sich, daß die Schwierigkeit, die sein langsamer Verstand findet, die Auslassung zu ergänzen, ihm den Inhalt des Verses schwer gemachet hat; denn nichts anders als dieses hat ihn auf den Wahn gebracht, der Vers selbst, und die Redensart wären nicht fliessend noch sanft. Eben derselbe Poet sagt:

Der nur ans izige sich, klug wie Thiere, hänckt.

Wie langsam und frostig würde er gesezt haben: Der sich nur an das Izige hänckt, und nur so klug ist, als die Thiere. Ein munterer Kopf kan dieses Verstandes in dem Verse nicht verfehlen, wenn er gleich auf obige Art zusammengepreßt ist. Eben so wenig in folgenden Exempeln:

Du hast getrost durch sie, und kühn durch eigne Kraft,
Schon oft den Gözendienst des Wahnes abgeschafft.

Von der Art dieser Ellipsis sind alle Participia passiva, alle leidenden Mittelwörter; nicht gezwungner und nicht dunckler.

Mein Sinn verwirrt vor Angst, vor Schmerzen und Begier,
Wünscht bald sie wieder mein, bald aber mich zu ihr.

In der lezten von diesen beyden Zeilen ist die Ellipsis bey ihrer Kürze von solcher Deutlichkeit, daß man diese Art derselben vor ein herrliches Vorrecht der deutschen Sprache preisen darf. Folgende hat ihren Ursprung in der Schnelligkeit des Affectes;

Ach nur ein Blick von ihr, nur eine von den Stunden,
Die zwischen ihr und mir oft unvermerckt verschwunden!

Wie weit es in der deutschen Sprache mit der Ellipsis zu bringen sey, ohne daß sie eingezwänget werde, wird man am allerbesten abnehmen können, wenn man solche in der Unterredung mit einem hurtigen und scharfsinnigen Kopfe prüfet, so daß man Achtung giebt, ob ihn dieselben leicht oder schwer ankommen. Unter die Ellipses gehört auch folgende Art:

Indem er drauf, die er sich ausgewählt,
Den Würden nach vertheilet, stellt, und zählt,
Bezeichnet er die ihm recht artig scheinen.

Haged.

Diese Art der Ellipsis können die Engelländer nicht nur mit den persönlichen Vornennwörtern, sondern mit den Hauptwörtern selbst auf diese Weise bewerckstelligen.

- - - - Plead to her
With all the strenght and heat of Eloquence
Fraternal Love and friendship can inspire.

Ein Hülfsmittel von einer andern Art dessen Milton sich bedienet, die Rede von der Prosa zu unterscheiden, ist der geschickte Gebrauch der Metaphoren, welche er nach ähnlichen von ihm selbst entdeckten Bildern formirt hat. Dieses läßt sich darum wegen des allgemeinen Grundes, den es in der Natur hat, in allen Sprachen mit dem grösten Rechte und am sichersten nachmachen.

Von

Von dieser Art sind folgende: **Eine Ruthe mit Feuer besprenget**; Er redet von einer Zündruthe; **mit Schilfe und Sträuchern verbrämtes Gestade**; **Violen und Hyacinthen brodirten den Boden mit einem reichen Strickwerke**; **Die Erdenklösser kalbeten.** (*) Man sollte darum nicht fürchten dürffen, daß jemand von unsern deutschen Sprachlehrern dergleichen Redensarten verwerffen würde, wenn es nicht würcklich geschehen wäre; denn welcher Deutscher verstehet nicht, was **besprengen**, was **verbrämt**, was **brodirt**, und endlich was **kalben** ist? Und wenn diese Bilder zu den Wörtern **Feuer**, **Schilf**, **Violen**, **Erde**, gesezet werden, wer ist so plump, daß er dasjenige, was von diesen Dingen gesagt wird, nicht in der ähnlichen Vorstellung erkenne? Ich erinnere mich hier, daß man in der Abhandlung von poetischen Gemählden, welche zuerst un-

(*) Ich will die ganze Stelle ausschreiben: „ Die „ Erde öffnete ihre fruchtbare Schooß, und begunte eine „ unzählige Menge von lebendigen Geschöpfen mit voll„ kommenen Gestalten und ausgewachsenen Gliedmassen „ auszuheken; - - die Grasreichen Erdklösser **kalbeten** „ iezo; izo erschien der braune Löwe mit dem halben Leib. „ Ist schier nach dem Buchstaben wahr, weil sie Kälber hervorbrachten. Also gründet sich dieser wunderbare Ausdruck auf die Erzehlung einer sonderbaren Geschichte. Von dieser Art ist, was Herr Haller von den Egyptern gesagt hat, daß sie die Gartenbetter zu heiligen Tempeln gemacht und ihre **Götter gedünget haben.** So wunderlich und krause die Verbindung dieser zwey wiederwärtigen Ideen scheinet, **Götter**, und, **Düngen**, wird sie doch durch die Geschichte genugsam gebilliget, daß die Egypter dem Knoblauch göttliche Ehre bezeiget haben.

ter dem Titel vernünftiger Gedanken von dem Einflusse der Einbildungskraft in den Schriften der Redner und der Poeten an das Licht gekommen, in einer Beschreibung der wunderbaren Fähigkeit der Phantasie einige Züge von dieser Art hat einfliessen lassen. Man wollte in der Erzehlung zugleich das Muster und Exempel von dem, was man sagte, hinzufügen. „ Der „ Poet, heißt es daselbst, versetzt euch durch die „ Kraft seiner Beschreibungen in eine anmuthrei„ che Gegend, eine Herberg der Silvanen und „ der Waldnymphen, wo der Schatten der höchsten „ Wipfel, der Ceder, der Tanne, der Fichte, „ und des zakigten Palmenbaumes, indem sie staf„ felweise hinter einander hinaufwerts steigen, „ ein Waldtheater aufführen, das überaus präch„ tig anzuschauen ist. Mitten darinnen stellet er „ dem Gesichte einen Krantz der besten Obstbäu„ me dar, welche zu einer Zeit mit Blüthe und mit „ Früchten einer güldenen Farbe, die mit einem „ heitern Schmeltz eingesprenget ist, beladen sind. „ Er tischet euch in ihrem Schatten die niedlich„ sten Speisen auf, mit einer fleissigen Sorge, „ daß er die von unterschiedenem Geschmake nicht „ vermenge, nicht übel zusammenfüge, sondern „ eine Gattung Geschmakes nach der andern auf„ trage. Er häufet allerley Arten Früchte in Häu„ ten, in rauchen oder weichen Rinden, oder in „ bärtigen Hülsen, oder in Schalen auf; für „ den Tranck drüket er einen unschädlichen Most „ aus den Trauben aus. Die linden Weste „ flössen euch durch das sanfte Weben ihrer ge„ ruch-

„ ruchreichen Flügel ein natürliches Rauchwerck
„ in die Nase, das sie von den kräftigsten Spe-
„ cerey-stauden gestohlen haben. Und damit euer
„ Gehöre nicht allein ohne Speise bleibe, so läßt
„ er die Vögel ihre Chöre anstimmen, und die
„ Blätter der Bäume, wenn die Frühlingslüfte
„ damit spielen, von einem wohlklingenden Schal-
„ le erthönen.„ Diese Metaphoren sind sämmtlich oder doch meistentheils aus Miltons Beschreibung des Paradieses im vierten B. genommen. Von denselben nun hat der bekannte Kunstrichter, der von unsers Englischen Poeten Schreibart so übel denket, folgender Gestalt geurtheilet:
„ So poetisch oder vielmehr so ausschweifend klin-
„ get eine prosaische Beschreibung nach dem Ge-
„ schmacke dieses schweizerischen Kunstlehrers.„
Und dieses Urtheil hat er mit diesen Worten zu behaupten vermeinet: „ Wenn mich, sagt er,
„ die Furcht vor der Weitläuftigkeit nicht abhielt,
„ so wollte ich mir die Lust machen, und unserm
„ hochsinnigen Schreiber darthun, daß er machi-
„ nalische Gedächtnißkünste, unnöthige und aus
„ einem poetischen Lexicon erborgte Beywörter,
„ und seltsame Metaphoren, oder verblümte Aus-
„ drükungen darinnen angewandt. Was ist sei-
„ ne Herberg der Faunen und Silvanen, sein za-
„ kigter Palmenbaum, sein Waldtheater, sein
„ Krantz von Obstbäumen, die güldene und mit
„ einem heitern Schmeltz eingesprengte Farbe,
„ der unschädliche Most, die geruchreichen Flü-
„ gel des linden Westes, die ein natürliches Rauch-
„ werck von den Specereystauden gestohlen haben,

„ ends-

„ endlich die Blätter, die von den Frühlingslüf-
„ ten mit einem wohlklingenden Schalle erthönen?
„ Was sind alle diese herrlichen Blümgen anders,
„ als Lohensteinische und Hofmannswaldauische
„ Broken, die nach dem heutigen Geschmake
„ kaum in der Poesie, geschweige denn in der
„ Prosa zu dulden sind. „

Poetisch mögen diese Ausdrükungen mit gutem Rechte heissen, weil sie voller lebhafter und scharfsinniger Bilder sind; weil sie auch die wunderbaren Würkungen der poetischen Phantasie nach der Art der Poeten auf eine wunderbare Weise vor Augen führen, und das, wovon da geredet wird, in der Zeit, daß sie es beschreiben, vollziehen. Daher steht diese Poesie hier mitten unter der Prosa an dem rechten Orte; und die Worte stimmen mit den Sachen und der Absicht allzu genau überein, als daß man sie mittelst einer mechanischen Kunst hätte aus dem Gedächtniß nehmen, oder aus einem Hamanischen Lexicon borgen können. Und warum werden sie vor ausschweifend, Lohensteinisch, und Hoffmannswaldauisch erkläret? Die waldigten Lauben, die Zaken des Palmenbaumes, die theatralische Form eines Waldes, der Schmeltz des Obstes, das Rauchwerck der Specereystauden, der Schall der Blätter, sind ohne Zweifel in der Natur. Derjenige muß eine magere Wissenschaft von den irdischen Dingen besizen, der sie darinnen noch nicht wahrgenommen hat. Mißfällt denn dem Tadler die metaphorische Einkleidung dieser Vorstellungen? Aergert es ihn, daß dem Obst ein Schmeltz, den Specereystauden ein

Rauchwerck, dem Wald eine theatralische Gestalt, zugeeignet wird? Er muß demnach nicht leiden wollen, daß ähnliche Dinge unter ähnlichen Bildern vorgestellt werden. Wie es scheint, stößt er sich noch mehr an der Herberg der Sylvanen, an den Flügeln des Westwindes, und an dem Diebstal, den sie begangen haben. Dieses giebt uns zu verstehen, daß er kein Poet ist; er hat das Reich des Wahrscheinlichen niemahls besucht; er weiß nicht, daß das Mögliche eben sowohl nach der Natur ist, als das Würckliche, und daß ein Poet ein Schöpfer ist, der das Mögliche zur Würcklichkeit bringt; die Dichtung, die reichste Quelle des Neuen und des Wunderbaren, hat keinen Reitz für ihn. Man muß sich nicht schmeicheln seinen Beyfall zu erhalten, wenn man die platte und alltägliche Prosa verlassen darf.

Wer die poetischen Schriften der Alten und der geschickten Neuren fleissig studirt hat, wird ungleich kühnere Figuren und diese häufig darinnen angetroffen haben, als die bisher vertheidigten sind. Ich will nur einer Art von dergleichen gedenken, die bey unserm Englischen Poeten öfters vorkömmt. Da nemlich die abgesonderten Dinge, die für sich kein eigenthümliches Wesen besizen, in materialische Sachen verwandelt, und ihnen solche Eigenschaften, Veränderungen und Eindrüke zugeschrieben werden, die sonst nur dem Cörper und der irdischen Materie zukommen. Von dieser Art sind folgende: **Die Eitelkeit versüssen. Das Leid ersäuffen. Die verwelckte Pracht. Mit Wahrheit untersezt. Mein Geist war**

in

in seinen Geist geweber. Es wird in seinen Reden niemahls Tag. Das Leben vergiessen. (*) Die Hölle stille stellen. (a) Die Rede in Erzt giessen. (b) Ein Begriff streift an den andern. Das Gemürhe in Lust wiegen. Kühlung in das Geblüte giessen. Die Neigung stimmen. Mit Sporr gewürzt. Die Gedanken senken sich in einander. Wahrscheinlichkeit in die Fabel senken. Ein Gedicht mit falschem Witze düngen. Den Witz mit Unwitz besprengen. Den Gang der Neigung auffangen. Die Lust in Thiere und Menschen senken. Den Geist erschöpfen. Der Schmerz, der mit Haken ausgespizt ist. Die Tiefe, die im Schicksal hängt. Verstand und Anmuth fliessen in seinen Versen. Die Trauer von den Wangen wischen. (c) Das Wun-

(*) Um des Poeten Lob ihr Leben zu vergiessen.
Character der deutsch. Ged. V. 39.

(a) Milt. im zweyten B. Ihr Gesang war partheyisch, aber die Harmonie desselben stellete die Hölle stille.

Their song was partial but the harmony
Suspended Hell.

(b) Auf diese Weise hat Boileau gesagt, peindre la parole, parler aux yeux, donner de la couleur & du corps aux pensées, welche Redensarten von den französischen Kunstlehrern sehr bewundert worden.

(c) Ich habe dieses Bild in der Klageschrift gebraucht, der ich die Aufschrift gemacht hatte, die Trauer eines Vaters, welche hernach von dem Herausgeber mit der lang-

Wunderbare in diesen Redensarten entsteht daher, daß Dinge, die keinen Cörper haben, die sich nur empfinden und gedenken lassen, als Sachen vorgestellet werden, welche materialischer Zufälligkeiten und Veränderungen fähig wären. Nun ist dieses eine Freyheit, welche die Nothwendigkeit selbst in der gemeinen Rede eingeführt hat. Es kommt nur darauf an, daß diese cörperlichen Bilder bequem seyn, die Beschaffenheit, die Folgen und die Eindrüke der empfundenen und gedachten Sachen durch ihre Uebereinstimmung in das Gemüthe zu bringen. Da nun die Natur sich selbst in allen Ländern gleich ist, dürffen wir dieser und aller andern Metaphoren und Figuren halber, welche auf Aehnlichkeiten beruhen, so in der Natur vorhanden sind, gegen gewisse furchtsame Sprach-

langsamen Ueberschrift vertauschet worden: **Trauergedichte eines Vaters** über seinen Sohn; als ob das Wort **Vater** die Beziehung auf den Sohn nicht ohne dieses in sich schlösse, und die **Trauer** für sich allein nicht was weit empfindlicheres sagte, als **Trauergedichte**, das so viel ist, als ein Gedichte von einer Trauer. In dieser **Trauer eines Vaters** hatte ich nun geschrieben:

Die Einsicht wischet ihm die **Trauer** von den Wangen.

Worauf sich auch die nächst darauf folgenden Zeilen schiken:

Die meinen dunkeln Geist mit Aengsten hat umfangen;
Und nicht verlassen wird. - - - -

Ohne Zweifel aber hatte das Bild, die **Trauer** von den Wangen wischen, den Herausgeber zu seltsam gedaucht, daher er vor dasselbe gesezet:

Die Einsicht wischet ihm die **Thränen** von den Wangen.

Sprachlehrer ohne Furcht behaupten, daß sie sich aus einer jeden Sprache in eine jede andre übersezen lassen, ohne daß sie von ihrem Werthe oder ihrem Lichte, etwas verliehren. Sie müssen nothwendig allen denjenigen verständlich seyn, welchen nur die Bilder bekannt sind. Aus dieser Ursache empfehlen sich diejenigen Bilder, welche aus dem gemeinen und bekanntesten Laufe der Natur hergeholet sind, vor allen andern. Daher würde ich kein Bedenken haben, selbst in der gemeinen Rede nach dem französischen zu sagen: **Pfeile von allerley Holtz machen.** Was Bilder sind, die von den Sitten und Gebräuchen besonderer, vornehmlich entfernter und alter, Nationen entlehnet worden, so haben solche ihren Preiß und Glantz vornehmlich, wenn man geschickte und in den Geschichten der Völker und ihrer Sitten erfahrne Leser hoffen darf. Also ist folgende Redensart sehr geschickt und deutlich für diejenigen, welche in den Manieren der alten Griechen und Römer keine Fremdlinge sind: **Sie gestatten nicht daß etwas in den öffentlichen Druck komme, welches nicht vorher unter ihrem Schwamme gewesen ist.** Aber unwissende Leser aus dem Pöbel werden nicht wissen, was sie aus diesem **Schwamme** machen sollen.

Mithin muß ich auch noch mit wenigem dieses erinnern. Wenn die Metaphoren, sie mögen auf natürliche Werke oder auf Gewohnheiten der Nationen sehen, in der Uebersezung geschickt klingen sollen, muß man vielmehr auf den Grund derselben, der in der Aehnlichkeit lieget, Achtung

geben,

geben, als nur allein darauf bedacht seyn, daß man sie mit denen Wörtern gebe, welche in den Wörterbüchern als gleichgültig mit denselben hingesezt werden. Denn es geschieht allzu gerne, daß die Wörter, welche in verschiedenen Sprachen vor gleichgültig unter einander gehalten werden, wiewohl sie in dem Hauptbegriffe eines sagen, dennoch durch gewisse Nebenideen, so sich daran anzuhängen pflegen, unvermerckt davon abgeführt, und nach und nach hauptsächlich verändert werden. Diese Behutsamkeit wird desto nothwendiger, weil es in den Sprachen gewisse angenommene Metaphoren und Formen der Rede giebt, welche blosse Anomalien sind, indem sie nur auf irgend eine äusserliche und zufällige Aehnlichkeit, oder den willkürlichen Eigensinn eines Volkes gegründet sind. Dergleichen Metaphoren in der Uebersezung beybehalten, wird sie eben so ungereimt machen, als sie in der Grundsprache selbst sind, und jedermann so vorkommen würden, wenn sie nicht durch den langen Gebrauch wären vor bündig erkennt worden, so daß sie izo vor eigentliche Wörter gehalten werden, nachdem ihre unächte Geburt ins Vergessen gekommen ist.

Aber mit diesen unbegründeten Metaphoren muß man diejenigen nicht vermischen, die einen natürlichen Ursprung haben, wiewohl solcher nicht mehr bekannt ist, oder nicht mehr in Acht genommen wird, weil die Dinge und Geschäfte, so dazu Anlaß gegeben, aus der Uebung gekommen sind, oder ein langer und alltäglicher Gebrauch gemacht hat, daß sie vor eigentliche Wörter

nommen werden. Es giebt in unsrer deutschen Sprache noch eine Menge von dieser Art, und doch ist eine starke Anzahl dergleichen aus der Gewohnheit gekommen, wiewohl sie wegen ihres Nachdrukes und ausgemessener Bedeutung vor andern werth sind, beybehalten zu werden. Man verstehet mich wohl, daß ich von solchen rede, wie folgende sind: **Seine Kunst behälligen**; **Sich mit Reden verhauen**; **Einen** spöttisch **aufziehen**; **Ein Adler, der die Flügel leichtet**; **Einem einen Fehltritt aufheben**; **Einem Schreken einspinnen**; **Sich auf seine Macht trieggen**; **Der Reichthum ist zerronnen**; **In einen Anschlag gehällen**; **Nach mißschlagender Verheissung**; **Schwartzbraune Haare, welche sich wohl werffen**; **Gewand, das mit seinen Schlingungen wohl geworffen ist**; **Das Aehrenfeld spreußt sich.** Einige von diesen Exempeln mögen noch hier und dar im Gebrauche seyn, andere sind in dieser Bedeutung ins Vergessen gerathen. Und die deutsche Sprache hat in der That an dieser Art Wörter einen grossen Verlust erlitten, wie denjenigen nicht verborgen seyn kan, welche in den alten Schriften von Luthers bis zu Opizens Zeiten wohlbelesen sind. Wer über Luthers Zeiten hinaus in das Alter der Kaiser aus dem Hause von Hohenstaufen zurücksteiget, wird eine noch grössere Empfindung von diesem Verlust bekommen. Wir finden in der heutigen Holländischen Sprache noch eine ziemliche Anzahl derselben, die von den Scribenten dieser Nation aufbehalten und bis auf unsere Zeiten gebracht

bracht worden. Sollte es nun dem Naturell der deutschen Sprache zuwiederlaufen, wenn Wörter von dieser Beschaffenheit wieder in Uebung gebracht würden, wie Milton in seiner Sprache gethan hat? Man hat nicht zu fürchten, daß dadurch eine Dunkelheit in dem Vortrage verursachet würde; denn diese Wörter haben noch so viel Aehnlichkeit mit andern noch izo gebräuchlichen Wörtern, die mit ihnen verwandt und von einem Stamme sind, daß man ihre Bedeutung ohne Mühe verstehet; und es ist allemahl noch eine Provintz Deutschlandes, wo sie noch in der täglichen Rede gehöret werden, wiewohl sie aus den Schriften weggekommen sind. Opitz und die geschickten Scribenten, die mit ihm zu einer Zeit gelebet, haben viele dergleichen in ihren Schriften zurückgeholet, und man hätte wahrhaftig besser gethan, daß man solche um dieser Schriften willen aufgenommen hätte, als daß man die Schriften um dieser Wörter willen verworffen hat. Wer besorgt ist, auch die geringen Absätze in gleichmässigen Begriffen vor Augen zu legen, wird die Zurückholung dergleichen Wörter vor gantz nothwendig finden, und sich darum keine Scrupel machen, sie wieder ins Leben zu bringen. Doch wollte ich rathen, vor allen andern diejenigen wieder hervorzusuchen, von welchen uns die Abstammung und Zusammensezung samt der Uebereinstimmung mit einem natürlichen Werke noch nicht gantz unbekannt ist.

Unter den Mitteln, die Aristoteles vorgeschlagen hat, die Poesie von der Prosa zu unterschei-

den, ist die Manier ein Wort um eine Sylbe zu verkürzen, oder zu verlängern, unsrer Sprache in vielen Wörtern so gemein und eigen geworden, daß sie den Dienst, den dieser Kunstlehrer damit sucht, nicht mehr thut. In wieviel Zeitwörtern und Endungen der Nennwörter darf das leise E. behalten oder weggeworffen werden? Jemand hat dieses zwar eine Dürftigkeit genennet, die man nicht müsse von sich spüren lassen. Man müsse nicht zeigen, daß man es nur des Maasses wegen übrig, oder nöthig gehabt habe. Es ist in der That eine Dürftigkeit, die von der Natur des Verses entsteht, daß der Poet bald eine Sylbe übrig, bald eine nöthig hat. Es ist darum umsonst, daß er diese Dürftigkeit verbergen wolle. Es ist auch nicht nothwendig, weil er sich derselben nicht zu schämen hat, er wolle sich denn des Verses selber schämen. Wenn es aber eine Dürftigkeit bey dem Versmacher ist, so ist es auf der andern Seite ein Reichthum in der Sprache, die dieser Dürftigkeit so geschickt zu Hülfe kömmt. Ist es nicht eine Geschicklichkeit derselben, daß sie sich nach dem Bedürffniß des Aussprechenden richtet, wann er eilfertig ist, und wann er gemächlich gehet? Eben dergleichen Geschicklichkeit weiset unsre Sprache auch in der Verschlükung des Buchstabens J. Zum Exempel:

So sah man damahls auch den ein'gen Opitz fliegen.

*

So hat sein glücklich Schiff zwar einen lust'gen Grund.

*

Wenn er den sel'gen Schluß an seinem End erwegt.

Wie

*

Wie stuhnd's mit ihm die vor'ge Nacht?

Mich dünckt, man könne diese Verschlükungen der Härtigkeit nicht beschuldigen, man wolle denn die Sprache selbst einer solchen anklagen, weil in derselben ganze und ungestümmelte Wörter sind, wo eben diese schweren Mitlauter beysammenstehen. Da haben wir **Beingen**, **Gustgen**, **ich borge**, **Schwelgen.** Und ich dächte, daß diejenigen Elisionen, die sich auf diese Weise schüzen können, Verzeihung verdieneten. Die von folgender Art fällt es schon schwerer zu entschuldigen:

Ob er im künft'gen Wohl das iztge Leid ersäuft.

*

Und nur ein Zeitvertreib von recht vernünft'gen Leuten.

*

Sie steigt vom Abgrund an mit einem einz'gen Schritte
Bis an des Himmels Thor. - - - -

Noch harter ist die Zusammenkunft von Mitlautern in folgendem Exempel, wo das A. verbissen wird:

Unfruchtb'rer Müssiggang! - - -

Wenn ein Poet dergleichen Härtigkeit Platz giebt, so hat man alles Recht von ihm zu fodern, daß er solche durch den Nachdruck, den sie in den Vers bringt, erseze und verbessere. Man kan sich auch destoweniger entbrechen ihm diese Licenz zu gestatten, wenn man bey sich überleget, was vor eine Menge zweysylbigter Beywörter in der Sprache liegt, welche in den Abfällen für den jambischen Vers gantz und gar unbrauchbar werden, wenn

durch dergleichen Zusammenziehung nicht dazu bequem gemachet werden Unsre Sprache erlaubet noch einige Ausstossungen der Sylben. Die ganze Endung es in den Beywörtern kan ausgelassen oder gesezet werden. Z. Ex.

Da du dein mächtig Heer noch jeden Tag vermehrest.

*

Unselig Mittelding von Menschen und von Vieh.

Man darf sich auch nicht allemahl Scrupel machen, einige Artikel mit dem Vornennworte zusammen zu schmelzen:

Und wütend übern Schwarm entbauchter Hunde sezet.

So hat man auch in den Zeitwörtern die lezte Sylbe et, wenn ein t vorhergegangen, mit der anderlezten in eine Sylbe zusammengeschlungen, als acht, veracht, statt, achtet, verachtet; welches noch klinget, aber andre mahl das Gehör ziemlich verlezet. Z. E.

Es lautt zwar herrlich in den Ohren.

*

Und wo manch Schiff vergieng, izt Lastenkorn geerndt.

Ich habe hier Anlaß zu gedenken, daß die dritte Person der gegenwärtigen Zeit in den ungleichfliessenden Zeitwörtern von vielen Scribenten wieder ausgedähnet wird, da sie eigentlich nach der Natur dieser Art Zeitwörter zusammengepreßt seyn soll. Zum Exempel:

Was Göttlich ist, verdirbet nicht.]

*

Der Mond verbirget sich.

Und

*

Und er durchläufet izt von Hindernissen frey.

*

Er stirbet allzugern.

Niemand hat noch **erhältet**, **giltet**, gesagt.

Addison hat angemerket, daß Milton dieses Mittel den Vers von der Prosa zu entfernen, meistens in den Nahmen der Oerter und Personen angebracht, zum Exempel da er **Hessebon** statt **Heßbon** und Beelzebub statt Belzebub gesezet. Auf diese Weise wird es auch in unsrer Sprache eben so glücklich angehen. Was eben dieser Kunstverständige bey diesem Anlaß gedenket, daß Milton aus derselben Ursache allemahl die Nahmen der Städte und Personen gesezet, welche am wenigsten bekannt sind, damit er nur die Sprache des Pöbels vermiede, kan uns zu diesem Ende eben so wohl dienen. Ich habe darum lieber **Lindemag**, welches der alte und schier vergessene Nahme ist, als den heutigen Nahmen der Limmat gesezet; in dem Verse:

Der an die Lindemag die Musen pflegt zu bringen.

Und eben deßwegen habe ich auch **Grăcien** statt Griechenlands gesezet:

Erschallt gantz Grăcien nebst Priams Fürstenthume.

Darum gefällt mir auch **Barde** besser, als Dichter, in der Zeile:

Kein Einfall wird von Barden unterdrüket.

Die Freyheit endlich anlangend, womit Milton seine Sprache zu erheben, neue Wörter gepräget,

so ist auch diese, wenn sie nicht ohne Ursache genommen, und mit Vorsichtigkeit und Bescheidenheit gebraucht wird, der deutschen Nation in ihrer Sprache nicht zuwieder, und die Sprache läßt es ihr nicht entgegen seyn, daß sie auf diese Weise erweitert wird, massen sie wohl empfindet, daß sie noch nicht auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gestiegen ist, dessen sie fähig ist. Darum können wir ohne Furcht neue Wörter von der Sittsamkeit der folgenden einführen: **Verparadiest, Paradiesmässig, mißgeschaffen, Mißthon, Hölleverdammt, Verkehrtheit, Enthaltsamkeit, sonnigt, abändern, thauend, dämmernd, Unding, veredeln, überthürmen, überfliessen, schlakigt, unablänglich, Empfindniß, Nothgeschicke, abgezogen, bräutlich, unwillkommen, Unreife, Unform, Innigkeit, Zugethanheit, Luftig** für Aereus, **beschönen, unerkennbar, Begriff** in seiner ursprünglichen Bedeutung, die es in dem Verse hat:

Dieweil er im Begriff von ihrem Würbel stand.

Würben:

Und würbte sie der fremde Zwang.

Spreng 106. Pf.

Vervielfachen:

Die in gehäufter Zahl sich izt vervielfacht haben.

König.

Alle diese und dergleichen Wörter sind eigentlich nur in ihrer Zusammensezung neu, wegen der vorgesetzten oder angehängten Sylben, das Grundwort darinnen ist gantz bekannt; ja diese Beysäze selber haben schon eine bestimmte Bedeutung in

unsrer

unsrer Sprache, welche in dieser Zusammensezung beybehalten wird. Daneben können sie sich auch durch ihren Nuzen schüzen. Wenn wir sie auch nur in Ansehen des Vortheils betrachten, den sie haben, die Rede ändernd, harmonisch, rund, zierlich zu machen. Der Begriff, den sie vorstellig machen, hat seinen trefflichen Werth. Einige davon sind noch nicht in der deutschen Sprache, ausgenommen mittelst der Umschreibung, also daß ihre nachdrückliche Kürze sie allen denen empfiehlt, welche nichts von Weitläuftigkeit und Geplauder halten. Ueber das Wort **abgezogen** muß ich absonderlich erwähnen, daß man das Wort **allgemein** dafür hat sezen wollen. Ich hatte in der Vorrede zu der **Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie** gesagt: Die Neigung zu philosophischen Wissenschaften und **abgezogenen** Wahrheiten hätte die Deutschen so vernünftig und schliessend gemacht, daß sie zugleich matt geworden. Da hat man lieber schreiben wollen, **allgemeine Wahrheiten.** Allein wer sieht nicht, daß dieses nicht das ist, was ich habe sagen wollen? **Stygisch, Cerberisch, Saranisch, Chaotisch, Centaurmässig**, sind auch dergleichen neue Wörter, welche man erlauben muß; so bald man die Grundwörter derselben erlaubt, die zwar ganz neu doch nichts anders sind, als eigene Nahmen der Personen und besondern Oerter, welche mit der Historie gelernet werden, daher sie niemanden unverständlich seyn können, als denen, welche in den historischen Wissenschaften unerfahren sind.

Man siehet demnach, daß dasjenige, was Miltons Schreibart sonderbares und in das Gehöre fallendes in sich hat, so beschaffen ist, daß die deutsche Sprache selbst, die doch nach dem Naturell derjenigen, die sich vor ihre Erhalter und Pfleger ausgeben, weit furchtsamer und zaghafter ist, als die Englische, dasselbe in gewissen Schranken nachthun kan. Wie böse und unbillig sind denn diejenigen deutschen Kunstrichter, welche dem Englischen Poeten seine gebrauchte Freyheit, die ihm seine Landesleute gegönnet, und gutgeheissen, verarget haben? Denn ob die Englischen Kunstrichter gleich angemerket haben, daß Milton sich der obenerzehlten Kunstmittel zu häufig bedienet, und seine Rede dadurch manchmahl etwas steif und dunkel gemachet hätte, so haben sie doch zugleich gestanden, daß sie überhaupt recht wunderbar und vortrefflich sey. Das Schlimmeste, das Addison und Schaftsbüri davon gesagt haben, war, daß man in seinen Worten manchmahl eine Art Geschälles wahrnähme, wie zum Exempel in folgenden Stellen: **Er bracht eine Welt voll Weh in die Welt; dieses führte uns in Versuchung, daß wir es mit ihm versuchten; du wirst dann sehen, ob wir kommen, den Thron des Allmächtigen zu verehren, oder zu verheeren.** Hingegen hat einer von unsern deutschen Sprachlehrern Miltons Schreibart vor ein Gewebe ausgeschrien, das in Fehlern wieder die Englische Grammatick, in Verkehrungen aller gewöhnlichen Wortfügungen, und in tausend andern sonst unerlaubten und von

keinem

Keinem andern Poeten begangenen Schnizern bestühnde: „ Wenn das eine Sprache reich und „ geschmeidigt machet, sagt er, daß man sie ver„ derbt, wieder alle Regeln handelt, und fast „ bey jedem Worte Schnizer macht; so ist ja „ Hans Sachse unser geschmeidigster und bester „ Poet gewesen, und man hat sehr übel gethan, „ daß man die Freyheit der alten Poeten in die„ sem Stüke gezähmet. Man hätte ja billig das „ hahn, lahn, und strahn, beybehalten sollen, wie „ die Italiener ihr Alma für Anima und speme „ für spe sezen. „ Dieses Urtheil trägt das Brandmahl eines aufgebrachten Richters so deutlich, daß ich mich vor den Engelländern schäme, indem ich es anziehe; was Milton in zerstreuten Stellen, in einzeln Wörtern oder deren Zusammenordnung vor Licenzen genommen, wird hier soweit aufgemuzet, als ob er seine ganze Sprache daraus formiert hätte. Ein paar Worte dieses Kunstrichters, die nach Miltons Schreibart gegeben seyn sollen, verrathen noch mehr, was vor einen verkehrten Begriff er davon gehabt habe: „ Addisons Cato, sagt er an einem Orte, lan„ get im Original, ich will einmahl auf gut Mil„ tonisch reden, nicht an das gedankenträchti„ ge, sinnenschwangere, und gräßlich-erha„ bene Wesen Miltons. „

Dieses wird vornehmlich das seyn, was er Zieglerischen und Lohensteinischen Schwulst heißt, dessen er den Poeten beschuldiget. Doch hat er diesen nicht nur in dergleichen hochtrabenden Ausdrükungen, sondern auch in der ungeheuren Einbildung

bildung und unrichtigen Urtheilskraft Miltons herrschend gefunden. „ Ich habe die Probe gemacht, „ sagt er, und ganze Stüke aus dem deutschen „ Milton mit aller möglichen Lebhaftigkeit Leuten vorgelesen, die sonst im Lesen der Poeten „ unverdrossen sind: Allein man hat theils an der „ seltsamen und wiederlichen Art des deutschen „ Ausdrukes, der sonst in allen unsern Büchern „ unerhört ist, theils an den schrecklichen und wil„ den Gedanken des Poeten einen Ekel bekommen, „ und mich aufhören geheissen. „ Ich zweifele nicht, daß diese guten Leute das verlohrne Paradies nicht in seiner Grundsprache eben so verdrüßlich gefunden hätten, weil Miltons Verse, nach dieses Richters Aussage, die er den Engelländern selbst in den Mund geleget hat, sehr rauh und hart, seine Sprache altväterisch ist, seine Wortfügung wider den Gebrauch und wider die Sprachlehre läuft, sein Ausdruck gezwungen ist. Die widerliche und unerhörte Art des deutschen Ausdrukes ist zweifelsfrey aus dem Originale mit gehöriger Treue und Geschicklichkeit in die Uebersezung geflossen. Allein wenn der Uebersezer gleich die Sprache Miltons verschönert hätte, wie Pietsch von Hrn. Prof. Gottsched das sonderbare Zeugniß erhalten hat, daß er mit Fenelons Sprache im Telemach gethan habe, so wären doch die Gedanken des Poeten wild und schrecklich geblieben. Oder, sollte der Uebersezer wie die Schreibart des Poeten verschönert, also die Gedanken desselben und derer Personen, die er aufführet, zahmer und menschlicher gemacht haben;

sollte

sollte er dem Satan, Beelzebub, und Moloch, die zarten, lieblichen und fliessenden Gedanken eines deutschen Poeten in den Mund geleget haben? Alsdann wären sie vielleicht den geschickten Kennern, welchen der Criticus den deutschen Milton vorgelesen hat, nicht so widerlich und seltsam vorgekommen, daß sie ihn hätten aufhören geheissen; zumahl da sie im Lesen der deutschen Poeten so unverdrossen sind. Aber Satan, Beelzebub und Moloch wären dann nicht mehr Teufel mit teuflischen Gedanken geblieben, sondern in Amthore, Gottscheden und Pietschen verwandelt worden. Oder will der Kunsttadler sagen, in Satans Gedanken selber, so fern sie als Satans, und nicht als des Poeten Gedanken betrachtet werden, sey Lohensteinischer und Zieglerischer Schwulst, und etwas zu schreckliches und wildes? Was vor Gedanken aber können zu aufgeschwollen für denjenigen seyn, welchen der Schwulst aus dem Himmel gestürzet hat? Das thörigtste wäre, wenn der unbesonnene Richter den Schwulst, den der Poet in die Gedanken dieses hochmüthigen Geistes geleget hat, vor Miltons eigene Gedanken genommen, und in solcher Betrachtung verurtheilet hätte. Im übrigen werden von Milton nicht lauter Teufel aufgeführt, es kommen auch Engel in seinem Gedichte vor, und Menschen von der vollkommensten Art: Da mögte ich wissen, ob die Gedanken derselben diesen Leuten von so poetischem Naturelle, denen sie von unserm Momus vorgelesen worden, eben so wild, schrecklich, und ekelhaft vorgekommen wären. Er sagt uns in seiner Schrift von dem

Bathos

Bathos in den Opern, Milton, der doch von vielen so bewundert worden, seit dem Addison und Steele ihn ihren Landesleuten so angepriesen, würde dem Dechant Swift ganz allein alle Exempel zu seinem Tractat von der Kunst zu kriechen haben hergeben können; so viel falsche Hoheit steke in seiner Schreibart; der regellosen Phantasien zu geschweigen, davon sein verlohrnes Paradies, auch selbst nach des Grafen Schaftesbüry Geständniß, überall voll sey. Hier geschieht nicht nur Milton sondern auch Schaftesbüry Gewalt. Dieser war geschickter und gerechter, als daß er unsers Kunstrichters Anklage mit seinem Ansehen verstärket hätte. Er hat niemahls gedacht, noch gesagt, daß Miltons Paradies voll regelloser Phantasien sey. Er hat nur erwähnet, daß Miltons Schreibart von Pun und Quibble noch nicht völlig rein sey. Nun heissen Pun und Quibble nicht abgeschmacktes und phantastisches Zeug, wie der Tadler es übersezet, sondern Spiele mit Worten und Schalle, und kleine Spitzfündigkeiten, dergleichen oben einige von uns ausgesezet worden. Dahin gehören auch: **Die kleine Infanterie, die von den Kranichen bekrieget wird; eine neue Flut ertränckte dich ebenfalls Adam, eine Flut häfftiger Thränen, und Schmerzen.** Ovidius ist an dergleichen sehr reich, man mag ihn aufschlagen, wo man will, so fällt uns ein Exempel davon in die Augen:

- - - - Ex omnibus unum
Elige,

Elige, Myrrha, tibi, dum ne sit in omnibus unus.
Metam. L. X. 317.
Nunc quia tam meus est, non est meus.
Ib. L. V. 339.

Unter den Titel Pun und Quibble mögte man auch die zweydeutigen Spottreden Satans und Belials über die Würkungen ihres teuflischen Geschosses bringen, welche dennoch in dem Munde des Vaters der Lügen eine gewisse eigene Anständigkeit haben. Wer diese Kleinigkeiten in Milton finden will, muß sie mit Fleisse, und lange suchen. Und diese wenigen sind in seinem Gedichte nur darum desto anstössiger, weil sie darinnen so fremd sind.

Wieder auf Miltons Gedanken zu kommen, welche gewissen Leuten von unsers scharfen Richters Gesellschaft so widerlich, so wild, und verdrüßlich scheinen, so kennen wir auch eine Menge dergleichen, die in ihren Gewerb, ihre tägliche Lebensart, ihren kleinen Witz, ihre Provinzialsprache, wie in einen Zauberkreis eingesperrt sind, so daß sie sich daraus nicht einen Fußbreit begeben dürffen. Miltons Thema von den Entschlüssen, Meinungen und Handlungen der Engel, der Teufel, und solcher Menschen, die den übrigen Menschen, ihren Nachkommen und Kindern, so ungleich sind, so viel erhabene Dinge, die Milton ihrem eigenen Character gemäß ausbildet, sind kein leichter Unterhalt für Leute, die in Amthors, Gottscheds, Neukirchs, Schule reden und denken, entschliessen und handeln gelernet haben. Satans, Beelzebubs, Michaels, Raphaels, Adams und Evens Reden sind der Sprache dieser deutschen

Poeten

Poeten so ungleich, als eben derselben Gedanken, Entschlüsse und Geschäfte. Die Begriffe, die viele Leser von Miltons Worten nicht bekommen, und der Eindruck, der dann bey ihnen ausbleibet, zeigen nicht, daß die Worte, oder die Vorstellungen nicht geschickt seyn, sondern daß diese Leute zu dergleichen Begriffen und Sachen nicht geschickt seyn. Wie weit entfernt waren denn diese, solche Begriffe und Dinge zu erfinden, da sie selbige sich nicht einbilden können, nachdem sie schon erfunden sind? Es gehört kein plumper Geist dazu, sich aus der Tiefe, in welcher wir niedergedrückt sind, zu erheben, und über die Gränzen des Weltgebäudes hinwegzufliegen, hernach über das ungemessene Chaos in den Kerker der verdammten Geister überzusezen, die Geschäfte und Anschläge der Einwohner in diesen dunkeln Gegenden zu verkundschaften. Und zu Ausdrükung dieser Gedanken und Geschichte braucht es freylich fremde Bilder, seltsame Erscheinungen, ungewöhnliche Worte und Ausdrüke.

In Betrachtung dieser Dinge haben die Engländischen Kunstverständigen nicht ohne Ursache gesagt, daß ihre Sprache unter Milton eingesunken wäre, wenn er sie nicht gewußt hätte seinen Begriffen gemäß zu erhöhen, und darum haben sie ihm die verschiedenen Arten von Freyheit, die er sich genommen hat, mit Willen und gerne gegönnet. Und dennoch hatte die Englische Sprache ohne diese Beyhülfe ausländischer Sprachen solche eigenthümliche Eigenschaften, welche ungemein bequem sind, den Vortrag vor Mattigkeit, Langsamkeit,

samkeit, und Niedrigkeit, zu bewahren, und mit Licht, Leben und Nachdruck zu versehen. Nur einiger zu gedenken, wie reich ist sie an so verschiedenen und begriffreichen Mittelwörtern, wodurch sie zwey und drey Glieder eines Sazes, die wir im Deutschen nicht anderst als durch so viele Säze vortragen können, ohne Dunkelheit in einem einzigen zusammenfasset? Was vor Dienste thut den Scribenten das Vermögen dieser Sprache, die Verba Neutra, die eine Actionem immanentem bedeuten, so zu gebrauchen daß sie eine Actionem transeuntem anzeigen, und per Enallagen generis aus intransitivis zu transitivis und Activis werden (a); hingegen viele Activa intransitive oder als Neutra zu gebrauchen (b); die Activa bisweilen neutraliter, fast wie reciproca zu sezen; zu den Neutris, die eine Actionem immanentem bedeuten, wie im Griechischen und Lateinischen, einen Accusativum vel suæ Originis vel congruæ significationis zu sezen, wie im Deutschen wäre, den guten **Kampf kämpfen**; den **Tod** der Gerechten **sterben**; das **Leben leben**; welches leztere ich in einem Schäferspiele von Jacob und Lea sehr artig gebraucht finde:

Sollt' ich also ein müssigs Leben leben?

(a) Wie im Deutschen wäre: Ein Pferd zu Tode rennen, seinen Gegner müde schreiben, die Zeit wegplaudern; einen kranck trinken; einen in Verwunderung singen; einen in das Paradies hinein betriegen.

(b) Er wollte nicht gern um der Religion willen brennen.

Was vor einen Reichthum besitzt sie an sogenannten Verbis facessentibus; was vor Vortheile geben ihr so viele und so verschiedene Gerundia, und daher entstehende Gerundialredensarten, da unsre Sprache nicht ein einziges Gerundium hat, wiewohl sie im vierzehnten Jahrhundert dergleichen besessen hatte; anderer und anderer Vortheile zu geschweigen, welche denjenigen nicht verborgen bleiben können, die sich befleissen, aus der Englischen Sprache mit Beybehaltung des Nachdruckes, der Kürze, der genaubestimmten Abmessung, und der Mannigfaltigkeit im Ausdruke, zu übersezen.

Man kan hieraus wohl abnehmen, was vor Schwierigkeiten es giebt, Miltons Schreibart im Deutschen mit Nachdruck und Klarheit ohne Mattigkeit zu geben; nicht nur die Gedanken nach ihrem flüchtigen Umfange, sondern auch ihre Form, wodurch ihre Grade bestimmet werden, auszudrüken. Denn ohne diese Sorge muß man nothwendig in eine periphrastische Kaltsinnigkeit und Flüchtigkeit verfallen, dergleichen man dem Poeten Schuld gegeben, der Popens **Versuch von dem Menschen** in deutschen Versen übersezet hat; man wird nur Uebersezungen machen, die gegen die Originale gestellt das seyn werden, was umgekehrte Türkische Tapeten. Einige haben zwar dieses Gleichniß auf alle Uebersezungen ohne Unterscheid, auch die möglichbesten erstreken wollen, worinnen sie aber zu weit gegangen sind. Ein Verstand, ein Geist, kan ohne Zweifel dem andern seine Gedanken durch die Rede mit einer Genauigkeit zu verstehen geben, daß die Aehnlichkeit derjel-

derselben in beyder Kopfe ungleich vollkommener wird, als sie zwischen den beyden Seiten Türkischer Tapeten ist; die Dinge mahlen gleiche Bilder in gleichbeschaffenen Geistern, und die Säze haben eine gleiche Wahrheit in einem jeden gesunden Verstande, der sie begreifet: Darum kan man nicht sagen, daß ein Bild, oder ein Satz, der von einem Menschen in den andern gebracht wird, umgekehret werde, wie mit den umgekehrten Tapeten geschieht. Wenn nun die Bilder und Begriffe erstlich diese vollkommene Aehnlichkeit in dem Kopfe des Uebersezers und des Urhebers haben, so wird er sie dann mit der Genauigkeit liefern können, als er fähig ist, wenn er selbst der Urheber und Erfinder davon gewesen wäre.

Ich schmeichle mir nicht, alle erzehlten Schwierigkeiten überwunden zu haben, ich will doch sagen, daß ich in meiner Uebersezung auf dieses alles die Gedanken gerichtet gehabt habe. Meine Leser thun mir auch ein völligs Genügen, wenn sie meine Bestrebungen Miltons Schreibart zuweilen nach seiner eigenen Weise auszudrüken, nur für einen Versuch nehmen, und wenn es ihnen scheint, daß ich seine Freyheiten wider das Naturell der deutschen Sprache gebraucht habe, mich andre Redensarten lehren, welche damit besser übereinstimmen, und doch zugleich Miltons Gedanken, in Zahl, Gewicht, Maaß und Grad erschöpfen. Meine Furcht ist in währender Arbeit der Uebersezung beständig grösser gewesen, daß ich Miltons nachdrückliche, kurze und erhabene Schreibart nicht erreichen mögte, als daß ich durch die genaue

Ausdrükung derselben gewissen Sprachlehrern un-deutsch scheinen würde; welchen Opitz selbst wegen einiger geschickt nachgemachten Metaphern aus den Griechischen und Lateinischen Scribenten, barbarisch geschienen hat. (*) Ich zweifle nicht, wenn ich mit meinen Erklärungen der Erfindungen Miltons die Leser etwas tiefer in sein Vornehmen und dessen Gründe hineingeführt habe, daß die Miltonische Sprache ihnen schon leichter und fliessender vorkommen werde. Sollte dennoch ungeachtet aller meiner Bemühungen das verlohrne Paradies den Jztlebenden die Lust nicht machen, welche meine Anmerkungen davon verheissen, und zwar auf diejenigen, die es im Englischen lesen können, eben so wenig Eindruck thun, als auf andre, die es nur in meiner schwachen und prosaischen Uebersezung lesen, so ist dieses ein Uebel, das in dem Laufe unsrer menschlichen Welt nur allzu gemein ist. Es ist so hergekommen, und wird ferner so seyn, daß der Verstand mit dem Unverstand, der Geschmack an dem Schönen mit dem Geschmack an dem Schlechten und Mittelmässigen in einem schweren Streit stehen, ja daß der Jrrthum öfters eine grössere Anzahl Anhänger hat, als die Wahrheit. Aber eine Zeit mag kommen, da die poetische Herrschaft, welche bisdahin den Gedichten in Deutschland mit ihrem Ansehen ein Schicksal nach ihrem Belieben zuwegegebracht hat, wird gestürzet werden. Ein folgendes Geschlecht

(*) Z. Ex. in dem Verse des Lobgedichtes von Mars: Dann ist es gar zu spat den Esel auszuschlagen. Welches das Lateinische excutere asinum ist.

schlecht Menschen wird seiner Phantasie einen weitern Kreis vergönnen, sich darinnen umzusehen und zu üben, als diese enge Erde, oder auf dieser Erden die schmale Wissenschaft eines Hochzeitsängers, oder eines Liebesdichters, oder die matten Empfindungen eines Lehrers der Rhetorischen Figuren. Und diese erweiterte Phantasie wird ein hoher Verstand in ihrem Fluge regieren, wie bey Milton geschehen ist. In demselben Weltalter wird Milton die Lust und das Wunder der Deutschen seyn, und die Iztlebenden, welche Miltons Stoff, Erfindungen, und Vorstellungen so unnatürlich und ausschweifend heissen, werden dann nicht nur ihren Schriften sondern auch dem Nahmen nach todt und vergessen seyn. Und vielleicht wird dieses Weltalter unmittelbar auf das unsrige folgen, so daß eine gute Anzahl von den Iztlebenden dasselbe noch erleben wird.

Nachrichten von gelehrten Schriften.

I. MAn hat in dem Heumonate des laufenden Jahres an dem poetischen Horizont zu Leipzig eine ausserordentliche Lufterscheinung gesehen, die anfänglich jedermann in ein grosses Erstaunen

Anmerkungen.

Diese Nachrichten und Auszüge sind uns von Hrn. Conrector Erlenbach eingesandt worden. Er mag sich wohl selbst vorgestellt haben, daß wir Bedenken tragen würden, eine Schrift in unsre Sammlung einzutragen, die bey ihrer guten Absicht, wegen der allzu scharfen Schreibart, nur dienen mögte, den unbändigen Eifer einiger Leipzigischen Schriftsteller noch mehr zu reizen. Er hat darum vor nöthig gehalten, sich in einem besondern Schreiben an uns gegen diese nicht ohne Grund vermuthete Bedencklichkeiten zu vertheidigen. Er thut dieses mit so bündigen Vorstellungen, daß wir uns nicht entbrechen können, seiner Schrift einen kleinen Platz allhier einzuräumen. Er sagt unter anderm: „ Wir sollten „ uns nur einmahl zu Gemüthe führen, mit was vor „ Stoltz eine Zeit her einige ungehirnte Köpfe sich die „ Vormundschaft der ganzen deutschen Nation angemas„ set, und nicht anderst geschwärmt hätten, als ob ih„ nen der Ruhm des deutschen Wizes verpachtet wäre. „ Wie schimpflich und verächtlich sie alle diejenigen, die „ sich dem Tyrannischen Joch ihrer angemaßten Gericht„ barkeit nicht willig unterwerffen wollen, gemißhandelt „ und ausgehöhnet: Mit welchem Trotz sie sich an dem „ Ruhm der verständigsten Europäischen Nationen, der „ Engelländer und Franzosen, vergriffen: Und wie spöttisch „ und unbescheiden sie in offentlichen Aussprüchen von „ den Schriften der berühmtesten Männer geurtheilet „ hätten.

staunen sezete, bis ein gewisser Schwabe, der als ein grosser Wahrsager und Zeichendeuter berühmt ist, in einer offentlichen Anrede die ganze deutsche Nation der Poeten auf seinen Credit gutherzig versicherte, dieses ungewohnte Luftzeichen hätte eine eben so tröstliche Bedeutung für das Reich der deutschen Poeten, als ehmahls die Erscheinung des ersten Regenbogens nach der Sündflut für

„ hätten. Was dann seine Schreibart betreffe, die uns
„ zuweilen etwas zu lebhaft und anstössig vorkommen mög-
„ te, sollten wir uns nur erinnern, daß dieselbe noch
„ um einen guten Grad glimpflicher und höflicher wäre,
„ als die in den Leipzigischen Beyträgen gewohnte Criti-
„ sche Sprache. Er beruft sich dieser halben auf das
„ XVII. Stück dieser ebenerwähnten Beyträge, und da-
„ selbst auf den dritten, vierten, und fünften Artikel. Des-
„ gleichen St. XXI. 4ter u. 6ter Art. St. XXIII. 5ter Art. ꝛc.
„ Mithin, ob er gleich ein diesen kleinen deutschen Hof-
„ meistern verhaßter Schweizer sey, so habe er es doch
„ in der Grobheit noch nicht so weit getrieben, als
„ der Verfasser der Anmerkungen über die Ausgebung
„ des Ergänzungs-Stükes, in denen Belustigungen
„ des Augustmonats, als welcher sich vermessen, ei-
„ nen offentlichen Lehrer aus einem leichtsinnigen Ver-
„ dacht mit den gröbsten Anzüglichkeiten anzugreiffen,
„ wodurch dieser Verfasser seinem Vorbilde, dem Prof.
„ Philippi an stolzer Wuth gleich, und für einen Liscow
„ reif geworden, der ihn auch durch eine wohlverdiente
„ Züchtigung demselben vollends ähnlich machen dörfte.
„ Da inzwischen der erwähnte Lehrer es unter die andern
„ Zufälligkeiten rechnen werde, daß ihn ein Esel gestos-
„ sen, und dem Rath jenes sinnreichen Kopfs folgen,
„ der gesagt hat: wenn man von einem Schweine, dem
„ man nicht ausweichen könne, besudelt werde, so sey
„ der beste Rath, daß man es trucknen lasse, und dann
„ ausreibe.

die Einwohner der damahligen neuen Welt gehabt haben mag: Hingegen bedrohete eben dasselbige ihre benachbarte Feinde, die Franzosen und Schweizer, mit einer schweren critischen Züchtigung. Diese süsse Versicherung schmeichelte den unruhigen Gemüthern der Sächsischen Dichter zärtlich, und preßte ihnen tiefgeholte Seufzer ab, daß doch diese so wohlgemeinte Schwäbische Weissagung ihre Hoffnung nicht betriegen mögte! Allein da in den folgenden Monaten dieses Luftzeichen sich gegen Mittag je länger je weiter über den deutschen Horizont ausbreitete, so daß die hart bedrohten Einwohner der Schweizerischen Alpgebürge, die sich um die poetischen Aspecte der deutschen Luft bekümmern, es selbst gewahr wurden, und die erfahrensten Astronomos darüber zu Rath zogen, so fand sich nach einer genauen Untersuchung, daß dasselbe nichts anders wäre, als ein seit einigen Jahren nicht unbekannter Nordschein, oder wie andere behaupten wollten, (verzeihet mirs, daß ichs vor keuschen Ohren nicht rein Sächsischdeutsch aussprechen darf,) ein wahrhafter ignis fatuus.

Ein Kluger lacht euch aus, und sagt wohl gar dabey,
Daß Schriften solcher Art der blöden Welt zum Schreken,
Wie Mißgeburten sonst, des Himmels Zorn entdeken.

Gottsched.

II. Erst kürtzlich ist wieder ein französischer Schriftsteller hervorgewachsen, der in seinen Briefen von dem Character der deutschen Poeten dem deutschen Witze offentlich hohngesprochen, indem er diese nicht alleine überhaupt beschuldiget,

daß

daß sie öftern Ohnmachten und Blödigkeiten, ja gar der fallenden Sucht, (die man auf gut Sächsisch die schwere Noth heißt,) mächtig unterworffen seyn; sondern denselben gar alle Geschicklichkeit zum Erfinden mit trozigen Worten abspricht, und sich überdies nicht entblödet, sie (in dem Xten Brief Bl. 362.) durch ein schmählerisches Cartel aufzufordern: Nommez-moi un *Esprit Createur* sur vôtre Parnasse, c'est à dire, nommez-moi un *Poëte Allemand*, qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque reputation; je vous en défie. Diese ungeheure Lästerungen, womit der Französische Goliath das deutsche poetische Israel schmählerisch angegriffen, wollten dem redlichen Hrn. Magister S**, der sich schon lange Zeit als ein Feilträger der Gottschedischen Schriften und des Breitkopfischen Verlags mit Nuzen brauchen lassen, fast das deutsche Hertz abdruken. Gottsched, Triller, Neukirch ꝛc. sollen keine poetische Schöpfer seyn! Welche unverschämte Verläumdung! Wer konnte besser wissen, mit was vor saurem Schweiß sie ihre unzählbaren Reimen und Verse aus den Fingern herausgesogen, als eben dieser Hr. Magister der einigen von diesen grossen poetischen Schöpfern in ihrer Arbeit als ein getreuer Handlanger beygestanden; und welcher Vernünftige wird an dem Werth eines Buches zweifeln können, das in einer sehr kurzen Zeit etliche mahl hat müssen aufgelegt werden? Allein ungeachtet der Ungrund und die Bosheit dieser Verläumdung allen redlichen deutschen Seelen von sich selbst offenbar seyn muste,

handelte dennoch der Hr. Magister sehr klüglich, daß er um der Schwachen willen auf eine öffentliche Abfertigung dieses trozigen Philisters, und eine nachdrückliche Ehrenrettung des deutschen Wizes bedacht war. In dieser Ueberlegung hielt er vor das rathsamste, daß er ein allgemeines Land-Aufbot an alle, die sich der allgemeinen Noth des deutschen poetischen Reichs anzunehmen Muth und Fähigkeit hätten, ergehen ließ, und ihnen einen allgemeinen Sammelplatz anwieß, von welchem sie auf die Französischen und Schweizerischen Philister mit vereinigten Kräften loosgehen könnten. Er steckte zu diesem Ende zu Leipzig vor dem Breitkopfischen Hause die Fahne auf, auf welcher ein zottigter Bär, der sich in einer einsamen Wüsten auf seinen Hintern gantz geruhig niedergelassen, und mit zufriedenem Gemüthe an seiner Tatze sauget, mit der Aufschrift, Ipse alimenta sibi, künstlich geschildert war: Und es fanden sich so gleich einige herrenlose Klopffechter daselbst ein, die sich unter diese Fahne anwerben liessen. Der Hr. Magister führte diese handfeste Truppen in den Hundstagen das erste mahl an den Feind, er selbst stellte sich an die Spize, und that mit einem grossen Geschrey den ersten Angriff auf den feindlichen Haufen, der von dem Kriegserfahrnen Französischen Officier, der aus seinen Lettres Françoises & Germaniques bekannt ist, commandirt wurde: Aber nach einigen leichten Versuchen, die mehr förchterlich als gefährlich waren, zog sich der deutsche Feldherr mit seinem Völcklein gantz vergnügt wiederum in seine Sicherheit zurüke.

III. Zu

III. Zu Leipzig kömmt seit dem Heumonat eine ansehnliche Monatschrift zum Vorschein, die wegen ihrer stolzen Absicht die Aufmercksamkeit aller derjenigen verdienet, denen der Ruhm der deutschen Musen recht von Herzen angelegen ist. Sie führet den prächtigen Titel: **Belustigungen des Verstandes und des Wizes. Auf das Jahr 1741. Heumonat. Leipzig, bey B. Chr. Breitkopf.** 8. sechs Bogen. Der Verfasser derselben ist Herr Magister Joh. Joachim **Schwabe**, der schon einige Jahre daher in Hrn. **Breitkopfs** Diensten gestanden, und das Aufnehmen der deutschen Musen mit der Ausbreitung des Breitkopfischen Verlags geschickt zu verbinden gewußt hat. Die besondere Absicht gegenwärtiger Schrift, worinnen man einige Früchte des deutschen Wizes und Verstandes zu sammeln willens ist, stellet uns der Herr Magister auf dem Titelblatte in einem emblematischen Bilde vor Augen; wenn er die deutschen Poeten und Redner in einem feinen Kupferstiche unter dem Sinnenbilde eines sizenden Bären abbildet, der an der Tatze sauget, und solches mit der Aufschrift, Ipse alimenta sibi, erläutert: Wodurch er den eigenthümlichen Reichthum und die Fruchtbarkeit des deutschen Wizes auf eine recht edle, lebhafte und sinnreiche Art erhebet, und vertheidiget:

Hr. M. Schwabe ist zu der Verfassung dieser Monatschrift durch die von einem ungenannten Franzosen neulich herausgegeben Lettres germaniques verleitet worden. Dessen Unfug und Verläumdungen mit deutschem Muth abzufertigen, hat

hat er allen fähigen Geistern Deutschlandes einen Tummelplatz eröffnen, und eine erwünschte Gelegenheit zeigen wollen, ihre kleinen scharfsinnigen Aufsäze der Welt vorlegen zu können. Denn er hatte sich vorgesezet, das leichtsinnige Gespötte des französischen Briefstellers nicht so fast durch theoretische Widerlegungen und weitläuftige Erweise, als vielmehr durch practische Proben abzuweisen, und die ehrbare Welt von der Fähigkeit des deutschen Wizes durch die Empfindung zu überführen. Dieses ist auch unstreitig der beste und gewisseste Weg der Vertheidigung, eben wie dieses die beste Busse ist, eine Thorheit nicht mehr begehen: Aber diese Art der Vertheidigung ist dabey die allergefährlichste; denn woferne die Proben, auf die man den Credit des Wizes und Verstandes einer ganzen Nation sezet, nicht von dem besten Schrote und Korn sind, so bekräftigen sie nicht alleine den Vorwurff eines verderbten Geschmacks und des Unverstands, sondern sind ein unauslöschliches Denckmahl der Dummheit, und schlimmer als ein offentliches Geständniß der Anklage. Doch es scheinet, daß der Hr. M. Schwabe keine Ursache habe einiges Mißtrauen in die Fruchtbarkeit und Fähigkeit des deutschen Wizes zu sezen, weil er sich zum Voraus anheischig machet, alle Monate sechs Bogen voll sinnreicher Gedanken und Einfälle zum Beweisthum der unerschöpflichen Kraft des deutschen Wizes zu liefern.

Meine Leser werden verlangen, daß ich ihnen nunmehr einen nähern Unterricht von diesem grossen Vorhaben des Hrn. M. Schwabe ertheile;

dessen

dessen heldenmässige Absichten ich bisdahin entdeket habe. Ich kan ihnen auch um so viel eher zu Willen werden, da der Hr. Magister die Gütigkeit gehabt hat, uns in einer weitläuftigen Vorrede unter mancherley Ausschweiffungen davon selbst auf das sorgfältigste zu unterrichten. Er zeiget uns an, daß diese seine Arbeit von allen andern bey der deutschen Nation bisher so beliebten Monatschriften, auch von Hrn. Gottscheds critischen Beyträgen und den Nachrichten und Anmerkungen der deutschen Gesellschaft, darinnen vornehmlich unterschieden seyn werde, daß er sein Augenmerck mehr auf die Muster, als auf die Regeln gerichtet habe: „ Er sey nemlich gesonnen, in dieser Sammlung allerhand **wohlgerathene**, kleine, **flüchtige**, Stüke; sie mögen von einer Materie handeln, von was für einer sie wollen, poetisch oder prosaisch, und entweder gedruckt oder ungedruckt seyn, **wenn sie nur deutsch geschrieben worden**, zusammen zu tragen. Man werde **nichts**, **was wizig**, **vernünftig**, **und tugendhaft ist**, von dieser Sammlung ausschliessen: Ernst und Schertz werden darinnen **ohne Unterschied** auftreten; auch die Galanterie werde daran Theil haben. „ Wenn aber die Haupt-Absicht dieser Monatschrift vornehmlich dahin gehet, daß man durch wohl ausgearbeitete Proben kund mache, **wieviel der deutsche Witz vermag**; so wird man keinen blossen Uebersezungen, sondern allein den deutschen Original-Stüken, und aus Gnaden etwann auch geschickten Nachahmungen noch einen Raum verstatten,

statten, **weil man darzu doch Witz nöthig hat;** da hingegen die Uebersezungen eine schlechte Arbeit sind, worzu eben kein Witz nöthig ist. Zu Ende eines jeden Stücks oder Monats wird man von denen auf der Leipzigischen Schaubühne aufgeführten Stüken jedesmahl eine Nachricht geben, und zwar von den Original-Stüken wird man Auszüge mittheilen; die übersezten Stüke aber, **womit sich die Deutschen noch meistens behelffen müssen**, bloß anzeigen. Der Hr. Magister hat sich hierinnen, wie in der ganzen übrigen Einrichtung seiner Monatschrift, den französischen Mercur zum Muster genommen; ausgenommen daß er die politischen Neuigkeiten und die Nachrichten von neuen Büchern eigenen dazu gewiedmeten Zeitungen und Journalen überlassen wird. Er hat sich ohne Zweifel ein so schlechtes Muster mit Fleisse zur Nachahmung ausgewählet, damit er die Vollkommenheit desselben desto leichter erreichen, und in einigen Stüken noch übertreffen könnte: Und ich zweifle keineswegs, er werde durch diese Schrift bey der Art Leser, die ihren feinen Geschmack an dem Mercure Galant, Mercure François, auch Mercure Suisse, zu vergnügen gewohnt sind, die Ehre des deutschen Witzes leicht behaupten können. In welchem Falle der trozige Franzoß mit seiner Aufforderung, nommez-moi un Auteur Allemand, qui ait écrit un ouvrage de quelque reputation, zu späte kommen wird. Doch wenn ich meiner Muthmassung trauen darf, so will mich bedünken, daß der Hr. Magister dieses Bekänntniß, daß er seine Monatschrift

natschrift bey den Franzosen abgesehen, nur in der Ironie abgelegt habe, damit er Gelegenheit bekäme, mit dem ungenannten Verfasser der Lettres Germaniques anzubinden. Diese geistreiche Herren sind in der Anwendung dieser spottenden Figur so subtil und unbeständig, daß man öfters nicht recht wissen kan, ob sie im Ernst reden, was sie sagen: Es wäre darum wohl zu wünschen, das man dieselben verpflichten könnte, daß sie nach dem Beyspiel der Mathematiker, (die ihre Säze absonderlich mit ihren Taufnahmen benennen und unterscheiden,) so oft sie diese Figur der Ironie brauchen wollen, die Ironische Rede allemahl absonderlich unter ihrem Titel sezen müßten, damit unschuldige Leser wissen könnten, wo die Ironie anfange, und wo sie endige. Mithin mag meine angegebene Muthmassung so viel Grund haben, als sie will, so ist doch dieses gewiß, daß unser Hr. Magister dieses Bekänntniß geschickt anzuwenden gewußt, den Uebergang zu der Streitfrage von der Erfindungskraft der deutschen kleinen Geister unvermerckt zu machen: Und es ist eine rechte Lust zu sehen, wie er an dem guten Franzosen zum Ritter wird; mit welcher Geschicklichkeit er seine Worte verdrehet, ihm falsche Gedanken andichtet, mit welchem Eifer er dieselbigen widerleget, und dann bald darauf diese boshafte Verdrehungen mit dem Recht der Nachahmung entschuldiget. Wenigstens ist die Schlußstelle Bl. 10. von einem so überzeugenden Nachdruck, daß der ungenannte französische Schriftsteller schwerlich was dagegen einzuwenden haben wird:

„ Wären

„ Wären wir, heißt es, so zeitig als andere,
„ auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften
„ in unserer Muttersprache gerathen: So würden
„ **vielleicht** (**ein schweres Vielleicht**) diejenigen
„ izo von uns lernen müssen, welche wir uns zu
„ Mustern bey Beförderung der freyen Künste
„ vorstellen. „ Auf diesen Thon muß man wissen bey seiner Armuth groß zu thun, wie jener Bettler, der den Edelmanu zu einer milden Beysteuer zu vermögen, ihm mit Betheurungen verheissen, sobald er würde schlachten lassen, wollte er ihm dafür gute Würste und Schinken zur Verehrung schiken. Wo man nicht auf gegenwärtige Verdienste pochen kan, da muß man seine Scientiam mediam zu Hülfe ruffen, und auf das, was unter gantz andern Bedingnissen und Umständen möglich gewesen wäre, fein dreiste großsprechen. Aber meines Bedünkens hat es der Hr. Magister dabey noch um etwas versehen, daß er durch das eingeschaltete **Vielleicht** in obiger Stelle noch einiges Mißtrauen bliken läßt. Woher mag wohl dieses Mißtrauen bey ihm entstanden seyn? Vielleicht daher, daß er sich selbst heimlich erinnerte, wie so schlechten Fortgang die deutsche Poesie in einer Zeit von mehr als hundert Jahren seit des grossen **Opizen** Zeiten gehabt, so daß dieser grosse Vorgänger, wenn er wieder auf Erden kommen sollte, sich der meisten von seinen Nachkindern schämen würde. Weit kühner und glücklicher ist der Einfall, womit Hr. Schwabe die Schuld des schlechten Credits des deutschen Wizes von den Scribenten abzulehnen und auf die Dummheit

heit der deutschen Leser zu schieben weiß, wenn er sich Bl. 15. also vernehmen läßt: „ Deutschland „ ist von allem Witze und Verstande so leer nicht, „ als man wohl denket. Allein unter hundert „ kleinen Schriften werden kaum zehne solchen „ Personen bekannt, welche deren Wehrt oder „ Unwehrt recht zu schätzen wissen. Es ist man„ ches artige Stüke darunter, welches mehr als „ hundert Personen zu Gesichte kommen sollte, zu„ mahl da unter denen hundert Personen, die es „ sehen, zuweilen nicht dreye sind, welche die „ Schönheit desselben erkennen, und es des Auf„ hebens würdig achten. „ Wer wollte nicht da„ her, daß Deutschland an guten Kennern und Le„ sern so arm ist, den richtigen Schluß ziehen, daß die deutschen Scribenten hiemit nothwendig geist- und sinn-reiche Köpfe seyn müssen? Wer diese Folge läugnen wollte, der würde eben so thöricht handeln, als wenn er die Möglichkeit der Plane„ten-Einwohner bloß aus dem Grunde nicht zuge„ben wollte, weil er sie mit seinen Augen nicht se„hen kan.

Dem Hrn. M. Schwabe hat beliebt, (denn ein jeder Vater hat das Recht seine Kinder, die er selbst gezeuget, oder die er an Kindesstatt annimmt, nach Belieben taufen zu lassen,) diese Monatschrift mit dem Titel: **Belustigungen des Verstandes und des Witzes**, zu belegen. Wollet ihr den Grund dieser Benennung wissen, die mit der Absicht des Verfassers eben nicht die nächste Uebereinstimmung hat, so kan ich euch aus dem Munde des Hrn. Magisters berichten, daß

er diese Monatschrift vielmehr in Absicht auf die Form; als in Absicht auf die Materie und den Inhalt derselben, mit dem Titel der **Belustigungen** ausgezieret hat. „ Belustigungen, sagt er Bl. „ 17. müssen keine Arbeiten seyn, und nicht ermüden; und man theilet allhier auch nur solche „ **kleine** Schriften mit, von denen man dieses „ nicht sagen kan. „ Versteht sichs, daß sie als Arbeiten den Leser ermüden werden. Der Schluß ist gantz richtig: Alles was den Leser nicht ermüdet, das muß ihn nothwendig belustigen; kleine Schriften werden den Leser nicht ermüden, derowegen müssen sie ihn nothwendig belustigen. Der Hr. Magister gründet auf dieses die feste Hoffnung, daß **andere sich bey deren Durchlesen belustigen werden**: Sollte aber gleich diese Hoffnung fehlschlagen, so tragen nichts desto minder diese gesammelte kleinen Schriften den Nahmen der Belustigungen mit Recht, **weil deren Verfasser sich bey ihrer Verfertigung belustiget haben.**

In einem Schauspiele werden die Scenen dadurch mit einander verbunden, daß selten eine Person von der Bühne weggehet, bevor sie den Auftritt einer andern ankommenden Person verkündiget hat: Auf dieselbe Weise hat der Hr. Magister die Vorrede mit dem folgenden Stüke der Sammlung geschickt zu verbinden gewußt, da er an dem Ende der Vorrede das Ironische **Schreiben an den Herausgeber wegen der Unnützlichkeit seines Vorhabens**, welches Bl. 18. die erste Scene eröffnet, verkündiget; nemlich bevor er

diesem

diesem ungenannten Briefsteller, der vielleicht mit Hrn. M. Schwaben in einer Haut steket, das Wort überläßt, führet er mit einer höflichen Mine einen zureichenden Grund an, damit er seinen unvermutheten Abzug entschuldige, wobey er dennoch Hoffnung machet, daß er etwa mit Gelegenheit wieder zum Vorschein kommen dörfte: Die Stelle ist an sich selbst so vortrefflich sinn- geist- und wortreich, daß ich mich nicht entbrechen kan, selbige als ein Muster der deutlichen, reinen und wohlfliessenden Sächsischen Schreibart anzuführen, zumahl da sie wegen ihrer Kürze nicht ermüden kan, und also nothwendig belustigen muß. Sie lautet: „ Ein mehrers hat man dem gefälli„ gen Leser izo nicht zu sagen. Sollte aber künf„ tig noch etwas zu erinnern vorfallen: So wird „ man Gelegenheit nehmen, solches gehörig bey„ zubringen.

Nachdem ich also meinen Lesern durch eine vollständige Beschreibung der kühnen Absicht, und des grossen Vorhabens unsers Hr. Magisters die Zähne lang und das Maul wässernd gemacht, so können sie mit Recht von mir erwarten, daß ich ihnen von den sieghaften Proben des deutschen Witzes und Verstandes, die in dem Heumomat enthalten sind, eine zuverlässige Nachricht, und einige von den besten Mustern vorlege und mittheile: Um soviel mehr, als nicht zu zweifeln ist, daß nicht bey einem so reichen Vorrath von Materialien, die Wahl für das erste Stük auf die besten Probschriften werde gefallen seyn; es wäre denn Sache, daß die Hrn. Verfasser wie Horatz gesinnet

wären, der von sich gestehet: Ex fumo dare lucem cogito. In der Absicht meine Leser zu vergnügen, will ich demnach die Probstüke, die das Recht der Erstgeburt erhalten haben, und am besten von der noch ganzen und unerschöpften Kraft des deutschen Witzes zeugen können, untersuchen, und die merckwürdigsten Stellen, die den benachbarten Franzosen und einigen ungerathenen Schweizern ein rechter Dorn in Augen seyn müssen, beleuchten. Das erste Stück ist Bl. 18. das oben erwähnte Schreiben an den Herausgeber, von welchem ich vermuthet habe, daß es aus der Feder des Verfassers geflossen sey, und daß der Verfasser und der Herausgeber nur in einer Haut stekken. Dasselbige kan statt einer zweyten Vorrede dienen, in welcher dem Verfasser der Lettres germaniques beyläuftig mancher Stich, der nicht blutet, versezet wird. In seinem Inhalt ist es eine schimpfliche Satyre wider den schlimmen Geschmack der deutschen Leser, auf welchen sich die Propheceyung dieses Briefschreibers gründet, daß diese Monatschrift keine Leser finden werde, und also dieses Vorhaben unnützlich sey. Der Hr. M. Schwabe giebt uns in der Vorrede den Schlüssel, die wahre Absicht dieses Schreibens zu entdeken, wenn er Bl. 17. davon sagt: „ Man „ überläßt es der Folge der Zeit, ob diese Schrift „ würcklich das Schicksal haben werde, welches „ er ihr prophezeyet. „ Er sagt dieses mit desto grösserer Zuversicht, weil er wohl weiß, daß ausser denen in diesem Schreiben angeführten Gattungen schlimmer Leser, es noch eine unzählbare

Menge

Menge Leser von verderbtem Geschmack giebt, die an frostigen Witzspielen und seichten Schriften ihre Belustigung suchen, und deren Anzahl den Hrn. Breitkopf gewiß schadlos halten wird. Ich finde in diesem Schreiben auf der 27sten Seite eine Stelle, wo der Verfasser den lieblosen Franzosen auf eine so geistreiche und bündige Art abweiset und zum Gespötte machet, daß ich sie der weitläuftigen Schutzschrift, die in der Vorrede enthalten ist, weit vorziehe. Es heißt: „ Der sinn„ reiche Verfasser von den Lettres germaniques „ fordert, daß man ihm nur einen Schöpfer un„ ter den deutschen Dichtern zeigen solle: Und „ er kan gewiß seyn, daß seine Forderung nicht „ werde erfüllet werden, da er sie an einen Sol„ daten richtet, dessen Unwissenheit er kennet. „ Würde er seine Forderung an einen Sächsischen Poeten, deren Anzahl bald so groß ist, als der Fliegen in den schwühlen Sommertagen, gerichtet haben, so würde ihm ein jeder in seiner eigenen Person einen Schöpfer haben zeigen können; nur mit dem Unterschiede, daß dieselbigen bey ihrer Schöpfungs-Arbeit mehr die Hände, als den Kopf abmatten. Damit ich aber meinen Lesern auch ein Muster von der geschickten Ironie, die in diesem Schreiben herrschet, vor Augen lege; so will ich die Stelle, die sich auf die auswärtigen Leser beziehet, und Bl. 26. zu finden ist, hersezen: „ Sie verlassen sich vielleicht auf den Bey„ fall der Auswärtigen. Ich weis wohl, daß „ der Leipziger Witz und die Leipziger Lerchen an„ derwärts am meisten gelten. Allein, glauben

„ sie wohl, daß auch ihr Werck bis an die ent-
„ gegengesetzten Gränzen Deutschlands komme?
„ von dem Orte an, wo sich die Elbe ins Meer
„ geußt, bis dahin:

- - Wo die Lindmat dort das alte Zürich theilet,
Und wo um Nüchtlands Haupt die Aar gebogen eilet.

„ Bilden sie sich doch nicht ein, daß ihre Samm-
„ lung von Leipziger Sachen, **die sonst verloh-**
„ **ren giengen**, wie sie unlängst jemand nennen
„ wollte; daß ihre Arbeit ungenannter und unbe-
„ kannter Verfasser, die Ehre haben werde, die
„ den Schriften berühmter Männer wiederfährt. „
Ich kan Hrn. M. Schwaben zur Beruhigung seines Gewissens im Vertrauen versichern, daß seine monatliche Belustigungen bey uns in der Schweitz besser gebraucht werden können, als die Leipziger-Lerchen; allermassen diese Belustigungen, wenn sie noch gantz frisch bey uns ankommen, wenigstens nicht stinken: Und es giebt bey uns noch eine gute Anzahl Leser, die sich am Durchlesen kleiner Schriften weniger ermüden, und folglich noch mehr belustigen, als an dem Reiche der Todten oder dem Allgemeinen Lexicon, davon uns doch das gütige Leipzig einen so grossen Vorrath geliefert hat, daß unsre späthen Nachkömmlinge noch Papier übrig haben werden, ihre Käse und Zieger darein zu paken, die sie an Fremde senden müssen.

Das zweyte St. dieser Sammlung ist ein **Schreiben der Wahrheit an Se. Hochgräfliche Excellentz den Herren von Manteuffel an dessen Gebuhrtstage den 23. Jul. 1740.** Es scheint,

daß

daß auch dieses poetische Schreiben aus der Feder des Hrn. M. Schwaben geflossen sey, allermassen er in der Zuschrift dieses Heumonats an des Hr. Reichsgrafen Excellentz sich auf dieses Schreiben ausdrücklich beruft; wenn er beyläuftig sagt:

„ Mein Kiel ist zu unvermögend, als daß er ei-
„ nen geschickten Herold von dero preiswürdigen
„ Thaten abgeben könnte. Die Wahrheit hat
„ auch dieses Amt bereits mit weit glücklicherm
„ Erfolge übernommen, und ich beziehe mich izo
„ auf ihr Schreiben, welches Ew. Excell. in die-
„ sen Blättern wiederum finden werden. „ Es stehet Bl. 31. und es soll nach der Absicht des Poeten ein feines Lob, wie es in dem Munde der Wahrheit wohlständig ist, auf diesen vornehmen Herrn enthalten. Allein es zeigt sich auch an diesem Beyspiele, daß öfters die besten Absichten und die glücklichsten Erfindungen fehlschlagen können, wenn sie von einem seichten Kopfe ausgeführt werden sollen; und wenn man dieses vor ein Meisterstück des deutschen Witzes ausgeben wollte, so würde man durch diesen Ausspruch die deutschen Meisterstüke unendlich vervielfältigen. Doch ich irre, daß ich ihm den Titel eines Meisterstücks streitig machen will, wenn es anderst seine Richtigkeit hat, daß Hr. M. Schwabe dessen Verfasser ist, denn Meister-Sänger können nichts als Meisterstüke zur Welt bringen. Der Anfang dieses poetischen Schreibens lautet:

Du wunderst dich vielleicht, gepriesner Mäcenat,
Warum die Wahrheit dir noch nie geschrieben hat?

Dieses ist in dem Munde der Wahrheit ein biß-

gen zu frech und boshaft, massen diese Zeilen alle andern Personen, die bisdahin an diesen vornehmen Herrn und Reichsgrafen geschrieben haben, einer leichtsinnigen Schmeicheley, und den Herr Reichsgrafen selbst einer Blödigkeit solchen das Ohr zu leihen, offenbar bestraffen; welches mit der Haupt-Absicht des Poeten sich eben so wohl reimet, als die Unverschämtheit mit dem Lobe. Wollte man sagen, des Poeten Meinung in diesen Zeilen sey nur zu erinnern, daß noch keiner von den andern Lobrednern ihrer Reichsgräflichen Excellentz auf die poetische Erfindung gefallen sey, die Wahrheit als eine Person redend einzuführen; so würde diese Ausflucht selbst ein Zeugniß von einer unzeitigen und ruhmräthigen Prahlerey ablegen, und einen so matten Sinn an die Hand geben, der von dem Verfolge selbst bestritten würde. Auf der 32sten Seite, wo die Wahrheit sich erklärt, was sie bisanhero abgeschreckt habe, an ihre Excell. zu schreiben, heißt es:

Dieß hat mich, grosser Graf, bisher noch abgeschreckt:
Der Staatsmann hatte mir den Wahrheits-Freund verdekt.
Doch hab ich dich geliebt. - - - -

Hier macht sich diese Schwäbische Wahrheit abermahl recht unnütze, wann sie sich nicht scheuet, einem so grossen Manne unter das Angesicht zu sagen: „ Sie, die Wahrheit, habe Ihn zwar für „ einen Staatsmann, aber nicht für einen Freund „ der Wahrheit erkennt, und doch geliebet. „ Diese Wahrheit mag wohl seltsame Begriffe von einem ächten Staatsmanne haben, wenn sie den Wahrheitsfreund davon trennen kan. Sie wird ihn wohl nach den Regeln des Machiavells abbil-

den.

den. Der Poet aber hat es wohl so böse nicht gemeinet, als er es würcklich sagt, massen er auf der 33sten Seite in einem Gegensaze dergleichen Character selbst verabscheuet:

Was ist doch wohl ein Mensch, dem mein Erkänntniß fehlt?
Ein unvernünftig Thier, das Wahn und Blindheit quält.

* * *

Ein Freund der Tyranney, die alles das verdammt,
Was nicht aus ihrem Sinn, aus ihrer Lehre stammt. ꝛc.

Das Versehen ist nur dieses, daß der gute Mann vermeint hat, die Wahrheit könne so leicht durch Irrthum betrogen werden, als er selbst; und daß er so bald wieder vergessen, daß er sein Wort der Wahrheit übergeben hat. Die vier schönsten Zeilen in diesem Schreiben stehen auf der 35sten Seite, und damit man sehe, daß es mir nicht verdrießlich fällt, was sich mir als schön anpreiset, auch also vorzustellen, so will ich sie zu einem Muster hersezen:

Wer durch Lehren erst den Menschen Mensch seyn lehret,
Geht dem gekrönten vor, den nur das Schmeicheln ehret;
Und den, wenn seine Macht ihn vor der Schande deckt,
Doch innerlich die Furcht vor meinem Urtheil schreckt.

Das dritte St. dieser geistreichen Sammlung enthält **Staats- und gelehrte Zeitungen des Calogallinischen Correspondenten** N. I. Anno 1738 und kömmt auf der 36sten Seite vor. Dieses ganze Stück, welches mehr als einen halben Bogen anfüllet, ist ein rechtes Muster von des deutschen Harlequins Witz, Einfällen und Sprache, die dem Verfasser geläufiger ist, als die Swiftische Schreibart, die er doch mit grosser

Geschicklichkeit ausgedrückt zu haben scheinen will. O Imitatores servum pecus ! &c. Welcher Sauertopf will sich des Lachens erwehren können, wenn er Bl. 39. liest. „ **Flanflasnick**, den 10. „ Märtz. Allhier ist ein Mann von 100. Jahren „ gestorben, welcher noch vor 15. Jahren eine „ Frau von 95. Jahren geheirathet, mit der er „ Kinder gezeuget haben würde, wenn sie nicht „ beyde schon so lange die Krone der Ehren getra„ gen hätten. Imgleichen hat vorgestern ein star„ ker Sturm aus Südost, in umliegenden Ge„ wässern, eine solche Ueberschwemmung verur„ sachet, daß dadurch alle Brüken eingeäschert „ worden sind. „ Und Bl. 38. **Lugnagg**, den „ 29. Febr. Ihro M. der König sind vorgestern mit „ einem allerhöchsten Schnupfen befallen worden, „ weswegen sich dieselben gestern ein allerunter„ thänigstes Clystir sezen lassen, so auch seinen „ treugehorsamsten Effect gethan. - - - - „ Sonst ist hier neulich ein Edict publicirt wor„ den, nach welchem verbothen worden ist, künf„ tighin bey den Mittagsmahlzeiten Lichte anzu„ zünden. Dieser Befehl dörfte in fremden Lan„ den viel Aufsehens machen. „ Man darf nur ein kleines Müsterlein von dieser Schreibart den geistreichen Franzosen verständlich machen, so wer„ den sie gezwungen erkennen müssen, daß die deut„ schen von Witz überfliessen, und rechte Ertzlustig„ macher sind. Doch es hat schon einige unter den Franzosen, denen die deutschen geistreichen Schrif„ ten nicht versiegelt sind, die diese Wahrheit erken„ nen, und davon ein offentliches Zeugniß abgele„ get haben: Wie zum Exempel der französische

Officier,

Officier, der die Lettres germaniques geschrieben hat, in dem Xten Brief Bl. 355. bekennet: Il n'est point étonnant de voir ici un Bouffon en titre d'Office. Und an einem andern Orte Bl. 349. En Allemagne un homme d'esprit & un bouffon, ne sont qu'une même chose. Und bald hernach: Il n'y a que les bouffons, qui fassent fortune dans ce pays. Wenn nach dem eigenen Geständniß dieses Franzosen ein bouffon und ein homme d'esprit gleichgültig sind, mit was vor einem Gewissen kan derselbige denn den Deutschen den Witz absprechen?

Das vierte St. dieser Sammlung ist eine Sapphische **Ode von Hrn. Magister Th. L. Pitschel** an seinen Hrn. Bruder **D. Friedr. L. Pitschel**, von der Unsinnigkeit der Gottes-Verächter. Bl. 45. Diese Ode ist wohl geschrieben, und verdienet, sowohl in Absicht auf die Verse, als die Flüssigkeit der Schreibart, und den Schwung der Gedanken ihr billiges Lob. Nur kan man mit Grund sagen, daß sie ausser der Sapphischen Scansion und dem Reime nicht viel poetisches an sich habe; welches Urtheil aber nicht die Ausführung tadelt; sondern eine andere Absicht als Hr. Pitschel gehabt, zum Grund der Ausführung erfodern würde. Die erste Strophe lautet:

Ist es auch möglich, daß aus Welt und Sternen
Sehende Menschen Gott verkennen lernen?
Daß wir den Schöpfer unter Kraut und Thieren
Gäntzlich verlieren?

Mich will fast bedünken, daß die **Sternen** dem Reime zu gefallen auf der ersten Zeile erschienen seyn, zumahlen da sie den Begriff von der Welt

nicht

nicht erweitern. Und in der dritten Zeile dünken mich **Kraut** und **Thiere** nicht zum besten gewehlet, den Verlust des Schöpfers als unmöglich vorzustellen; weil Kraut und Thiere nur in einer Nebenabsicht, in so ferne sie als Geschöpfe Gottes betrachtet werden, zur Betrachtung des Schöpfers führen, da sie sonst zum Nuzen und Dienst der Menschen geschaffen worden sind. Wenn man sich nun diese Nebenbetrachtung nicht gegenwärtig machet, so ist der Zusammenhang und die Schlüssigkeit des Gedankens um etwas dunkel und versteckt. Allein ich bescheide mich wohl, daß die Deutlichkeit in dieser Art Verse dem Zwang der Reime und des Sylbenmasses öfters nachgeben muß.

Das fünfte St. Bl. 49. hat die Aufschrift: **Der deutsche Dichterkrieg. Erstes Buch.** Es ist dieses der Anfang eines kleinen Epischen Gedichtes in Prosa, nach dem Muster des Pultes von Boileau, und Tassons Secchia rapita, welches einen **geraubten Wasser-Eimer**, nicht aber, wie Hr. Gottsched in dem fünften Band seiner Beyträge Bl. 169. und seine Schüler hier und da behaupten, ein **geraubtes Siegel** bedeutet. Es verdienet auch dieser erste Gesang eine besondere Betrachtung, die uns vermuthlich in einige Weitläuftigkeiten hineinführen könnte, dahero ich hier nichts mehrers davon melde.

Das sechste St. ist ein **Schäfergedichte**, verfasset von **Gottl. Benjamin Straube.** Es muß Hr. M. Schwabe seine vormahligen verächtlichen Gedanken von dieser Art Gedichte seit wenig Jahren sehr geändert haben, daß er dieses

Stück

Stück unter die Proben des deutschen Witzes in seine Sammlung aufgenommen hat: Denn in dem Jahr 1736. als er die Gottschedischen Gedichte herausgegeben, hat er in der lustigen Vorrede, womit er diese Gedichte anbefehlen wollen, sehr verächtlich von den Schäfergedichten geurtheilet. Er hat gesagt: „ Es wird dich nicht wenig Wunder nehmen, geliebter Leser! daß du hier den „ Titel, Schäfergedichte, nicht gewahr wirst. „ Wundere dich aber darüber nicht; du weist, „ daß ein Dichter die Natur zum Vorbilde hat, „ und nur deren Schönheiten nachzuahmen sucht. „ Wo zeigt aber izt die Natur das alte Schäferleben? Wo herrscht die Unschuld, die darinnen vorkommen soll? Wo ist die güldene Freyheit, die reine Liebe und die tugendhafte Einfalt, die das Wesen derselben sind? Wie kan nun ein Dichter das wieder vorstellen, was er nirgends mehr erblickt? Gebt uns erst das alles wieder, dann wollen wir euch Schäferlieder genug singen: Izt verzeiht es uns nur, daß „ wir euch mit keinen Hirngeburten unterhalten, „ denen ihr doch nicht ähnlich seyn wollt. „ Der gute Mann muß damahls noch geglaubt haben, ein Dichter brauche nichts weiter als gute Augen; er dörffe die Sachen nicht vorstellen, wie sie in andern als den gegenwärtigen Umständen seyn könnten; sondern nur wie sie wircklich seyn; die Natur habe alle ihre Kräfte gäntzlich erschöpft, und also stehe nichts mehrers in ihrem Vermögen, als was sich aus ihren Wirkungen erzeiget, d. i. ein Poet sey kein Dichter, sondern ein blosser Historicus der Natur. Allein wer dieses Gedichtes

welche,

welches einen furchtsamen Liebhaber natürlich beschreibet, liest, der wird sichs nicht Wunder nehmen lassen, daß Hr. M. Schwabe seine alten um etwas plumpen Begriffe, bey denen es ihm sonst bloß halb Ernst gewesen, verläugnet hat; zumahlen da das Gedicht, an sich selbst betrachtet, den Character eines furchtsamen Liebhabers nach der Natur ausdrüket und beschreibet: Nur läßt sichs fast zweifeln, ob dieser Character für den ehmahligen Stand der Unschuld und Freyheit nicht zu weit getrieben sey, und ob er seine genugsame relatife Wahrscheinlichkeit habe? Sonst hat der geschickte Verfasser auch selbst in dem Ausdruke und der Mundart den Character seines Schäfers recht glücklich nachgeahmet. Eine einzige Stelle dünckt mich ein wenig zu gekünstelt; Bl. 70.

\- - - - Wer weis es, ob auch nicht
Die Furcht, daß sie mich flieht, sobald ich mich erkläret,
Dem ängstlichen Gestehn den leichten Ausdruck wehret.
O Kind, ich bin dir gut = = ich bin = = dir = = gar zu gut.
Und weiter kan ich nicht, ich seh verschämt in Hut.

Die Redensart: **Die Furcht wehret dem ängstlichen Gestehn den leichten Ausdruck**, ist für diesen Philander schier zu hoch, und das Einschiebsel, **daß sie, so bald ich mich erkläret, fliehen werde**, macht dieselbe noch um etwas dunkel und verworren. Aber die Anmerkung; **ich seh verschämt in Hut**, ist recht mahlerisch.

Das siebende St. hat die Aufschrift: **Kurzer Erweis, daß sich alle Studierende eine historische Erkänntniß von guten Künsten und Handwerken zuwegebringen müssen.** Der ganze Erweis beruhet auf folgenden Säzen: „ Al-

„ le

„ le gelehrten Leute müssen Philosophen seyn; we-
„ nigstens müssen sie in der Naturlehre keine Fremd-
„ linge seyn: Die Kunst hat mit der Natur ei-
„ nerley Absichten, und beyde machen die herrli-
„ chen Eigenschaften Gottes kund: Ergo müssen
„ alle Studierende sich von Künsten und Handwer-
„ ken wenigstens eine historische Erkänntniß zuwe-
„ gebringen. „ Es ist wohl zu bedauren, daß der prächtige Nahme eines Erweises von einem jeden Schul-Regenten entweihet wird, seinem verworrenen Gewäsche ein Ansehen zu machen. In der Ausführung dieser angenommenen Grundsäze kömmt noch manches vor, welches von demselben Gelichter ist: Als, wenn der Verfasser bey Anlaß des ersten Grundsazes erweiset, daß auch die Philosophen Philosophen seyn müssen Bl. 74. „ Von
„ den insbesondere sogenannten Weltweisen darf
„ ich nichts erwähnen; weil der Nahme die Sa-
„ che an sich selbst unmittelbar bezeichnet. „ NB. Dieses ist Sächsischdeutsch. Ferner wenn er Bl. 76. folgenden Schluß machet, auf welchen er seinen dritten Grundsatz gebauet hat: „ Was die
„ Menschen durch die von Gott verliehene Kräfte
„ zur Nothdurft, Bequemlichkeit, und zu ihrem
„ Vergnügen erfinden, das ist eine göttliche Ab-
„ sicht. Ergo sind alle Künste und Handwerke
„ Absichten und Erfindungen Gottes: Wir müs-
„ sen sie nicht anders ansehen, als Ausflüsse des
„ göttlichen Verstandes. ꝛc. „ Ich wollte nicht gerne sagen, daß die Kunst Spiel-Charten zu machen, das Seil-Tanzen ꝛc. in den göttlichen Absichten gegründet wären, wenn sie schon durch des Menschen Kräfte möglich sind, und zu seinem Vergnü-

gen

gen gebraucht werden. Aber der Verfasser mag wohl nicht nachgedacht haben, wie weit dieser angenommene Satz führt: Alles was durch die menschlichen Kräfte möglich ist, und zu des Menschen Vergnügen gereichet, ist der göttlichen Absicht gemäß, ja ein Werck Gottes; sonst würde er ihn wohl nicht zum Grunde seines Erweises geleget haben. Dergleichen Erweise würden sich besser in eine Sammlung von Schulübungen, als unter die Meisterstüke des deutschen Verstandes und Witzes schiken.

In dem 6ten und letzten Bogen sind noch vier kleine Stüke enthalten, von denen ich bloß den Titel hersezen will. Das erste ist **eine Fabel, der Schäfer und die Sirene**: Wo die Ausbildung glücklicher ist, als die Erfindung. Das zweyte ist ein **Briefwechsel zwischen einer Mannsperson und einem Frauenzimmer, warum man dem schönen Geschlechte nur in einer artigen Kleidung gefällt.** Das dritte ist eine **Abbildung der Jugend** in vier Strophen. Und das letzte eine **Nachricht von denen** im vorigen Monate in Leipzig **aufgeführten Schauspielen**, von 2c. 2c. Ein aufgeweckter, aber dabey etwas leichtsinniger Kopf hat, nachdem er diesen Auszug gelesen hatte, den Einfall gehabt, diese Monatschrift würde in Absicht auf die meisten Stüke mit bessern Recht den Titel führen können: **Die MENSES der deutschen Musen zur allgemeinen Belustigung aufgefasset von M. Johann Joachim Schwabe.**

Das

Das Complot der herrschenden Poeten u. Kunstrichter.

DAs Papier war so wolfeil geworden, und die Pressen hatten sich so starck vermehret, daß ganz Deutschland von Schriften überschwemmt ward, worinnen keine Erfindung, kein Nachdruck, kein Affect, keine Ordnung war.

Ein Paar geistreiche Graubünder, denen ich diese Geschichte vorgelesen, haben vermeint, daß sie sich in den Characters und den Reden allzu weit von der Wahrscheinlichkeit entfernte. Einige der berühmtesten deutschen Poeten würden darinnen vor so alberne und dabey boshaftige Leute ausgegeben, daß man das Zeugniß, so sie in ihren Schriften von sich selber ablegeten, gänzlich aus dem Gesichte verlöhre. In ihren eigenen Nachrichten sagten sie uns, Deutschland philosophirte mehr, als vorhin jemals; die Vernunft sey unter den Deutschen sehr geläutert, der wilde Wiz gebändiget, und die ausschweifende Phantasie in ihre gebührende Gränzen eingeschränket worden. Dadurch sey auch der Geschmak in den freyen Künsten um ein vieles verbessert worden, und man habe Dinge zu verachten angefangen, die man vorhin himmelhoch erhoben hätte. Ich hasse die Falschheit, in so weit daß ich ihr auch in der Fabel selbst keinen Plaz einräumen wolte. Ich habe auch meine Character und alle daraus hergeleitete Reden nach ihren Originalen der Wahrheit gemäß geschildert, und darf behaupten, daß sie nicht nur wahrscheinlich, sondern so gut als wahr seyn. Ich fodere nicht, daß es mir jemand auf mein Wort glaube, denn ich kan es mit historischen Urkunden beweisen. Die Nahmen Schottged ꝛc. gehören zwar keinen Personen zu, die jemahls gelebt hätten, aber die Gedanken, die ihnen zugeschrieben werden, sind würklich in den Seelen u. Schriften berühmter Jztlebenden vorhanden. Ich stamme aus einem Hause, in welchem Männer und

Die Gedanken waren falsch, und der Ausdruk platt. Niemand lief in Gefahr, der etwas drüken ließ, denn man las ohne Geschmak, und es war kein Richter in dem Lande, der die poetischen Uebelthäter zur Straffe gezogen hätte. Sie bildeten sich sehr viel darauf ein. Sie waren überredet, daß ein jeder unter ihnen der grösseste Dichter seiner Zeiten wäre; und viele harten sich durch ihre Schmeichler vorsagen lassen, daß sie noch etwas mehr als aus allen griechischen und römischen Poeten zusammengeschmolzene grosse Geister wären. (A) Sie vergötterten einander wechselsweise, und diese heuchlerische Höflichkeit hatte sie sämmtlich eingeschläfert. Alles was sie sangen, mußte recht seyn, und die elendesten Knittelreime fanden ihre Liebhaber. (B) Wenn man ihnen glaubete, so konnten sie des Geschmakes nicht verfehlen. Denn sie sagten, der Geschmak wäre Verstand, der von dunkeln Sachen ohne Erkenntniß nach der blossen Empfindung

Frauen sich von alters her eine Ehre darinnen gesucht, daß sie die Wahrheit, sie mögte angenehm oder verhaßt seyn, allen Absichten der Affecte und des Eigennuzens vorgezogen; und ich will kein so ungerathenes Kind seyn, daß ich unserm Geschlecht, zu dem ich mich hier öffentlich bekenne, durch gedrükte Lügen vor der ehrlichen Welt einen Schandfleken anhänge. Henrich Effinger.

(A) Zielt auf Hrn. Hofr. Weichmanns Lobgedichte auf Hr. Brokes vor dem ersten Th. des irdischen Vergn. und auf das Lob, so der Hr. von Böhlau dem Hrn. D. Triller in seinen Jugendfrüchten bl. 430. beygeleget hat.

(B) Seht das erste B. des Dichterkrieges im Neuen. der Belustigungen des Verst. u. des Wizes bl. 51.

dung urtheilte; wenn er denn zufälliger Weise der Wahrheit gemäß urtheilete, so wäre es guter Geschmak, wofern er sich betröge, wäre es schlimmer. (C) Und weil sie sich allemal überredeten, daß sie glüklich geurtheilet hätten, so schrieben sie sich allezeit den geschikten und guten Geschmak zu. Sie sezten einen Tax von Lob auf ihre Werke, der mehr als tyrannisch war. Wer sich weigerte denselben abzutragen, dem liessen sie nicht für einen Heller Verstandes übrig. Wernicke hatte in schweren Tagen und unter einer Welt voll Pfuscher die Rechte der göttlichen Critik hervorgesucht und verfochten, aber er ward zur Straffe in die unterirdischen Gewölber des hamburgischen Doms zu Spierings Maklatur geworffen, wo er des Tageslichts bis auf unsre Zeiten beraubet gewesen. Es schien die Göttin der Beurtheilungskunst hätte die Deutschen ihren eigenen verkehrten Wegen überlassen, und suchte sich keine Ehre von ihrer Urtheilskraft. Doch nach manchem Umlaufe der Jahre und Zeiten erinnerte sie sich der Germanischen Nation und warf ein mitleidiges Auge auf dieselbe. Es schmerzete sie, daß ungehirnte Köpfe ein Recht ausübeten, nicht nur ungetadelt dumm zu seyn, sondern für ihre Thorheiten noch Lob und Beyfall einzufodern. Sie beschloß ihren Nahmen auch in diesem Lande bekannt zu machen, und ihre gerechten Gerichte über diese Stümper zu schiken. Sogleich bemerket sie sich an der baltischen See

(C) Also erkläret sich Hr. Prof. Gottsched darüber im 9ten §. des dritten Hauptst. seiner Dichtk. bl. 119.

einen durchdringenden und unverzagten Geist; der zum Denken Freyheit, und zur Ausbildung der Gedanken Scharfsinnigkeit und Munterkeit fügte. Denselben unterrichtete sie, daß er das Recht der Menschen die Schriften andrer Menschen zu beurtheilen, durch bündige Lehrsäze behauptete, und sie spizete ihm die Einfälle, daß er den Deutschen einen Geschmak an der Kritik beyzubringen, die kleinen Geister in allen Arten von Schriften auf die Hechel sezete. Er stellte sich insgemeine an, als wann er der geheimeste Freund der Stümper wäre, er versah ihre Gedanken mit Wiz und ihre Sprache mit Ordnung, aber zu ihrer lebhaftesten Verspottung. Die dunkelsten unter denselben wußte er so hoch zu erheben, und die angesehnsten so tief zu erniedrigen, daß sie auf einen gleichhohen Grad der Vortrefflichkeit zu stehen kamen. Er geisselte die unbekanntesten, wenn es die berühmtesten empfinden solten; Philippi mußte die Schultern darstrecken, wenn Schottged gesündigt hatte. Die Göttin bedekete ihn mit ihrem Schilde, daß er mit offener Brust einhergieng, und ihm weder die Macht blöder Herren, noch die Scheinheiligkeit dummer Priester auf den Leib kommen konnten. Neben diesem kannte sie an dem andern Ende Deutschlands unter den freyen und eben darum natürlichen Einwohnern Helvetiens ein Paar Freunde, die ihr von Jugend auf aufgewartet hatten; auch dieselben rüstete sie mit ihren Gaben aus, und bestellte sie zu ihrem Dienste. Sie befahl ihnen absonderlich, daß sie die

deut-

deutsche Welt unterweisen sollten, wie ihre Herrschaft nicht auf die willkürlichen Aussprüche eines despotischen Geschmakes gegründet wäre, welche niemand bestimmen kan, und ein jeder vor unbetrüglich ausgiebt: Wie dasjenige, was sie vor schön und angenehm anpreise, nothwendig so wäre, weil es seinen Grund in der Natur des Menschen hätte; wie sie denn dasselbe aus solcher herleitete, und die Grundregeln der Kunst auf diesen Grund aufführete. Sie folgeten ihren Eingebungen, und legten das Schöne, das in der Uebereinstimmung mit dem Gemüthe des Menschen gegründet ist, zum Grund ihrer critischen Regeln. Dieses entdeketen sie hernach nicht allein in derjenigen Form, da es sich durch häftige Reizungen empfindlich machet, sondern sie giengen ihm auch in denen Fällen auf die Spur, wo seine Eindrüke durch die verkehrte Anführung, die Rohigkeit, Dummheit, Boßheit, verhindert, geschwächt, oder gar verderbt werden. Die Göttin wollte, daß sie nach diesem den Urtheilsstab in die Hand nähmen, und niemanden ungestraft thörigt schreiben liessen, keine Sammlung von Mißgeburten hirnloser Sänger aus Ober- und Niedersachsen sollte künftig ans Licht treten, die nicht für ihr Gerichte gezogen würde, auch die Poeten, die doch von andern für Könige des Helicons ausgeschrien würden, sollten von ihnen vorgefodert werden.

Greibertin und Merbod, also hiessen die beyden Beamtete der Beurtheilungskunst, folgeten den Trieben der Göttin in allen Dingen.

Nicht ohne einen glüklichen Fortgang. Sie ward bey der Nation bekannt. Man fieng hier und dar an, sie zu verehren; ihre Gesetze wurden eingeführet. Man schrieb mit Verstand, nach Plan und Absicht, und man las mit einem sichern Urtheile. Der herrschende Geschmak erschrak darüber, er sah seinen Untergang vor Augen, wenn er diese Bemühungen nicht in ihrem Anfange unterdrükete. Alsobald legete er seine Sorgen Schottgeden in die Gedanken, seinem arbeitsamen Lieblinge, der vordiesem durch seine Eingebungen den Unwiz in Kunstregeln verfasset, und die Regeln mit seinen eigenen Exempeln erklärt hatte. Er redete so feines Deutsch, daß seine Ausdrüke an Gedanken reich schienen, ob sie gleich nicht eine Unze derselben in sich hatten. Alle sein Wiz war lauter Glük, und keine Frucht der Vergleichung oder Uebereinstimmung. Wenn er seine Reden hersagte, überwelzte er die Worte mit einer Geschwindigkeit, welche ihnen ein sanftes und fliessendes Wesen mittheilete, das ihnen nicht eigen war. (D) Die Worte liefen seinem Bedürfniß zuvor, und stellten sich in Versen oder Prosa in Ordnung, mittelst gewisser Springfedern der hochdeutschen Mechanik, nicht anderst als die Dreyfüsse des Vulcanus Geist und Leben

(D) On ne peut nier, que les langues graves, comme l'Allemand, ne doivent être parlées lentement & distinctement: Cependant les Saxons parlent avec une volubilité qui frise le begayement; ils ne le font que pour donner à leur langue une douceur qu'elle n'a pas, & qui la defigure. &c. Lettre IX. sur les Allemans p. 344.

Leben in ihnen selber hatten, und vor sich selbst zu rennen kamen, wenn Homer sie zu den Banketen der Götter nöthig hatte. Die Unruhe, in welche ihn der Abgott gesezet hatte, machte ihm eine schlaflose Nacht, er wälzte sich von einer Seite auf die andre, indem er sich mit tausend Sorgen schlug, wie wenn Perrault einen fetten Lämmerbraten bey einem grossen Feuer beständig umwendet, und aus Hunger verlanget, daß er bald mögte gahr werden; also kehrete Schottged sich von einer Seite auf die andere voll innerlicher Angst, und überlegete bey sich die Gefahr, welche dem herrschenden Geschmak über dem Haupt schwebete, und die Mittel, wie dieselbe noch mögte abzuwenden seyn. Die weise Muskul lag ihm in einem ruhigen Schlaffe zur Seite. Beyde trieb seit vielen Jahren ein Geist; ein gleicher Sinn herrschete in ihren Köpfen, und ein langer Umgang hatte sie fast so vertraut gemachet, als Hercules und Jole, Theagenes und Chariclea, Medor und Angelica vor Zeiten gewesen. Diese geschikte Freundin bewunderte ihren Freund, so wie dieser sie verehrete. Nicht anders, wie die Naturkündiger lehren, daß nicht nur der Magnet das Eisen, sondern auch das Eisen den Magnet mit einer unsichtbaren Gewalt nach sich zieht, wenn die Sphären ihrer Wirksamkeit einander berühren; also waren auch diese beyden verbunden, so daß weder sie ohne ihn, noch er ohne sie leben konnte. (E) Sie erwachete

(E) Dieses alles ist aus dem Dichterkriege parodiert.

Der

von seinem Winseln, nahm Theil daran, und fragte ihn um die Ursache desselben.

Du warest sonst nicht gewohnt, sagte sie, dich lange mit Nachsinnen zu plagen, woher du neue Gedanken zu einem Gedichte nehmen, oder in was vor Bilder du dieselben einkleiden, und wie du sie in ein zusammenhangendes Gewebe ordnen wolltest. Die Verse kamen dir ohne eine mühsame Ueberlegung, du durftest nicht warten, daß eine von den neun Musen sie dir zu Ohren brächte. Es muß ein ausserordenliches Begegniß seyn, was Gedanken bey dir verursachen kan.

Er gab ihr mit einem sanftfliessenden Seufzer zur Antwort.

Freylich schrieb ich bisdahin mit aller Gemächlichkeit. Die Einfälle kamen mir ohne daß ich sie suchte, ohne daß ich selbst wußte, wie sie kamen, und woher sie entstunden, oder warum sie da waren, ich fand sie insgemeine am Schlußworte der Zeilen. Die Worte paareten sich mit dem ersten Gedanken, den sie erhaschen konnten. Alle Arbeit bestuhnd in dem Sylbenmaasse, dem Abschnitte, und den Reimen (F); und diese war noch mit Arbeitsamkeit und Hamans Lexi-

con

Der geneigte Leser mag urtheilen, ob das Gleichniß in gegenwärtigem Lichte nicht ungleich bequemer sey, als in der nachgeahmten Stelle.

(F) Man hat bisher äusserlich an den Versen gepuzt, die Abmessung der Sylben richtiger; die Reimen reiner; die Sätze klingender; und das ganze Gedichte fliessender gemacht. Auf die Gedanken und deren Richtigkeit hatte niemand gesehen. Hr. M. Schwabe in der Zuschrift vom Bathos.

con zu überwinden. Auf diese Weise bracht ich Oden und Gesänge, Satiren, Elegien, und Schäfergedichte an den Tag; ich verfertigte Lehrbücher und Kunstschriften, in welchen ich den deutschen Poeten die Seyten stimmete, ich lobete die, so mich verehreten, ich schmähete auf die, so mich tadelten, ich machte mich denen zum Schreken, die mich nicht liebeten. Aber dieses soll izo ein Ende nehmen. Oder weissest du nicht, was vor erboßte Zuchtmeister von den beschneyten Alpen heruntergestiegen kommen (G), was vor harte Geseze der Erfindung, des Wahrscheinlichen, des Neuen und Wunderbaren, der Einheit, der verknüpften Absichten sie dem Verse aufdringen wollen, solche Dinge, die in keinem Wörterbuch angetroffen, und in keinem Register aufgeschlagen werden; siehest du nicht, wie sie in unsern Büchern herumpoltern; sie führen ihre Censuren über Todte u. Lebende. Die Verstorbenen zwar etwas unparteyisch zu beurtheilen, das könnte doch einem jeden Critikverständigen frey stehen, denn diesen schadet ein freyes Urtheil von ihren Schriften nicht mehr. (H) Aber die Iztlebenden, die es noch fühlen und empfin-

(G) Mich dünkt nicht anders, als säh ich den erboßten Critikverfassrr mit einem grämischen Gesichte und der Ruthe in der Hand von seinen beschneyten Alpen heruntergestiegen kommen. Hr. Gottsch. im 56sten Biedermann. Er poltert und störet in unsern Büchern herum. Ibid.

(H) Die Neuern selbst nach Swiftischer Art durch die Musterung passiren zu lassen, wollte ich zwar bey

ihrem

den, durch die Musterung passiren zu lassen, ist wahrhaftig zu scharf. Sie machen sich eine Pflicht auch die Fehler zu rügen, die sie in den Schriften ihrer besten Freunde entdecken. Aber was recht thörigt ist, sie loben etwas schönes in den Werken eines Menschen, der ihnen nicht gut ist, recht herzlich. Mich stellet weder mein erlangter Nahme, noch das Ansehn und Schreken meiner Feder, vor ihnen sicher, daß sie nicht mit kühnen Augen in meine berühmtesten Gedichte hineinsehen, und die Fleken darinnen mit der grössesten Kaltsinnigkeit wahrnehmen. Das machet mich unruhig, und reibet mir den Schlaf aus den Augen. Das schlimmste ist, daß sie hier und dar Gehör finden. Ich sehe, wie die Critik sich ein neues Reich in unserm Reiche stiftet, und dieses seit der Zeit, daß Silcow ihr zuerst in Deutschland einen Altar erbauet, und ihr Menschen, Sievers, Rodigasten, und Philippi, zum Opfer abgewürget hat. Wie stühnde es mit mir, wenn er mich diesen beygesellete? Er hat eben nicht Ursache, mit mir wol zufrieden zu seyn. Und wie, wenn Dornhage auf mich loszöge, dem es nicht gefallen kan, daß ich sein Lob mit meines Freundes Steppo vermischet habe? Ein französischer Pralhans ist würklich aufgestanden, und hat die Frechheit gehabt, mir und dem ganzen geistreichen ihrem Leben niemanden anrathen; di. Verstorbenen aber etwas unparteyisch zu beurtheilen, das müßte doch einem jeden Critikverständigen frey stehen. Diesen schadet ein freyes Urtheil von ihren Schriften nicht mehr. Hr. Gottsched in seinen Gedanken vom Bathos in den Opern.

chen Deutschland hohnzusprechen. Ich bekenne die Schweizer ligen mir hart auf dem Naken, und ich weiß mir nicht zu rathen. Soll ich meine eigenen Regeln widerruffen, die ich aus meinen Fingern herausgesogen habe; die so mechanisch sind, daß man weder Kopf noch Geist zum schreiben nöthig hat; soll ich sie um andere vertauschen, die ganz theoretisch und speculatif sind, wozu Naturell, Talent uud Schöpfungskraft, erfodert werden?

Seine geschikte Freundin richtete ihn mit trostvollen Worten auf.

Aengste dich nicht ohne Noth, mein Freund, es ist noch lange nicht an dem, daß die Deutschen von den Schweizern werden lernen wollen, wie sie schreiben sollen. Sie werden es lieber von dir lernen: Sie haben die ersten Eindrüke schon von dir empfangen. Deine Art zu denken, deine Verstandes, und Einbildungskräfte stimmen mit ihrer Fähigkeit, mit ihren Gemüthesgaben, am besten überein. Es ist keine so leichte Sache, ihnen den Kopf in ein anderes Gelenke zu sezen. Sie können sich von dem Ergezen nicht so leicht entwöhnen, das ihnen geläuftig ist. Wer hat mehrere und stärkere Proben von ihrer Geduld in Händen, als du selber in dem Beyfall findest, den sie deinen Schriften noch täglich geben, dieser ist dir dafür gut, daß sie von den Schweizern noch nicht bekehret worden. Erinnere dich auch, wie du sie in dem Biedermanne mit einer Fabel und ein paar spöttischen Ausdrüken zurükgewiesen hast. Silcow hätte längst Anlaß gehabt, dir eines zu versezen,

sezen, wenn er Lust dazu gehabt, oder sich dein erinnert hätte. Dornhagen zu begütigen, will ich auf mich nehmen. Dem französischen Großsprecher setze Riccoboni entgegen, der sich um die ganze deutsche Nation so verdient gemacht hat, indem er den Franzosen die bittere Wahrheit gesagt, daß die Deutschen eben so wol und richtig denken können, als sie, welches ihm jedermann wird eingestehen müssen, nachdem er es mit deinen Schriften erwiesen hat. (I) Endlich kanst du dich damit stärken, daß deine Ehre an die Ehre so vieler andern Scribenten gebunden ist. Du kanst nicht alleine fallen. Dein Fall würde hundert andrer Fall nach sich ziehen. Und dieses führet mich auf den Gedanken, daß wol der beste Rath seyn würde, wenn du die herrschenden Poeten Deutschlandes in einen Synodus zusammen beriefest, damit sie gemeinschaftlich berathschlageten, mit was vor Mitteln sie die neue Dichtkunst unterdrüken, und den herrschenden Geschmak beym Ansehen erhalten wollten.

Dieser Zuspruch besänftigte die unschlüssigen Bewegungen in Schottgeds Brust; er beschloß bey sich, dem Weiberrath zu folgen. So bald der

(I) Hr. Prof. Gottsched hat dieses in der Vorr. zum zweyten Th. der deutschen Schaub. gethan, bl. 26. Daß Riccoboni mir die Ehre gethan, sagt er, aus meinem sterbenden Cato einen langen Auszug zu machen, das übergehe ich billig mit Stillschweigen; Doch kan ich nicht läugnen, daß es mir sehr lieb gewesen ist; weil er aus dem allem Gelegenheit genommen, den Franzosen die bittere Wahrheit zu sagen, daß die Deutschen auch so wol, und so richtig denken könnten als sie.

der graue Morgen den Tag wiedergebracht, setzte er sorgfältige Mahnungsschreiben an die vornehmsten Häupter der Dichter in den poetischen Provinzen Deutschlandes auf; worinnen er die Gefahr, so über ihnen schwebete, ängstlich vorstellete, und sie bat, daß sie mit ihm auf Tiberkopfs Parnasse in einen Synodus zusammentreten wollten, der an St. Ulrichs Abend in den geheimen Schatten der mitternächtlichen Stunden sollte gehalten werden. Gönikken lud er nicht ein, er hielt ihn stark im Verdacht, daß er den Schweizern insgeheim günstig wäre, weil sie die Schönheiten seines Augusts im Lager mit willigerm Herzen gelobet, als desselben Fehler getadelt hatten. Gönik war in der That mit ihnen nicht übel zufrieden. Er wußte daß man Leute, deren Fähigkeit man nur für mittelmässig hält, schon lobt, wenn sie ihre Sachen nur nicht schlecht machen: Aber von wem man sich eine grössere Stärke vermuthet, dem nichts schenket, bis er vollkommen ist. (K) Sie erschienen alle an dem anberaumten Abend in voller Anzahl. Hundert und mehr Söhne des herrschenden Geschmaks, und jeder war ein Dichterkönig, jeder war mächtig genug die Monarchie seines Vaters zu regieren, und der göttlichen Critik seiner Feindin zu wiederstehen. Korbs alleine blieb daheim, weil er den Ruhm, so er für den kleinern Theil seines Irdischen Vergnügens empfangen hatte, vor einen

(K) Dieses ist aus dem fünfzehnten Beytrage genommen. bl. 487.

nen reichen Ersatz des Tadels hielt, so auf den grös-
sern Theil gefallen war. Mit ihnen kam ein star-
kes Gefolge von Buchhändlern, Buchdrükern,
Journalisten, Zeitungsschreibern, Kupferstechern,
Holtzschneidern, und andern Handlangern, die
ihnen iu der Verarbeitung ihrer Werke beyge-
standen waren, und zu deren Aufnahme eben so
viel als sie selber beygetragen hatten. Doch wur-
den sie nicht in den grossen Versammlungssaal ein-
gelassen, sondern mußten ihren Herren in dem Vor-
gemach auf den Dienst warten. Sie sezten sich
auf Bänke, aber Schottged nahm seinen Sitz
auf einer Catheder. Der Anblik so vieler gros-
sen Männer, des Ausbundes der Geister Deutsch-
landes, die ihn theils bewunderten, theils fürch-
teten, hatte ihn mit Stolz und Muth erfüllet;
er eröffnete die Ursache dieser Zusammenkunft mit
folgenden Worten.

Niemand unter euch, herrschende Poeten,
wird mir diesen höhern Sitz mißgönnen, der be-
denket, daß der föderste Rang mich nur zufö-
derst stellet, wo die spitzigen Pfeile der Critik, die
wir in reinem Deutsch Schmähsucht und Zank-
lust heissen, von allen Seiten auf mich losgedrükt
werden. Ich habe diesen Sitz auch nur darum
so dreist eingenommen, damit ich mit meiner Brust
die Stiche und Schläge auffienge, die einem an-
dern unerträglicher seyn würden, welcher nicht
so gut als ich mit der Unempfindlichkeit, wie mit
einem Panzer von dreyfachem Ochsenleder bewap-
net wäre. Bisdahin haben wir unsre Schrif-
ten nach Regeln verfertiget, welche wir selbst ge-

macht

macht hatten ; unser Gehorsam gegen dieselben war freywillig, wie der Grund, worauf sie gebauet waren, nur unsre Willkür und freyer ungebundener Wille war. Der Maßstab des Schönen und Angenehmen lag in unserer Empfindung, und diese ward von unsern eigenen Affecten und keiner anderer Menschen erweket. Daran hatten wir unser Vergnügen ; wir fanden unser Glück bey uns selbst, und hatten nicht nöthig, es an etwas fremdes ausser uns zu binden. Wir hatten das Lob, den Ruhm, den Beyfall und die Bewunderung in unsrer Gewalt, und theilten sie mit freyem Willen denjenigen aus, die uns eben so viel davon zurükgaben. Künftig soll dieses alles aufhören. So scheinet es. Denn man will uns eine neue Dichtkunst, neue Regeln dessen, was schön, angenehm, geistreich, neu und wunderbar heissen soll, auferlegen. Nach diesen Gesezen will man uns richten, in die wir doch niemals gewilligt haben. Man meint sie zwar damit zu behaupten, daß sie aus der Natur der Menschen, und der Dinge hergeholet wären, und daß sie sicher zu dem wahren Endzwek der Poesie führten. Aber was thut es uns, daß sie aus der Natur des Menschen hergeleitet worden, nachdem sie nicht aus unsrer Natur hergenommen sind ? Und daß dieses nicht sey, giebt uns unsre Abneigung dagegen, gnugsam zu verstehen. Für den Endzwek der Poesie sind uns unsre Regeln auch gut genug; massen wir aus der Erfahrung wissen, daß unsre Leser sich an denen Schönheiten, die ihren Ursprung unsrem

freyen

freyen Willen zu danken haben, belustigen, daß sie in unsern Gedichten finden, was sie darinnen suchen; daher wir zu gleicher Zeit auch unsre Absicht dabey erreichen, allermassen sie uns für Lieder, Häuser und Güter, Aemter und Weiber, geben. Das sind die Sachen, die izo auf dem Spiel stehen, und es ist um dieselben geschehen, wenn wir die Herrschaft verlieren; wenn wir uns des willkürlichen Urtheiles von dem, was Geschmak sey, berauben lassen; wir müssen dann den Beyfall, den wir bisdahin unter uns getheilt hatten, bey andern suchen, welche nicht geneigt sind, uns denselben zu geben, oder doch den theuren Preis darauf setzen, daß wir ihn durch die Beobachtung ihrer schweren und uns unerträglichen Regeln gewinnen müssen. Können wir dieses nicht, so werden sie uns durch ihre critischen Aussprüche, alle Schönheit, allen Witz absprechen. So viel Witzes, Geistes, Geschmakes sie dann uns wegnehmen, eben so viel muß ihnen als ein Erb von uns zufallen. Ich kenne euch besser als daß ich fürchten sollte, ihr würdet euern ungelenkigen Geist unter dem Joche der Critik biegen können; euer Eifer für den herrschenden Geschmak, der vielmehr unter eurer, als ihr unter seiner Herrschaft, stehet, gestattet es euch nicht: Und ihr habet noch Muthes genug, die Hoheit desselben mit des Feindes oder eurer eigenen Schande zu versiegeln. Unsre Gegner sind voll Hasses und Stoltzes; sie geben und verlangen kein Quartier. Ihr sehet und empfindet, wie übel sie uns schon zugerich-

tet

tet haben. Tirller mag es sagen, dem sie neulich so viel Kletten angeworffen haben, daß er damit gantz behangen nach Hause gekommen, wie ein muthwilliger Bube / (†) der aus Uebermuth im Unkraute herumgelaufen ist / wo es am dikesten ist; die sorgfältige Mutter rupfet dieselben aus den Strümpfen und Falten / kan aber in ganzen Stunden nicht damit fertig werden. Das Glück, das ihnen ein wenig günstig gewesen, hat sie unversöhnlich gemacht, Freund und Feind gelten ihnen gleich, sie schonen weder Lebendige noch Todte. Niemand ist ausgedungen. Welcher von uns sieht seinen Nahmen nicht in ihren beissenden Registern; welcher ist ohne ein paar Ohrfeigen davon gekommen? In dieser anwachsenden Gefahr lasset uns vor allen Dingen unsren absonderlichen kleinen Fehden, womit wir nur uns selber durch innerliche Zertheilungen schwächen, einen Anstand geben, lasset es Frieden und Einigkeit unter uns seyn, damit wir uns den verderblichen Anschlägen unsrer gemeinen Feinde mit gemeinschaftlichem Rath und vereinigter Macht wiedersezen. Wir wollen Lob und Tadel, Ehre und Schande, Schönheiten und Fehler, mit einander gemein haben. Eines Ruhm soll Aller Ruhm, eines Schmach Aller Schmach seyn. Wenn einer getroffen wird, sollen Alle schreyen, Alle sollen den Streich empfinden, und rächen. Hierzu wollen wir uns erstlich mit feyerlichen Ceremonien verbinden, hernach wollen wir Rath halten,

(†) Dieses schöne Gleichniß ist von dem Urheber des Dichterkrieges erfunden worden, dem ich es aber genommen, weil er es nicht zu brauchen gewußt hat.

mit was vor Mitteln wir dem Feinde am meisten Abbruch thun, wie wir ihn unterdrüken, und die mit uns gebohrne Freyheit ungetadelt nach unsrem Kopfe zu schreiben behaupten wollen.

Der Vortrag fand ohne Mühe bey ihnen Gehör. Der Abgott des herrschenden Geschmakes, der ungesehen bey ihnen gegenwärtig war, hatte ihre Gemüther gelenket, daß sie ihm mit allgemeinem Beyfall beypflichteten. Sie schwuren mit mächtigen Stimmen bey den unsterblichen Werken derer deutschen Dichter, vor denen sich die Poeten Griechenlands und Roms verkriechen müssen, bey den furchtbaren Nahmen Moraths, Stelpos, und Kirchneus, daß sie ihren Geschmack, der allein unbetrüglich urtheilete, um keinen Erweis, um keine Vernunftsschlüsse, auch um keine Spötterey der satyrischen Critick ändern wollten. Wer die Frechheit hätte, von ihren hergebrachten Regeln abzuweichen, sie auf die Probe zu sezen, oder einen Lehrsatz aus der neuen Dichtkunst anzunehmen, derselbe sollte als ein Abtrünniger von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, sein Nahme aus den Registern der deutschen Poeten ausgelöschet, und wenn er in ihrem Gebiethe betreten würde, Kinzen, Rohren, und Mahanen übergeben werden, daß sie ihn mit ihren poetischen Schellen zu Tode klingelten.

Also verbanden sie sich, und zur Bezeugung ihrer Vereinigung fielen sie einander gantz liebreich um den Hals. Es war sehr erbaulich zu sehen, wie Schottged Tirllern mit hertzlicher Zuneigung auf die Stirne küßte, und dabey bezeugte, daß er ihn künftig vor einen Hierarchen in dem Reiche

der

der deutschen Poesie, und vor seines gleichen erkennen wollte: Dahingegen Tiller sich eben so gütig erklärete, daß er nicht ermangeln wollte, Schottgeden in seinem nächstfolgenden Wercke vor einen erbaulichen Schriftverfasser anzupreisen, welcher das Glücke hätte, so wie er, vielmehr viele, als nur wenige, zu erbauen, o gleich diese nur kluge gelehrte und erfahrne Kenner sind; jene hingegen meist aus mittelmässigen oder gemeinen Leuten bestehen. (*)

Nach dieser feyerlichen Handlung rief Schottged mit erhabener Stimme, wer einen guten Rath zu geben wüßte, wie man den schweizerischen Kunstrichtern am sichersten beykommen, und den alten wahren deutschen Geschmack vor ihren Anfällen in Ruh und Sicherheit sezen könnte; mögte das Wort nehmen, doch einer nach dem andern, und die klügsten zuerst. Hekenei stuhnd zuerst auf, der vor diesem den griechischen Longinus gelehret, was er durch das Erhabene, wovon er ein Buch geschrieben hat, verstanden habe; Schottged hatte ihn vormahls beschuldiget, daß er auffer vielen Schmeicheleyen gegen einige noch lebende Dichter, und manchen vergällten Censuren wider andere, denen seine Schutzgötter nicht wohl gewollt, nicht viel deutliches zuwegegebracht hätte (L): Hingegen hatte Hekenei Schottgeden vorgeworffen, daß er in der Eintheilung der Schreibart ein Misch-

(*) Hr. D. Triller zieht hieraus sein grösstes poetisches Lob, in der Vorrede zum dritten Th. seiner poetischen Betrachtung.

(L) Seht Hrn. Gottscheds Dichtk. für die Deutschen im eilften Hauptstücke. §. 22.

masch gemacht, wovon kein Mensch den Grund zu finden wüßte (M); ferner, daß er in der Zusammensezung der Wörter dunkel und unverständlich sey. (N) Sie waren darüber in eine ärgerliche Feindschaft mit einander gerathen. Izo hatte der gemeine Feind sie so sanftmüthig gemacht, daß einer dem andern bekennte, er hätte recht gehabt. Hekenei fieng dergestalt an.

Ist der richtige Verstand, den ich in der Bestimmung der Erhabenen, und aller übrigen Schreibarten gewiesen habe, noch nicht von mir gewichen, so versichert er mich izo, daß wir die neuen Kunstlehrer nur darum zu fürchten haben, weil sie geschrieben haben; hätten sie nicht geschrieben, so dürften wir nicht hier sitzen, und uns in den Gedanken schlagen, wie wir uns bey unsrem alten Ansehen erhalten wollen; wir dürften nicht fürchten, daß wir des lange besessenen Rechtes entsezet würden, das Lob und den Beyfall für unsre Schriften als eine Gebühr zu fodern: Doch thäte uns das noch keinen Schaden, daß sie geschrieben haben, wofern sie nur nicht gelesen würden.

Der schreibt nicht dessen Zeug kein Mensch zu lesen pflegt.

Nun wird uns nicht unmöglich seyn zu machen, daß sie ungelesen bleiben (*). Nichts wird gelesen,

(M) Heineken in der Untersuchung vom Erhabenen Bl. 319.

(N) Eben daselbst Bl. 321.

(*) Hr. D. Triller hat in der Vorrede zum dritten Th. seiner poetischen Betrachtungen nach eben dergleichen Gedan-

lesen, was wir nicht anpreisen, was nicht einen Paßport, ein Empfehlungsschreiben, einen Almosenbrief von uns aufweiset. Nur durch uns wird die Thüre des Lichtes den Schriften aufgeschlossen. Wir wollen denn diese schweizerischen Scribenten in den finstern Gewölbern der Buchhändler des Tages auf ewig berauben. Wir wollen ihr Gedächtniß von der Erden vertilgen. Lasset uns unsren Buchhändlern verkündigen, daß nach gewissen zusammenstimmenden Zeichen, die von einem Barden vorgesagt worden, und nicht mehr weit von ihrer Erfüllung sind, die schweizerischen Werke den unsrigen den Untergang drohen. Lasset uns allen denen, die mit unsren Augen sehen, und mit unsrem Kopf verstehen, mit einem ansteckenden Gifte drohen, wenn sie diese Bücher durchblättern. Durch dieses Mittel haben unsre Vorfahren Wenikern in den Staub daniedergeleget, welcher sich mit nicht geringerer Wuth wieder den Geschmack Holensteins und Waldmannshofaus aufgelehnet hatte, als Merbod und Greibertin sich wider den unsrigen auflehnen. Ihr könnet ihnen keine grössere Straffe thun, als wenn ihr sie ins Vergessen verurtheilt, wie sie euch zu einem Nahmen verurtheilen wollen. Sie haben selbst gestanden, sie wollten lieber getadelt, als mit Stillschweigen übergangen wer-

Gedanken gesagt: Ob sie zwar an ihrem Orte die Macht haben zu schreiben und zu schelten, wie sie wollen; so hat man doch hingegen hier auch die Freyheit, es nicht anzuhören oder zu lesen, wie solches bisher geschehen, und auch noch künftig geschehen soll.

den. Es ist der verdrüßlichste Zustand für sie, wenn niemand ihrer gedenket. Dadurch werdet ihr ihnen das Schreiben zugleich niederlegen, die Spötterey wird bald müde, ihren Witz zu verschwenden, wenn er nicht empfunden wird. Wie unvorsichtig, wie übel errathen wäre es denn, wenn wir uns mit ihnen ins Schreiben geben würden! Unsre Antwort, unsre Rettung, liesse ihnen nur unsre Empfindlichkeit sehen. Und das ist das, was sie vornehmlich suchen. Ihr würdet ihren Schriften damit eine gewisse Würdigkeit beylegen, die sie ohnedies nicht haben, ihr würdet sie für Autores erkennen, die mit euch in einem Rang stühnden, und wie die Welt stoltz genug ist, so dürfte sie wohl einen richterlichen Spruch zwischen euch und ihnen ausfällen, auf den ich es niemahls wollte ankommen lassen. Handelt darum vorsichtig, und nehmet eurer Würde wahr. Ihr habet alles auf dem Spiel, sie haben nichts darauf gesezet. Ihr alleine könnet dabey verlieren, sie können nur gewinnen. Was sie verlieren können, sind nur ungemessene Hoffnungen, schmeichelnde Anschläge.!

Nachdem er ausgeredet, stuhnd Tirller auf dir Füsse, auf welchen er sich doch kümmerlich halten konnte. Wie auf Nisrocs Stirne in Miltons verlohrnem Paradiese, nachdem er aus der Schlacht im Himmel, trefflich abgemattet, sein Kleid übel zerfezet, entronnen war, tiefe Runzeln eingegraben waren, also stuhnd Tirller mit einer umwölckten Mine, und fieng dergestalt an.

Mein Gott! wie so wohl wäre es mir bekommen, wenn ich diesem Rath gefolget hätte, wenn ich die knarrenden Censuren der Schweizer vor ungeschrieben gehalten hätte, wenn ich mit stiller Geduld zugesehen hätte, daß sie etliche Quartanten gegen meine Schriften und ein eigenes Buch gegen meine unglücklichen Fabeln herausgegeben hätten. Und hätte ich nur die Abhandlung von der Aesopischen Fabel vor nicht geschrieben gehalten, so hätte ich keine Schutzvorrede dagegen aufgesezet, und diese hätte meinen Feinden nicht Anlaß gegeben, mich auf eine so unbarmherzige Weise zu durchhecheln. Aber ich habe es mit meinen poetischen Sünden verdienet, warum habe ich die Bäume bey ihren Seelen schwören lassen, warum habe ich die Mäuse einander zu Gevater bitten lassen? Dergleichen Vermischung der fleischlichen Dinge mit geistlichen verdienete eine solche Straffe. Warum wollte ich auch scharfsinniger seyn, als mich Gott in seiner Gnade gemacht hatte? **Ich sollte ihm gedanket haben, daß er mich mit einer unmässigen Scharfsinnigkeit nicht gestrafet, und mit einem durchdringenden feinen Geschmake verschonet hatte.** (O) Künftighin bin ich gewitziget, und kan izo nichts

(O) Sind dieses nun die gesunden, nützlichen, und einem vernünftigen Manne wohlanständige Urtheile, das scharfe Saltz', und der gute und auserlesene Geschmack; so hat man billig hohe Ursache, Gott hertzlich zu danken, daß er einen mit einer solchen unmässigen Scharfsinnigkeit nicht gestraft, und mit einem so durchdringenden feinen Geschmake gnädig verschonet hat. Hr. D. Triller in dem Ergäntzungsstüke zu seiner Schutzvorrede.

bessers thun, als euch mit meinem Exempel zu warnen, daß ihr der Schweizer und ihrer Dichtkunst mit keinem Worte gedenket, sie mit keinem Finger anrühret, am allerwenigsten euch in die Gedanken aufsteigen lasset, Schriften mit ihnen zu wechseln. **Ein solches weitläuftiges Gewäsche von lauter Kleinigkeiten verdienet keine Widerlegung. Unnütze Streitschriften und unnöthige Federkriege**, wie gewiß dieser zu unsrem besten nicht nöthig war, **sind kein Werck vor Leute, die ihre ohne dem enge Zeit nützlicher anzuwenden gedenken.** (P) Ihr würdet sie doch nicht bekehren. Sie sind unverbesserlich, deliberatâ mente ferociunt. Die Gutherzigkeit und das Mitleiden haben sie gantzlich verlassen.

Seine Rede ward mit einem Gesumse aufgenommen, welches zu sagen schien, daß sie Beyfall bekommen hätte. Dieses fürchtete Waschbe, ein muthiger Jüngling, der unlängst Wenelzen, Morathen, Waldmannshofau, und andre längstverstorbene Fürsten der deutschen Poesie in die seichten Thäler des Swiftischen Bathos gestürtzt hatte. Er hätte ihnen auch die Jtzlebenden dahin nachgesandt, **wenn er nicht gefürchtet hätte, daß diese sich noch vertheidigen könnten.** (Q) Er hatte nachgehends eine **Abhandlung von der**

(P) Eben daselbst.

(Q) Annoch lebende Dichter habe ich gar nicht durchgesuchet, damit es nicht das Ansehen haben mögte, als ob man aus einer unzeitigen Begierde zu tadeln etwas angetastet hätte, das sich noch vertheidigen liesse. Schwabe in der Vorrede zu der Uebersezung des Bathos Bl. XXI.

Beschaffenheit der verblümten Redensarten, wenn sie gut seyn sollen (R), entworffen, aber ein ungestümer Querwind hatte sie noch vor ihrer Geburt in den Limbo der Eitelkeit getragen, wo sie mit Schottgeds Entdekungen der Kunststreiche Virgils in der Aeneis (S) im Wirbel herumflatert, bis ein deutscher Astolfo dahin flieget, sie mit Kabuchs Leid um seinen Muffel daselbst aufzufangen. Waschbe ward er in der poetischen Götterspracbe genannt, in der Sächsischen hieß er Schwabe. Er suchte den gefallenen Muth seiner Bundsgenossen mit diesen Worten wieder aufzurichten.

Man wird mir nicht übel nehmen können, herrschende Dichter, wenn die Hertzhaftigkeit dieser beyden sonst nicht unvernünftigen Leute, die zu einem stillen und schlägefaulen Leiden rathen, in ein ziemlich schlechtes Ansehen bey mir kömmt. Man dächte, daß die unblutigen Stiche, die Tirller empfangen hat, ihn nicht auf seine blossen Fabeln, sondern auf die Haut getroffen, und bis in das Hertz durchgedrungen hätten. Sie entstuhnden doch nur von Worten, und Worte werden ohne Wundtranck und Pflaster mit Worten geheilet, woran wir einen reichen Vorrath haben. Wollen wir den schweizerischen Tadlern Anlaß geben, mit einem grossen Scheine zu rühmen, daß sie uns mundtod gemacht haben? Dann wird sich niemand mehr scheuen, auf uns, als

(R) In der Vorrede zu Hrn. Gottscheds Gedichten.

(S) Hr. Gottsched hatte dieses in der Vorrede zu der ersten Herausgabe seiner Dichtkunst versprochen.

todten Hunden herumzuspringen. Allein ob wir gleich gerne leiden und schweigen wollten, so ist es zu spä-te. Wir haben schon geschrien, und den Mund nur zu weit aufgethan. Wir haben schon durch unser Winden und Krümmen verrathen, daß wir nicht unempfindlich sind, die Zeichen unsers verwundeten Gemüthes sind in unsern Minen hervorgestiegen. Die böse Welt hat es wahrgenommen, und die Schriften, die uns solche Ungebehrden verursachet haben, begierig aufgesucht. Also ist es umsonst ihr Gedächtniß zu unterdruken. Ihr Nahme ist zu weit erschollen. Wir können ihn nicht tilgen: Aber wir können ihn wohl auf die Weise noch berühmter machen, wie die Nahmen Herostratus, Mahometh, Spinosa, berühmt sind. Zu diesem Ende ist zwar nicht nothwendig, daß wir ihnen Schriften um Schriften, Lehrsäze um Lehrsäze zuschiken. **Wir haben weder Zeit noch Gelegenheit besondere Bücher wieder sie zu schreiben; Ich insbesondere brauche meine Hände weiter, als daß ich sie wegen fremder Thorheiten lahm schreiben sollte. Und ich hüte mich davor so sehr, als die frommen Buhlschwestern des Sonntags vor den Hindernissen des Kirchengehens** (T). Die Dinge, die nicht nach unsrem Kopfe sind, wiederlegen sich von sich selbst. Es ist schon genug, daß wir ihren Vorsaz, von dem Innerlichen abgesondert, in kurzen Anmerkungen anschwärzen; sie haben sich

(T) Seht im Augustm. der Belustigungen des Verst. und des Wizes die Anmerkungen zu Hrn. D. Trillers Beschüzung Bl. 165.

sich schon wieder uns versündiget, sie haben uns schon nach unsrer Ehre gegriffen, als sie sich nur in die Gedanken kommen lassen, in unsren Schriften falsche Begriffe, Plattheit, oder Schwulst, zu entdeken. Sie verdoppelten die Sünde, als sie die Frechheit gehabt haben, unsre Schande der ganzen Welt zu offenbaren. Und diese Sünde, die so schon so verdammlich war, haben sie durch die Art und Umstände, womit sie dieselbe begleitet haben, noch verdammlicher gemacht. Also haben wir schon Zeuges genug, ihr Gedächtniß schwartz zu machen, ohne daß wir nöthig haben, uns mit ihnen ins Controversschreiben zu geben; und aus gründlich befestigten Grundsäzen zu erweisen, das Possierliche, das Platte, das Frostige, das Schwulstige in unsren Schriften sey ernstlich, gesetzt, lebhaft, erhaben. Ich erkenne auch, daß dergleichen Entschuldigung uns nicht anstühnde; es geziemt uns nicht, daß wir uns vor ihren Gerichtesstuhl, als Beklagte und Uebelthäter stellen. Es ist allemahl mit Schimpfe begleitet, wenn man genöthiget wird, sich zu entschuldigen; und Bezüchtigungen finden insgemeine Glauben. Nach meinen Begriffen würde für uns das Vorträglichste seyn, wenn wir unter uns lustige und aufgeräumte Köpfe hätten, denen es niemahls an muthwilligen Einfällen fehlte, Erweise mit Gelächter, und Wahrheiten mit Possen zu erwiedern, welche die Geschicklichkeit besässen, nicht das Ungereimte allein, das schon vor sich lächerlich ist, und darum nicht erst darf lächerlich gemacht werden, sondern auch dasjenige,

ge, was nichts lächerliches in sich selber hat, zum Gelächter zu machen. Wahrhaftig ein solcher würde sich um uns sehr verdient machen, der Thorheiten sprechen könnte, welche unsren Gegnern auf ihre Kosten gerechnet würden, wenn man glaubte, man lachte über die Unvernunft unserer Wiedersacher, da man nur über eine ungeschickte Vorstellung des Lustigmachers lachete; der Schimpf und Ernst, Ironie und Aufrichtigkeit, so fein durch einander mischete, daß man sie nicht von einander unterscheiden könnte. In dieser Absicht würden Fabeln, Erdichtungen, Allegorien, Gleichnisse, und Sinnenbilder treffliche Dienste thun; wofern nur die parteilige Natur, oder unser nordliches Clima nicht den dummen Deutschen den erfindsamen Kopf eines Schöpfers verweigert hätte. Doch ich rede dieses nur nach der ironischen (*) uns eigenen Weise, denn ich kenne einen solchen scharfsinnigen Kopf unter uns, der die schertzhafte Art zu denken und zu schreiben in seiner Gewalt hat; und der uns die Lust machen könnte / zu sehen, wie er mit einem Wiedersacher / der ihn mit schlechten Waffen angreift / herumspringen kan. Doch es hat uns diese Feder solche Lust noch nicht machen wollen: Ich weis auch nicht für gewiß zu sagen / ob und wie bald sie uns dieselbe machen wird. Vielleicht hat die ungeschliffene Art / womit man ihr begegnet ist / sie stoltz gemacht / so daß sie sich in keinen so niedrigen Kampf einlassen mag; wobey wir aber in der That ein Vergnügen verlohren haben. (V) Nach

(V) Diese tröstliche Zuversicht wird schier mit eben diesen

Nach ihm fassete Schottged das Wort. Er stuhnd nicht auf, sondern blieb in vollem Staat auf seinem Stuhle sizen, weil er redete. Er redete, als einer, der seiner Kräfte und seiner Kunst sich wohl bewußt ist, mit zufriedenen Augen.

Was du am Schlusse deiner Rede mit soviel Rechte foderst, Waschbe, was du vonnöthen achtest, unsre Gegner mit Schamröthe und Schande zu überdeken, ist schon von meinem erschaffenden Wize erfunden. Ich will auch unsren Freunden die Lust, so du ihnen davon verheissest, nicht vorenthalten. Ich habe Parabeln, Gleichnisse, Fabeln, und ganze Heldengedichte würcklich bereit. Verlangt man eine Parabel, die Leichtsinnigkeit der Engelländer zum Gelächter zu machen, womit sie sich von Addison überreden liessen, Miltons Gedichte von dem verl. Paradiese zu bewundern? (X) Soll ich in einer Fabel beweisen, daß die Deut-

diesen Worten in der Vorrede zum ein und zwanzigsten St. der critischen Beyträge entdeket. (*) Es wäre gut, wenn diese scharfsinnigen Scribenten uns allemahl so sorgfältig warneten, wenn sie in der Ironie reden; denn sie thun dieses öfters so fein, daß man es ohne eine ausdrückliche Erinnerung nicht wahrnimmet.

(X) Hr. Gottsched hat dieses auf folgende Art bewerckstelliget: Es kommt mir mit der Engländer Empfindlichkeit für Miltons Paradies bald so vor, wie damit, was Erasmus, wo ich nicht irre, in seinen Gesprächen erzählt, daß ein leichtfertiger Kopf die Gefährten, so mit ihm über Land ritten, beredet sie sähen ein Luftzeichen am Himmel. Er stellte sich erstaunt; er rief, sie sollten doch sehen; er wies mit dem Finger; er beschrieb, was er sähe; er fragte, ob sie es denn nicht auch sähen? Er schimpf-

te

Deutschen Witz bekommen werden, wenn die Franzosen den ihrigen werden vergessen haben (Y)? Oder soll ich in einer solchen die schweizerischen Kunsttadler vor Splitterrichter erklären, die ihre eigenen Balken nicht sehen (Z)? Soll ich sie in einem Gleichnisse in Corsaren verwandeln, die um guten Wind bitten, ein christliches Kaufmannsschiff einzuholen (Aa)? Oder soll ich um etliche Töne höher steigen; so will ich den Habsburgischen Ottobert nach derselben Art anpreisen, wie Addison und Merbod das verlohrne Paradies ausgestrichen haben (Bb); ich will einen Krieg der alpini-

te sie endlich für blind, wofern sie es nicht erkennen könnten. Und siehe! endlich sahen die guten Leute auch, was sie doch nicht sahen; erzählten zu Hause grosse Dinge, und erzählten es so oft, bis sie selbst endlich glaubten, sie hättens gesehen, und bereit waren, darauf zu schweren. Addison macht es eben so. Im 4ten Art. des XXIV. Beytr. Bl. 656.

(Y) Dieses ist von einem jungen Dichter in der Fabel von der Nachtigall und der Wachtel geschehen; im XXIVsten St. der Beyträge. Art. 12. Bl. 521.

(Z) Hr. Gottsched selbst hat dieses in dem 75sten Biedermanne gethan, durch die Fabel von dem Spottvogel.

(Aa) Seht den Dichterkrieg Bl. 64.

(Bb) Hr. Gottsched glaubt, Bodmer hätte im Ottobert, im Wittekind, oder in der Proserpina eben so viel vortreffliches finden können, als er im Milton gefunden hat. Und er nimmt ihm für übel, daß er es lieber im Milton gesucht hat. Hätte er seinem Vaterlande, sagt er, eben den Dienst thun wollen, den Addison dem seinigen gethan hat; warum hat er nicht etwa einen Habspurgischen Ottobert, eine Proserpina, oder einen Wittekind, oder sonst das Gedichte eines alten Schweizeri-

alpinischen Riesen ersinnen, den sie wieder den östreichischen Jupiter geführt haben, da will ich das Ungeheure, das Merboden so wohl gefällt, nach dem Leben nachmachen (Cc). Doch ich habe noch was lustigers als dieses alles. Ich habe einen **deutschen Dichterkrieg** (Dd) ausgebrütet, wo die Göttin der Zweytracht die Gestalt der göttlichen Critick annimmt, Merboden zu hintergehen, daß er die Geissel in die Hand nehme, die Poeten zu züchtigen, die in Germanien beschäftiget sind, Sylben zu messen und Reimen zu paaren. Er lißt in Brands Narrenschiffe, obgleich sich eine viel sanftere Muse bemühete, ihn auf die neuern Schönheiten unserer Schriften zu lenken. Eris wirfft ihm eine Nater ins Tintenfaß, welche ich der Alekto aus dem Kopfe gerissen habe.

Doch

zerischen Barden hervorgesucht, und uns dasselbe eben auf die Art angepriesen, wie jener es im Zuschauer mit dem Milton gemachet hat? Vielleicht wäre es ihm gelungen, uns davon zu überreden.

(Cc) Eben derselbe meinet, Bodmer hätte selbst ein Milton werden können, wenn er uns ein Heldengedichte von dem Kriege der alpinischen Riesen wieder den österreichischen Jupiter gesungen hätte. Da hätte er ja, sagt er, das ungeheure und gräsliche, das ihm im Milton so gefällt, anbringen, Berge auf Berge tragen, und den Himmel bestürmen können. Da hätte er die Fabeln und die Bibel, Cyclopen und Titanen unter die Schweizer, und die Teufel unter die Furien mengen können; um die Einbildungskraft seiner Leser recht in Erstaunen zu sezen.

(Dd) Dieser deutsche Dichterkrieg ist in dem Heumonat der Belustigungen des Verst. und des Wizes enthalten.

Doch nimmt die gutherzige Muse sie auf des Apollo Befehl wieder heraus, kan es aber nicht hindern, daß sich etliche Tropfen ihres stygischen Giftes darein gemenget hätten. Merbod kan sich zwar nicht so gleich entschliessen, das Reich der Dichter von neuem anzutasten, dieses hiesse ein Wespen-Nest stören, welches mit tausend Stacheln gewaffnet ist. Seine Ruhe scheint ihm lieber zu seyn, als die Besserung der Undanckbaren. Aber Greibertin muntert ihn auf, den Willen der göttlichen Beurtheilungskunst auszuführen, und die Ungeheuer eines verfallenen Wizes auszurotten. Ich verwandle Greibertinen in einen Druiden, der die griechische Dollmetschung der Bibel, mit allen ihren Unrichtigkeiten im Kopf hat, und die Sprache der Rabbinen und Masorethen ohne Anstoß redet. Merbod läßt sich von ihm überreden, der Göttin zu gehorchen, und auch uns selbst nicht zu schonen, die doch von andern für Könige des Helikons gepriesen werden. Ich verehre ihm zu diesem Vorhaben eine Rabenfeder, die ich Swiften aus dem linken Flügel gezogen habe. Er giebt uns, seinen Brüdern, damit heftige und schmertzhafte Stiche, obgleich die sanfte Muse nicht von seiner Seite wich, und durch gelindere Eingebungen seine Aussprüche zu versüssen beschäftiget war. Die gedruckten Papierballen in Relos Buchladen entsatzten sich, als sie dieses vernahmen, und die schwersten Stöffe poetischer Schriften erzitterten aus einer ängstlichen Ahnung des Schicksals, welches sie bedrohete. Aber Relo freuete sich, daß seine Landesleute noch Hertz genug hätten, sich

wider

wider unsre Herrschaft abermal aufzulehnen. Dieses ist nur das magere Gerippe meiner poetischen Schöpfung, welches ich mit miltonischem Riesenwitz, einem prasselnden Feuer, einer bunt durch einander gewürkten Belesenheit, einer alpinischen Mundart, unerschöpflichen Gleichnissen angekleidet u. überzogen habe. Ich schmeichle mir, daß ich die heroische Sprache Miltons vollkommen nachgemacht habe, und darinnen besteht die scharfsinnigste Verspottung in meinem Dichterkriege. Ist zum Exempel das nicht gut Miltonisch geredet, wenn Merbods patriotischer Eifer sich über uns sinnarme Wortkrämer ängstet, und wünschet, daß ein helvetischer Geist, mit seinen centnerschweren Einfällen, die leichten Sylben unsrer Gedichte schwängern, und sie von unergründlichem Witze trächtig machen mögte: Dieses einzige Spottgedichte soll eine zulängliche Antwort auf alle die Untersuchungen und Betrachtungen in sich enthalten, auf welche Greibertin und Merbod die Lehrsäze und Entdekungen gründen, welche wider unsre symbolischen Bücher und selbsterwehlte Regeln, die so leicht und gemächlich und doch so fruchtbar an Ruhme sind, so grob anstossen. Es soll nicht nöthig seyn, das zweyte Buch zu dem ersten zu verfertigen; so sehr hat mich bey diesem die zehnte Muse unserer Zeiten begünstiget, ob ich sie gleich nicht angeruffen habe, die künstliche Circe, die aus unwissenden Köpfen grosse Dichter und aus magern Reimregistern niemals versiegende Hippokrenen macht; ja Knittelverse

telverse in Heldenlieder / und Pritschmeisterzoten in Scherzgedichte verwandelt; die gutherzige Mutter / (Ee) die so viel armselige Buchdrücker ernährt / indem ihre im Schreiben und Singen unermüdete Söhne ihre Pressen beschäfftigen; gesezt daß sie in Ermangelung grösserer Helden nur Schneider und Krämer besingen müssen.

Er schwieg. Einige lobeten den erfindungsreichen Kopf, und straften den boshaften Franzosen der Lügen, der den Deutschen die Schöpfungskraft abgesprochen hatte. Andere bewunderten die Kunst Schottgedens, eine Erweiskraft in Fabeln und Erdichtungen zu legen. Er sog das süsse Gift ihres Lobes mit langen Zügen in sich, als Werzasch winkete, daß er Gehör verlangte. Ein frecherer Kopf fand sich nicht in dem gantzen Heere der herrschenden Poeten; er getraute sich auch die Fehler zu verbessern, welche Virgil nicht hatte verbessern können, weil er von dem Tode übereilet worden. (Ef) Seinen Schriften konnte der scharfsichtigste Aristarchus

(Ee) An diese ist die Anruffung vor dem Dichterkriege nicht gerichtet, sondern an etliche andere, insbesondere an diejenige, welche Buttlern bey Verfertigung des Hudibras beygestanden war. Dieses war eine Muse, die Wythers, Pryn, und Vicars mit saurem Biere begeistert, und sie der Natur und ihrem Geburtsstern zu Trutze zum Versemachen gezwungen; die nichts anders, als die Sucht ist, sein Bild mit Lorbeerblattern, und schlimmen Reimen darunter, vor dem Buche geheftet zu sehen ꝛc.

(Ff) Bey der prächtigen Beschreibung des Jupiters

(Di-

chus kein Versehen abgewinnen, denn er hatte sich bedinget, daß man sie beurtheilen sollte, nicht wie sie aus der Presse gekommen, sondern wie sie bey Hause auf seinen Papieren stühnden. (Gg) Er gab seinen Rath folgendermassen.

Das alles ist sehr gut, herrschende Poeten und Kunstlehrer, es ist tüchtig uns in der Hoheit, die wir in dem poetischen Reiche besitzen, zu erhalten: Doch können wir nach meinem Bedünken noch etwas mehrers thun. Ihr habet selbst wahrgenommen, daß die Schriften unsrer Widersacher nicht bloß stechend, beissend und stachligt sind; sie sind grossentheils dogmatisch, lehrend und

(Divum pater atque hominum Rex,) halte ich dafür, daß Virgil hertzlich gerne das Wort Jupiter gesetzet hätte, wenn es nur alsobald in dem Verse angegangen wäre. Denn wer wird wol dafür halten; Virgil habe alle Worte mit Fleiß und grossem Bedachte hingeschrieben, und in einem jeden eine besondere Schönheit gesuchet? Hat er denn nicht das gantze Werk verbrennen wollen, weil er solches wegen Uebereilung des Todes nicht hat verbessern können? Hr. Schwartze in der Vertheidigung des Versuches einer Uebersetzung Virgils. XXI. Beytr. 4. Art. bl. 77. Eben daselbst sagt Hr. Schwarze: Ich bin sein eifriger Verehrer unsers Marons, aber ich bethe ihn deswegen nicht als einen Gott an, der nicht fehlen könnte. Das Wort Pius hat sich gar zu gut zu seinem Aeneas in den Vers geschikt, darum hat er solches bisweilen auch an solchen Orten gebraucht, wo es mehr einen Fehler als eine Schönheit ausmachet.

(Gg) Hr. Schwarze beklaget sich in der eben angezogenen Stelle, daß sein Gegner die Verse beurtheilte, wie sie in den Beyträgen, nicht, wie sie auf seinem Papier stühnden.

schliessend ; da werden Grundwahrheiten vorausgesezet, und Lehrsätze darauf gepflanzet, die hernach weiter ausgebreitet werden. Mit dieser Arbeit wird insgemein der fördere Theil eines Abschnittes von ihnen angefüllt. Nun mögen wir gleich ihre Personen, ihr Vorhaben, ihre Fähigkeiten, ihre Gemüthsneigungen und Absichten, verhaßt und zum Gelächter machen, so sind doch unsre Landesleute so philosophisch geworden, daß wir ihnen nicht werden verwehren können, über dieses critischpoetische Lehrgebäude zu denken. Darum däucht mich lediglich nothwendig, daß wir dasselbe verdächtig machen, untergraben, und auf den Kopf stellen. Das soll nun die Arbeit seyn, an die ich mich wagen will. Wenn mich gewisse Wahrscheinlichkeiten nicht betriegen, die mir ein grosses Vertrauen auf meine Geschiklichkeit machen, soll es mir nicht übel fehlen. Wir wissen aus der Erfahrung, daß unsre Schriften belustigen, welches uns zeigt, daß sie mit der Natur des Menschen übereinstimmen, denn man wird unsre Leser, die ihr Vergnügen daran finden, doch auch für Menschen erkennen. Nun sind sie auf gantz andre Lehrsätze und Grundregeln gegründet, als die Zürchischen Kunstlehrer aufzubauen bemühet sind. Hieraus fliesset nothwendig, daß die Kunstregeln dieser lezztern auf einem falschen Grunde beruhen. Wir haben unsre eigenen Empfindungen, unsre besondere Eindrüke, einen Geschmak und Geschmakswerkzeuge für uns ; von diesen lernen wir daß unsre Gedichte vortrefflich, schön, erhaben, seyn.

Die

Die Schweizer sagen nein dazu, weil sie dieses nicht empfinden. Wollen sie denn, daß wir ihrem Fühlen und Empfinden mehr als unsrem eigenen glauben sollen. Warum verlangen sie von uns nicht auch, daß wir nicht mehr dasjenige vor süß, oder sauer, oder bitter halten, was unsere Zunge uns so zu empfinden giebt, sondern das, was sie uns davor zu halten befehlen?. Ich will ihnen ihren Geschmak und ihre Einsichten gönnen, welches wahrhaftig schier zu viel eingeräumet ist, aber dann seh ich auch nicht, woher sie sich ein Recht anmassen können, ihre Meinungen auch uns aufzudringen. (Hh) Man wird mich späte überreden, daß alles, was sie schreiben, lauter Orakel seyn; daß ihnen die Unfehlbarkeit und Unbetrüglichkeit zugetheilt sey. Sie werden wenigstens hier oder da ihre Schwächen, ihre Mängel, ihre Fehler haben. Ihr beeistes Vaterland verheißt uns nichts vollkommenes, nichts reifes, die Musen sind daselbst neu und fremde. Haben sie schwache Theile,

(Hh) Man gönnet einem jeden seinen Geschmak, und seine Einsicht; sieht aber hingegen auch nicht, woher man sich ein Recht anmassen könne, seine Meinung auch andren aufzudringen. - - - - -

- - Doch was brauchet es viel, sich gegen einen Richter zu verantworten, dem die Beurtheilung dieser Sache nicht zusteht? Es hat uns gefallen, die Untersuchung, so wie sie war, einzurüken. Was hat man dawider zu sagen? Steht jemand das darinnen gefällte Urtheil nicht an, so steht es ihm frey, ein anders davon zu fällen, und alles dasjenige zu loben, was hier getadelt worden. Vorrede zum XXI. Beytr.

wie ich denn hoffen darf, so werden sich solche noch wol ausfinden lassen. Uberdies mögte ich wissen, ob diese spitzfündigen Grübler in Homers, Virgils, Miltons, Opizens Kopfe gesessen seyn, als sie ihre Gedichte geschrieben haben? Haben sie die Seelen dieser Dichter gesehen, wie sie ihre Gedanken, Vorstellungen, Einfälle verarbeitet haben? Man sollte es schier glauben; mit solcher Gewißheit wissen sie uns von dem Ursprung, der Geburt, dem Anwachse eines jeden absonderlichen Gedankens in der Ilias, der Odyssea, und der Eneis Nachrichten zu geben. Es scheint daß diese Gedichte von ihnen vor ein mechanisches Uhrwerk angesehen werden, wo die Gedanken dem Geist nicht kraft seiner Natur ohne seinen Beytrag eingefallen, sondern wie die Räder und Springfedern geschmiedet, und in einander gestossen worden. Ich traue die Allwissenheit niemanden zu/ daß er es werde wissen können, wie der Poet auf diesen oder jenen Gedanken kommen können/ oder müssen/ da er es oft selbst nicht weis. (Ii) Ich muß derer lachen/ die glauben, daß Virgil alle Worte mit Fleiß und grossem Bedacht hingeschrieben/ und in einem jeden eine besondere Schönheit gesucht habe. (Kk) Ihr sehet, daß ich Stofs genug vor mir habe, Scrupel einzustreuen, und Zweifel und Mißtrauen zu erweken, welches schon genug ist, die Lehrsäze der Schweizerischen Kunsthof-

(Ii) Sehet meine Sächsische Correspondenz vom 30sten Octob. 1739.

(Kk) Sehet oben die Note Ff bl. 195.

hofmeister zu untergraben, und verdächtig zu machen. Bey vielen seichten Gemüthern muß eben dieses sie gar vernichten. Denn wer muß zulezte in diesen zweifelhaften Dingen den Entscheid geben? Es ist kein anders Mittel, sie zu entscheiden, als durch die mehrere Stimmen. Diese haben wir richtig auf unsrer Partey. Es sind zehen Leute, die unsren Geschmak, unsre Empfindung für die wahre halten, gegen einen, der mit den Schweizern stimmt. Was zehen sagen ist ohne Zweifel zehnmahl gründlicher, als was einer sagt, denn es erhält in eines jeden Munde einen neuen Grad der Wahrheit. Dazu kömmt izo noch das Ansehen und die Würde derer Leute, die auf unsrer Seite stehen. Staatsminister, Rathsherren, Freyherren, Consistorialräthe, Aebte, halten es mit uns. Dieses giebt unsren Lehrsätzen abermahl einen höhern Grad der Wahrheit, dessen der gründlichste Erweis, wenn ihm das Ansehn fehlt, beraubet ist.

Werzasch schwieg, oder ward nicht mehr vernommen, denn es erhub sich ein brausendes Zuruffen, und starkes Händeklatschen der herrschenden Poeten und Kunstrichter. Es war ein heisernes Getöse, wie dasjenige, das Lucanus gehöret, als er vermeint, es hätte unter dem Boden gedonnert. Als es ein wenig stiller geworden, erhub Mannweich die Stimme, und versprach Werzaschen großmüthig, daß er ihm zur Erleichterung seiner Arbeit gewisse von ihm erfundene mechanisch-magische Geheimnisse mittheilen wollte; mit Nahmen ein Wetterglas des

Verstands, eine philosophische Sakuhr, ein Pekad Enosch, ein himmelblaues Wasser aus China, ein japonesisches Kräuterküssen. Er rühmte, daß sie ihm selbst bey Verfertigung seiner patriotischen Blätter so gute Dienste gethan hätten, daß er weiter keiner Vernunft oder Ueberlegung bedürft hätte; und versicherte, daß man mittelst derselben ohne Vernunft vernunftmässig handeln könnte. Jezo zweifelten sie nicht länger an dem Untergange der Schweizerischen Kunstschriften. Sie beglükwünschten einander deßwegen mit der aufrichtigsten Schmeicheley, ihr Muth wuchs, und der Stoltz kehrete in ihr Hertz zurüke. Henak alleine schien noch unzufrieden. Es verdroß ihn, daß dieses alles nur durch die Kunst der Pleisse vollführt werden sollte. Dieser hatte vordem seine eigenen Gedichte mit Anhängung einiger von Kirchneues vortheilhafter anzuwerden gewußt (*); hernach den billigen Unwillen, den Kirchneu deswegen empfangen, zu mildern, ihn über alle gewesenen und noch lebenden Poeten hinaufgesezt. Er hatte des Herren Grafens von Spork in einigen Schriften ruhmwürdig gedacht, wobey er erinnert, daß er dazu genugsame Ursache hätte / weil dieser tugendhafte Herr seines wenigen Lobes nicht bedürfte. Jukner ein geschikter Kopf, den die Critik kannte, und schon in seiner Jugend liebete, hatte die Mühe genommen, seine poetischen Raritäten-Kammern, Schränke, und Schubkasten

(*) Sehet Neukirchs Vorrede zum ersten Theile seiner Uebersetzung des Telemachs.

kasten auszustäuben, welches aber Henak so übel empfunden, daß er es ihm durch die Machtstimme des weltlichen Richters verbieten lassen. Er stuhnd auf, und sprach mit einem wolbeobachteten Numerus: Ist es schon so weit gekommen, daß man dem gelehrten Herrn von Holenstein, und dem berühmten Herrn Kirchneu, ungeachtet der erstere bey Kennern wahrer Gelehrsamkeit einen allgemeinen Beyfall und unsterblichen Ruhm erworben, der andere aber unter allen gewesenen und noch lebenden Poeten keinen seines gleichen gefunden, in öffentlichen Schriften viele Fehler beyzumessen, und ihnen andere Leute, welche vielleicht noch nicht unter die Deos medioximos gehören, vorzuziehen weis, so stelle ich mir das Prognosticon, daß man mit mir nicht saüberlicher verfahren, sondern (*) - - Allein er konnte den krausverflochtenen Periodus nicht vollenden, denn siehe ein Cimmerischer Nebel erfüllte den ganzen Saal plözlich, welcher sich nach und nach in der Mitten desselben in eine Wolke sammelte, und einen Thron von etlichen erhabenen Stafeln formierte. Ein blauer Dunst stuhnd über demselben, woraus augenbliklich eine lange, schwere, fette und gravitetische Gestalt mit küpfernen Augen, einer zweydeutigen Mine, und einem buntschekigten Gewand an das Licht hervorstieg. Sie erkannten straks ihren Abgott und Vater, den herrschenden Geschmak; ein jeder sah sein eigenes Bildniß in ihm ausgedrükt. Auch of-

 fenbarte

(*) Dieses ist von Wort zu Wort aus Hrn. Hankens Vorrede zu seinen Gedichten genommen.

fenbarte ihn sein Wapen, das er auf dem linken Ermel in einem heraldischen Schildlein angeheftet hatte. Es war ein sitzender Bär, der an der Tatze sog. Sie stuhnden ehrerbiehtig vor ihm auf, und neigeten sich bis zur Erden. Er saß auf dem Stuhl mit Majestät umwölkt, der Antichrist des Wizes. Dreymahl schneuzte er sich, uud räusperte sich dreymahl, worauf er den Mund aufthat,

Und wie man sagt und glaubt, hat er also gesprochen. (Ll)

Der Schuzgeist des herrschenden Geschmaks kömmt zu seinen Söhnen und Getreuen in körperlicher Gestalt mit menschlichen Gliedmassen versehen, und mit irdischen Kleidern umhängt. Ich bin zwar beständig bey euch gegenwärtig, wiewol ungesehen, ihr möget in einem Synodus versammelt seyn, euch von den Angelegenheiten unsers Staats zu unterreden, oder einzel in euren Studierstuben sitzen, ein neugebohrnes Phöbus plaudern, oder halbausgebrütete Grillen in geschikten Reimenkuppeln auf poetischen Füssen kriechen zu leren. Ich bin es, der euch die Einfälle zuschiket, welche euch öfters kommen, ohne daß ihr wisset, woher und warum. Wenn ihr

Apollo

(Ll) Eine berühmte Zeile aus Herr Neukirchs Uebersezung des Telemachs, welche von dem Verfasser der Lettres Germaniques unter einer Menge ihres gleichen angezogen worden. Telemach fängt damit die Erzehlung seiner Begebenheiten an, um welche Calypso ihn ersucht hatte. Ah que cela est joli, sagt der eben erwähnte Franzose dazu, j'y trouve un air bouffon qui me ravit!

Apollo und die neun Musen um Beystand anruffet, so erhöre ich eure Bitte. Aber diese grosse Berathschlagung erfoderte meine sichtbare Gegenwart unter euch. Es war billig, daß ich euch durch das hertzstärkende Anschauen meines Angesichtes beseeligte. Noch mehr war es nöthig, daß ich in diesen bösen und treulosen Umständen euch ἀπὸ μηχανῆς beystühnde. Denn ich kan euch nicht bergen, (es wäre uns zu schädlich, wenn wir es vor uns selber verbergen wollten,) daß wir mit spitzfündigen Männern zu thun haben, derer Urtheile und Lehren einen grossen Schein mit sich führen, dermassen, daß ich selbst im Zweifel stehe, ob sie nicht auf einem guten Grunde beruhen. Zu geschweigen daß sie mit allerley List, mit Vernunftsränken und Kunstgriffen wol versehen sind, welche sie zu ihrem besten Vortheil anzubringen wissen. Ich sehe darum mit Lust und Vergnügen, daß es euch an hartnäkigem Muthe, an hoher Einbildung, und an blindem Eifer nicht fehlet, euch dagegen zu setzen; und ich merke wol, daß es nöthiger ist euch zu hinterhalten, als anzuspornen. Denn diese hohen Regungen können mehr Schaden als Nuzen bringen, wenn sie nicht gemässiget werden. Der Stolz muß uns nicht verführen, daß wir die gemeinsten und leichtesten Mittel, die uns zu dem Zweke führen, gegen denjenigen verachten, die zwar schwerer und erhabener, aber dabey desto gefährlicher sind. Darum verwerffe ich, daß wir uns in eine Untersuchung der schweizerischen Grundlehren wagen. Es ist mehr Hochmuth, als Sicherheit und Nuzen in diesem Vornehmen.

Wir

Wir kämen in Gefahr, daß dergleichen Prüffung denjenigen, der sie anstellete, selber mit Scrupeln anfüllete, und vielleicht gar auf die Seite unsrer Gegner lenkete. Gehet lieber mit Stillschweigen vorbey, daß die Schriften unsrer Widersacher systematisch und dogmatisch seyn; gebet vielmehr zu verstehen, daß sie in Kleinigkeiten bestehen, daß es Grübeleyen sind, dictatorische Aussprüche, Gespötte über abgesonderte Stellen aus Poeten, denen sie gern eins haben versezen wollen. Hütet euch wahrhafte und ausführliche Auszüge daraus zu verfassen. Ziehet nichts davon mit ihren eigenen Worten, noch in seinem Zusammenhang an. Es ist euch eigentlich nicht darum zu thun, daß ihr eine gründliche Wissenschaft bekommet, vielweniger dienet es euch, daß ihr andern dazu behülflich seyd, ob die Kunstbücher der Schweizer in dem Grund und Erweise ihrer critischen Lehrsätze, nach welchen sie unsre Schriften verurtheilen, recht haben, oder nicht, ob sie irren, oder wir, ob sie noch etwas gutes haben, oder ob alles darinnen verwerflich sey. Das alles hilft uns nicht, und giebt uns keinen Trost. Wir setzen kein Mißtrauen in unsern empfindenden Geschmak, und unterwerfen ihn nicht erst der Untersuchung; und dieser sagt uns ohne Untersuchung, daß der schweizerische Geschmak falsch, irrig und verdammlich ist, weil er dem unsrigen zuwider läuft. Vermeidet darum alle Prüffung, so viel als ihr könnet. Entfernet euch von der Hauptfrage, und springet auf hundert Nebensachen. Widerstehet der hochmüthigen Begierde die angefochtenen Stellen zu retten, welches

ches euch allzuleicht zu Untersuchung und Bestimmung absonderlicher Grundsätze, wobey man euch fassen könnte, verführen würde, ohne daß jene dadurch mehr Licht, mehr Kraft und Lebhaftigkeit erhielten. Es ist wol erinnert worden, daß Gegenbeschuldigungen am besten dienen, die Beschuldigungen zu zerstreuen, und die Entschuldigungen unnöthig zu machen. An dergleichen wird euer Amtszorn euch keinen Mangel leiden lassen. Das Vorurtheil hat unter unsrer politen Nation vorlängst Fuß gefasset, daß die Schweizer ein grobes, ungeschliffenes, und unhöfliches Volk seyn, machet euch dieses zu Nuzen, und pflanzet es weiter an. Eine jede Censur, darinnen sie eine von euren Schriften, oder eine absonderliche Stelle, oder Ausdrükung verwerffen, kan euch zu einem Beweißthum ihrer Grobheit dienen. Sprechet den Gratien den Aufenthalt daselbst ab, wo ein ewiges Eis ihrem zarten und nakten Fuß den Zugang verwehret. (*) Wie sollten diejenigen zu leben wissen, die in den Spälten der Berge alles Umgangs mit den Menschen beraubet sind, die allda zu den Murmelthieren in einen Winterlangen Schlaf verbannet sind! Die sich bisher nicht über einen Steinwurf von den väterlichen Felsen verlaufen haben! (Mm) Solte die Freyheit, in der sie leben, sie nicht rauh machen, und von der Zärtlichkeit der unterthänigen Deutschen entfernen! Was könnte wilder seyn als ihre Sprache,

wenn

(*) Dieses ist in dem Dichterkriege bl. 53. geschikt geschehen.

(Mm) Belustigungen bl. 174. im Augustm.

wenn ihre fliessenden Gedanken über kieselharte Worte hinstolpern! Ruhet nicht, bis ihr es so weit gebracht habet, daß der blosse Nahme eines Schweizers zu einem Scheltwort wird. (Nn) Diese Vorrükung der Unhöflichkeit wird mithin eurer eigenen Grobheit einen Paßport ertheilen. (Oo) Ihr dürfet desto frecher unhöflich seyn, je derbere Verweise ihr andern deßwegen gebet, je erbaulichere Reden ihr von der Sittsamkeit führet. Stellet euch darum als die höflichsten Männer an, neiget und büket euch unaufhörlich vor einander, lobet die gröbsten Fehler eurer Freunde lieber, als daß ihr die Unhöflichkeit begehet, sie vor denselben zu warnen. Wenn ihr nur ihrer Drukfehler gedenken sollet, so thut es mit einer dehmüthigen Abbitte. Verstärket die Anklage der Grobheit mit der Bezüchtigung, daß sie die Majestät der deutschen Nation lästern. Beweiset dieses daher, weil sie euch lästern, die herrschenden Poeten, die Lust und Ehre der Deutschen. (Pp) Schliesset die weitläuftige Nation der Deutschen ganz

(Nn) In diesem Verstand wird von den Anmerkungen über die Zürichische Auflage des Ergänzungst. gesagt: Es ist so schweizerisch, daß es nicht schweizerischer seyn könnte. Belustigungen im Augustm.

(Oo) Sie nehmen die Freyheit alles nach ihrer Einsicht und Meynung zu beurtheilen: So wird es denn auch uns freystehen, ein gleiches zu thun, ob wir gleich sonst gegen lebendige Scribenten andern Grundsätzen zu folgen gewohnt sind. Es ist auch keine Folge, daß wir es deswegen gegen andre Scribenten eben so machen sollten. XXIV. Beytrag Art. 4. bl. 668.

(Pp) In Wahrheit diese Lästerung wider unser Vaterland

ganz ins Enge, setzet sie auf die geringe Anzahl eurer Personen und eurer Freunde hinunter. Deutscher Witz und deutsche Kunst fliessen in euch zusammen. Sind sie nicht in euren Gedanken und Reden, so seyn sie nicht in der deutschen Nation. Nach euren Proben müsse man von der Höhe des Verstandes und Witzes schliessen, auf welche ein deutscher Kopf steigen kan. Euer Ruhm sey mit ihrem Ruhme verknüpfet. Er könne ohne Abbruch des andern weder bestehen noch fallen. Auf diesen Grund nehmet dann das Schuzamt der deutschen Nation auf eure Schultern, deren Stelle ihr iezo vertretet. Machet euch zu ihrem Munde, redet für sie, leget ihr eure Gedanken, eure Meinungen, eure Schönheiten und Fehler zu. Dieses giebt euch ein Recht, eure Neider und Widersacher im Nahmen der deutschen Nation auszuspitzen, und euch durch euch selbst in ihrer Person eine Danksagung dafür abzustatten. Auf diese Weise könnet ihr ihnen den Haß und Zorn aller Deutschen über den Hals ziehen, ihr könnet dadurch euren eigenen Ruhm unter dem Schirme der Nation sicher stellen; ihr könnet die Ehrfurcht, so der Nation insgesammt gebührt, auf eure Personen lenken. Es wird euch dann vergönnet seyn, mit vollem Munde zu ruffen, daß Deutschland Poeten hat, die Schöpfer und Erfinder sind, wenn ihr niemanden als euch selbst dadurch versteht. Nennet sie aber niemals selber, damit ihr in je-

dem

land und alle seine Poeten, dünkt mich so ungerecht zu seyn, daß ich nicht umhin gekonnt, zu ihrem Schutze die Feder zu ergreifen. Art. IV. im 24sten Beytr. bl. 659.

dem Falle die Freyheit behaltet zu sagen, ihr habet diesen und nicht jenen verstanden. Drüket man zu stark auf euch, und verlangt man daß ihr die Werke der deutschen Schöpfungskraft aufweiset, so zeiget in der künftigen Zeit, was die gegenwärtige noch nicht hat; ihr werdet allemal in dem Vermögen der deutschen Köpfe finden, was nicht im Werke vorhanden ist. Was nicht geschehen ist, das ist darum nicht unmöglich; und was einem, französischen oder deutschen Chapellain noch nicht gelungen ist, das kan wol, vielleicht ehestens, von einem geschiktern Dichter ins Werk gerichtet werden. (Qq)

Sprich: Ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeuget,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget. (Rr)

Werffet insonderheit euren Antagonisten den Geist des Widerspruchs vor. Schreibet es nur ihm zu, daß sie das Schöne in den Schriften derer loben, welche ihnen feind sind. Leget in ihre bestgemeinten Absichten eine Begierde zu tadeln. Vergiftet damit ihre reinsten Lehren. Erstreket ihre Bosheit so weit, daß sie derselben eine Gnüge zu thun, sich eine Fertigkeit in der Kunst alles lächerlich zu machen zugeleget haben. (Sf) Behauptet daß es würklich eine solche Kunst gebe, welche dasjenige, was in seiner Natur und seinem Innerlichen gut, schön, und herrlich ist, durch fremde Ausdrüke und Vorstellungen, so dieselbe nichts angehen, den-

noch

(Qq) Im XIXten Beytr. 8. Art. bl. 444.
(Rr) Aus dem XXIVsten Beytr. 12. Art. bl. 521.
(Sf) Hr. Triller hat schon in dem Ergantzungsstüke

daran

noch lachenswürdig machen kan. Dadurch gewinnet ihr den Vortheil, daß die Leute glauben, wenn die Schweizer eine Stelle in euren Schriften in ihrer wahren und natürlichen Mißgestalt vor Augen gestellt haben, das Lustige und Abentheurliche beruhe nur auf ihrem Ausdruke; wenn ihr hingegen ihrer Gedanken mit ungeheuren Vorstellungen spottet, wird man ihre Gedanken selber vor ungeheuer halten. Das geschikteste Gespötte ist das, welches ein unmässiges Gelächter verursachet, das seinen Grund nur einzig in dem Gehirne des Spottenden hat, wozu man dem verspotteten Scribenten nicht das geringste abgeborget hat. Dergleichen Lustigmachen hat nicht nur den Nuzen, daß es den Gegner schamroth machet, ohne ihn zu bekehren, sondern es giebt überdies eine gewisse Freudigkeit eines Menschen zu erkennen, der sich seiner gerechten Sache, und seiner Geschiklichkeit wol bewußt ist. Nun haben unter den verschiedenen Arten zu spotten freylich die Gleichnisse, Parabeln, Allegorien, einen Vorzug, allermassen die meisten Leser ihnen eine Kraft dasjenige zu beweisen zueignen, was sie nur vor bekannt annehemen, und erklären. Man ist gantz geneigt, die Niedrigkeit, die Thorheit, die Boßheit der erdichteten Personen, die dann in eine Handlung verbunden werden, auf dieje-

daran gedacht: Eine Hand voll muthwilliger Einfälle sagt er, und die schädliche und elende Kunst alles lächerlich zu machen ist der ganze Grund, worauf diese sonderbare theatralische Kunst beruhet.

nigen zu ziehen, welche sie vorstellen. Wie, wenn man einem sittsamen und ehrbaren Rathsherren ein Narrenkleid mit Schellen an der Kappe anzieht, die Zuseher glauben, sie lachen über die Person, da sie nur über die Maske lachen. Aber nehmet in solchen Fabeln wol in Acht, daß ihr nicht dem Gegner in der Hize der Arbeit, da ihr mehr auf den Fortgang der allegorischen Geschichte als auf den mystischen Sinn derselben bedacht seyd, Waffen wider euch selbst leihet: Also wird dem boshaften Merbod in dem Dichterkriege allzu viel eingeräumet, daß er nicht anderst als durch die göttliche Critik verführt werden kan, und Eris derselben Gestalt, Reden und Gedanken, an sich nehmen muß; ferner daß ihm die gutherzige Muse beständig aufwarten muß, und daß ihm der Vorsatz zugeschrieben wird, die Ungeheuer eines verfallenen Witzes auszurotten. Es ist auch sehr ungeschikt gedichtet, daß wir eine so traurige Figur in dieser Geschichte machen. Der urtheilende Merbod giebt uns häftige und schmertzhafte Stiche, die uns bis in das Innerste der Seelen dringen. Und wir wissen uns dagegen nicht besser zu helffen, als daß wir unser empfindliches Fell schütteln, und wie ein roller Hengst hinten aus schlagen, und einen Sprung thun, wovon eine Wolke in die Höhe fährt, die uns unsichtbar macht. Hingegen werden unsre Widersacher in einem stillen Vergnügen, und süssen Hoffnung eingewieget. (Tt)

Allein

(Tt) Sehet in dem Dichterkriege Bl. 66.

Allein ich will hievon nichts mehr gedenken, damit es nicht scheine, als ob ich durch meine Offenhertzigkeit die schweizerische Unhöflichkeit nachahmen wolle. Ich weis daß dem Hrn. Schottged mit meiner deutschen Höflichkeit mehr gedienet ist, und daß er lieber mit Stillschweigen übergangen, als scharf getadelt und beurtheilet werden will. (V v) Es ist aus unsren Geschichtbüchern und der Chronologie offenbar, daß die Schweitzer die Lust an critischen Schriften zuerst nach Deutschland gebracht haben, wir hatten zu unserm Wohlseyn nicht nöthig, dieselbe zu erwecken: Und sie haben vermittelst der Critik Opizen wieder in Ansehen gebracht, den wir verdrungen hatten, und hingegen Holenstein, Morath und andre von unsren Freunden heruntergesetzet. Diesen Vorzug müssen wir ihnen nicht gönnen; sie würden daher ein allzu vortheilhaftiges Vorurtheil vor ihre Werke erhalten. Wiewol uns die Critick mit ihren Untersuchungen und Beurtheilungen nicht gut ist, so hat sie doch einen ansehnlichen Nahmen, der uns zu statten kommen mag. Desselben müsset ihr euch bemächtigen, heisset euch darum ungescheut die wahren Kunstlehrer und Kunstrichter, die Verbesserer des Geschmakes, gebet dreiste vor, daß die heutigen critischen Zeiten euch ihren Anfang zu danken haben; bürdet den Schweizern auf,

(V v) Er hält es nicht mit den Schweizern, denen Hr. Gottsched zu Ende des 4ten Art. im 24sten Beytr. vorrückt, daß ihnen mit seiner Höflichkeit nichts gedient sey, und daß sie lieber scharf beurtheilet und getadelt; als mit Stillschweigen übergangen werden wollten.

daß sie die Spur des sittsamen Opizes verlassen haben, und daß sie den holensteinischen Schwulst wieder einführen wollen. Rühmet euch, daß ihr die deutsche Poesie von Schwulst, Phöbus, Possen, und Narrenschertz gereiniget habet, gesetzt daß ihr sie nur von Reimen und Vernunft gesäubert hättet. Saget, zuvor hätte man nur äusserlich an den Versen geputzt: doch ihr hättet angefangen, unsern Deutschen die falschen Begriffe von der poetischen Schönheit der Gedanken aus dem Kopfe zu bringen. Ihr hättet gewiesen, daß dasjenige, was man für lebhaft oder nachdrücklich gehalten, matt und kalt gewesen. Als die Natur der Sachen aus unsern Gedichten verbannet war, hättet ihr sie wieder hergestellt. Man glaubte, ein Dichter müßte die Natur übersteigen, ihr aber hättet gelehret, ein Dichter müßte der Natur nachahmen (X x). Traget kein Bedenken zu rühmen, daß ihr von den grösten Meistern und Kennern der Dichtkunst eure Regeln und Beurtheilungen erlernet habet, schreibet ein langes Register derselben zusammen, und preiset sie vor die Lehrer, die euch unterwiesen haben. (Y y) Wenn gleich hernach alle Blätter euers Buchs wider dieses Vorgeben Zeugniß ablegen, so thut es doch seine Würkung. Es führet die Leser von diesen Criticis ab, die unser Unter-

gang

(X x) Aus Hrn. M. Schwaben Zuschrift zu seiner Uebersezung vom Bathos, Bl. IX. X.

(Y y) Leset Hrn. Prof. Gottscheds Vorred: zur zweyten Auflage seiner eigenen Dichtkunst, 4te Seite.

gang seyn würden, und giebt ihnen davor eure Werke in die Hand. Brauchet aber anbey die Vorsichtigkeit, daß ihr das Jahr nirgend ausse-zet, in welchem eure grosse Verbesserung ange-fangen hat, damit man euch nicht durch eine chro-nologische Rechnung zwischen die Ohren schlage. Euren Kunstschriften einigen Anstrich aus der Be-urtheilungskunst zu geben, so werffet mit derglei-chen allgemeinen Hauptregeln waker um euch, wie folgende sind: *Man muß die Natur nachah-men; unter gewissen Bedingungen kan etwas wahrscheinlich werden; was nicht wahr ist, kan nicht schön seyn.* Diese Regeln geben einem Kunstbuche ein grosses Ansehen, und sind doch von einem geringen Nutzen, weil sie ganz unbe-stimmte Begriffe geben, und wenn sie in besondern Fällen angewandt werden sollen, eine weitläuf-tige Wissenschaft von tausend Sachen erfodern. Es giebt auch ein treffliches Ansehen, wenn man hier und dar philosophische Wörter einstreuet, zum Exempel, die Geister Welt, ein Glied aus der besten Welt, die Kette der Begebenheiten, die Leiter der erschaffenen Dinge. Dieses zei-get eine genaue Bekanntschaft mit der neuen Phi-losophie. Ich lasse mir auch nicht mißfallen, daß ihr andremahl die Dichtkunst und Poesie mit einer verächtlichen Sprödigkeit tractiert, insoweit daß ihr sie unter die Kunst des schlechtesten Handwerkers hinunterseget, (Zz) als ob sie allein mit Sylben

(Zz) J. C. B. hat dieses in der Vorrede zu dem zwey-ten Theile der Trillerischen Gedichte mit ausdrücklichen Worten gethan.

und Worten umgieng e. Dieses ist sehr bequem die Censuren von sich abzukehren, weil niemand gern etwas angreift, was der Autor selbst vor gering und liederlich erkennt. Und wenn es jemand würdiget, sich daran zu reiben, so ist die Entschuldigung gut, daß man auf Kleinigkeiten nicht mehr Fleiß oder Geist gewendet hat. Wenn ihr Lob oder Tadel austheilet, so machet einen billigen Unterschied zwischen Freunden und Feinden. Lobet nicht unbedachtsam, bevor ihr von jemands Freundschaft gewisse Kennzeichen habet. Es war eine grosse Uebereilung, daß man in unsren Beyträgen die Uebersezungen des verl. Paradieses und des Hudibras, imgleichen den Briefwechsel vom Geschmack so übermässig gelobet hat. (Aaa) Es kömmt zu hämisch heraus, daß wir dieses Lob wegen der izigen Umstände zurücknehmen müssen. (Bbb) Ich halte darum grosse Stüke von der Klugheit meines Gönners des Hrn. Mag. Wasche.

(Aaa) Gewiß alle Kenner Miltons sind erstaunet, als sie Bodmers Dollmetschung des verl. Par. gelesen haben. Denn wer hätte sichs eingebildet, daß dieses mit Gedanken so beschwerte Gedichte, dessen Ausdruck so körnigt, sinnreich und tief ist, sich so nachdrücklich und vollständig deutsch würde geben lassen? Und doch hat es der Hr. Bodmer gethan. In Wahrheit wer nunmehr unsre Sprache noch matt, seicht, und plauderhaft nennen will, der verdient, daß man ihn damit auslachet. Im XIX. Beytr. Art. 8. Bl. 448.

(Bbb) Wenn es gleich wahr ist, daß Bodmers Milton gegen die Discurse der Mahler zu rechnen, recht vortrefflich deutsch geschrieben ist, so folget es doch nicht, daß

be, der sein Lob des Hrn. Silkovs sehr verständig verspart hat, bis derselbe uns unzweifelhafte Proben von seiner Freundschaft gegeben hätte. (Ccc) Dieses wenige mag genug seyn, euch den Thon zn geben. Eure eigene Scharfsinnigkeit wird euch schon weiter führen. Ich thäte derselben zu kurtz, wenn ich euch unterrichten wollte, wie ihr die Wörter niemahls in der bekannten Bedeutung brauchen sollet, in welcher sie eure Gegner brauchen, wie ihr keinem Wort einen ausgemessenen Verstand geben sollet, und wenn ihr euch anstellet, daß ihr eines erklären wollet, solches durch eine zehnfache Umschreibung und Einschrän-

daß ein jeder deutscher Leser nicht was fremdes, rauhes und hartes in dem verl. Par. finden und sich daran stossen sollte. Ueber diesen Uebelklang sind hundert und hundert Leser sogar nicht weg, daß sie die Geduld haben könnten, ein gantz Buch hindurch ihren Ohren|die Gewalt anzuthun, und daß sie aus Begierde nach den Sachen, eine neue Art deutsch zu reden lernen sollten. Im XXIV. Beytr. Art. IV. Ich will doch sagen, in welchem Falle es möglich sey, daß beydes, (nachdrücklich und seltsam oder wiederlich) zugleich seyn könne; wenn ich nämlich seze, daß ein Buch in der Grundsprache rauh und wiederlich klinge; wenn ich auch ferner seze, daß der Uebersezer seine Arbeit dem Urbilde unter andern auch in Ansehung des Rauhen ähnlich macht, so muß die Uebersezung noch eher als sonst, nachdrücklich (denn im Rauhen steckt der Nachdruck) und vollständig genennt werden. Belustig. im Weinm. Bl. 379. Wir lernen hieraus warum gewisse Scribenten sich vor der nachdrücklichen Schreibart so fleissig hüten: Sie wollen nicht rauh schreiben.

(Ccc) In den Belustigungen August. 1741. Bl. 168. Ich will hiemit dem Hrn. Liscow nicht geschmeichelt haben.

Denn

schränkung mit Dunkelheit umhüllen sollet, daß es niemand versteht. Erinnert euch nur beständig, daß uns in gegenwärtigen treulosen Umständen, da man uns nach unsrer Ehre, Ansehen und Herrschaft greift, alles erlaubt wird, was uns sonst Sünde wäre, dergestalt daß die grobe Lügen selbst zu einer frommen, unschuldigen Kunst wird: In allen übrigen Handlungen seyd aufrichtig und fromm. Präget euch meine Worte tief ins Herze. Habet beständig die Vermehrung meines Reiches und Ruhmes vor Augen. Es ist euer Reich, euer Ruhm. Ich gebe euch meine Hand, wenn ihr meine Lehren beobachtet, daß ihr die Schweizer in ihre alpinischen Gebürge zurück jagen werdet, wo sie die Graubündner und Walliser, zwo geistreiche Nationen, in ihrer neuen Dichtkunst und Critick unterweisen können. Nach Abtreibung dieser furchtbaren Feinde wird das Schreken vor eurem Nahmen in alle Provinzen Deutschlandes ausgehen; die verirrten werden ihre verkehrten Wege verlassen, und sich wieder zu euch wenden. Alle Barden und Meistersänger des grossen Germaniens von **Hanken** dem Schlesier bis zu **Hinüber** dem Brämer werden den Thon ihrer Lieder von euch erbitten. Die Critick soll mit niedergeschlagenen Augen zu den barbarischen Franzosen und leichtfertigen Engländern flüchten. Ein unzerstörbarer Friede wird in euern Wohnungen, und eure

Dich-

Denn er weis nicht, ob ich sein Freund oder Feind, sein Verehrer, oder Tadler bin: Und ich weis es auch nicht. Denn meine Waage giebt noch auf keine Seite Ausschlag genug.

Dichterkriege nur Kinderspiele seyn. Kein Criticus soll euch mehr striegeln, keine Dichtkunst in eurer Selbstzufriedenheit stören. Schulen, Rathszimmer, und Fürstliche Höfe sollen sich unter eurem Scepter büken. Von Pommern bis in Schwaben, von Crayn bis in Westphalen soll nur ein Geschmack, nur eine Poesie, nur eine Bande seyn. Diesen Segen verlasse ich euch zum Abschiede. Wiewohl ich euch aber diese meine fleischliche Gestalt anizo aus dem Gesichte wegrüke, so weichet doch mein besserer Theil nicht von euch. Mein Geist bleibt beständig bey euch, und ruhet auf euch.

Indem der falsche Göze dieses sagte, zerfloß sein Thron und sein geborgter Cörper in eine blaue Wolke, woraus sie auch entstanden waren. Dieselbe zertheilte sich in viele kleine Dünste, wovon sich auf einen jeden Dichter und Kunstrichter, so viele deren in der Versammlung waren, eine Portion niedersetzte. Der Dampf drang bis durch die Hirnschale durch, säuberte das Haupt von Verstand, und nahm es mit stolzen Einbildungen ein. Sie erhuben dankbarlich die Gunst ihres himmlischen Hauptes, der ihnen den Verstand mit diesem subtilen Dampf aufgeklärt, und verheissen, daß er sie auf ihren finstern Wegen sicher bewahren wollte. Der zaghafteste von ihnen zeigete einen Heldenmuth und vermaß sich Troja zu erretten. Ein jeder verwünschte seinen Kopf mit alle dessen Witz und Hirn, daß er den herrschenden Geschmack an den Schweizern rächen wollte.

Sie wollten sich mit Wort- und Sinnenspielen, mit Sylbengeklingel, mit Gegensäzen, mit Schelt-worten und Lästerungen wieder sie rüsten. Sie wollten für die Ehre ihres Abgottes die Augen blind sehen, und sich das Hirn bis auf die Hefen aus dem Kopf denken, sie wollten ihm zum Lobe solche Schriften verfertigen, dergleichen niemahls ge-schrieben worden, oder wenn dergleichen geschrie-ben, doch niemahls gelesen worden. Dieser wollte sie in Leberreimen zu Tode klingeln, jener in einem Schäfergedichte durch die Hechel ziehen, ein ande-rer wollte Ueberschriften mit faulen Eyern und mür-ben Aepfeln laden, und auf sie losschiessen. Tirl-ler selbst vergaß der empfangenen Streichen, von welchen ihm doch der Kopf noch izo schwindelte, und drohete der Welt mit dem dritten Theile seiner Gedichte.

Ihre enthusiastische Wuth stekete auch diejeni-gen an, die ihnen in dem Vorgemache auf den Dienst warteten. Der Witzbringende Dunst hatte sich durch die Rizen der Thüren gedrungen und sich auch ihnen mitgetheilet. Es war ein ent-setzlicher Lermen und ein betäubendes Getümmel, die Gassen und Häuser erklangen in allen ihren Winkeln und Gewölbern von einem heisernen Wie-derschalle. Die göttliche Critick, welche gleich damahls im **Hirschbergischen** Hofe mit **Luchsin-gern** beschäftiget war, Werzaschens Uebersezung der Aeneis auf den Ambos zu legen, hörete den Tumult, und verstuhnd die Ursache desselben. Sie lachete über ihre Ungebehrden und ihren aberwizi-

gen

gen Truz. Denselben niederzulegen, hengte sie mitten in dem Saale der Versammlung oben an der gegypseten Deke desselben ihre Waage auf, in welcher sie den innerlichen Werth der Bücher abzuwegen pflegt. Sie legete in die eine Schale Greibertins critische Dichtkunst, in die andere Schottgedens Versuch, zu dieser warff sie noch zwanzig oder dreissig von den besten Werken der herrschenden Dichter und Kunstlehrer. Sie flogen wie leichte Spreu aufwärts. Der Querbalke stieß oben an dem Ringe an, an welchem er aufgehangen war. Ihre Verfasser sahen das himmlische Zeichen und erkennten ihre Waageschale. Aber sie wurden davon nichts desto klüger, der blaue Dunst, welchen der Schutzgeist des schlimmen Geschmakrs ihnen auf das Gehirn geworffen, hatte ihren Verstand umnebelt.

Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah.

Die trefflichsten Kunstrichter stimmen mit einander überein, daß die Schönheiten der vornehmsten poetischen Werke, und insbesondere der Griechischen und Römischen in der Zeichnung, dem Grundrisse, und der Zusammenordnung des gantzen Werkes, bestehen. Sie halten die Ausbildung eines jeglichen absonderlichen Stükes vor etwas geringerers und schlechteres. Darum fodern sie von dem Poeten, daß er seinen grössesten Fleiß auf die Zeichnung seines Gedichtes wenden solle. Er solle sich nicht allzu sorgfältig um die Ausschmükung und den Zierrath bekümmern, und nicht so sehr besorgt seyn, daß man hier und dar ausruffe, **was vor ein zierlicher Vers!** als daß man, nach Durchlesung des gantzen Gedichtes, sage: **Wahrhaftig ein schönes Werk!** Sie verlangen, daß er sich hauptsächlich befleisse, ein jedes Stücke an seinen vortheilhaftesten Platz zu stellen, und alle Theile dergestalt mit einander zu verknüpfen, daß man die Haupthandlung nirgend aus dem Gesichte verliere.

So groß mithin das Lob seyn mag, das ein Werk wegen der Ordnung und Eintheilung seiner Verfassung verdienet, so ist gewiß, daß alle die Schönheiten, so daher entstehen, der Erfindungskraft zu verdanken sind. Diese ist der wahre Grundstein der Poesie, und muß der verständigen Zusammenordnung und Verfassung nothwendig

dig vorgehen. Wer die Gabe der Erfindung besitzt, dem wird, wie Hr. Pope wol erinnert hat, die Kunst nicht entstehen, den Stof, den er bey der Hand hat, geschikt zu verarbeiten. Glükselig ist der Poet, bey welchem die Erfindungsgabe und der Ordnungs-Talent einander die Hand bieten.

Es ist nichts mehrers nöthig, einen fertigen Leser auf die Spur zu führen, was er sich in Ansehung dieser beyden vornehmsten Eigenschaften in einem Gedichte zu verheissen habe, als daß ihm ein Abriß auch nur der ersten Anlage vorgeleget werde. Diese zartgezeichneten Züge fassen das gantze Werk in einen einzigen Gesichtspuncten, so daß das Auge des Verstandes dasselbe mit einem Blike übersehen, und wie die Materialien, welche die Erfindungskraft hervorgebracht hat, also die Verbindung derselbigen ohne Mühe wahrnehmen und unterscheiden kan. Die Geschiklichkeit, welche der Poet in der Erfindung der Haupttheile, und Begegnisse, und der Ordnung derselben erweiset, giebt uns daneben zu ermessen, daß Erfindung und Ordnung in den absonderlichen Stüken und Umständen nicht geringer seyn werden. Ein summarischer Auszug entdeket uns den Faden des Werkes, er führet uns in dasselbe hinein, daß wir den Endzwek und die gantze Verfassung in ihrem Zusammenhange erbliken; welches in einem vollständigen Werke geschehen muß, wenn man es mit Zufriedenheit lesen will. Wenn das Gedichte auch von einer Handlung redet, von der uns nur ein weniges bekannt ist, das aber die Erfindungskraft durch mannigfaltige Ausdähnungen erweitert

weitert hat, so muß die blosse überhin geschehende Erwähnung derselben ein empfindliches Vergnügen mit sich führen, und die Neugier ungemein reitzen, alle die besondersten Umstände davon zu vernehmen.

Ich darf demnach mit einiger Gewißheit hoffen, daß folgende schwachen und ersten Linien eines epischen Gedichtes von Noahs Errettung aus der Sündflut hinlänglich seyn werden, das Nachdenken geschikter und feuriger Geister zu erweken, und ihnen von weitem zu erkennen zu geben, was sie von dem erfindenden Kopfe und dem anordnenden Verstande des Verfassers zu erwarten haben, so fern selbigem Gelegenheit und Umstände vergönnen würden, das Gedichte auf diesen Grundriß aufzuführen.

Inhalt des ersten Buches.

Nach einem kurtzen Vortrage der Hauptmaterie stellt der Poet den Japhet vor, der seinem Vater entgegen gehet. Noah war aus dem einsamen Platz, wo Gott selbst sein Haus ferne von dem verderbten Volk der Menschen verborgen hatte, nach Eden und dessen angräntzende Gegenden gegangen, wo sie ihre Wohnungen hatten, damit er ihnen die Gerechtigkeit und die Furcht Gottes predigte. Dahin nimmt auch Japhet seinen Weg, aber die Vorsehung führet ihn nach dem Aufenthalt Nemuels des Sohns Seba, wo ihm zuerst die drey Töchter desselben begegnen. Er geräth in eine sonderbare Gemüthesbewegung über deren Erblikung, zumal da er niemals zuvor Mägdgen gesehen hatte. Ihre

Erstaunung ist nicht geringer, nachdem sie niemals zuvor Jünglinge gesehen hatten. Zwo von denselben flüchten; die dritte begiebt sich mit Japhet in Unterredung. Ihr Vater Nemuel kömmt dazwischen, und erkennt den Japhet vor den Sohn der Semira, der Schwester seiner Mutter. Er erzehlt ihm seine Flucht aus Eden. „ Sein Va„ ter Seba hatte fünfzig Söhne, alles waren „ Helden; Kosbi sein Bruder hatte fünfzig Töch„ ter, die schönsten ihres Geschlechtes. Sie wa„ ren mit einander verlobet. Damals gieng eine „ von Kosbis Frauen auf dem Felde spazieren, wo „ sie von Seba ohne Gesellschaft gefunden und „ auf eines seiner Jagdhäuser verschlossen wird. „ Sie findet Mittel und Wege die Gewaltthat „ und Schande dem Kosbi durch ein historisches „ Stikwerk zu wissen zu thun. Dieser nimmt „ von allen seinen Töchtern einen Eid, daß sie die „ Söhne Seba in der Hochzeitnacht umbringen „ wollen. Alle stellen es ins Werk, Mandane „ ausgenommen, welche mit Nemuel entfliehet. „ Sie leben in einem einsamen Orte, ohne ei„ nigen Umgang mit dem Menschen. Nach ei„ ner langen Unfruchtbarkeit gebiehrt Mandane „ in einer Geburt drey Töchter. Nachdem sie „ dieselben kaum erzogen hatte, stirbt sie. Ne„ muel, um ihre Berathung bekümmert, rufft den „ Herren an, der ihm verheißt, sie vor seinem „ Ende zu versorgen. „ So weit gehet Nemuels Erzehlung. Er erkennt, daß Japhet durch die göttliche Vorsehung zu ihm geführt worden, und entschließt sich mit ihm nach des Noah Aufenthalt

zu

zu gehen. Sie machen sich mit etlichen Cameelen, die mit verschiedenem Geräthe und Werkzeuge beladen sind, auf den Weg. Denn Nemuel war ein geschikter Künstler, dem alle Erfindungen der ersten Welt im bauen, pflantzen, giessen, ꝛc. bekannt waren. Sie treffen nicht weit von Noahs Hütten ihn selbst an.

Das zweyte Buch.

Noahs innwendige Betrübniß des Geistes bricht in seinem Angesichte hervor. Er wird von Nemuel darüber befraget, und entdeket ihm, wie es Gott gereuet, die Menschen erschaffen zu haben, so daß er bey sich beschlossen hätte, sie auf einmal zu vertilgen. Noah giebt ihm ferner Nachricht von seiner Reise zu den Gezelten der Menschen. „ Die Nephilim, die Häupter derselben, „ haben ein ungereimtes Mißtrauen in dasjenige, „ was sie von der Erschaffung der Natur, und „ des Menschen, und dessen Wohnung in dem „ Paradiese, und der Verstossung aus demsel„ ben gehöret haben. Sie sehen das von der che„ rubischen Wache umstellte Paradies vor einen „ bezauberten Garten an, und vermessen sich die „ Bezauberung durch Gewalt oder grausame Opfe„ rungen aufzulösen. Einige von den Frechesten „ versuchen das Abentheuer. Noah trift sie in „ einer Rathsversammlung an, worinn sie über „ die Einnahme desselben rathschlagen. Er wi„ derspricht ihrem Vornehmen, und vertheidiget „ die Lehre und die Rechte der Gottheit. Der „ Schöpfer steigt selbst herunter, und besucht das „ sündhafte Geschlechte der Menschen. Er gehet

„ mit Noah unter Jaakans Gezelte. Anarchie „ unter den Nephilim. Die Gottheit wird von „ Jaakan versucht. Der Herr spottet seiner mit „ Dazwischenstellung einer Schattenperson. Der „ Schöpfer bereuet es, daß er Menschen gema„ chet hat. Er beschließt dieselben zu vertilgen. „ So weit Noahs Erzehlung.

Das dritte Buch.

Noah und Nemuel halten das menschliche Geschlecht vor verlohren. Sie dürffen sich auch nicht schmeicheln, daß die göttliche Rache sie in dem allgemeinen Untergange verschonen werde. Indem Noah unter einem Kürbisgeländer das Ende des menschlichen Geschlechts beweinet, eröffnet ihm der Herr in einer Erscheinung die Art, wie die Menschen untergehen sollen, und die Zeit, wann dieses geschehen soll. Noahs Fürbitte für dieselben. Er will gern in den Gedanken der Menschen, denen er ihren nahen Untergang verkündiget hatte, ein falscher Weissager scheinen. Er stellet dem Schöpfer die Freude und das Gespötte der gefallenen Engel vor Augen, wenn er selbst seine Erschaffung sobald wieder vernichtete; und marktet mit ihm um die Verschonung der Welt. Durch vielmal wiederholtes Ersuchen bringt er es so weit, daß Gott verheißt der Welt zu schonen, falls nur zehn Gerechte darinnen gefunden würden. Wiewol Noah nicht so viele findet, schenket Gott doch ihm und seinem Hause das Leben, und verspricht ihm, die Welt auf ein neues von seinem Saamen zu bevölkern. Zugleich giebt er ihm den Grundriß zu dem Schiffe. Paradiesmässige Lebensart der Kinder

Noah. Sem zeiget Neigungen eines Ertzvaters, Cham eines Weltweisen, Japhet eines Fürsten. Ihre Liebe zu Nemuels Töchtern und derselben sonderbare Artund Ausdrükung bis zu ihrer Trauung.

Das vierte Buch.

Noah fängt an, das göttliche Schiff nach dem göttlichen Grundrisse zu bauen. Sem entdeket des Morgens in der Frühe, daß die Engel des Nachts daran gearbeitet haben. Schildereyen und Bilderarbeit in den Auszierungen desselben. Noahs Söhne fragen ihren Vater von dem Gebrauche dieses Schiffes. Ihre Bestürtzung über die Nachricht von dem bevorstehenden Gerichte. Chams philosophische Zweifel betreffend die nothwendige Menge Wassers zur Ueberschwemmung des gantzen Erdbodens. Fernere Einwürfe von der besten Welt, und dem Ursprunge des Uebels. Nemuel stirbt, welches das Wahrzeichen war, daß Noah in das Schiff hineingehen sollte. Die Lebensmittel, und das Geräthe werden erstlich hineingebracht. Auch die Thiere, die Vögel, und die Insecten gehen auf den Ruff Gottes hinein. Grosses Opfer des Noah, eh er mit den Seinigen in das Schiff gehet. Der Herr schließt hinter ihnen zu. Die Winde jagen die Wolken zusammen. Der Abgrund öffnet seine Schleussen. Der Erden grüne Flur wird abgestreift, und ihre Festigkeit aufgelöset.

Das fünfte Buch.

Ein Orcan jagt das Schiff nach der Gegend des Landes Eden, wo die Hütten der Nephilim stehen. Winseln der ertrinkenden Menschen, und

vergebliches Bestreben sich zu retten. Die aus den Wolken herunterschiessende Ströhme fallen auf sie von oben; von unten schiessen die Wasser des Abgrundes hervor, sie zu verschlingen. Sie wollen sich auf das Schiff retten, aber der Machtspruch Gottes widersteht ihnen, und Meduſa mit dem Schlangenzopfe bewahrt das Schiff vor Ueberfall. Noah prediget ihnen aus dem Schiffe von der letzten Busse. Alles Fleisch gehet unter. Furchtbares Licht in dem Schiffe. Klage der Frauen über den Verlust ihrer Gärten und Pflantzen.

Das sechste Buch.

Der eingeschifften Welt Gedanken und Geschäfte. Sie betrachten die Schildereyen und geschnitzten Bilderwerke an dem Getäffel ihrer Säle und Kammern; worauf die Geschichte der künftigen Welt, die von ihnen gebohren werden sollte, durch englische Arbeit vorgestellet worden. Noah erklärt sie seinen Kindern. Die Dinge, welche sich durch den Pinsel und den Grabstichel nicht vorstellen lassen, waren ihm durch göttliche Offenbarungen entdeket worden. Die halbzweifelnden Gemüther der Kinder Noah werden dadurch aufgerichtet. Kezia, Japhets Weib, erzehlt ihm den Zustand ihres Hertzens, in der Zeit, als sie ihn das erste mal gesehen hatte.

Das siebende Buch.

Noah sendet eine Daube aus. Die Berge erscheinen aus dem Wasser. Veränderte Gestalt der Erden. Ablauf des Wassers. Die Zerfallung der ersten Erden, in welcher die verschiedene Strata des Bodens unter einander geworffen worden,

machte sie unfruchtbarer, damit den Menschen der Anlaß zum Müssiggang abgeschnitten würde. Denn Gott wollte die Menschen durch die Sündflut verbessern, und nicht bloß straffen. Noah geht aus dem Schiffe heraus und bereitet seinem Erretter ein herrliches Opfer. Der Herr giebt den neuen Einwohnern der Erde besondere Freyheiten, und thut ihnen himmlische Verheissungen. Erscheinung des ersten Regenbogens am Himmel.

Weitere Ausführung etlicher Erfindungen mit mehrern Umständen nebst den vornehmsten Ursachen derselben.

Zum ersten Buche.

Wiewol Noahs Besuchung des bewohnten Erdbodens vorhergegangen war, wollte ich dennoch mit Japhets und Nemuels späthern Erkenntniß anfangen, damit ich durch eine kleine Verwirrung, welche doch ohne Dunkelheit wäre, der Einbildung etwas zu thun gäbe, und zugleich die Neugier reitzete. Die Erdichtung von Japhets Vorhaben seinem Vater entgegen zu gehen, soll ihm bey dem Leser Liebe erweken. Desselben ungefehrliche Ankunft bey Nemuel und seinen Töchtern, soll die künftigen Frauen der Söhne Noah mit uns bekannt machen. Die Vorwitzes-Freundschafts-Liebes- und andere Bewegungen, die an beyden Seiten vorkommen, sollen nicht nur durch ihre Neuheit und Unschuld ergötzen, sondern ihnen auch den Zuhörer günstig machen; daß er künftighin an ihren Begegnissen Antheil nimmt. Die

schichte von Seba und Kosbi soll ihn auf die Antediluvianos böse machen. Zu Nemuels und Mandanen Begebenheit kan man Lynceus und Hypermnestren Geschichte zum Urbilde nehmen. Nemuel wird vor einen grossen Künstler angegeben, damit wir an seinem Orte das Schiff mit Geräthe und Werkzeugen von seiner Arbeit anfüllen, und auf diese Weise die Erfindungen der ersten Welt auf die andere Welt fortpflantzen. Ich lasse Noah mit ihnen zu einer Zeit in seiner Insel ankommen, damit wir einer andern Scene Platz machen, und die Haupthandlung befördern.

Zum zweyten Buche.

Der Begriff, der im ersten Buche von der rohen Art der ersten Welt erwecket worden, muß in diesem zweyten in das helleste Licht gesetzet werden, damit sie des Unterganges recht würdig gemachet werde. Mose erzehlet uns mehr Umstände von den Würkungen, als von den Ursachen des göttlichen Unwillens, durch welche die erste Welt vertilget ward: Die Erfindungskraft muß das Stillschweigen von den Bewegursachen dieser erschrecklichen Umkehrung einigermaassen ersetzen. Sie muß davon solche angeben, welche von dem rohen Zustande der Menschen einen Begriff machen, der mit der ausserordentlichen Straffe, so darauf erfolget, ein geschicktes Verhältniß hat. Dergleichen sind in diesem Buche die grausamen Opfer der Nephilim, ihre vermessene Bestürmung des Paradieses, Jaakans Gottes-Verleugnung. Daß das Paradies vor der Sündflut durch Cherubim sey verwahret worden, beruhet auf dem Vorgeben

ben gewisser Ausleger der H. Schrift, wiewol dem Poeten ohne dies erlaubet war, dergleichen Umstand zu erdichten. Das Abentheuer von der vermeinten Entzauberung des Paradieses kan nach des Tasso Erfindungen ausgearbeitet werden. Was die heidnischen Mythologisten von den Himmelsstürmenden Giganten erzehlen, mag hier die Bestürmung des Paradieses bey poetischen Geistesarten rechtfertigen, und mit einigen Umständen bereichern. Von Jaakans Gottlosigkeit sind etliche Spuren in Lycaons Geschichte beym Ovidius übrig. Noahs unerschrockener Widerspruch mitten in der Versammlung der verruchten Nephilim, u. seine Reden von der Hoheit und der Gerechtigkeit Gottes, werden also eingerichtet, daß sie ihn der herrlichen Ausnahme würdig machen, da derselbe ihn alleine in einer gantzen Welt, die zum Verderben verurtheilet wird, aussondert. Man muß überall beflissen seyn, so wohl die zornigen als die günstigen Gerichte Gottes zu vertheidigen. Theils muß uns ein Abscheu vor der verruchten ersten Welt, und theils eine grosse Hochschätzung gegen dem gerechten Mann beygebracht werden, welchen Gott zum Stammvater der andern Welt ausersehen hat. Gottes Herabfahrt und sein Wandel unter den Menschen in Noahs Begleitung ist trefflich bequem zu erhabenen Schildereyen; und die ungemessenen Anschläge der Nephilim, die grösser als menschlich scheinen, geben Anlaß zu erhabenen Meinungen.

Zum dritten Buche.

Der Umstand, daß Noah unter einem Kürbis-

geländer

geländer sitzt, ist aus Jonas Geschichte entlehnet, aber ihr beyder Gedanken und Meinungen sind einander entgegengesetzet. Noah brauchet einen gleichen Beweggrund Gott zu begütigen, wie Mose, als das Volk Israel ein Bild von Gott in Gestalt eines Stiers verehret, und Gott deßwegen der ganzen Nation den Untergang gedrohet. Mose sagte: Auf solche Art wirst du den Egyptern Gelegenheit geben, daß sie sagen, du hättest sie aus böser Absicht herausgeführet, nehmlich sie in den Gebirgen umzubringen, und gäntzlich auszurotten. Ferner habe ich hier Abrahams Fürbitte für Sodom vor Augen gehabt; welche sowohl durch die Gründe, womit sie begleitet wird, als durch den vielmahl wiederholten Ansatz nachdrücklich wird. Abraham sagte: Ich will nicht hoffen, daß du Gute und Böse mit einander umbringen werdest; es muß doch zwischen beyden ein Unterschied gehalten werden; und s. f. Hier müssen sonst die besten Gründe zur Vertheidigung des Gerichtes, das über die erste Welt ergangen ist, angebracht werden. Die Lebensart der Söhne Noah, und ihre Sitten müssen überhaupt so vorgestellt werden, daß in ihrer Unschuld ein empfindlicher Beweisthum enthalten sey, daß sie auf gewisse Weise verdienen, in der Zeit erhalten zu werden, da alle übrigen Menschen den Untergang sehen. Man kan das Muster von ihrem Leben in Miltons Vorstellung Adams und Even im Paradiese vor sich finden, jedoch hat man dabey den dreyfachen Character dieser drey Brüder wol in Acht zu nehmen.

Zum

Zum vierten Buche.

Zu Noahs Schiffbau können viele poetische Umstände von dem Bau des Schiffes Argos hergenommen werden. Die Bildhauer- und Mahlerarbeit der Engel soll uns an seinem Orte, nemlich in dem sechsten B. dienen, das verschiedene Schikfal der Welt, die von Noah entspringen soll, vorzustellen. Chams philosophische Einwürfe müssen so bescheidentlich vorgetragen werden, daß sie den Begriff von seiner Unschuld, die ihn beym Leben erhält, nicht umstossen. Nemuel soll nicht in der Ueberschwemmung umkommen, weil er von gerechten Sitten war, doch wird ihm das Leben nicht biß zu der wiederergäntzten Welt verlängert, weil er sich in dem langen Umgang mit der ruchlosen Welt verunreiniget hatte. Gott hatte dem Noah gesagt, daß Nemuels Absterben das Zeichen seyn sollte, wann er in das Schiff hinein gehen müßte.

Zum fünften Buche.

Hier alleine bringe ich die Nephilim und die erste Welt zum Vorschein, und auf die Bühne. Im zweyten B. kamen sie nur in Noahs Erzehlung vor. Sie werden indessen nur als leidend vorgestellet. Dieses möchten einige, welche sie vor Noahs Widerpart ansehen, vor einen Fehler halten. „ Dieser Held, werden sie sagen, ist sehr „ müssig. Gott arbeitet für ihn und vernichtet „ seine Feinde mit ungemeinen Mitteln. Er wird „ durch keine Gefahren hindurch geführt. „ Diesen Einwurff zu erleichtern, geben wir nicht zu, daß ein jeder Held sich mit der Hand als einen solchen erzeigen

zeigen müsse. Die standhafte Geduld, Gerechtigkeit und Gelassenheit sind nach unserm Bedünken heroischer und von einer rühmlichern Stärke. In diesen Stüken ist Noah nicht träg, oder feig. Auch mangelt es ihm an Anlaß nicht, seine heroischen Tugenden auszulassen. Er führt nicht nur aus Liebe zur Gerechtigkeit mit den Lastern der ersten Welt Krieg, und widersteht ihnen gantz alleine in einer Welt voll Verderbniß, welches ihn in vielfältige Gefahr setzet, sondern Mitleiden mit dem sündhaften Geschlechte der Menschen, das in sein eigenes Verderben läuft, macht ihn starck genug auch mit der göttlichen Gerechtigkeit für die Erhaltung des menschlichen Stammes zu streiten, als es Gott billig verdrossen hatte, den Menschen erschaffen zu haben; und er überwindet ihn mit seinem anhaltenden Gebete. Er mogte auch das erste Vorhaben Gottes mit dem menschlichen Geschlechte ein Ende zu machen, als eine unvermeidliche Todesgefahr für sich und seine Kinder angesehen haben. Daneben hatte er gegen die Blödigkeit seiner Frauen und Kinder zu streiten, welche mit weniger Heldenmuth in das Schiff giengen, und einigen Zweifel an ihrer Rettung hegeten. Man muß auch anmerken, daß Noah der ersten Welt Feind nicht ist, wiewol er ihren Sünden widerstehet, auch daß die Sündflut nicht ein Mittel ist, ihn von seinen Feinden zu erlösen. Die Feinde der ersten Welt sind ihre Laster, und die göttliche Gerechtigkeit beginnt ihre Strafe, als die höchste Richterin; Noah selbst hieng durch einen natürlichen Zug an der ersten Welt, wo-

rinn er gebohren war, worinn er mit Leuten, Gegenden, fruchtbaren Gärten, der Arbeit seiner Hände, bekannt war ꝛc. Daher gerieth die Sündflut durch einen Rükschlag auch ihm zur Last. Und er kömmt in die äusserste Gefahr, daß die rächende Hand Gottes, wann sie plötzlich heruntersteigt, nicht unteerscheide. Dieser Gefahr entbricht er sich durch die Mittel der standhaften Geduld und des Vertrauens auf Gott, welche einem Menschen und Gedichte den Nahmen Heroisch mit Recht zuwegebringen. Weil denn der Poet nicht den Untergang der ersten Welt, sondern die Rettung des Noah, des zweyten Stammvaters des menschlichen Geschlechts, besingt, so ist nicht nothwendig, daß er die Nephilim weiter, als wie er thut, als handelnde Personen auftreten lasse. Sie haben keinen andern Theil an der Materie, so der Poet erwehlt hat, als so ferne sie beyläuftig als die Ursache der entbrandten Rache des Schöpfers zum Vorschein kommen, worinn Noah als ein Einwohner der Erden und ihr Nebenmensch mit verwickelt ist. Diese Idee wird man beflissen seyn, durch das gantze Werck zu behalten und an jedem bequemen Orte zu erneuern. Die Klage der Weiber über ihre versinkenden Blumen, und Geländer, kan nach der Klage, so Eva im Milton im 12ten B. bey einem gleichen Anlasse führet, eingerichtet werden. Dergleichen Kleinigkeiten werffen Regung und Leben in ein Gedichte. Eben dieses thut die Beschreibung der furchtbaren Dämmerung in dem Schiffe.

Zum

Zum sechsten Buche.

Neben andern anständigen Geschäften, welche der Poet vor die Eingeschifften erfinden muß, damit die Handlung nicht aufhöre, oder ein Sprung müsse gemachet werden, gefällt mir auch die Erklärung der Schilder- und Bilderarbeit, in welcher die Geschichte der Menschen nach der Sündflut durch eine englische Arbeit vorgestellt worden. Diese Erfindung dienete statt derjenigen, da Virgil die Helden der Stadt Rom in dem Stand einer gewissen Vorexistentz aufgeführet, u. daher Anlaß genommen hat, die Geschichten der Nachkommen seines Helden vor der Hand zu erzehlen. Sie ist Miltons Erdichtung nicht ungleich, da er die Kirchengeschichte in Gesichtern vorgestellet hat. An diesem Orte wird man dichten müssen, daß dem Noah einige Offenbarung von den Nahmen und andern Dingen geschehen, welche sich nicht durch den Pinsel oder Grabstichel vorstellig machen lassen, damit er sie hernach seinen Kindern erklären könne. Diese vorgestellten Geschichten richten zugleich die halbzweifelnden Hertzen der Kinder Noah wieder auf. Auf eine andere Weise könnte man Japhets Weib beschäftigen, wann man sie den Zustand ihres Hertzens, als sie zum ersten mal den Japhet gesehen, demselben erzehlen liesse. Das wäre ein Stück von der Art, wie der Eva Erzehlung von der ersten Erblickung Adams im Milton. Die Besichtigung des Geräthes und der Kunstwercke der ersten Welt, so sie mit in das Schiff gebracht, und die Beschreibung ihres Gebrauches, könnten hier auch einen gehörigen Platz bekommen.

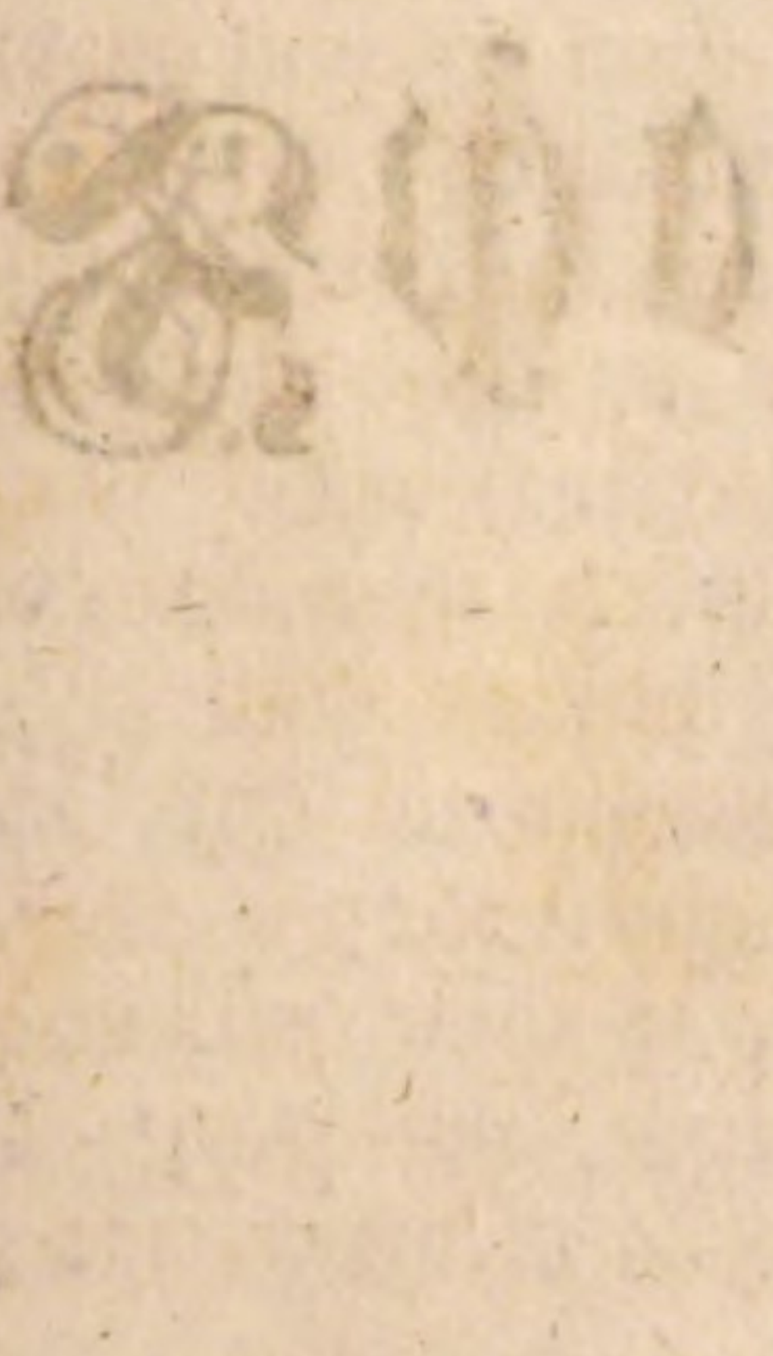
Zum siebenden Buche.

Dieses Buch muß durch die Vorstellung der gantz veränderten Gestalt der Erden in Verwunderung setzen. Hierzu werden die Phänomena von der Aufheiterung des Himmels, der Ebbe des Wassers, der Erscheinung der neuen Gestalten der Berge, und dergleichen wohl dienen. Vielleicht wäre eine Erdichtung, daß die Erde sich unter dem Zusehen der Menschen mit Grase, Blumen, Kräutern, Stauden, Bäumen, bekleidet habe, gleichwie bey der ersten Schöpfung derselben geschehen war, ein anständiger Umstand vor die Poesie, dem Leser sowohl als dem Hause Noah ein fremdes Schaugerichte vor Augen zu stellen. Das theoretische Systema telluris, so man erwehlen wird, muß diese Erdichtung umschreiben. Das Gedichte kan sich bequem mit der Erscheinung des Regenbogens, als dem himmlischen Versöhnungszeichen endigen.

Echo
Des
Deutschen Witzes

Deutsche Bibel

Von



Vorrede.

Ich halte es vor nöthig in dieser Vorrede ein vertrauliches Wort mit meinen Lesern allein zu reden, bevor ich mich in die Unterredung mit meinem Gegner einlasse, und ihnen dadurch die Kurtzweil gebe, sich an unserm Widerspruche zu belustigen. Ich muß nemlich einestheils dieselben durch eine ordentliche Erzehlung von dem bisherigen Verlaufe dieses critischen Zweykampfs in den Stand setzen, vor sich selbst und mit Grund zu urtheilen, welche Partey sich mit dem Recht der Nothwehr und der guten Sache am besten schützen könne: Anderntheils muß ich mich gegen eben dieselben entschuldigen, daß ich mich erkühne, sie als unsre Kampfrichter mit grammatikalischen Kleinigkeiten zu beschweren und aufzuhalten, welches mir die Ehrfurcht, die ich sonst für sie trage, ohne dringende Noth nicht erlauben würde.

Weil Hr. Prof. **Breitinger** in dem VII. Abschn. des I. Th. seiner **Critischen Dichtkunst**, wo er die Natur der Fabel mit dem grösten Fleisse untersucht hat, seine Regeln mit Exempeln erläutern wollte, hat er daselbst Anlaß genommen, Hrn. **D. Trillers** Gedanken über diese Materie und seine Muster von Fabeln nach den vorhin von ihm ausgeführten Grundsätzen und Regeln des Wahrscheinlichen zu prüfen. Da dieser Verfasser seine critische Gerechtigkeit nicht nach einem willkürlichen Gutdünken, sondern nach seiner Einsicht in den Werth der Dinge unparteyisch aus-

übet; so hat er auch diese Trillerische Arbeit nicht bloß etwann durch einen richterlichen Ausspruch verurtheilt; sondern erst nach einer genauen Prüfung der Regeln u. Beyspiele mit critischer Gründlichkeit bestimmet, wieferne er besagte Gedanken Hr. D. Trillers und den grösten Theil seiner Fabeln als unglückliche Misgeburten einer regellosen Phantasie vor verwerfflich halte, auch dieses sein Urtheil mit nahmhaften Gründen gerechtfertiget. Was die Art des Vortrages, dessen er sich dabey bedienet, anbelangt, so wird mir ein jeder, der diese ausführliche Abhandluug in der neuen Critischen Dichtkunst gelesen hat, Beyfall geben, daß dieser schweitzerische Kunstrichter noch höflicher und glimpflicher mit diesem Fabeldichter umgegangen, als es sein unverständiger Hochmuth verdienet hat. Er hat sich die gröste Mühe von der Welt gegeben, ihn von der Unrichtigkeit seiner Sätze und den Unwahrscheinlichkeiten in der Dichtung mit einer dogmatischen Geduld zu überführen; wo ein andrer sich nicht hätte erwehren können, den groben Unwitz mit einem beissenden Gespötte abzufertigen. Man wird in dieser gantzen critischen Abhandlung kaum ein anzügliches oder unglimpfliches Wort antreffen, es wäre denn Sache, daß man ihm übel deuten wolte, daß er eine Unwahrheit **unbegründet**, ein übel zusammenhängendes und sich selbst widersprechendes Lehrgebäude, **unbedacht**, **kindisch**, und **unglüklich** genennet hat.

Was meinet ihr nun wol, daß diese critische Untersuchung auf den getadelten Poeten und die

Verfechter seines Ruhms für eine gesegnete Wirkung werde gehabt haben? Haben sie etwann die Grund- und Lehr-Sätze des schweitzerischen Kunstrichters auf der Capelle einer gesunden Critik geprüfet, und ihre Unrichtigkeit an den Tag geleget? Oder haben sie die von ihm angefochtene Trillerische Untersuchung und Beyspiele mit guten Gründen gerettet und ihre Wahrscheinlichkeit dargethan? Oder haben vielleicht diese obgleich bittere Wahrheiten mit einer solchen Kraft der Ueberzeugung auf ihr Gewissen durchgedrungen, daß sie sich davor heimlich geschämt und gebessert? Keineswegs. Vielmehr hat man vor der einleuchtenden Wahrheit die Augen muthwillig zugeschlossen, sich gegen alle Ueberzeugung fest und gefroren gemachet; und weilen man sein erschlichenes poetisches Ansehen über alle critische Anfechtungen erhoben und genugsam befestiget zu seyn glaubte, so hat man den blossen Vorsatz des Schweizers, einen so grossen und **unverbesserlichen** Fabeldichter zu tadeln, für eine stoltze Vermessenheit und die höchste Beleidigung aufgenommen, die eine recht ernsthafte Züchtigung verdiente. Man hat zu diesem Ende, um aller Welt zu zeigen, daß Hr. **Triller** ein **unverbesserlicher** Poet wäre, zu Leipzig in gröster Eile eine neue und vermehrte Auflage von seinem Fabelbuche zu Stande gebracht; und dieses mit einer Vorrede bewaffnet, in welcher der Verfasser die erste Hitze einer entbrannten und unbändigen Wuth ausgeschäumet hat, wo Unbescheidenheit, Schmähesucht und Grobheit einander die Waage halten, wo schlech-

re, tobende Neider, schäumende Verläumder, unreife Klüglinge, boshafte Splitterrichter ꝛc., die gewöhnlichsten Ehrentitel sind, womit er seine Tadler beleget, und zugleich seinen Vortrag als mit so vielen pathetischen Figuren einer unverstellten poetischen Raserey kühnlich erhebet und belebet; wo endlich die erbärmlichsten Klagen und ein frostiges Gespötte anstatt der stärkesten Beweisgründe angebracht sind: Und bey diesem allem hat man sich nicht gescheuet, den schweitzerischen Kunstrichter, der Unbilligkeit, Bitterkeit, Grobheit und Grausamkeit auch in kleinen Dingen zu bezüchtigen.

Quis tulerit Gracchos de seditione querenteis?

Dieses Trillerische Fabelbuch hat zwar das Glück gehabt, einem Manne in die Hände zu fallen, der mehr aus Gefälligkeit, als aus blinder Verehrung sich die Besorgung dieser neuen Auflage hat aufbürden lassen. Dieser gelehrte und tiefsinnige Leipzigische Schulmann, den ich wegen seiner Verdienste, und insbesondere wegen einiger kleinen philosophischen Schriften, mit wahrer Hochachtung verehre, hat aus gutem Herzen, seinen Fabeldichter durch eine so hämische Vertheidigung, in die sich die poetische Galle des Hrn. Doctors gantz ergossen hatte, bey der ehrbaren Welt nicht lächerlich und verächtlich zu machen, mit andervärtiger Benehmhaltung vor gut befunden, den letzten Theil dieser unbedachtsamen Vorrede, der eben diese unglükliche Vertheidigung ausmachte, als ein unnützes Mißgewächse wegzuschneiden

schneiden und unter die Banke zu werffen. Allein so gut diese dem Trillerischen Nahmen zu Dienste vorgenommene Operation immer gemeint war; so fanden sich doch gleich einige mitleidige Seelen, die es nicht wol vertragen konnten, daß eine so handfeste und kernhafte Schutzschrift unter dem Tische, und in der Vergessenheit begraben liegen, sollte; sie zogen also dieselbe voll Mitleidens aus dem Staube hervor, und wurden räthig, diesen gestümmelten Hintertheil der trillerischen Schutzvorrede durch Abschriften zu vervielfältigen, damit er durch vertraute Freunde in geheim allen geliebten Glaubensbrüdern in Midas aller Orten in der Zerstreuung mögte in die Hände gespielt, und also unvermerkt durch das gantze römische Reich ausgebreitet werden. Gleichwie aber die klügsten Erfindungen und Rathschlage nicht immer den glüklichsten Ausgang finden; so hatte auch hier eine von diesen Abschriften, die allzu ungestüm herumgeboten wurden, das Unglück, des rechten Weges zu verfehlen, und durch einen Zufall dem schweitzerischen Kunstrichter, dem sie allein hätte verborgen bleiben sollen, in die Hände zu gerathen.

Zu diesen Anstalten, wodurch man den kühnen Schweitzer, wegen des Verbrechens der beleidigten trillerischen Majestät, zu einer rechten Reue und Zerknirschung zu bringen suchte, kam noch, daß man einen hamburgischen Zeitungsschreiber gemietet, der dem Schweitzer zu Trotz dieses neue trillerische Fabelbuch als ein Meisterstück des deutschen Witzes anpreisen, und den Abgang des un-

terdrükten Hinterglieds der trillerischen Schutzvorrede durch weibische Klagen über Unhöflichkeit, Bitterkeit, und Unbill, die mit einem pöchischen Stoltz und Prahlerey geschickt unterflochten waren, reichlich ersetzen mußte: Diesen Zeitungsschreiber verleitete seine blinde Gefälligkeit so weit, daß er das Hertz fassete, den Vorschlag zu thun; es könnte dem Verfalle des offentlichen Schulwesens nicht anderst abgeholfen werden, als wenn man diese trillerischen deutschen Fabeln statt der lateinischen offentlich in die Classen einführen würde. So sorgfältig sind dergleichen gefällige Richter, der heranwachsenden Jugend den Geschmack beyzeiten zu verderben, damit sie sich hernach ohne Eckel an ihre Schmierereyen gewöhne.

Hr Prof. Gottsched in Leipzig, dem Hrn. D. Trillers Unstern per Sympathiam zu Hertzen gieng, weil er besorgte, wenn man den schweitzerischen Kunstrichtern nicht Einhalt thun und ein so verhaßtes Handwerk sauer genug machen würde, so dürfte sein bisanhero mit List und Gewalt behauptetes critisches Ansehen und ungestörte Herrschaft in Deutschland einen starcken Strich bekommen und zu wanken anfangen, ließ sich destoeher bereden, die Partey dieser streitbaren Deutschen zu verstärken, weil er ohnedem den schweitzerischen Kunstrichtern nicht gut war, die seinen berühmten Nahmen so wenig in ihre Schriften gemischet hatten, als ob er gar nicht zu der besten poetischen Welt mitgehörte: Das XXIVste Stük seiner Beyträge, welches er eben im Begriffe war zu verfertigen, gab ihm die schönste Gelegenheit

eine

eine recht ernsthafte richterliche Antung an die frechen Schweitzer ergehen zu lassen. Er bestrafte die neue **critische Dichtkunst** in Vergleichung mit der Seinigen nicht allein einer Unform und Mißgestalt, und prophezeyhte derselben in Deutschland einen schlechten Fortgang mit nicht geringerer Zuversicht, als einer der das Geschick derselben lediglich in seiner Gewalt hätte; sondern er verfassete auch einen besondern Artikel über Hrn. Prof. **Bodmers** Vertheidigung des miltonischen Gedichtes, in welchem er als der Vormund der gantzen deutschen Nation mit seiner gewohnten sächsischen Höflichkeit links und rechts um sich schmieß, und sich recht förchterlich machte. Die Vertheidigung des **verlohrnen Paradieses** selbst läßt er unberührt, einestheils weil das blosse Vorhaben etwas zu vertheidigen, das ihm und in seiner Person der gantzen deutschen Nation zu mißfallen das Unglük hat, schon eine solche Verwegenheit ist, die sich selbst lächerlich machet und ihre Widerlegung mit sich führet; anderntheils weil die Vorrede ihm Materie vollauf gab, seinen richterlichen Amtseifer gegen diesen aufrührischen Schweitzer auszuüben, der sich erfrechet zu zweifeln, ob die deutsche Nation berechtiget sey, in Verwerffung des miltonischen Gedichtes ihrem eigenen Kopf und Geschmacke zu folgen. Einen **Milton** und **Addisson** weiß er mit der feinesten Höflichkeit als die zween ärmsten Stümper auszuhöhnen, und die gantze engländische Nation als grundeinfältige Schepsen, denen man weis machen kan, was man will, abzuschildern: Hrn. Prof. **Bodmer** aber belánget

er

er einer Läſterung wider das Vaterland, und wider das gantze auserwehlte Chor der deutſchen Poeten: Alles mit einer ſo gebietenden Amtsmine und einem ſo anſehnlichen Machttone, der auch ohne die Hülfe der Vernunft und Gründe bey gläubigen Seelen einen erwünſchten Eindruck machen muß.

Dieſem Unfuge hätten die ſchweitzeriſchen Kunſtrichter mit gleichgültigem Gemüthe vielleicht noch eine lange Zeit zugeſehen, weil ihnen nicht verborgen war, daß die Wahrheit zuerſt rumoret, ehe ſie durchbrechen kan; wenn ſie nicht von andern, und mit Nahmen auch von ſächſiſchen Gelehrten, die ſich dieſer ungebetenen Vormundſchaft, und einer ſo raſenden Verfechtung des herrſchenden Geſchmacks von Hertzen ſchämten, wären vermahnet und gebeten worden, daß ſie ſich der guten Sache ferner annehmen, und derſelben durch ihr Stillſchweigen doch nichts vergeben wollten. Dieſe Aufforderungen vermochten bey ihnen endlich ſo viel, daß ſie mir und meinem Freunde, Hrn. **Effinger** dieſe critiſchen Helden zu unſrer Kurtzweil und zu ihrer wolverdienten Züchtigung Preis gaben, mit der Vollmacht, daß wir die Lauge, die wir ihnen anzugieſſen Willens wären, ſo ſcharf machen dürften, als ihre müthwillige Verhärtung immer zu erfodern ſchiene. Ich meines Ortes nun weil ich den Hr. D. **Triller** und ſeine Verfechter zum Kampf ausfoderte, hielt vor das bequemſte ſie mit ihren eigenen Waffen zu fällen, ich will ſagen, daß ich nichts hätte ausfinden können, ſie in ihrer wahren Blöſſe darzuſtellen, und bey

geſcheu-

gescheuten Lesern zu ihrer Demüthigung verächtlich zu machen, als wenn ich das obenerwähnte von dem belobten Herausgeber verworffene, und unglücklich verirrte Hinterstück der trillerischen Schutzvorrede zu seinem neuen Fabelbuche ohne einige Veränderung abdrüken lassen, und herausgeben würde. Ich sahe mich auf diese Weise gegen allen Vorwurff, als ob ich an der nachtheiligen Wirkung, die diese Schrift nothwendig stiften mußte, schuld hätte, zum voraus genugsam gerechtfertiget, weil ich nichts anders gethan haben würde, als daß ich dasjenige, was Hr. D. Triller zu seiner Vertheidigung selbst aufgesetzt hatte, und zum Druck befördert haben wollte, wirklich hätte drucken lassen. Denn daß meine Erzehlung von dem Ursprung und dem Schicksal dieser verirrten trillerischen Papiere die pure Wahrheit sey, woran aber kein vernünftiger Mensch zweifeln wird, könnte ich auf Erfodern eben so gewiß erweisen, als man mir erweisen kan, daß Hr. D. Triller ein Fabelbuch geschrieben habe. Doch dieses Fragmentum, oder Ergäntzungsstück zu der trillerischen Vorrede konnte ich Gewissens halber nicht so gantz leer, ohne einen Tauf- Paß- und Empfehlungsschein in die Welt hinausschicken; ich entschloß mich daher meine Leser in einem Vorbericht zu unterrichten, durch was für einen Zufall es nach Zürich verschlagen worden, wie ich darhinter gekommen, wem es entlaufen wäre, und hiemit als seinem rechtmässigen Vater zugehörete, damit es aller Orten, wo es hinkommen möchte, als ein ehliches Kind des berühmten Herrn

Doctor

Doctor Trillers mit Liebe auf und angenommen würde. Ich rüstete es auch, weil es ziemlich übel zugerichtet war, so gut als ich in aller Eile vermochte, mit einem neuen Kleid aus, welches ich um und um mit saubern Tressen verbrämen und mit wolklingenden Schellen behängen ließ, d. i. ich nahm den Character eines Schweitzerischen Anhängers von diesem grossen Fabeldichter an, und stellte mich demselben gemäß an, als ob ich in denen unter dem Text geflickten Anmerkungen seinen Sinn erklären, gegen alle Mißdeutung retten, u. den Nachdruck seiner Vertheidigungsgründe in ihr volles Licht setzen wollte: Wodurch dieses Ergäntzungsstück ein eben so schönes Ansehen bekommen, als mancher lateinischer Autor mit notis variorum. Als ich mit dieser Kurtzweil umgieng, hatte es mein Freund inzwischen mit Hrn. Prof. **Gottscheden** aufgenommen, und sich die Mühe gegeben, seine richterlichen Aussprüche über die neue **critische Dichtkunst** durch eine kurtze Vergleichung mit der Gottschedischen zu beleuchten und die Verurtheilung des miltonischen Gedichtes in einem ironischen Blatte zu prüfen, indem er Hrn. Prof. **Gottscheden** den Verdacht ausreden wollte, als ob die schweitzerische Nation sich hätte überreden lassen, an **Miltons** Gedichte einen Geschmack zu finden. Diese Schriften sind in 5. Bogen in dem Januar 1741. ans Licht hervorgetreten.

Nun hätte man von denselben eine zweyfache Wirkung vermuthen können: Entweder daß sich diese deutsche Kunstrichter in ihrem Gewissen beschämt befinden, und auf Besserung bedacht seyn:

Oder

Oder daß sie allem ihrem Witz und Verstande aufbieten würden, eine so nachdrückliche Antwort zu ihrer Rechtfertigung abzufassen, welche die schweitzerischen Kunstrichter von dem Ungrund ihrer ausgefällten Urtheile überführen, die Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit der trillerischen Fabeln in ein helles Licht setzen, und das ungeheure, wilde und regellose Wesen in dem miltonischen Gedichte zu ihrer Beschämung offenbaren und entdecken würde: Denn darauf beruhet der gantze Streit; und so lange man den schweitzerischen Kunstrichtern diesen Grund ihrer Urtheile nicht durch einen gründlichen Erweis umstößt, so lange wird alles andere Geschwätze ein leeres Geplauder und ohne Frucht seyn. Allein da hat sich Horatzens Prophezeyhung richtig erfüllet: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus: Angesehen in dem Augustmonat und hiemit in dem zweyten Stüke der **Belustigungen** des Hrn. **Schwabe** bl. 162. unter dem Titel der **Anmerkungen über das Ergäntzungsstük zu der trillerischen Schutzvorrede** ein so ungesaltzenes, abgeschmaktes und witzloses Blatt als eine Vertheidigung zum Vorschein gekommen, als jemals aus der Feder des berühmten Philippi mag geflossen seyn. Wer dieses Blatt gelesen hat, der würde sich verschweeren, daß dasselbe von einem Hartnak, dem über der Correctur eines Exercitii stili die Galle überlauffen, wäre verfasset worden. Der lichtscheue Verfasser muß selbst gestehen, daß seine Anmerkungen von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß jedermann leicht wahrnehmen könne, daß sie nicht anderst als durch eine

Krank-

Krankheit möglich gewesen. (*) Er bekennet selbst ohne Pein und Marter, daß es nicht in seinem Vermögen sey, **an den Sachen des Ergänzungsstückes und seiner Anhänge etwas auszusetzen**, darum wolle er sich lediglich **an die Art des Vortrags** reiben, damit er **durch** sein **Stillschweigen** den Schweizern **nicht völlig gewonnen gebe**; es sey ja besser **etwas zu antworten**, als das Letzte zu haben. Und was sind denn dieses **vor** wichtige Anmerkungen? Was vor schwere Verbrechen werden wol auf diesen Schweizer gebracht? Horreo dicere: Man wirft ihm vor, daß er auf höchst strafbare Weise Hrn. D. **Trillers** Nahmen gestümmelt und mit Sternen geflickt habe drücken lassen; daß er den Nahmen Esopus mit einem einfachen E geschrieben; daß er anstatt **Alpengebürge, Alpgebürge**; anstatt zweifelhaft, **betreten**; anstatt Meynung, **Bereidung** ꝛc. gesetzet, und sich dadurch an der Reinigkeit der sächsischen Mundart schwerlich versündiget; endlich daß er die Hrn. Censoren in L - - durch eine unbequeme Figur **Bücherärzte** gescholten, und ihnen eine **Gelindigkeit** zugeschrieben habe. Wahrhaftig schwere Verbrechen, die sattsam an den Tag legen, daß dieser Schweitzer **ein nicht ganz verständiger Mann** sey, und die nicht anderst als mit heissen Bußthränen können ausgelöschet werden. Wer sollte nun nicht mehr als überzeuget seyn, daß das Urtheil des schweizerischen Kunstrichters von dem trillerischen Fabelbuche höchst unbegründt, und daß folglich seine ganze

(*) Er meint ohne Zweifel die Krankheit, die man mit Nießwurtz vertreibet.

zecritische Dichtkunst ein unnützes Buch sey? Denn wie sollte derjenige mit Grunde von Hrn. D. Trillers Fabelbuche, oder von Miltons Gedichte, urtheilen, oder sonst etwas vernünftiges denken und schreiben können, der nicht einmahl weiß, daß Esopus mit einem å muß geschrieben werden? Und wer wird demnach von diesem aus zartem Mitleiden gegen den verstockten Schweitzer vorgenommenen letzten Versuche einer Besserung eine schlechtere Wirkung erwarten, als daß sie ihn zwingen werde, im Sack und in der Asche Busse zu thun?

Ich habe um so viel nöthiger und verträglicher zu seyn erachtet, den historischen Verlauff dieses critischen Streites von seinem ersten Ursprung an ausführlich zu erzehlen, weil man sich von Seiten des Trillerischen und Gottschedischen Anhangs Mühe giebt, die wahre Ordnung und die Folge dieser Begebenheit zu unterdrüken und zu verwirren; wie man denn schon die Leute überreden will, daß nur einige Kleinigkeiten, die anfangs in ein Paar Zeilen gesagt worden, und einige Ausdrücke, die in Leipzig zu Papier gebracht worden, und in denen man gesagt habe, daß man mit den Schweitzerischen Kunstrichtern, und insbesondre mit der auch zur Aufnahme Miltons bestimmten Zürcher Dichtkunst nicht in allen Stücken einerley Meynung sey, diesen ganzen Streit, der sich nun mit solcher Häftigkeit ausbreitet, erreget haben. Wobey man heimtükischer Weise verschweiget, daß die bescheidene und gründliche Critick über die trillerschen Fabeln

in der neuen critischen Dichtkunst, die anzügliche und unverschämte Schutzvorrede zu der vermehrten Auflage des trillerischen Fabelbuches erstlich veranlasset, und daß Hr. Prof. Gottsched sich ohne Noth und Beruff in diesen Streit gemischet, und die schweitzerischen Kunstrichter nicht bloß durch einige hämische Ausdrüke über die critische Dichtkunst, sondern durch den gantz weitläuftigen und boshaften Artickel in dem XXIV. Stücke seiner Beyträge über das miltonische Gedichte zuerst angegriffen habe. Demnach wird diese blosse historische Erzehlung bey unparteyischen Lesern eine genugsame Vertheidigung der schweitzerischen Kunstrichter gegen das wilde Geschrey ihrer Gegner seyn, und sie vor dem so oft widerholten Vorwurff der Zanksucht, Unbescheidenheit, Grobeit ꝛc. genugsam schützen: Zumahlen da die trillerische Schutzvorrede, und der eben angeführte gottschedische Artickel zwey Original-Stücke einer critischen witzlosen Unbescheidenheit, Unhöflichkeit und Grobheit sind, deren kein Schweitzer, und sollte er gleich ein Brettigöwer seyn, fähig ist. Ich werde aber sonst noch Gelegenheit haben, die sächsische Höflichkeit dieser Kunstrichter in ihren Criticken in überzeugenden Mustern den gröbsten Schweitzern zum Wunder vorzulegen. Nur muß ich hier noch meine Leser bitten, daß sie es nicht einem Mangel der ihnen schuldigen Ehrfurcht beymessen, wenn ich in den folgenden Blättern mit meinem Gegner von keinen wichtigern Dingen werde zu sprechen haben, als von orthographischen und grammatikalischen Kleinigkeiten und

Grübeleyen: Denn sie werden sich bescheiden, daß ich mit Leuten zu thun habe, die weitläuftige Untersuchungen von dem inneren Werthe eines Buches, das man jungen Leuten anbefiehlt, ihren Geschmak darnach zu formieren, und womit sich andere geduldige Köpfe so jämmerlich schleppen, als grossen Männern unanständige Kleinigkeiten gantz verächtlich halten; hergegen ihre grösten Verdienste in den feinesten Klaubereyen über die Sprache und Wörter, denen sie beynahe allen ihren Witz und Verstand zu danken haben, suchen, und auch bisdahin glüklich gefunden haben. Ich werde mir zwar angelegen seyn lassen, um meines gefälligen Lesers willen, allerley nüzliche und erbauliche Anmerkungen mit einzustreuen, und dadurch zeigen, daß ich nicht vergessen habe, was ein Verfasser, der nicht genöthiget wird wider seine Neigung zu schreiben, seinen Lesern, die er in offenem Druck anzureden sich unterstehet, für Ehrfurcht schuldig sey.

Zürich den lezten des Weinmonats. 1741.

Erlenbach. Conrector.

I.

Critische Untersuchung, wer der Verfasser der neuen Anmerkungen zu der trillerischen Schutzvorrede sey.

DEr Verfasser dieser Anmerkungen hat vor dienlicher erachtet, seinen Nahmen zu verhöhlen, und damit hinter dem Berge zu halten. Er hat diesfalls nach seiner Freyheit gehandelt; denn so wenig jemand **durch die Obrigkeit kan gezwungen werden, alle Nahmen ganz herauszusagen**, eben so wenig kan man ihn darum vor dem Richter belangen, daß es ihm nicht gefallen hat, seinen Nahmen mit grossen Versalbuchstaben diesen Anmerkungen vordrücken zu lassen. Weil aber der ungenannte Verfasser **in einem Landewohner, wo man nichts ohne einen zureichenden Grund zu thun** gewohnt ist, so muß man sich nicht einbilden, als wenn er bey dieser Verhöhlung seines Nahmens bloß nach seiner Freyheit, welche die Franzosen Caprice nennen, willkürlich gehandelt hätte: Und wer sich nur ein wenig Mühe geben wollte, der Sache um etwas reifer nachzudenken, dem sollte es nicht schwer fallen, verschiedene dergleichen Gründe zu entdeken und auszufinden, die einen Verfasser zur Verschweigung seines Nahmens vermögen könnten. Mancher führt eine so giftige und anzügliche Feder, daß er nicht ohne Ursache besorgen muß, man dürfte ihn, wenn er bekannt wäre, empfindlich

auf

auf die Haut klopfen, deswegen er sich nicht anders als durch Verhöhlung seines Nahmens vor Verdrießlichkeiten schützen kan. Andere, die nicht in dieser Gefahr stehen, können aus allerley klugen Vorbetrachtungen bewogen werden, daß sie ihre Nahmen lieber verschweigen und sich hinter die Wand stellen: Entweder weil sie durch Bekanntmachung ihres Nahmens nicht Anlaß zu allerley Wortspielen geben wollen, wozu selbige in Absicht auf ihren Ursprung, Ton oder Bedeutung könnten mißbraucht werden: Oder weil sie durch das Ansehen ihres Nahmens der Freyheit der Critick in gerechter Austheilung des Lobes und Tadels nicht verhinderlich seyn, noch dieselbe einschränken wollen: Oder aus einem gerechten Mißtrauen gegen ihre Hirngeburten, weil sie besorgen, es mögte die schlechte Aufnahme, und das Urtheil der Kunstverständigen ihrem erworbenen Ansehen nachtheilig seyn; laut dem bekannten Sprichworte: Si tacuisset, Philosophus mansisset: Oder weil sie im Gegentheil fürchten, die Dunkelheit und das schlechte Ansehen ihres Nahmens dörfte den Werth ihrer Schriften selbst nicht wenig verringern und verdunkeln; zumahlen wenn sie sich vorstellen, daß man es sehr gewohnt ist, von dem Ruhm und Ansehen eines Verfassers auf die innerliche Güte eines Buches zu schliessen, und daß ein grosser Nahme schon manches schlechtes Buch hat verkauffen müssen, ꝛc. So leicht es nun aber ist, diese und andere dergleichen Beweggründe, die verschiedene Verfasser zur Verhöhlung ihres Nahmens bewegen könnten, aus-

fündig zu machen; so schwer ist es hergegen mit Gewißheit zu bestimmen, welche von diesen oder andern Ursachen eigentlich diesen oder jenen Verfasser zur freywilligen Unterdrückung seines Nahmens vermocht habe. Ist es mir erlaubt meine muthmaßlichen Gedanken in Absicht auf den Verfasser der Anmerkungen, um den es hier vornehmlich zu thun ist, offenherzig zu entdecken, so kan ich nicht bergen, daß es mir gar nicht wahrscheinlich vorkommen will, daß eine von denen obenangeführten Ursachen der zureichende Grund gewesen, um dessetwillen er seinen Nahmen verschwiegen hat, angesehen dieselben alle eine gewisse Furcht und ein zaghaftes Mißtrauen gegen sich und andere zum Grunde haben, wovon aber der Verfasser dieser Anmerckungen sehr weit entfernet ist. Es will mich in Absicht auf seinen Character, insoferne er aus diesen Anmerkungen erkennt wird, vielmehr bedünken, daß er seinen Nahmen aus einer großmüthigen Bescheidenheit mit gestudiertem Fleisse darum verborgen habe, damit die neugierigen Leser sich destomehr Mühe gäben, denselbigen aufzusuchen und zu entdecken; fast eben auf die Weise wie die kurtzweilenden Kinder sich öfters in die verborgensten und abgelegensten Winkel eines Hauses sorgfältig verstecken, nicht in dem Absehen, daß sie daselbst verborgen bleiben, sondern daß sie sich von ihren Gespielen, wiewol erst nach einem langen und emsigen Suchen, finden lassen, die darum auch nichts schmertzlicher verdrießt, als wenn diese im Suchen zu nachlässig sind, oder zu bald müde werden.

Die

Die blosse Vorstellung in Gedanken, wie sehr sich ein künftiger Salmasius den Kopf über der Entzieferung eines verborgenen oder verkleideten Nahmens zerstossen werde, hat schon manchen die angenehmste Kurtzweil verschaffet: Und daß die meisten von unsern verborgenen Scribenten sich gerne finden lassen, das zeiget des Placken ungeheures Register von so viel hundert entdeckten Anonymis und Pseudonymis. Ich werde darum vermuthlich der Absicht des Verfassers dieser Anmerkungen gantz gemäß handeln, und versichert ihm keine grosse Tücke thun, wenn ich ihn aus seinem Hinterhalt, wo ihm sonst die Weile schon zu lang werden will, hervorziehe. Ich lasse mich hieran nicht irren, daß dieser Verfasser selbst die Entdeckung seines Nahmens für eine gantz gleichgültige Sache ausgiebt, wenn er ausdrüklich sagt: **An meinem Nahmen kan dem Herrn Schweitzer noch weniger, als mir an dem seinigen gelegen seyn, und sie, hochgeehrtester Herr, werden mich vielleicht schon kennen.** Man muß die Höflichkeiten dieser Herren nicht gleich für baaren Ernst aufnehmen, und man kan aus diesen Worten selber schliessen, daß er damit nur unsere Neugier zu einer desto fleissigern Untersuchung habe reitzen und schärffen wollen. Und warum sollte mir an seinem Nahmen nichts gelegen seyn? Die Kenntniß des Nahmens eines Verfassers ist ja mehrmahlen der Schlüssel zu dem gantzen Buche; sonderbar aber hat eine eben so zweydeutige Schrift, als diese Anmerkungen sind, eines solchen Schlüssels wol vonnöthen.

then. Und ich bin sicher, wenn ich sage, daß ich Hrn. Prof. **Gottsched** für den Verfasser dieser Anmerkungen halte, daß man in denselben alsobald mehr Witz, Verstand, Annehmlichkeit und Höflichkeit finden wird, als wirklich darinnen ist. Ich muß zwar gestehen, daß ich es nicht mathematisch demonstrieren kan, daß Hr. Prof **Gottsched** der rechte Vater von diesem Kind sey; und ich habe selbst noch einige Scrupel, die mich fast überreden könnten, er dürfte vielleicht nur der Pflegvater seyn. Ich will darum auch nichts vor gewiß behaupten; sondern meine wahrscheinlichen Gründe für meine Meinung, und dabey, was meinen völligen Beyfall noch zurükhält, offenhezig entdecken, und dann dem Leser das Urtheil überlassen, welche von meinen angeführten Gründen überwiegen. Das ist indessen gewiß, wenn ich auch gleich in meiner Meinung irrete, daß ich Hrn. Prof. **Gottscheden**, dadurch etwas zuschreibe, dessen er sich nicht zu schämen hat, allermassen er schon viel liederlichere Sachen unter seinem Nahmen hat ausgehen lassen, als diese Anmerkungen sind, wohin ich insbesondere viele Artikel seiner **Beyträge**, und manches Stück von seinen **Tadlerinnen**, von seinem **Biedermann** und **Freymäurer** mitrechne, die dessen ungeachtet begierig gekauft und gelesen worden sind; denn das sind eben nicht allemahl die besten Bücher, die am meisten gelesen werden.

Ich kan es zwar nicht läugnen, daß ich, bevor ich die Sache genauer eingesehen und erwogen habe, auf die unschuldige Vermuthung gefallen bin,

bin, es dörften vielleicht diese Anmerkungen Hrn. D. **Triller** zugehören: Einestheils darum, weil es doch weit natürlicher ist zu vermuthen, daß derjenige, der sich unschuldiger Weise angegriffen zu seyn gläubt, seine angefochtene Ehre selbst zu retten versuchen werde, wenn er anderst nicht ein gelehrter **Hasenkopf** ist; da nun diese Anmerkungen sich überhaupt und grösstentheils auf Hrn. D. **Trillers** poetischen Nahmen und Ruhm beziehen, so hat mir nicht sobald einfallen können, daß gewisse leipzigische Kunstrichter sich so gar geschwinde in einen fremden Streit, der sie von Haut und Haar nichts angehet, mischen, und sich gar **dazu anbieten** würden: Anderntheils aber ist mir diese erste Vermuthung auch darum nicht gar unglaublich und von aller Wahrscheinlichkeit gantz entfernt vorgekommen; weil mir nicht verborgen war, daß **diese Art seine Gedanken durch Anmerkungen zu entdeken**, Hrn. D. Trillers **Liebling** sey: Massen er seine eigenen Gedichte selbst mit notis variorum ansehnlich auszurüsten gewußt hat, eine Ehre, welche noch wenig Büchern von ihrem eigenen Verfasser wiederfahren ist! Allein nachdem ich diese Anmerkungen mit Bedacht durchgelesen, fand ich einige Stellen, in welchen Hr. D. **Triller** gantz verächtlich mitgenommen wird, die meine Vermuthung auf einmahl vernichteten, indem es ja gantz unglaublich ist, daß ein Mensch bey gutem und gesundem Verstande auf sich selbst schmähen werde: Die erste von diesen Stellen findet sich Bl. 171. wo es heißt: **Der gute Herr Triller hat nur das** quid pro

quo seyn müssen. Und Bl. 178. stehet: Es fehlt daran so viel, daß ich D. Trillern die Probe machen, und zwanzig Fehler wieder die Sprache in einem Athem sagen lassen wolte, ohne daß sein Ergänzungsstückler einen davon merken sollte. Da wird ja der gute Mann nur mit einem leeren grossen D. ohne Titel, nicht besser als ein Schüler, der seine Mutterspracbe nicht einmahl reden kan, gantz schimpflich vorgestellt. Ich konnte also nicht mehr zweifeln, daß nicht diese Anmerkungen von jemand herkommen, der dem Hrn. Doctor nicht zum besten gewogen wäre; und ich hatte meinen Grund, diesen **Jemand** in Meissen und zwar in Leipzig zu suchen, denn der Verfasser macht sich auf der 173sten Seite eine Ehre daraus, daß er die **Thüringischen Bauren** seine **Herren Nachbarn** schelten darf, in deren Umgange er ohne Zweifel seine critische Machtsprache erlernet hat; denn sie **halten eben so wenig vom** deutschen **Complimentieren** als er selbst.

Da ich nun ferner wahrgenommen, daß dem Verfasser dieser Anmerkungen die Sprache der neuen Philosophie fast eben so aeläuffig ist, als dem berühmten Hrn. D. **Weißmüller**; daß er sich mit der Benennung des **nicht unansehnlichsten Theiles der besten Welt** kitzelt; daß er von der **Möglichkeit** und dem **zureichenden Grunde** überall so viel Geschrey machet, so konnte ich nichts anders gedenken, als daß dieser Verfasser ein offentlicher Lehrer der Weltweisheit in Leipzig seyn müßte, der in gedrükten

Schrif-

Schriften schon mehr als genug erwiesen, daß er ein grösserer Liebhaber von dieser neuen philosophischen Sprache, als von den Lehrsätzen derselben u. der Strengigkeit ihrer Erweise sey. Da nun diese prædicata und Eigenschaften zusammen genommen niemand anders als Hrn. Prof. **Gottscheden** zukommen, konnte ich in meiner Muthmassung nicht leicht irren: Und dieselbe bekam einen grössern Zuwachs an Wahrscheinlichkeit, als mir die Stelle auf der 163sten Seite ins Gesicht fiel, wo der Verfasser Rechenschaft giebt, warum er sich in einen fremden Streit eingelassen habe. Er sagt: **Hätte der Schweitzer von den Leipziger Censoren, den deutschen Journalisten und Gesellschaften, den Schülern des Hrn. Prof. Gottscheds, und dem Geschmacke der Deutschen überhaupt, in einem andern Tone gesprochen: So würde ich mich nicht so gar geschwinde zum Zweykampfe angebothen haben.** Ich merke bey dieser Stelle nur so viel an, daß alle diese angeführten Klagepuncten wiederum keinen andern Menschen als Hrn. Prof. **Gottscheden**, der sich schon vor geraumer Zeit zum Vormund und Verfechter der gantzen deutschen Nation und aller ihrer Schwachheiten eigenmächtig aufgeworffen hat, haben verdriessen und schmertzen können. Am meisten aber wurde ich durch die Stelle auf der 168sten Seite in meiner Muthmassung besteiffet, wo der Verfasser der Anmerkungen nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er nicht die besten Ursachen habe, Hrn. Liscov gut und gewogen zu seyn.

Er

Er sagt gantz trotzig: Ich will dem Liscov nicht geschmeichelt haben. Denn er weis nicht, ob ich sein Freund oder Feind, sein Verehrer oder sein Tadler bin: Und ich weis es auch nicht. Denn meine Waage giebt noch auf keine Seite Ausschlag genug. Nun weis ich aber in Leipzig keinen einzigen Menschen, der die geringste Ursache hätte, mit Hrn. Liscov unzufrieden zu seyn, als eben den Hrn. Prof. Gottsched, der sich schon vor vielen Jahren mit Hrn. Prof. Philippi wider ihn verbunden, und der jenem auch damahls nicht geschmeichelt hat, als er in einem vertraulichen Schreiben an seinen neuen Bundsverwandten, den Hrn. Philippi in Halle, die Liscovische Satyre Briontes vor ein infames Pasquill erkläret hat. Wovon eben Hr. Liscov selbst in der Vorrede zu der Sammlung seiner satyrischen und ernsthaften Schriften auf der 25sten Seite kan nachgesehen werden. Und man wird nun wol begreifen können, daß Hr. Prof. Gottsched selbst nicht eigentlich und sicher wissen kan, wie er mit Hr. Liscov daran ist, so lange dieser noch bey Leben ist, und die kleinen Geister und elenden Scribenten mit seinen Stacheln beunruhigen und verfolgen kan. Dieses sind nun die Gründe, die mich in der Untersuchung von dem wahren Verfasser dieser Anmerkungen bewogen haben, meinen Verdacht auf Hrn. Prof. Gottsched zu werffen. Ich suche meine Meinung niemanden aufzudringen, vielweniger Hrn. Prof. Gottsched eine fremde Arbeit zu unterschieben: Ich sage nur unmaßgeblich

geblich meine Meinung, und wie ich darauf gefallen bin, und gestehe dabey selbst gerne, daß es nicht lediglich unmöglich ist, daß ich in der Person irre; wie ich dann selbst noch einige Scrupel hege, die mich hindern, meine Muthmassung für eine baare Wahrheit darzugeben, und die ich eben zu diesem Ende, damit jedermann erkenne, daß ich nichts als die Wahrheit suche, nicht verschweigen will. Ich finde nemlich in dem Schreiben des ungenannten Verfassers an den Herausgeber auf der 163sten Seite eine critische Anmerkung, die ich Hrn. Prof. **Gottscheden** gantz und gar nicht zutrauen kan; es heißt daselbst: **Ich bedaure ihn, daß er sich zum Ergäntzungsstückler gemacht hat. Wegen dieses Worts aber erinnere ich / daß ich es für so analogisch als Vorredner halte.** Jedermann siehet, daß der Verfasser das Wort **Vorredner**, dessen sich der schweitzerische Criticus in seinen Anmerkungen zu dem Ergäntzungsstücke zu wiederholten mahlen bedienet hat, Hrn. **D. Trillern** damit anzuzeigen, als **anomalisch** (denn dieses ist so gut deutsch, als **analogisch**) verwirft, und durch eine ungereimte Nachäffung zu verspotten sucht: Nun findet sichs aber, daß Hr. Prof. **Gottsched** dieses Wort mit gutem Gewissen nicht verwerffen, vielweniger höhnisch verspotten kan, weil er als ein der **wehrtesten hochdeutschen Sprache höchsterleuchteter Meister / mächtigster Vermehrer / und aller unterthänigsten Nachfolge preiswürdigster Vorgeher /** dasselbige in seinen **Beyträgen** selbst gebraucht

braucht hat. So stehet in dem XIII. Stücke auf der 30sten Seite: Ich hätte mich beynahe durch das Muster des Herrn Vorredners verführen lassen. Auf dessen Ansehen hat auch ohne Zweifel Hr. Steinbach dasselbige neben dem Wort Lobredner als gut und gewöhnlich seinem Wörterbuch einverleibet. So ist hingegen das zur Verspottung nachgeäffete Wort Ergäntzungsstückler so abgeschmackt und pedantisch, daß ich mich nicht bereden kan, daß solches von Hrn. Prof. Gottscheds Erfindung seyn könne. Ein Ergänzungsstück ist ja ein Stück zur Ergäntzung; Stückler ist nicht einmahl gewohnt; und was sollte dann zur Ergäntzung stücklen sagen, oder was hat dieses mit Vorredner gemein; da das einfache Redner sehr gebräuchlich ist? Ohne diese Uebereinkunft aber ist das Wort Ergäntzungsstückler noch viel läppischer als Dichtkünstler/ Redekünstler/ Beyträgler/ Wörterbüchler ꝛc. Und dieses ist ein Handwerk für böse Buben, daß sie einander im Strauß nichtsbedeutende spöttische Nahmen anhängen; dergleichen man von einem ernsthaften Manne, wie Hr. Prof Gottsched ist, nur nicht gedenken darf. Ein anderer Scrupel, der meiner obigen Meinung im Lichte zu stehen scheinet, ist, daß sich der Verfasser dieser Anmerkungen in dem Schreiben an den Herausgeber des Hochgehrtesten Herren Herausgebers gehorsamsten Diener nennt. Nun ist bekannt und ausser Streit, daß der Herausgeber ein Schüler und Anhänger Hrn. Prof. Gottscheds, nämlich Hr. Schwabe ist; es dünkt mich

aber

aber das Compliment eines gehorsamsten Dieners gegen einen Schüler viel zu niederträchtig; und es ist jedermann bekannt, daß der Hr. Professor bey seiner ungemeinen Höflichkeit sich doch immer vorzusehen weiß, daß er von seinen Vorrechten nichts vergebe. (*) Ich lasse es also gäntzlich dahin gestellt seyn, ob meine critische Muthmassungen einigen Glauben finden werden oder nicht. Ich habe die Sache so gut und fleissig erwogen, als mir möglich gewesen: Habe ich die Wahrheit nicht gefunden, so hat es doch an meinem guten Willen und an emsigem Nachforschen nicht gemangelt. Das ist und bleibet indessen gewiß, daß diese Anmerkungen einen Verfasser, und dieses Kind einen Vater gehabt; wenn wir schon nicht so eigentlich wissen können, wer er gewesen ist, und wie er geheissen hat. Der Hr. Prof. Gottsched könnte uns durch ein offenhertziges Geständniß, oder durch eine kräftige Widerlegung meiner voreingeführten Wahrscheinlichkeiten am besten aus dem Wunder helfen.

(*) Ich muß hier erinnern, daß diese Muthmassungen sich nur auf den Augustm. der Belustigungen beziehen. Als ich sie schrieb, hatte ich den Weinm. und Herbstm. noch nicht gesehen, wo in den Fortsetzungen der Anmerkungen noch verschiedenes vorkömmt, das dienen könnte, neue Muthmassungen zu veranlassen, wer der ungenannte Verfasser seyn mögte, welche die ersten bald bekräftigten, bald wieder schwächeten.

II.

Zureichender Grund, warum der Herausgeber des Ergänzungsstückes den Nahmen Tr*ll*r nur mit Sternen und Alltagsstrichlein geflickt habe drücken lassen.

Es ist für einen sinnreichen Schriftverfasser ein grosses Glück, wenn seine Schriften von feindseligen Leuten, die eben keine Ursache haben, ihm was zu übersehen oder zu schenken, und die daneben so leckern sind, daß sie auch den unvermeidlichen und unverbesserlichen Fehlern nicht leicht Quartier geben, einer genauen Prüffung gewürdiget werden: Massen eine solche Prüfung der geprüften Schrift schon ein gewisses Ansehen und einen Werth beyleget, und ihr zugestehet, daß sie etwas mehr als eine blosse Verachtung verdiene; und woferne dann diese gereitzten Kunstrichter, die wegen ihres feindseligen Gemüthes auser allem Verdacht der Parteilichkeit stehen, an einer Schrift keine wichtigern Fehler, als nur etwann einige schlechte Neuerungen in der Rechtschreibung, in der Unterscheidung der Redepuncten, in der Eintheilung des Titels, und was dergleichen äusserliche Kleinigkeiten mehr seyn mögen, auszusetzen finden; so gereichet eine so beschaffene Critick dem getadelten Verfasser und seiner Schrift zum bewährtesten Lobe; angesehen jedermann auf die Gedanken fallen muß, daß der Plan, die Ausführung, die Gedanken, die Schreibart, und

alles

alles, was zu dem Wesen einer guten Schrift erfodert wird, untadelhaft und vollkommen seyn müsse; weil diese tadelsüchtige, denen es an dem guten Willen Fehler zu entdecken nicht gemangelt hat, alle diese Hauptstücke unangetastet haben vorbeygehen, und ihre Tadelsucht nur an solchen Kleinigkeiten weiden müssen, die bey billigen und vernünftigen Lesern nicht einmahl einer Entschuldigung bedörffen.

Ich kan mich rühmen, daß mir dieses Glück gantz unverdienter Weise wiederfahren ist, in Ansehung des merkwürdigen Fragmenti, welches ich zur Ergänzung der Trillerischen Schutzvorrede vor des Hr. Doctors neuen Fabelbuch, und zur Vertheidigung dieses grossen deutschen Fabeldichters gegen die Anklagen des Schweitzerischen Kunstrichters, als ein Verehrer der trillerischen Muse, erst neulich mit einer historischen Vorrede und mit Anmerkungen herausgegeben habe: Allermassen der ungenannte Verfasser, (von dessen Ansehen ich in der vorhergehenden Untersuchung nur muthmaßlich gehandelt habe,) mir in dem zweyten Stücke der **Leipzigischen Belustigungen** die Ehre angethan, und diese meine Anmerkungen einer genauen Prüfung gewürdiget hat. Wiewol aber dieser Kunstrichter nach seinem eigenen Geständniß an meinem Vorhaben und desselben Ausführung nichts zu tadeln gefunden, und also genöthiget gewesen, seine Tadelsucht auf solche kindische Kleinigkeiten zu werffen, die kaum für einen Schülerknaben wichtig genug wären, sich damit aufzuhalten, so bin ich dennoch nicht so stolz,

daß ich die Ungeschicklichkeit und das Unvermögen meines Tadlers, wie ich wol könnte, zu meinem Vortheil anwenden, und mich mit dem Schlusse kitzeln sollte, als ob meine Schrift im übrigen gantz untadelhaft und vollkommen wäre; ob ich gleich mehr als versichert bin, daß dieser gute Mann die wichtigern Fehler, wenn er einige hätte finden können, nicht ungeantet und ungestraft würde haben hingehen lassen.

Eben so wenig bin ich gesonnen, mich derjenigen Art der Vertheidigung zu bedienen, die in lauter Gegenbeschuldigungen bestehet; allermassen dieselbige bey Verständigen jederzeit für ein Zeichen einer verlohren gegebenen Sache angesehen worden, und allein bey den erboßten Trödelweibern für rechtskräftig gehalten wird, die fertig sind, eine Hure s. v. mit einer Hexe quitt zu machen.

Nil agit exemplum, litem quod lite resolvit.

Um so viel lächerlicher ist es, wenn ernsthafte Männer, die nicht viel weniger als Schutzgötter einer gantzen Nation bedeuten wollen, sich damit gegen allen Vorwurf sicher zu stellen vermeinen, wenn sie ihren Tadlern zum Gegensatz, diese und jene, obgleich manchmal noch so kleine Unrichtigkeiten, vorrücken: Gerade als ob keiner den andern mit Grunde wahrnen, tadeln, und bestrafen dürfte, wenn er nicht selbst engelrein und ohne Fehler ist: Oder als wenn die Fehler und Gebrechen eines andern die meinigen gäntzlich zernichten und auslöschen könnten. Man setze z. B.

den

den an sich selbst unmöglichen Fall, daß ich zulänglich erweisen könnte, Hrn. D. Trillers Fabeln wären eben so schlecht und abgeschmackt, als vortrefflich sie sind, und man könnte mir dagegen mit eben so vielem Grunde vorwerffen, daß ich in dem Vortrage meines Erweises vielfältig wider die Regeln der Höflichkeit oder der Rechtschreibung verstossen hätte, würde dieses darum meinen geführten Erweis unkräftig machen, oder darthun, daß Hrn. D. Trillers Fabeln ein Meisterstück des deutschen Witzes wären? Ich meines Orts suche keine Ausflüchten; sondern wenn ich mich überwunden sehe, so gebe ich es lieber gewonnen, und schäme mich nicht zu bekennen, daß ich mir kein Vorrecht der Unfehlbarkeit zueignen kan: Insonderheit wenn es solche Klaubereyen antrift, deren Wissenschaft einem nur den Ruhm des grösten Pedanten seiner Zeit erwerben kan, wornach ich gar nicht ehrgeitzig bin, und den ich meinem Kunstrichter gar nicht streitig machen will. Ich würde mich auch niemahls in die nähere Erörterung der aufgeworffenen seltsamen Streitfrage; ob ich einen zulänglichen Grund gehabt, den Trillerischen Nahmen mit Sternen geflickt auszudrüken / eingelassen haben, wenn mir diese Erörterung nicht Anlaß geben würde, einestheils den pedantischen Stoltz und den Unverstand meines Tadlers, und anderntheils das Lob meines Helden, Hrn. D. Trillers, in ein helles Licht zu setzen, und eines durch das andere zu beleuchten. Ich beschuldige meinen Kunstrichter eines pedantischen Stolzes, weil er diese von

ihm selbst aufgeworffene Frage, die fast eben so wichtig ist, als eine andere, **ob man den Nahmen Esopus ohne Sünde mit einem einfachen E schreiben dörffe**/ mit einem solchen gravitätischen Ernst und Amtseifer, und einem so richterlichen Aussehen abgehandelt hat, als ob es um die Entdeckung und Abstraffung eines Staatsverbrechens zu thun wäre. In diesem Tone giebt er auf der 167sten Seite folgenden Ausspruch: „ Kurtz, er hätte mehr oder weniger von seinem „ verstümmelten Nahmen sagen sollen, wenn er „ mit einem zureichenden Grunde hätte handeln, „ und andern nicht Gelegenheit geben wollen, zu „ sprechen, daß er etwas abgeschmacktes gethan „ habe. „ Und auf der 169sten Seite stimmet er auf einem noch höhern Tone an: „ Wie na„ türlich ist doch das! Ich bin versichert, wenn „ man dem allereinfältigsten unter allen Vereh„ rern der Trillerischen Muse anrathen wollte, „ Hrn. **Trillers** Nahmen mit Sternchen anstatt „ der Selbstlauter zu flicken: So würde er seinen „ Rathgeber für einen Menschen halten, der sei„ nen Verstand verlohren. Und gleichwohl thut „ es ein schweitzerischer Kunstrichter ꝛc. „ Ich beschuldige ihn aber daneben auch des Unverstands, sintemahlen er von seinem Unvermögen den zureichenden Grund dieses seltsamen Ausdrucks einzusehen, sein dreiste auf den wirklichen Mangel eines solchen Grunds arguirt und schliesset; und bey allem seinem Großthun das Bekäntniß ablegen muß; Bl. 167. „ Was aber den Verfasser zu „ dieser sonderbaren Art die Wörter drucken zu „ lassen,

„ lassen, bewogen habe, das kann ich nicht erklä-
„ ren. „ Der gute Mann hat aus der neuen Philosophie gehört von dem Satze des zureichenden Grundes schwatzen, und für bekannt angenommen, daß alles seinen zureichenden Grund haben müsse, warum es ist, warum es so und nicht anderst ist: Aber er hat sich durch seine Eigenliebe schändlich bethören lassen, wenn er sich beredet, daß kein zulänglicher Grund für etwas vorhanden seyn könne, wenn er nicht vermögend sey, denselben einzusehen. Und diese ungereimte Anwendung eines so nützlichen Grundsatzes hat mich bewogen, ihn durch dieses Beyspiel zurecht zu weisen; da ich ihm nämlich den zureichenden Grund, warum ich Hrn. D. Trillers Nahmen mit Sternchen geflikt habe drucken lassen, den er nicht sehen und ausfinden können, so deutlich werde vor Augen legen, daß er muß überzeuget werden, daß etwas seinen zureichenden Grund haben könne, wenn er schon nicht im Stande ist, denselben zu entdeken.

Ich will meine Gedanken in gewisse Sätze einschliessen.

1. Die Vor- und **Geschlechtsnahmen** dienen, eine besondere Person dadurch, als durch ihre eigene Benennung, von allen andern zu unterscheiden.

2. Wenn ich eine gewisse Person loben will, so ist meine Absicht, daß meine Leser die rühmlichen Eigenschaften und Verdienste eben dieser und nicht einer andern Person zuschreiben: Und dieser Absicht gemäß muß ich den Geschlechtesnahmen derselben so **kennbar** ausdrücken, daß diejenigen,

denen ich meinen Helden anpreisen will, in der Person nicht irren können. Sonst würde ich wider meine Absicht handeln.

3. Ein Geschlechtesnahme kan **kennbar** seyn, wenn er schon nicht vollständig mit allen Buchstaben ausgedrückt wird.

4. Die selbstlautenden Buchstaben, ob sie gleich die Seele eines Nahmens sind, sind für sich allein nicht zureichend, eine Person so kennbar zu machen daß man sie von andern unterscheiden kan: Zumahlen da die deutschen Geschlechtesnahmen mehr Cörper als Seele haben, und die Seele tief in dem Cörper vergraben liegt. Wer würde z. E. errathen können, daß dieses **i**e*, *o*****e*, **Triller**, und **Gottsched**, bezeichnen sollte?

5. Der erste u. letzte Buchstabe eines Geschlechtsnahmens sind kaum einem Nahmen so eigen, daß sie nicht auch andern zukommen: Folglich sind sie nicht von aller Zweydeutigkeit frey. Man nehme z. E. den Nahmen meines Helden T*****r.

6. Gleichwie eine Erklärung, die solche Eigenschaften entdecket, deren jede absonderlich genommen auch wol andern Dingen zukömmt, dennoch gut und zulänglich seyn kan, eine Sache von allen andern zu unterscheiden, woferne nur diese gemeinsamen Eigenschaften alle zusammen genommen keiner andern als der erklärten Sache zukommen: Also ist der Ausdruck eines Geschlechtesnahmens schon kennbar genug, und frey von aller Zweydeutigkeit, wenn er so viel Buchstaben ausdrücket, die zusammen genommen nur diesem Geschlechtesnahmen ganz eigen sind.

7. Die

7. Die Mitlauter, die als der Cörper einen Geschlechtsnahmen sichtbar machen, u. Literæ radicales sind, kommen selten alle zusammengenommen in eben derselben Ordnung mehrern Geschlechtsnahmen zu; und folglich sind sie meistentheils ohne die Selbstlauter zulänglich eine Person kennbar zu machen, und von allen andern zu unterscheiden.

8. Was den Nahmen meines Helden insbesondere angehet, so sind die blossen Mitlauter desselben zusammen genommen ihm so eigen, daß sie meines Wissens keinem andern deutschen Geschlechtsnahmen in eben der Ordnung zukommen: Und so hätte ich ohne Gefahr einiger Zweydeutigkeit die blossen Radicalbuchstaben oder Consonanten hinsetzen und auf diese Weise **Trllr** miteinander verbinden können: Ich habe aber um der Schwachen willen noch mehr gethan, und die Lüken, wo die Selbstlauter ihren Sitz haben, mit besondern Zeichen ausgefüllt und angemerckt, und dadurch diesen Geschlechtsnahmen gegen alle Mißdeutung sicher gestellt: Denn da der letzte Vocal nicht zweifelhaft seyn konnte, so waren nicht mehr als vier Fälle der Mißdeutung möglich, nemlich **Traller, Treller, Troller, Truller**; von welchen vier Benennungen meines Wissens keine die Ehre hat, einen deutschen Geschlechtesnahmen auszumachen. Folglich war **Triller** für Leute, denen die Geschlechtsnahmen der deutschen Gelehrten nicht unbekannt sind, die einige mögliche Lesart.

9. Zudem ist der Nahme meines Helden so berühmt, daß wenn ich nur den **grossen Fabel-**

dichter Deutschlands nenne, schier jedermann verstehet, daß ich Hrn. D. **Triller** meine: Eben so gut, als falls ich Hrn. Prof. G-ttsch-d den deutschen **Fontenelle** betittle, es alle seine Schüler merken können.

10. Ich kan mich auch auf die Erfahrung und das Gewissen meines ungenannten Tadlers berufen, der muß mir Zeugniß geben, daß ich den Nahmen meines Helden durch die besondere Art des Ausdrucks nicht unkennbar gemacht habe: Er sagt ja auf der 166sten u. f. Seite: „Man brauchet eben nicht das Ebräische ohne Puncten so „zu verstehen, wie Rabbi Sievers, wenn man „es mercken soll, daß dieses mit Sternen geflikte „Wort **Triller** heisse.„ Und er muß ein schwaches Gedächtniß oder eine unverschämte Stirne haben, daß er mich gleich auf der 169sten Seite anklagt: „Der **Verehrer** der Trillerischen Muse „**vergräbt** den Nahmen seines Helden.„ Heißt dieses einen Nahmen vergraben, wenn ihn auch die dummsten Jungen ohne Kopfbrechen merken können? Ich will ihm darum im Vorbeygehen eine gute Lection heimgeben, die er fleissig studieren muß: M-nd-c-m oportet esse memorem. Ich bin sicher, daß er mich mit halben Worten verstehet.

11. Ich habe aber diese seltsame Art des Ausdrucks vor der gewohnten aus folgenden Gründen erwehlet.

12. Ich habe den Geschlechtesnahmen meines Helden seiner Vocalen, die ihm doch nicht eigen sind, beraubet; uud ihm nur dasjenige gelassen,

lassen, was ihm als sein Eigenthum zugehöret, um dadurch einestheils anzuzeigen, daß Hr. D. Triller bessere Qualitäten und wichtigere Verdienste, als nur die zween Vocalen in seinem Nahmen besitze: Anderntheils daß er nicht nöthig habe zu seinem Ruhme was fremdes zu borgen; sondern daß er von allem fremden Zusatz entblößt in seinem Eigenthum noch groß genug sey. Sua virtute se involvit.

13. Ich habe seinen Nahmen mit Wegwerffung der Selbstlauter, nur bloß durch Consonanten ausgedrückt, anzudeuten, daß sein poetischer Ruhm auf der Uebereinstimmung und Verbindung so vieler lebendiger Consonanten, (ich meine die Journalisten, die rechte Mitlauter sind,) beruhe.

14. Ich habe durch Wegwerffung der Vocalen den Nahmen meines Helden unaussprechlich gemachet, meine Verehrung für denselben dadurch an den Tag zu legen, und zu verhüten, daß er nicht von jedem unreinen Munde so leicht könnte entweyhet werden.

15. Ich habe durch diese Verstümmlung zugleich verhütet, daß dieser Geschlechtesnahme meines Helden, der in seiner Bedeutung was anstössiges hat, nicht so leicht zum Gespötte und zu Wortspielen könnte mißbraucht werden. Denn ein Triller ist das Geschöpfe eines Sängers, wenn er seine Stimme wunderbarlich kräuselt und in einen Wirbel drehet. Und aus einer gleichen Ursache habe ich diesen Nahmen nicht bloß durch die erste Sylbe andeuten wollen, weil in einigen Mundarten das

Wort Trill eine leichtsinnige Metze bedeutet. Also habe ich allem Aergerniß vorbiegen wollen.

16. Ich habe die Lücken, wo die verworffenen Vocalen ihren Sitz haben, mit Sternchen ausgefüllet, in Hofnung, daß diese Sternchen den Nahmen nicht verdunkeln, sondern erleuchten werden. Damit habe ich zugleich zu verstehen geben wollen, daß dieser durchlauchtige Nahme meines Helden eben so wol verdiente, unter die Sternen versetzt zu werden, als die beyden Bären.

17. Ich muß zwar bekennen, daß sich in dem Texte statt der Sternen wider meinen Willen nur bloße Alltagsstriche eingeschlichen haben: Und mein Tadler hat den wahren Grund von diesem Fehler im ersten Mal errathen, weil nämlich die Sterne etwas rar gewesen sind. Man mußte aus Mangel Kalks mit Leim mauren.

18. Nichtsdestoweniger, weil alles was neu und seltsam ist, die Verwunderung erwecken kan, so habe ich nicht ohne Grund erachtet, daß diese neue Art den Trillerischen Nahmen zu schreiben statt eines Nota bene meine Leser auf diesen beliebten und belobten Nahmen aufmerksam machen werde. Pulchrum est digito monstrari & dicier HIC EST!

19. Ich könnte noch hinzusetzen, daß ich den Geist derjenigen von meinen Lesern, die sich gerne an der Auflösung nicht allzu verworrener Räthsel, und an der Entzieferung nicht so gar versteckter Logogriphen belustigen, um etwas angenehm habe beschäftigen wollen, doch so daß sie ohne vieles Kopfbrechen das Geheimniß entdecken könnten.

20. End-

20. Endlich, wenn das Sprichwort, quod exemplo fit, jure fit, Grund hätte, so könnte ich mich auf das Exempel des Hrn. **Liskovs** beruffen, welches in der ersten Herausgabe seiner **Lob- und Schutz-Schrift für die elenden Scribenten**, (welches kleine Buch einem Tadler eben so widerlich ist, als jenem Narbichten sein Spiegel,) die grossen Nahmen seiner drey Helden **Philippi, Rodigast** und **Manzel** gleichfalls nur mit Alltagsstrichlein geflickt hat drücken lassen. Ob er damit den Character eines Lobredners geschändet, und ohne einen zureichenden Grund etwas abgeschmacktes gethan habe, das lasse ich ihn selbst verantworten; er hat das Alter: Vielleicht giebt dann die noch innestehende **Waage** meines Tadlers **den Ausschlag, daß er** gewiß **wissen kan, ob er Liskovs Freund oder Feind, Verehrer oder Tadler seyn wolle:** Denn es kommt bey ihm nicht auf den Verstand, sondern auf den Willen an, ob er jemandem seine Gunst oder Ungunst wolle zu Theil werden lassen.

Ich überlasse nun den Entscheid meinen Lesern, ob ich ohne zureichenden Grund gehandelt, oder ob mein Splitterrichter ohne einen solchen getadelt habe. Das ist gewiß und erwiesen, daß ich meine oben eingeführten Absichten auf keine andere Weise als durch die bewerkstelligte Bezeichnung des trillerischen Nahmens hätte erhalten können, denn wenn ich **mehr oder weniger von** seinem **verstümmelten Nahmen angebracht** hätte, so **würde** ich gerade wieder meine Absichten gehandelt

delt haben. Daß aber mein Tadler und andere seines gleichen die zum Ruhm des Trillerischen Nahmens gehegeten ehrlichen Absichten nicht einzusehen vermocht haben, und vielleicht noch izo nicht erkennen wollen, ist ja meine Schuld nicht, was kan ich dafür, daß sie so dumm sind, und nichts merken wollen, bis man sie bey den Ohren zupfet, und auf die Finger klopfet; und auch dannzumahlen muß man es noch auf ihre Fähigkeit und auf ihre Willkür ankommen lassen, ob sie klug werden wollen. Denn es giebt unter ihnen solche harte Köpfe, denen man schon in gedrückten Blättern hat vorwerffen müssen:

Wie öfters hat man dich schon auf die Faust geschlagen,
Und bist doch noch nicht klug. - - - -

Picander.

Histori-

III.

Historischer Erweis,

daß das Ergäntzungsstück zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche,

Herren Doctor Trillern;

die Vorrede und Anmerkungen zu demselben aber

Mich

zum Verfasser haben.

DEr Verfasser der neuen Anmerckungen in den monatlichen Leipzigischen Belustigungen erweiset sich in der That als einen rechten Kunstrichter, indem er allerley critische Räncke brauchet, seiner schlimmen Sache ein Färblein anzustreichen, und seinen deutschen Lesern ein Blendwerck zu machen. Wie sollte es aber einer anderst machen, wenn er sich ohne den Beystand der Wahrheit zu einem critischen Zweykampfe freywillig anbieret, und da es ihm an der gerechten Sache und einer gründlichen Verantwortung mangelt, dennoch so keificht ist, daß er seinem Gegner nicht nachgeben will, ob er gleich zu Boden liegt, sondern mit jenem gestriegelten Manne noch immer unter der Bancke hervor schreyet: Ich bin doch das Haupt! Wer zwischen antworten und sich verantworten keinen Unterschied zu machen weiß, und sie vor gleichgültig achtet, der wird alle-

allemahl demjenigen den Sieg zuschreiben, der das letzte Wort hat: Und unser Leipzigische Verfasser scheinet sich mit dergleichen Gedancken zu tragen, wenn er selbst auf der 163sten Seite bekennet, daß er sich davon eine Arbeit gemachet habe, seinem Gegner auch etwas zu antworten, damit er nemlich nicht das Letzte habe.

Der Leipzigische Kunstrichter gläubt, daß gegen einen Feind alles erlaubt sey, wodurch man demselben Abbruch thun kan. Ich will darum auf diesem Blatte eine neue critische Kriegeslist, deren sich unser Kunstrichter bedienet hat, entdecken, damit jedermann sehe, daß er bisdahin nur mit verbotenen Waffen, und wider seinen eigenen Schatten gefochten habe. Ich darf nicht förchten, daß ich durch dieses Vorhaben der Scharfsichtigkeit der deutschen Leser zu nahe trete, nachdem dieser Kunstrichter, der ein Vormund der deutschen Nation seyn will, sich selbst hat bereden können, daß es nicht unmöglich sey, seine Landesleute und Mitbürger durch dergleichen Ränckе zu bethören und hinter das Licht zu führen.

Die critische Kriegeslist, der er sich bedienet, bestehet darinnen, daß er in der Vorrede zu seinen Anmerckungen auf eine heimtückische Weise eine historische Wahrheit, welche die Grundfeste von dem Ruhme meines Helden ist, und an welcher niemand, als der in das Gericht einer sceptischen Verstockung gefallen ist, im geringsten zweifeln kan, beyläuftig zu untergraben, und verdächtig zu machen suchet, wenn er auf der 166sten Seite sich vernehmen läßt: „Ich gehe darinnen von

meinem

„ meinem Herren Schweitzer ab, daß ich den „ Text zu meinen Noten nirgends selbst gemacht „ habe. „ So weit vergehet sich der Neid, wenn er durch das Unvermögen, dem sich überall ausbreitenden wohlverdienten Ruhme eines Dichters Abbruch zu thun, noch mehr gereitzet wird, daß er endlich keine Scheue trägt, das wirckliche Daseyn desselben in Zweifel zu ziehen. Bey obiger Ausdrückung bitte ich nur so viel anzumercken, daß eine heimliche Bestraffung seines Gewissens ihm nicht gestattet hat, die gantze Lügen ohne das Milterungs-Wörtlein nirgends, wodurch im Gegensatz der Verdacht nur auf einige Stellen des Trillerischen Fragmenti eingeschräncket wird, herauszusagen.

Aber der Leipzigische Verfasser dieser neuen Anmerckungen hat es bey diesem um etwas zweydeutigen Anzuge nicht bewenden lassen; sondern nachdem er einigen unberichteten Lesern dadurch einen Argwohn beygebracht zu haben sich beredet, so hat er ferner in der zweyten Anmerckung auf der 170sten und f. Seiten, wo er die Heimath des Ergäntzungsstückes untersucht, die boshafte List gebraucht, alles so kunterbund durch einander zu werfen und künstlich zu verwirren, daß man nicht leicht sollte errathen können, ob er das Ergäntzungsstück und die Anmerckungen über dasselbe nur einem und demselben, oder gantz verschiedenen Verfassern zueignen wolle: Wobey er sich in dem gantzen Vortrage mit Fleisse einer starcken Zweydeutigkeit bedienet hat, damit er allenfalls gegen die Vorrückung einer offenbaren Lügen eine Ausflucht

flucht haben mögte. Diese Bosheit ist aber um so viel grösser, da er nicht alleine kein Bedencken hat, Hrn. D. Triller diese critische Gebuhrt streitig zu machen, als ob sie untergeschoben wäre; sondern noch überdas diese Ungerechtigkeit in der straffbaren Absicht begehet, damit er seinen Muthwillen an der Hrn. Trillern geraubten Schrift selbst desto besser verüben, und sie als ein unvollkommenes / ungleiches / niederträchtiges und in Beyfall und Tadel ausschweifendes Jedermannswerck desto freyer mißhandeln und herumtermachen dürffte; wovon ihn das Ansehen Hrn. D. Trillers noch würde hinterhalten haben. Er wird zwar seine Sache damit um etwas zu mildern und wieder gut zu machen gedacht haben, daß er das geraubte Stücke, welches ich wegen seiner Vortrefflichkeit aus dem Staube hervorzuziehen, und mit Anmerckungen zu begleiten würdig geachtet habe, einem Schweitzer zu Theil werden läßt: Allein die Schweitzer sind es nicht gewohnt, die Wahrheit um eines falschen Scheines der Ehre willen zu verrathen, zumahlen da die vergällte Bosheit dieses Kunstrichters die Ehre, ein Verfasser von dieser Schrift zu seyn, zur Beschimpfung der ganzen schweitzerischen Nation mißdeutet und verkehret.

Die Sätze, die der Leipzigische Verdreher zwar nicht gantz offenbar zu laugnen sich getrauet, aber doch um etwas verdächtig zu machen gute Lust hätte, sind diese: Hr. D. Triller hat den Text des Ergäntzungsstücks verfasset: Dieser Text ist gewiedmet gewesen / die Vorrede / welche der neuen Herausgabe der Fabeln Hrn. D. Trillers

Trillers vorgesetzt ist / zu ergäntzen: Dieses Ergäntzungsstücke ist durch einen Kaufmann von der Leipziger Michelis-Messe des vergangenen Jahrs nach Zürich in die Schweitz gebracht worden. Lauter historische Sätze, derethalben kein vernünftiger Mensch fodern wird, daß ich sie à priori erweise, massen dergleichen Wahrheiten lediglich auf eigenem Geständnisse, auf Zeugen und Urkunden beruhen; zu geschweigen, daß dieselben auch ohne die historischen Gründe so viel Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß sie ohne überwegende Gegengründe nicht so dreiste zu verwerffen sind.

Für die Wahrheit dieser Sätze haben wir erstlich das eigene Geständniß Hrn. Doctor **Trillers**, auf welches ich mich in der Vorrede zu dem Ergäntzungsstücke offentlich beruffen habe: Nun hat es Hr. D. **Triller** bis diese Stunde nicht widersprochen; folglich gilt auch hier das bekannte: Qui tacet consentire videtur. Zweytens lehret das Ergäntzungsstück Bl. 154. mit klaren Worten, daß es zu der Vorrede vor dem Trillerischen Fabelbuche gewiedmet gewesen, und einen nahmhaften Theil derselben habe ausmachen sollen. Wer wollte aber vorgeben dürfen, daß die Vorrede zu den Trillerischen Fabeln in der Schweitz fabriciert worden? Drittens kan ich mich auf das Gewissen des Herausgebers dieser Trillerischen Fabeln, und aller Freunde und Verehrer der Trillerischen Muse in Leipzig, die dieses Ergäntzungsstücke im Manuscript gelesen, und von allem Wissenschaft gehabt, beruffen. Viertens kan ich das

Original-Manuscript aufweisen, wie es von Leipzig nach Zürich gebracht worden; ich kan den berühmten Kaufmann nennen, der solches überbracht hat, und die Personen nahmhaft machen, die mit zugegen gewesen, als dieser gelehrte critische Kram ausgepackt worden. Fünftens habe ich Briefe von meinem ungenannten Correspondenten in Leipzig, die mich nicht alleine von der Wahrheit alles obigen feyerlichst versichern; sondern mir noch die weitere Nachricht ertheilen, daß mein Manuscript des Ergäntzungsstückes, so ich habe drücken lassen, gerade zu Anfang um etwas mangelhaft sey; denn kurtz vor der ersten Zeile: **Mein! Was erhebet nicht der ehrliche Mann für ein greuliches Lermen** ꝛc. ? werden die Urtheile des Schweitzers **kindisch**, seine Zunöthigungen **abgeschmakt**, und seine Einwürffe **hämische Verdrehungen unschuldiger Worte und Gedanken** genennet. Diese Briefe halte ich mit Fleisse zurücke, theils meinem Correspondenten zu verschonen, der sonst wegen seines Hochverraths kaum seines Lebens gesichert seyn würde; theils damit ich auf allen Fall die besten Pfeile in dem Köcher behalte. Sechstens wird der gantze Inhalt dieses Fragmenti oder Ergäntzungsstückes, welches eine hertzhafte Beschimpfung und Abfertigung des Schweitzerischen Kunstrichters im Nahmen Hrn. D. **Trillers** enthält, jedermann überzeugen, daß solches weder von dem Zürichischen Verfasser der critischen Dichtkunst, noch von einem seiner Freunde könne verfertiget seyn. Und wer anders denkt, den würde ich billig in den Verdacht fassen, daß er den unwi-

derruf-

derrufflichen Ausspruch, Niemand hat jemahls sein eigenes Fleisch gehasset, in Zweifel ziehen müsse. Siebendens habe ich durch Vergleichung dieses Stückes der Trillerischen Vorrede mit dem Auszuge, der in den hamburgischen Nachrichten zur Vertheidigung der Trillerischen Fabeln gemacht worden, augenscheinlich dargethan, daß diese beyden Stücke einander so ähnlich seyn, als ein Ey dem andern seyn kan; folglich daß sie aus einer Feder geflossen, und in einer gleichen Absicht geschrieben worden. Wer will sich aber erfrechen, die Leute zu bereden, daß der Auszug in den hamburgischen Nachrichten in der Schweitz verarbeitet worden? Achtens könnte ich dieses alles mit chronologischen Gründen befestigen, wenn ich der Sonne eine Fäkel anzünden wollte, und es nicht vor überflüssig hielte, meine Leser mit Gründen von dieser Natur zu beschweren. Dazu kömmt noch neuntens, daß dieser critische Fabelhans selbst diese erwiesene historischen Sätze weder offentlich angreiffen, oder durchaus leugnen darf, sondern nur einige unbestimmte Stellen des Ergänzungsstükes als zugeflickt und untergeschoben gerne verdächtig machen wollte, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es ihm vorträglich wäre, wenn er die Leute dieses überreden könnte. Er wird aber so lange den Nahmen eines boshaften und frechen Kerls tragen müssen, bis er diese ihm alleine verdächtigen Stellen, anzeiget, und erweiset, daß sie von einem Schweizer hinzugeflicket worden. Er hat auch bisdahin zum Behuf seiner frechen Muthmassung nichts anbringen können, als daß er Bl. 173. sich auf

seine **Freyheit zu denken, was er will**, beruffet. Meinethalben kan er **denken**, die Schweitzer wohnen hinter den mit ewigem Schnee bedeckten Alpen in den Spälten und Klüften der Felsen; sie sehen den Himmel und das Licht des Tages niemahls als nach einer unterirrdischen Reise von etlichen Stunden, und essen nichts als Haberstroh und Pumpernikel. Diese willkürliche Freyheit wird ihm niemand streitig machen: Aber wenn er dergleichen possierliche Träume in offentlichem Druke für baare Wahrheiten ausstreuet und zu Markt trägt, so muß ers sich gefallen lassen, daß unsre gröbsten Schweitzer Bauren, die niemahls über **einen Steinwurff von dem väterlichen Felsen sich verlaufen haben**, wenn sie in ihrer Höle bey dem düstern Licht einer brennenden Lampe die **Belustigungen des deutschen Witzes** lesen, sich über seine dumme Unwissenheit recht hertzlich lustig machen.

Nachdem ich nun unwidersprechlich erwiesen habe, daß daß Ergäntzungsstücke Hrn. D. Triller zum Verfasser habe, so muß ich noch eine wichtige Probe von dem critischen Geschmacke dieses Leipzigischen Sprachrichters darlegen. Er sagt auf der 172sten Seite mit einer gravitätischen **Dorfschultzenmine**: „ Ich bin nebst andern ehrlichen Deutschen der Meinung, daß das **Ergänzungsstücke** gewiß einen Schweitzer zum Vater habe. Denn es ist meines Erachtens so „ schweitzerisch, daß es nicht schweitzerischer seyn „ könnte. Und da es uns einmahl den Nahmen „ seines Verfassers nicht hat sagen wollen: So

„ wür-

„ würden die Deutschen das bloße Vaterland
„ endlich, auch ohne es nennen zu hören, errathen
„ haben. „ Ich lasse meine Leser aus dieser Pro-
be ermessen, wieviel dem mechanischen Geschmak
dieser Deutschen, denen der Leipziger den seinen
leihet, im Puncte der Sprache und der Höflich-
keit zu trauen sey, da sie es in denen darauf ge-
gründeten Urtheilen eben so nahe und glücklich tref-
fen, als nahe die Schweitz von Saarbrüken ab-
gelegen ist: Und nach welchen sie die niedersäch-
sische Schreibart eines berühmten deutschen Dich-
ters von der groben und rauhen Schweitzerischen
nicht zu unterscheiden wissen. Was im übrigen
den Vorwurff der Grobheit und andere Beschim-
pfungen, womit der gute Mann auf den erdich-
teten Schweitzer gezielet, anbelangt, so fallen die-
selben alle auf Hrn. D. **Triller** zurücke, als den
wahren Verfasser des Ergäntzungsstückes; und
ich überlasse seiner streitbaren critischen Feder die-
se Unbill zu rächen. Doch wie ich vermuthe, so
wird er auch selbst dieser Mühe vielleicht können
überhoben seyn, denn ich zweifle keineswegs, es
werde der Leipzigische Tadler, wenn er sehen wird,
daß ihm sein Anschlag mißlungen, und er Hrn.
D. **Trillern** obgleich wider Willen für den wah-
ren Verfasser des Ergäntzungsstückes erkennen
muß, nach seiner Freyheit **zu denken, was er**
will, dieses Ergäntzungsstück, welches ihm in der
Beredung, daß es **in der Schweitz zu Hause** sey,
so abgeschmakt vorgekommen, bald in einem andern
Licht als eine abgenöthigte, gelassene, in Beyfall
und Tadel unparteyische und gerechte Schutzschrift,

die unmöglich von jemand anders, als dem grö-ßten Dichter Deutschlands hätte können verferti-get werden, ansehen, und also Hrn D. Trillern seinen Ruhm wieder herstellen.

Sollte aber der Leipzigische Tadler, der sich allezeit ein offenes Loch zum Abzug vorbehält, (siehe auf der 167sten Seite,) sich mit dieser kah-len Ausflucht bedecken wollen; er habe in der zwey-ten Anmerkung durch die höflichen und hochdeut-schen Beschimpfungen nicht so fast das Eraäntzungs-stücke selbst, als vielmehr die schweitzerischen An-merkungen zu demselben gemeint; so gestehe ich zwar gar gerne, daß diese Anmerkungen aus meiner Feder geflossen, und daß ich ein ehrlicher Schwei-zer bin, (denn es wird eben so wenig ein Lum-penstück seyn, ein Schweitzer, als ein Sachse und Meissner zu seyn): Aber wenn er mich um die-ser unschuldigen Anmerkungen willen offentlich zu beschimpfen über das Hertz bringen können, so sage ich ihm gantz dreiste ins Angesicht, daß er Lob und Tadel nicht zu unterscheiden weis, und daß ihn der blosse Neid dazu muß angetrieben haben. Jedermann hat erkennt und mir das Zeug-niß gegeben, daß ich Hrn. D. **Trillers** critische Großmuth u. Stärke nach Verdienen gelobet, und sein Lob in das helleste Licht gesetzet habe: Nur die-ser neidische Klügling will die Leute überreden, ich habe selbigen durch dieses Lob gröblich beschimpfet, und es sey mir bey meinem Lobe nicht recht Ernst gewesen. Welche Vermessenheit! Weiß er denn besser, was ich denke, als ich? Oder wer hat ihn zum Richter über andrer Leute Absichten ge-

setzt?

setzt? Ich fodere ihn offentlich heraus, daß er mir die Stellen in meinen Anmerkungen über das Ergäntzungsstücke deutlich anzeige, mit welchen ich Hrn. D. Triller sollte beschimpfet haben, und wo er solches nicht leisten kan, so sage ich ihm, daß er sich besser zu einem Fußknechte bey einem Schweitzerregimente, als zu einem Kunstrichter in der Gelehrsamkeit schicke.

IV.

Abgenöthigtes Lob eines critischen Versuches von einer freyen Uebersetzung aus der schweitzerischen in die sächsische Sprache.

Es ist ein untrügliches Symptoma und Kennzeichen einer schweren Leibes- oder Gemüthes-Krankheit, mit Nahmen der Schwindsucht und der Zanksucht, wenn einer so murrisch ist, daß er mit jedermann über Sachen zu keifen anfängt, wo doch kein Widerspruch ist. Da nun der Verfasser der neuen Anmerkungen selbst bekennen muß, daß man seine Anmerkungen **einer Unpäßlichkeit zu danken habe**, und daß dieselben nicht **anders als durch seine Krankheit möglich gewesen seyn**, so läßt sichs aus dem Inhalt der vierten und der fünf folgenden Anmerkungen auf der 176 - - 178sten Seite mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit schliessen, daß diese ungenannte Krankheit, durch welche allein diese Anmerkungen möglich gewesen, keine andere, als die Schwind-

oder Zanksucht seyn könne. Er fängt daselbst an, mit mir ohne den geringsten Anlaß auf eine so bittere Weise über solche Artickel zu keifen und zu balgen, worüber ich ihm doch niemahls wiedersprochen habe. Es ist mir niemahls in den Sinn gekommen, mich für einen gebohrnen Meißner oder Hochdeutschen auszugeben, vielweniger hat mich der Kitzel gestochen, meine geringe Arbeit über das trillerische Ergäntzungsstücke für ein Muster der Reinigkeit und Zierlichkeit der hochdeutschen sächsischen Mundart zu verkauffen, ob ihm gleich das äusserliche Ansehen eines Autoris Classici nicht fehlt. Ich bin ein Schweitzer, der sich seines Vaterlandes nichts zu schämen hat, und verhoffentlich hat auch das Vaterland keine Ursache sich meiner zu schämen. Habe ich nicht auf dem Titelblatte des Ergäntzungsstückes mit grossen Buchstaben ein offentliches Bekenntniß davon abgelegt, daß ich mir eine nicht geringere Ehre daraus mache, ein Schweitzer, als ein Zunftgenosse der Verehrer der trillerischen Muse zu seyn? Was hat er denn für Ursache sich mit mir zu balgen, daß ich rein schweitzerisch rede; er muß ja auch selbst so reden, wie ihm der Schnabel gewachsen? Doch es wäre eine strafbare Undankbarkeit, wenn ich nicht gestühnde, daß er mir obgleich wider seine Absicht einen wichtigen Dienst geleistet, daß er seine deutschen Leser **nicht länger hat rathen lassen**, wo sie etwann angestanden haben, sondern denselben wiewohl ungebeten auf eine besonders liebreiche Art an die Hand gegangen, indem er denselben zu gefallen meine

dunkeln

dunkeln Redensarten und Suizerisinos ins gut Deutsche übersetzt, und dadurch das Lob meines Helden jedermann verständlich gemacht. Und ich kan ihn versichern, daß diese Probe seiner Fähigkeit im Uebersetzen ihm in der Schweitz einen solchen Credit erworben, daß ich nicht zweifle, wenn einmahl den Entlibucherbauren die Lust ankommen mögte, mit seinen sächsischen **Hrn. Nachbarn im Thüringerwalde** den so lange daurenden Streit wegen des Vorzuges in der **Complimentierkunst** abzuthun und beyzulegen, daß sie ihn nicht vor allen andern zum Dollmetschen ernennen würden; um so viel mehr, weil bey den Hochdeutschen ihre reine wohlfliessende Mundart einem Erweise alle seine Kraft mittheilen muß; da hergegen eine mathematische Demonstration in dem Munde eines Schweitzers gantz seichte und kraftlos wird. Ich muß auch bekennen, daß diese seine Uebersetzung einiger, obgleich weniger, doch wichtiger und schwerer Stellen aus der schweizerischen in die obersächsische Sprache nicht schlechter gerathen ist, als manche die seit einigen Jahren aus französischen Originalien in Leipzig ans Licht gestellet worden ist. Doch kan ich dabey nicht verhölen, ich sage es aber nicht ihn deswegen zu tadeln, daß, ob gleich seine Uebersetzung, für sich selbst betrachtet, rein sächsisch Hochdeutsch ist, er gleichwol meine Begriffe und Gedanken durchgehends ziemlich übel getroffen, und ausgedrückt hat: So daß man selbige in Absicht auf meine Gedanken nur für eine freye Uebersetzung halten muß. Wenn aber nach dem bekannten

Sprüchwort, Gratia gratiam parit, ein Dienst des andern werth ist, so will ich ihm über die schweitzerische Sprache in Absicht auf die angeführten und übersetzten schweren Redensarten izo einen vertraulichen Unterricht ertheilen; welcher ihn in den Stand setzen wird, die Natur dieser Sprache vollkommener einzusehen und kennen zu lernen.

Ich stuhnd gantz betretten) **ist rein schweitzerisch, sagt er, und heißt auf deutsch so viel, als:** Ich war gantz zweifelhaft. Allein da muß ich erinnern, daß der Hr. Uebersetzer den Nachdruk dieses Suizerismi nicht glüklich errathen hat. **Einen auf der Stelle, über der That, betreten** ist unstreitig eine hochdeutsche gute Redensart, wie auch Hr. **Steinbach** in seinem Libro symbolico versichert. Der Gemüthszustand eines solchen Menschen, der **auf der That betreten wird**, muß nothwendig voll Bestürtzung, Verwirrung, Scham, Rathlosigkeit und Unschlüssigkeit seyn: Wenn ich nun diesen oder einen ähnlichen Gemüthszustand mit Worten ausdrücken will, so kan es gewiß nicht deutlicher und füglicher geschehen, als durch die Vergleichung, wenn ich sage: **Ich bin in einem solchen Zustande**, oder, **ich stehe da, wie einer, der auf der That betreten worden.** Nemlich nicht bloß **zweifelhaft**, was ich thun wolle, denn dieses ist nur etwas zufälliges bey diesem Zustande; sondern ich bin gantz bestürtzt, in der grösten Verwirrung, voll Scham, und ohne Rath. Diese Hauptbegriffe aber kan das Wort zweifelhaft

felhaft gar nicht ausdrücken, weil der Zweifel bey gantz andern Gemüthesverfassungen eben so wohl statt haben kan. Und in so weit, als lange ich bey der Vergleichung stille stehe, und sage, **ich stehe, wie betreten**, ist nun meine Ausdrükung noch gut Deutsch, weil die Redensart, **einen betreten**, unstreitig den Obersachsen gar geläufig ist. Aber wenn ich dann nur einen Schritt weiter gehe, und diese Vergleichung in eine Metaphor verwandle, und sage, **ich stehe betreten**, so verfalle ich eben dadurch in den Suizerisimum; denn die Hochdeutschen, damit man sie auch verstehe, wenn sie nichts sagen, hassen alle Ausdrücke, die viel gedenken lassen; und darum haben sie auch seit einem halb Dutzend Jahre eine Menge Metaphoren aus ihrer Sprache verbannet. Sie sind nicht mehr auf **eine so haushältliche Einrichtung ihrer Sprache**, wie ehedessen, bedacht, da man sich ein grosses darauf eingebildet, daß man mit wenig Worten viel hat sagen können, gleich als ob man sich seiner Sprache hätte zu schämen gehabt. Wie wollten sie aber heut zu Tage den Reichthum ihrer Sprache behaupten können, wenn sie nicht durch häufige Exempel und Proben unwidersprechlich dargethan, daß sie in ihrer Heldensprache mehr sagen können, als sie gedencken; zumahlen da ihre Leser grossentheils gewohnt sind, nur **über ihre Büchlein weg zu riechen.** Zugeschweigen, daß solche Ausdrückungen, die dem Nachdenken die geringste Arbeit machen, den zarten deutschen Ohren nothwendig als hart und rauh vorkommen und dieselben

ben verletzen müssen. Wenn denn gleich diese Redensart in Opitzens und anderer Schriften zuweilen vorkommen sollte, so muß man wissen, daß man sich iezo nicht mehr an diese Muster zu halten hat, nachdem Hr. **Gottsched** die wohlfliessende Sprache vor allem Zwange der Gedanken, und den Schweitzerischen Metaphoren vollkommen gereiniget hat, indem er diese wieder in ihre Elemente aufgelöset, und das Vergleichungswörtgen wie wieder in sein altes Recht eingesetzet hat. Man wird also inskünftige nicht mehr sagen, **Ich stehe betreten**, sondern mit allen redlichen Hochdeutschen, **Ich stehe wie betreten.** Oder wenn man sich nach Art der **neumodischen** deutschen Sprache, die niemahls weniger sagt, als sie sagen will, etwas vollständiger ausdrücken wollte, wird es heissen müssen: **Ich bin gantz bestürtzt, in der grösten Verwirrung, voll Verdruß und Scham, und dabey gantz zweifelhaft.**

Ich stuhnd in der Beredung, d. i. (nemlich auf Deutsch) **in der Meinung.**] Bey uns in der Schweitz hat man niemahls keine **Meinung** ohne eine vorhergehende **Beredung**, daß etwas seyn, oder nicht seyn könne, welche durch wahrscheinliche Gründe und Vorstellungen gewirket wird. Aber in Deutschland verhält sich die Sache ganz anders, angesehen die Deutschen nach ihrer angebohrnen Freyheit sich keine Meinung durch Gründe aufdringen, oder, welches gleichgültig ist, sich dazu bereden lassen; sondern sie wehlen ihre Meinungen nach ihrer freyen Willkür, kraft de-

ren einem auch erlaubt ist, zwo gantz widerwärtige Meinungen anzunehmen und zu herbergen, auf die Weise, wie die zwey leinene Tücher in **Stoppens** Fabel sich in einem Sacke haushältlich niedergelassen, ob sie gleich einander beständig in den Haaren lagen, und sich mit einander rauften. Ich bin sicher, daß ohne diese vorläufige Nachricht von dem Character dieser beyden Nationen, die ich aber nur in den Personen ihrer Repräsentanten vorstelle, die wenigsten von meinen Lesern den Grund, warum der sächsische Sprachrichter die Redensart, **ich stehe in der Bedeutung**, durch **ich stehe in der Meinung**, wohl übersetzet hat, würden eingesehen haben.

Sich vermessen, heißt am gewöhnlichsten bey den alten Deutschen, sich auf eine freche und unverschämte Art rühmen, **oder** ausbiethen.) Ich muß hier erinnern, daß der sächsische Sprachrichter durch **die alten Deutschen**, nicht die alten Schweitzer, **denen aus Liebe zur Freyheit die Herrschaft der deutschen Kaiser unerträglich geworden ist**, noch die Meistersänger, die zur selbigen Zeit in Deutschland geschwärmt haben; sondern diejenigen verstehe, die seit **Opitzens** Zeiten bis auf Hrn. **Gottsched** in deutscher Sprache geredet und geschrieben haben: Diese werden in Absicht auf die Sprache die **alten Deutschen** genennet, weil Hr. **Gottsched** diese Sprache in ein gantz neues Model gegossen, so daß uns die Schriften jener alten Deutschen fast unverständlich geworden sind. Diese Redensart: **Sich vermessen, ist folglich kein Suizerismus,**

sondern

sondern ein Archaismus; weilen Hrn. Gottsched und den übrigen Puristen unsrer Zeiten gefallen, hat, dieselbe in die Reichsacht zu erklären, angesehen sie in ihrem Ursprunge ebenmässig auf eine Metapher gegründet ist. Hr. Prof. Breitinger hat in dem zweyten Theile seiner critischen Dichtkunst in dem zweyten Abschnitte auf der 81sten Seite den Grund und Ursprung dieser Redensart weitläuftig erkläret, und gezeiget daß sich **vermessen** eigentlich so viel sey, als in Reden und Thaten das Maaß der Kräfte gleichsam übersteigen, und sich dadurch in augenscheinliche Gefahr werffen; daneben hat er behaupten wollen, daß es durch **sich unterstehen** als eine gleichgültige Redensart keineswegs übersetzt werden könne. Allein in dergleichen Glaubensartikeln müssen wir unsere Vernunft unter den Gehorsam des tyrannischen Gebrauches gefangen nehmen, dessen Autonomie dieser Zeit Hr. Gottsched und seine geheimsten Freunde mit unbeschränkter Gewalt verwalten.

Die Wunde, welche durch Ablösung der Ribbe geschlagen worden) Es giebt gewisse verblühmte Redensarten, die sich auf eine landübliche Mode oder Gewohnheit gründen. Da nun diese Moden und Gewohnheiten an verschiedenen Orten gantz verschieden sind; so muß zwar ein Sprachverständiger Mann **in allen Theilen der Gelehrsamkeit sich wol umgesehen haben**, wenn er in seinem Ausdrucke keine Schnitzer begehen, und andern nicht lächerlich werden will: Doch können die Leser eben wegen dieser Verschiedenheit

der

der Gebräuche von einem Schriftverfasser ohne die gröste Ungerechtigkeit nicht fodern, daß er allemahl gerade die bey ihnen üblichen Gebräuche zum Grunde seiner Allusionen annehme; sondern man muß zufrieden seyn, wenn er dergleichen verblühmte Redensarten mit der bey ihm landüblichen Mode und Gewohnheit rechtfertigen kan. Diesemnach muß man wissen, daß ich die Blätter der Trillerischen Schutzvorrede, wie sie auf einander folgen und mit einander verknüpft sind, als so viele Ribben angesehen, da nun diese in dem Schweizerlande nach dem bey den dasigen Artzneyverständigen beliebten Kunstworte **abgelöst**, hergegen Arm und Bein **abgenommen** oder **abgestossen** werden, habe ich mich nicht wohl anderst ausdrüken können: Denn bey uns sind **mit einander verbunden seyn**, und **auf** oder **abgelöst** werden, Redensarten, die sich auf einander beziehen, und man kan bey uns keine Ribbe wegschneiden, ohne dieselbe **abzulösen.** Aber in Deutschland muß dergleichen Operation, wie ich höre, gantz anders eingerichtet seyn. **Daselbst ist das Ribbenablösen seit einer Handvoll** 1000. **Jahre beynahe überall aus der Mode gekommen**, und man hat eine gewisse neue Erfindung, nach welcher man die Ribbe wegschneiden kan, ohne sie **zu lösen.** Hergegen werden die Glieder, Arm und Bein, nicht mehr **abgenommen** oder **abgestossen**, sondern nur **abgelöst.** So **werden** auch **in Deutschland die Wunden nicht geschlagen**, sondern **nur** schlechtweg gemacht. Und ich wollte niemand rathen, daß er so frech

seyn

seyn und fragen solte, wie sie denn gemacht werden? Denn dieses ist ein Geheimniß, das man nicht leichterdings verrathen und unter die Leute bringen muß. Man siehet also aus diesem Beyspiele, wie sorgfältig man die Suizerismos von den Germanismis zu unterscheiden hat, wenn sie auf gantz ungleiche Gewohnheiten gebauet sind. Ich muß auch hier beyläuftig erinnern, daß es ein **anatomisch-physiologischer** Soloecismus ist, wenn man sagt: **Sein grosses und dabey sanftmüthiges Hertz kan alle Unbillen verdauen**: Anstatt, daß man mit unserm hochdeutschen Notenmacher sagen sollte: **Sein grosser und dabey sanftmüthiger Magen** [versteht sich, der Magen der Seelen,] **kan alle Unbillen verdauen.**

Alpgebürge, Dieses heißt so viel als Alpengebürge.] Es ist seltsam, daß die Leipziger, die keine Alpen haben, die Alpeneinwohner erst noch lehren müssen, wie sie ihre Gebürge auf gut Deutsch nennen sollen. Bisdahin haben die Schweitzer gesagt, **die Alpe**, in plurali, **die Alpen**. Hingegen **der Alp**, oder **das Alpmännchen**; Und in der Zusammensetzung **Alpstein**, **Alphorn**. Aber ich werde auf den ersten Landsgemeinden zu Zug, Uri, Schweitz, Unterwalden, Glarus und Appenzell, mit allem Ernst vortragen lassen, daß man auf und annehme, inskünftige nicht mehr **Alpstein**, **Alphorn** ꝛc., sondern nach der hochdeutschen, sächsischen Analogie **Alpenstein**, **Alpenhorn**, ꝛc. zu sagen; aus dem wichtigen Grunde, damit die Hochdeutschen nicht meinen möchten, die schweitzerischen **Alpgebürge** seyn unsichere, dürre

dürre und schrekliche Wüsteneyen, wo der Alp, oder die Alpmännchen, die Leute und das Viehe durch ein gräßliches Blasen in ein Horn erschreken, und des Nachts drücken und plagen.

Der ihnen das Handwerk niedergelegt] In Deutschland sagt man von einem Handwerker, wenn er sein Handwerk freywillig nicht mehr treiben will: **Er leget es nieder.** Hergegen kan man passive nicht sagen: **Es ist ihm niedergelegt worden,** wenn einer wieder seinen Willen dazu gezwungen wird, daß er es niederlegen muß. Dieses wäre ein grober Suizerisмus; dafür die Hochdeutschen gantz nachdrüklich sagen: **Es ist ihm gelegt worden.** Wollte mich jemand fragen, wenn einer sein Handwerk selbst niederlegen kan, ob es denn lediglich unmöglich sey, daß einem andern dasselbe mit Gewalt könne niedergelegt werden? So würde ich ihm kurtz antworten, daß man dergleichen gefährlichen Einstreuungen des critischen Unglaubens kein Gehör geben, sondern dieselben unterdrücken müsse: Es gilt hier nicht grübeln, sondern einfältig glauben.

Grad als ob man zugeben müste; d. i. zu Deutsch, gerade (und mir ists zu Französisch): **Denn von den** 360. **Zirkeltheilen ist hier nicht die Rede.]** Ich bitte zwar, nicht zu glauben, daß sonst in Deutschland jemand so dumm sey, dem bey dieser Art des Ausdruckes: **Grad als ob** ꝛc. der Sinn an die 360. Zirkeltheile kommen sollte. Sonst wenn ich nicht so wohl wüßte, daß dieses ein sehr gewohnter Suizerisмus wäre, so würde ich mirs nicht ausreden lassen, der Hr. Notenmacher

macher habe mit dieser Anmerkung Hrn. D. Steinbach eins versetzen wollen, weil dieser in seinem deutschen Wörterbuche das Schweitzerische Grade dem Hochdeutschen Gerade vorziehet.

Obrigkeitlich verordnete Bücherärzte.] Bey dieser Metapher fraat es sich, ob sie **für eine Spötterey und für lächerlich zu halten sey:** Der Leipzigische Notenmacher weiß an der Richtigkeit der Metapher nichts zu tadeln: Es ist so ferne, daß sie an Deutlichkeit und Wahrscheinlichkeit einigen Mangel leide, daß sie eben deswegen dem Leipzigischen Tadler so verhaßt ist. Er sagt daher auf der 180sten Seite: „Er geräth darüber „ gar in die Metapher, und nennt diese Censo„ ren, **mit einer recht feinen Spötterey**, obrig„ keitlich verordnete Bücherärtzte. „ Und auf der folgenden Seite: „ Die dritte Unbedachtsamkeit, „ die er begangen hat, ist diese, daß er Leute, „ von denen er uns vorzusagen weiß, daß sie durch „ höhern Befehl verordnet sind, mit Titeln be„ legt, **die von ihm für spöttisch und lächer„ lich gehalten werden.** „ Es muß einer wahrhaftig selbst ein hochgeschorner Bücher-Censor seyn, **wenn** er sich darüber ärgert, daß man ihn mit einem Artzte in Vergleichung stellet. Und wenn der Leipzigische Tadler diese Metapher als niederträchtig und unedel, und darum als spöttisch und lächtrlich durchziehet, so muß ich es, weil ich selbst kein Artzt bin, der mediciniſchen Facultät überlassen, die Würde dieser Metapher zugleich mit der Würde ihrer Profession zu retten, da man dieselbe so niedrig tractiert, als ob

es

es die bestellte Büchercensoren für einen Schimpf zu rechnen hätten, wenn man ihr Amt mit dieser ihrem vergleicht. Wenigstens bey uns in der Schweitz stehen die Aerzte in einem bessern Ansehen, und jedermann achtet es sich für eine besondere Ehre mit denselben verglichen zu werden. Aber vielleicht ist es in Deutschland Sünde von Männern, die in einem offentlichen Amte stehen, in der Metapher zu reden. Im übrigen ist mein Tadler entweder zu dumm oder zu boshaft gewesen, als daß er hätte merken wollen, daß ich von der **Gelindigkeit und Gefälligkeit der Büchercensoren** nur gantz historisch geredet, ohne darüber zu urtheilen, ob ich dieses Verfahren für lob- oder tadelwürdig achte; weil ich durch mein Urtheil das Geschehene nicht ändern konnte: Mein Tadler ist deswegen recht unverschämt und boshaft, daß er mir Schuld giebt, **ich wolle den L*** Censoren Gesetze geben, und anordnen, was sie stehen lassen oder ausstreichen sollen.** Oder mit was vor Fuge hätte ich es tadeln können, daß sie haben stehen lassen, was ich selbst, nachdem es durch einen Zufall verlohren gegangen, aus dem Staube hervorgezogen, und des Tageslichtes würdig geachtet habe? Allein für dergleichen Tröpfe kan ich wohl beten, aber sie überzeugen so wenig, als einen Mohren weiß waschen.

Absonderliche Nachricht.

Einem geheimen Correspondenten, der mich mit so getreuen Nachrichten und so geschikten Erinnerungen bedienet, wird die Versicherung gethan, daß ich mich derselben allemal auf eine so behutsame Art gebrauchen werde, damit ihm daher von dem mächtigen Arm der gestraften Poeten und Kunstrichter kein Verdruß begegnen möge. Ich wünsche, daß er nur großmüthig fortfahre, mir zur Beschämung des übeln Geschmackes die Hand zu bieten. Insbesondere wäre mir lieb, daß es ihm gefiele, mir in Nürnberg, Ulm, Tübingen, oder sonst an einem bequemen Orte eine Person zu benennen, an welche ich dasjenige zur Bestellung überschicken könnte, was ich je zu Zeiten mit ihm absonderlich und im Vertrauen zu sprechen habe.

Erlenbach Conrect.

Des Hrn. von Mauvillon

Briefe

Von der

Sprache und der Poesie

Der

Deutschen.

Aus dem Französischen übersezt, und mit Zeugnissen und Anmerckungen vermehret, worinnen desselben Urtheile durch das eigene Geständniß der berühmtesten deutschen Kunstrichter bekräftiget werden.

Des Herrn von Mauvillon Brief von der Sprache der Deutschen.

Nunmehr will ich euch, mein wertheſter Freund, meine Gedancken von der Sprache und der Gelehrſamkeit der Deutſchen in den ſchönen Wiſſenſchaften offenhertzig erklären. Werdet ihr mir nicht Danck davor wiſſen? Oder ſeyd ihr über dieſe Stücke ſo ſchwierig, als eure Landsleute insgemeine ſind? Ich fürchte ſchier, ja. Ich kan mir ſchon vorſtellen, daß ihr mir den Verweis gebet, den ein junger Sclave beym Petronius einem frechen jungen Menſchen gegeben hat: Tu lacticuloſus nec *mu* nec *ma* argutas! Was wollet ihr ſagen, ihr könnet mit groſſer Mühe zwey Worte in dem Deutſchen plappern, und ihr wollet euch zum Richter in dieſer Sprache aufwerffen? So übel gegründet dieſer Verweis wäre, würde er mich doch nicht ſonderlich befremden. (a) Schier alle Deutſchen geben dieſe rechtliche Antwort de-

Uebereinſtimmende Zeugniſſe und Anmerckungen.

(a) Sie wiſſen indeſſen wohl, was neulich ein Bel Eſprit (denn ich würde ihn doch beſchimpfen, wenn ich ihn auf Deutſch einen witzigen Kopf nennen wollte) behauptet hat, daß die Oeſterreichiſche oder die Schweitzeriſche Mundart ſo ſchön deutſch ſey, als die Meißniſche: Und ſie können wider den Ausſpruch dieſes Richters nichts einwenden. Denn er ſagt ja von ſich: Avec des peines infinies je ſuis parvenu à jargonner l'Allemand.

Unendlich ſchwere Pein hat mich ſo viel gelehret,
Daß man gebrochen Deutſch aus meinem Munde höret.

nen Ausländern, die über ihre Sprache urtheilen wollen. Sie werffen euch gleich vor, ihr verstehet sie ja nicht. Würdet ihr sie besser reden, als Cicero Latein geredet hat, so verstehet ihr sie nicht, wenn ihr sie nicht erhebet.

Aber nur ein wenig Geduld, so will ich euch überzeugen, daß ich diesen Filtz nicht verdiene. Ich bekenne, es sind viel Ausländer, und vornehmlich viel Franzosen, welche kein deutsches Wort verstehen, und doch von dieser Sprache nach ihrem Kopfe reden. Sie sagen nie was gutes von ihr, und wenn man nachsinnet, woher das komme, sieht man bald, daß sie aus anderer Leute Munde reden, oder daß sie diese Sprache nur aus Verdrusse verachten, weil sie dieselbe nicht haben lernen können. Da ich mir eine Ehre darinnen suche, daß ich nichts ohne Beweis vorbringe, so will ich auch meine Urtheile auf weit festere Gründe setzen. Ihr sollet mir zum wenigsten zugestehen, daß ich keinen Schluß auf die ungewissen Vorurtheile des Pöbels setze, sondern einige Einsicht in die Natur der Sache selbst zum Grund lege.

Die

(Vielleicht bin ich der erste Deutsche, der aus französischen Briefen etwas in deutsche Verse übersezt.) Wer so viel kan, der ist gewiß im Stande, zu urtheilen, ob der Meißner oder der Bayer das beste Deutsch sprechen, so wie ein Deutscher, der etwa an der Garonne, mit sehr leichter Mühe, ein Cadedis gelernet hätte, nachdem fähig seyn würde, über den Vaugelas Noten zu machen. Belustigungen des Witzes und Verstandes. Heumonat 1741. Bl. 25.

Die meisten Deutschen, nemlich solche, die es in den Wissenschaften nicht hoch gebracht haben, wollen behaupten, (b) daß ihre Sprache so alt sey, als die lateinische. Andere, die mehr Einsicht haben, gestehen, daß man allererst um das Jahr 1350. angefangen, die deutsche Sprache mit einiger Richtigkeit zu reden; daß sie zuvor nur ein wüster u. rauher Mischmasch gewesen sey, unzählige Mundarten seyn durch einander vermischt worden, vornehme Leute haben sie nicht geredet, sie sey auch aus den öffentlichen Urkunden verbannet gewesen. Noch andere glauben, man habe schon im Jahr 1235. oder 1236. angefangen, sie auf den Reichstagen, in den Reichskammern, und der Reichscantzley zu gebrau-

(b) Critische Beyträge. XVIII. Stück. Art. V. Bl. 271. Da aber unsere deutsche Sprache in ihrem Alter über andere, so gar über die griechische und lateinische Sprache, hinaufsteigt. ꝛc. - - - - - - Es sind die Denckmaale der ältesten und eisgrauen Zeiten der deutschen Sprache sehr wenig, und diejenigen, welche die verzehrende Zeit noch übrig gelassen hat, sind so beschaffen, daß man ihre unstreitige Richtigkeit leicht in Zweifel ziehen kan. Hernach so ist auch ihre Beschaffenheit, Verfassung, und ihr Inhalt so dunckel, rätzelhaft, und verwirrt, daß man beynahe einen Weissagergeist nöthig hat, wenn man etwas davon errathen will. - - - - Von den Zeiten Carls des Grossen an ist an der Verbesserung dieser Heldensprache tapfer gearbeitet worden. Und obgleich in denen diesem Kayser nähern Zeiten die deutsche Sprache noch rauh genug aussiehet, und noch wenig gepuzt erscheinet; so erkennt man doch aus denen von diesen Zeiten her noch übrigen Denckmaalen und Schriften, daß man zu ihrer Verbesseruug Hand angeleget habe.

brauchen. Man führt zum Beweise die Constitution von Mainz an, welche in Goldasts Sammlung deutscher Urkunden enthalten ist.

Allein die Authenticität derer Stücke, welche dieser Sammler zusammengelesen hat, scheint mir um etwas verdächtig, (c) und man thut wohl, wenn man sich nicht allzu starck darauf verläßt. Nichtsdestoweniger ist die deutsche Sprache unter allen Europäischen Sprachen, so fern sie nach ihrem gegenwärtigen Zustande betrachtet werden, die älteste. Sie ist die älteste, sagt Gracian, aber auch die roheste. Gracian hat nicht unrecht, mein Freund, welches ich euch aber ins Ohr sage. Die Barbarey einer Sprache besteht eigentlich in der Härtigkeit ihrer Wörter und der beschwerlichen Aussprache. Der erste von diesen beyden Mängeln bezieht sich auf die Ohren, der andere auf die Lungen. Ich bin nunmehr eine ziemlich lange Zeit in Deutschland, und dennoch habe ich meine Ohren noch nicht so steif und gefroren machen können, daß sie nicht auf Anhören der meisten deutschen Wörter ein Schauer überfalle; und meine Lungen sind von euren K und H erschrecklich aufgetrucknet worden.

Man

(c) Hiervon kan nachgesehen werden (Critische Beyträge Stück XIX. Art. II. Bl. 367.) J. D. Grubers Schreiben aus Hannover, den angeblich in deutscher Sprache abgefasseten Maynzischen Reichs-Abschied vom Jahr 1235. betreffend.

Man wirfft mir ein: (d) „ Diese Wörter „ scheinen euch nur darum hart, weil ihr ge„ wohnt seyd, andere, die euch sanfter düncken, „ zu hören; für einen Deutschen aber sind jene „ so wenig anstössig, als diese. „ Wenn dem also ist, so bleibt mir nichts weiter übrig zu sagen, als daß die Deutschen nothwendig schußfreye Ohren haben müssen; denn ihr werdet mich zu keinen Zeiten überreden, daß Wörter, die in strif, straf, misch, masch, tisch, tasch, ruft, luft, kinn, kan, kom, brick, brack, ausgehen, sonderlich sanft klingen, und daß keine Sprache, in welcher dergleichen Endungen gantz häufig angetroffen werden, den Ohren anständig sey, wofern sie nicht mit einem Pantzer angethan sind.

Man sagt, in Leipzig sey eine Gesellschaft gelehrter Leute, welche unaufhörlich bemüht seyn, (e) die deutsche Sprache vollkommener zu ma-

(d) Diesen Einwurff hat **Fr. A. Aepin** zur Vertheidigung der nieder- oder plattdeutschen Sprache gemachet, in einer kleinen Schrift: De Linguæ Saxoniæ inferioris neglectu atque contemtu injusto. In dem II. Stücke der **Critischen Beyträge**, wo diese Schrift in einem Auszuge mitgetheilet wird, heißt es auf der 322sten Seite: Diejenigen, welche etwas bäurisches im Plattdeutschen zu finden gedencken, verweiset er auf das Urtheil ihrer eigenen Ohren, in denen unmaßgeblich das tiefste Plattdeutsch so zierlich klänge, als das schönste Meißnische.

(e) Diejenigen Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Leipzig, welche im Jahr 1732. die Critischen Beyträge angefan-

chen. Ich will glauben, daß sie selbige reicher machen werden, aber ich zweifle sehr, daß sie ihre Natur ändern werden, die darinnen besteht, daß sie rauh und barbarisch ist. Sonst fraget es sich, mit was vor Recht diese Herren ihre Aussprüche vor Gesetze aufdringen wollen. Wer hat sie zu Richtern über die deutsche Sprache gesetzet? Niemand als sie selber. Auf was vor einen Grund verlangen sie, daß man es auf ihre Entscheidung ankommen lasse? Vielleicht wegen ihrer Geschicklichkeit, und weil sie uns sagen, daß man in Sachsen besser (f) Deutsch redet, als an andern Orten des deutschen Reiches? Aber die gefangen, schreiben in der Vorrede von der Absicht ihrer Bemühungen, wie folget: „ Sie schmeicheln sich nicht, „ daß sie dadurch die Ueberbleibsele des altfränckischen Ge„ schmacks gäntzlich und auf einmahl ausrotten werden: „ Sie wollen nur nach dem Maasse ihres Vermögens auch „ etwas dazu beytragen. - - - - Man wird das „ allmählige Wachsthum der deutschen Sprache, den Fleiß „ unsrer Landesleute dieselbe zu bessern, die Vollkom„ menheit, so sie schon erlanget, die Fehler, so einige von „ ihnen begangen, und die Mittel, selbige zu vermeiden, „ als in einem kurtzen Begriff beysammen antreffen. „

(f) Critische Beyträge. Stück XV. Art. VII. Bl. 423. Wenn alle Provinzen in Deutschland so buchstabieren sollen, wie sie aussprechen, so wird die Anzahl der Rechtschreibung unzählig seyn. Ein Meißner z. E. wird ein P. schreiben, wo der Schlesier ein B. setzet; Ein Schwabe wird ein J. setzen, wo der Obersachse ein à. setzet; Ein Thüringer wird ein O. schreiben, wo der Schlesier ein A. schreibet. Doch was braucht es mehr, als daß man im gemeinen Leben nur auf die verschiedenen Mundarten acht gebe?

die Oesterreicher räumen ihnen dieses nicht ein. (g) Sie behaupten hingegen, daß man die reine Sprache bey ihnen antreffe, und (h) daß man unter ihnen gelehrte Männer kenne, die das Rich-

Da wird der Schweitzer an statt Bein, Boan, an statt aussen, guse; der Meißner, an statt es regnet, es reint, an statt ein Bürger, ein Perger; der Schlesier, an statt mit dem Gelde, mit dem Galle, an statt ein Bube, ein Bübla sagen. Ein Märcker wird das eu wie oi aussprechen, z. E. Loßt oich die Müh nicht roien; und das o wie a, z. E. olle oire Sarge werfet uf den Herren; denn er sarget für oich. Und kurtz, sie werden von einander ungemein unterschieden seyn. Wollten wir noch vollends die Oesterreicher dazu nehmen: Hilf Himmel! was würde das für eine Barbarey werden. Da würde man bey einem geschriebenen Blatte erst fragen müssen; was es für eine Sprache sey? - - - - Uns scheint also die Regel, daß man die Rechtschreibung nach der Aussprache einrichten müsse, sehr gefährlich zu seyn, ehe und bevor man diejenige Provinz in Deutschland ausfündig gemacht hat, deren Mundart die beste ist; und nach welcher sich alle andere richten müssen.

(g) Sehet was über diese Stelle in der Anmerckung (a) angeführt worden ist. Wobey ich nur anzumercken bitte, daß hier allein von der der deutschen Sprache gantz eigenen Aussprache die Frage ist, ob sie in Vergleichung mit andern Sprachen rauh oder wohlfliessend sey? Davon aber haben das Recht und die Fähigkeit zu urtheilen, alle diejenigen, die Ohren und Lungen haben.

(h) Vielleicht sieht man damit auf Carl Gustav Heräus, Kayserlichen Rath, auch Medaillen- und Antiquitäten-Inspector, dessen Vorschlag zu Errichtung einer deutschen Sprachgesellschaft, seinen zu Nürnberg A. 1721.

in

Richteramt in dieser Streitsache schon vertreten können. Die Bayern, die Brandenburger, ja die Schweitzer (i) selber haben eine rechtmässige Ansprache auf dieses Vorrecht. Es geht schwer zu, daß eine Nation, die so viel Provinzen, die einan-

in groß Octav zum andern mahl zusammengedruckten Gedichten angehänget, auch in den Critischen Beyträgen Stück II. Art. VII. Bl. 267. zu finden ist, wo er unter anderm also spricht: „ Wie es im Reden ein schweres „ Begehren seyn würde, daß alle angebohrne Mundarten sollten in der Aussprache sich nach einer allein verändern; wie es auch, des unterschiedenen Geschmackes „ wegen, ein unausgemachter Streit werden würde; ob „ z. E. die Aussprache eines Schlesiers, oder eines Holsteiners, der Hochdeutsch redet, angenehmer sey? So „ ist dennoch nicht zu leugnen, daß, so wohl der Niedersachse, als der Schlesier, wenn sie eine gute Feder führen, in der Orthographie und in den Grundsätzen der „ Sprache einander gleich kommen werden. „

(i) Der Hr. Hof- und Ceremonien-Rath Joh. Ulrich König bekennt in dem Vorbericht zu Hrn. D. Steinbachs deutschem Wörterbuch: „ Ehe noch einige Gesellschaften in unsrem Vaterlande sich hervorthaten, hatten schon „ viele einzele gelehrte Leute manches zur Aufnahm und „ Erklärung unsrer Sprache beygetragen, ob es gleich „ nur Stückwerck zu nennen ist. Man kan den Schweizern, den Schwaben, und den Rheinländern den „ Ruhm nicht abstreiten, daß sie die ersten gewesen, die „ hierinne einen Versuch gewaget haben. Wer nur einigermassen weiß, was in Zürch und Tübingen, in Augspurg und Franckfurt von solcher Art Büchern, schon „ in der Mitte und zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts, „ zum Vorschein gekommen ist, der wird mir seine Beystimmung in diesem Stücke schwerlich versagen. Der

„ gelehrte

einander nichts zu befehlen haben, in sich enthält, sich den Aussprüchen etlicher weniger Gelehrten unterziehe. Da die Deutschen sich in ihren Staatsangelegenheiten so schlecht mit einander verstehen, werden sie über grammatische Schwierigkeiten noch stärcker mit einander uneins werden. Mit den Franzosen hat es desfalls eine an-

„ gelehrte Conrad Geßner allein schrieb schon damahls so „ viel zur Erläuterung unsrer Mutterspracbe, daß wir es „ ihm nicht genug verdancken können. ꝛc. „ Bey dieser Beschaffenheit der Sachen könnte man ohne die gröste Ungerechtigkeit die Gelehrten dieser Provinzen Deutschlandes ihres Rechtes und Arbitrii über die Sprache nicht entsetzen. Ich muß hier noch die Antung beyrücken, welche ein Gelehrter Schweitzer schon A. 1708. wegen des eigenmächtig angemaßten Richteramts einiger Hochdeutschen in der Vorrede zu Laurembergs Acerra philologica gethan hat: „ Der „ ist mir ein kleiner Geist, der um orthographischer Fehler „ willen ein Ungewitter erreget, sonderlich in der deutschen „ Sprache, da wir eben kein unwidersprechliches Modell „ haben, wie hergegen in der lateinischen und griechischen; „ und da noch kein Papst erörtert hat, ob das Meißnische, „ Hollsteinische oder Alpländische Deutsch das beste sey, „ wenn solche Nationen darüber disputieren wollten, wie „ sie denn könnten, eine so wohl, als die andere. Also „ wenn um der beliebten Kürtze willen etwa ein zusammen„ gesetztes Wort, welches eben in keinem Opitz oder Schot„ tel ꝛc. zu finden ist, vorkömmt, oder wenn ein bekanntes „ französisches oder lateinisches, so man mit drey deutschen „ oder einem dunckeln deutschen hätte geben, und sich da„ rüber eine halbe Viertelstunde besinnen sollen ꝛc. so „ würde mir der wiederum ein müssiger Criticus seyn, der „ Weile hätte, einen Proceß darüber zu führen, und könn„ te ich nicht sehen, was er gewinnen würde. Z. Ex.

„ Wenn

andere Beschaffenheit, sie machen nur eine Nation aus, so groß ihr Reich gleich seyn mag; und die französische Academie ist von dem Landesherrn dazu bevollmächtiget, daß sie dem Gebrauche der Sprache Schrancken setze. Man muß ihren Aussprüchen Folge leisten, oder in der französischen Sprache unerfahren heissen.

Die Mühe, welche alle Nationen haben, das Deutsche zu lernen, (k) ist ein starcker Beweis seiner Barbarie. Ich kenne Franzosen, welche mehr

„ Wenn ich sage Object, nicht aber mit etlichen Neulingen
„ Vorwurff, so rede ich hier um ein nahmhaftes deutlicher, als sie; denn es muß einer erst wissen, was
„ Object ist, bevor er wissen kan, was ich durch Vorwurff
„ verstehe: Sonst dörfte er wohl, wie jener, den Satz:
„ Der Verdienst Christi ist der Vorwurff des Glaubens,
„ übersetzen: Exprobratio fidei est meritum Christi. Dergleichen giebt es unzählig viel, wodurch die deutsche
„ Sprache bisher nicht verschönert, sondern wohl verdunkelt, und halb arabisch gemachet worden ist. Wer
„ des Herrn von Stubenberg, Harsdörfers ꝛc. Uebersetzungen liest, der ist öfters genöthiget über die lateinische, italienische ꝛc. Originale zu gehen, damit er die
„ Uebersetzung daraus verstehen lerne. Genug hiervon. „
Damit dieses Urtheil nicht verkehrt und mißgedeutet werde, so bitte ich nochmahls, sich zu erinnern, daß dasselbe schon A. 1708. ausgesprochen worden, und vor dieselben Zeiten sich trefflich wohl schicket.

(k) In dem II. Stücke der Critischen Beyträge, wo Fr. A. Aepins Abhandlung von dem Vorzuge der plattdeutschen Mundart in einem Auszuge vorgeleget wird, heißt es Bl. 320. unter anderm: „ Diesem setzet er noch
„ als eine Vortrefflichkeit bey, daß ein Obersachse, wenn
„ er

mehr als vierzig Jahre in diesem Lande sind, und doch nicht drey Worte auf Deutsch sagen können. Wer ist Schuld daran? Sie oder die Sprache? Sie nicht, denn wer will sich einbilden, daß sich nicht unter einer solchen Menge Leute einige finden, welche nicht eine so gelenkige Zunge und einen so lebhaften Kopf haben, daß sie eine Sprache reden lernen, wofern solche geredet werden kan? Ich vor mein Theil bekenne, daß ich ungemeine Mühe gehabt habe, in eurer Sprache schnattern zu lernen. Derowegen muß man nur dieselbe dieser beschwerlichen Arbeit anklagen. Jezo will ich noch andere Beweisthümer bringen.

Neben der rauhen Aussprache giebt denjenigen, die sich auf die deutsche Sprache legen, nur damit sie die Bücher verstehen, ohne daß sie eben darinnen reden lernen, die schwere Zusammensetzung viel zu schaffen. Diese Beschwerde ist so groß, daß weder das Griechische noch das Hebräische dem menschlichen Verstand etwas so schweres zumuthet. Man zeige mir in diesen beyden Sprachen eine Schwierigkeit, welche derjenigen zu vergleichen sey, die man mit euren Vorsetzwörtern an, zu, auf, durch, aus, und andern hat, die sich von dem Zeitworte trennen lassen, und sich zwar so weit von ihm trennen

» er auch zwanzig Jahre Plattdeutsch lernte, doch weder
» im Reden noch Schreiben gantz ohne Tadel seyn würde.
» Wenn dem so ist, so zeiget dieses wohl die Schwie-
» rigkeiten der Mundart an, allein die Schönheit wird
» niemand daraus wahrnehmen.

nen lassen, daß man sie oft zu Ende einer Seite suchen muß, ehe man den Verstand in der Rede finden kan. Andremahl setzet man sie mitten in einem Satze der Rede, oft vorne am Zeitwort, dem sie zukommen, ohne daß man deßwegen eine sichere (l) und allgemeine Regel habe, wie man damit verfahren solle. Bald bedeuten sie etwas, bald was anders. Zum Exempel, Ver giebt den Zeitwörtern, zu welchen es gesetzet wird, ich weiß nicht wie vielerley Bedeutungen. Setzet es zu saufen, so wird es bedeuten sich zu Tode saufen. Greifen heißt so viel als nehmen, saget vergreifen, so ist das so viel, als eine Sache nicht am rechten Orte noch mit Recht nehmen. Ver zu geben gesezt, vergeben, heißt verzeihen. Ihr sehet, wie viel verschiedene Bedeutungen dieses Vorsetzwort den Zeitwörtern giebt, zu denen es gestellt wird: Bald macht es, daß sie mehr, bald daß sie das Gegentheil von dem sagen, was sie sonst ordentlich sagen. Im Französischen ist es anders, das Vorsetzwort *Des* heißt allemahl das Gegentheil, und niemahls was anders, apprendre, desapprendre; unir, desunir, &c.

Die

(l) Mir ist nicht bekannt, daß sich bisdahin jemand gewaget hätte, diese Versetzungen an gewisse Regeln zu binden; welches doch nicht unmöglich wäre. Etwas weniges davon ist in Bödickers Grundsatzen der deutschen Sprache IV. St. §. 56. 57. und 58. Bl. 356. zu finden. Dahin gehört auch die mannigfaltige Versetzung der Personswörtgen bey den Zeitwörtern; wovon ebenfalls Bödicker in dem III. St. §. 41. und dabey Frischens Anmerkungen Bl. 291. nachzusehen sind.

Die Deutschen suchen einen Ruhm darinnen, daß sie ihre Sprache mit fremden Wörtern nicht vermischen. Vor etlichen Jahren sagte man nicht vier Worte im Deutschen, daß man nicht zwey französische hätte mitlauffen lassen. Das war damahls die herrschende Mode. Die Gelehrten verwarffen diesen Mißbrauch, eine unendliche Menge platter Narrenpossen kam zum Vorschein, womit man ihn lächerlich machen wollte. Ein grosser Herr machte ein Staatsgeschäfte daraus, (ll) und verbot bey einer starken Geldstraffe, daß französische Wörter unter

(ll) Dieser glückliche Umstand für die deutsche Sprache hat sich seit der Zeit insoweit geändert, daß der Selbsthalter der deutschen Heldensprache vor nöthig geachtet hat, seine angebohrnen Herren und Landesfürsten durch folgenden mehr lächerlichen als unehrerbietigen Verweis beschämt zu machen: „ Wenn auch Attila, sagt er, seine unstreitig barbarische Sprache so geliebet, daß er sie auszubreiten und seinen Ueberwundenen anfzudringen gesucht; um wie viel ist dieser wilde Sieger nicht einigen Printzen überlegen, die ihre Mutterspracheeher ausrotten, als ausbreiten; lieber selbst verachten und vergessen, als andern anzupreisen und sie fortzupflantzen suchen? Wie schlecht muß man nicht von seinem Vaterlande urtheilen, wenn man auch nur in diesem Stücke ein Feind desselben seyn, und die Sprache einer Handvoll armseliger Flüchtlinge, die bey uns Brodt und Schutz gesuchet haben, seiner eigenen vorziehen kan: Da doch Barbarn auch die Sprache des Landes, welches sie verlassen hatten, noch beybehalten und beliebet haben. „ Sehet Baylens verdeutschtes Wörterbuch im Artickel Attilius (F) *

[Crit. Samml. V. St.]

die deutschen gemischt würden. Was entstuhnd daher? Man mußte für die ausgemerzten Wörter neue erfinden, (m) man vermehrte die Schwierigkeiten und Undeutlichkeiten, weil diese neugeprägten Wörter aus vielen andern zusammengesezt sind, die so zusammengesezt nur eine flüchtige und allgemeine Bedeutung formieren. Zum Exempel, die Deutschen brauchten vor diesem unser Wort Lakey, einen Hausgenossen zu bezeichnen, der seinem Herrn folget, wenn er ausgehet: izt sagen sie Nachtreter. Ist etwas

(m) Heraus in seinen Gedancken von Errichtung einer deutschen Sprach-Gesellschaft sagt von der Einführung guter Wörter: „ Dabey ist die billige Behutsamkeit „ zu gebrauchen, daß man 1.) alle fremde Worte, wenn „ sie mit gleichem Nachdruck nicht können gegeben wer„ den, insonderheit die Kunstworte nicht eigensinnig ver„ banne, wie sich einige der Fruchtbringenden Gesellschaft „ zum Nachtheil des ersten guten Absehens mit Auswechs„ lung des Worts Uebersetzer für einen Circkel, Tagleuch„ ter für ein Fenster ꝛc. lächerlich gemacht. Sondern die„ selben vielmehr nach dem Beyspiel aller andern Völcker, „ mit Verleihung des Bürgerrechts in die deutsche Spra„ che aufnehme, und mit deutschen Buchstaben gleichsam „ in einer gleichen Tracht mit andern ununterbrochenen Zei„ len aufführe.„ Siehe das II. Stück der Critischen Dichtkunst Bl. 278. In demselben Tone lautet, was der Herr von Leibnitz in seinen Gedancken von Verbesserung der deutschen Sprache §. 15. 16. und 17. aufgezeichnet hat, wo es heißt: „ In Ansehung derjenigen Wörter, die uns mangeln, hätte man fürnehmlich auf deren Ersetzung, oder wenn sie schon verhanden, aber vergessen und unbekannt, auf deren Wiederbringung zu gedencken, und wo sich dergleichen nichts ergeben will, einigen guten Wörtern

der

etwas weniger bestimmtes auf der Welt? Fragt man nach der Ursache dieser Ausmerzung, so sagen sie uns: Unsre Sprache hat einen solchen Ueberfluß an eigenen Wörtern, daß sie des Beystandes anderer Sprachen nicht nöthig hat. Das ist falsch. Die deutsche Sprache ist bey allem ihrem Ueberflusse gantz arm. Wie reimt sich das zusammen? Ich will es sagen. Es giebt in dieser Sprache viele Wörter, die nur eine Sache bedeuten; hingegen giebt es unzählige Sachen, die im Deutschen keinen Nahmen haben, und die man mit fremden Wörtern benennen muß, oder doch mit Umschreibungen (n) oder zusam-

der Ausländer das Bürgerrecht zu verstatten. So hat es demnach die Meinung nicht, daß man in der Sprache zum Puritaner werde, und mit einer abergläubischen Furcht ein fremdes, aber bequemes Wort, als eine Todsünde vermeide, dadurch aber sich selbst entkräfte, und seiner Rede den Nachdruck nehme; denn solche allzu grosse Scheinreinigkeit ist einer durchbrochenen Arbeit zu vergleichen, daran der Meister so lange feilet und bessert, bis sie endlich gar verschwächet, welches denen geschieht, die an der Perfectie-Kranckheit, wie es die Holländer nennen, danieder liegen. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß wie in Franckreich auch dergleichen Reindünckler aufgekommen, welche in der That, wie Verständige anizo erkennen, die Sprache nicht wenig ärmer gemacht; da solle die gelehrte Jgfr. von Journay, des berühmten Montagne Pflegetochter gesagt haben: Was diese Leute schreiben, wäre un bouillon d'eau claire, nemlich ohne Unreinigkeit und ohne Kraft.„

(n) Der Hr. Baron von Leibnitz sagt in der oben angeführten Schrift §. 59. „ Es kan zwar endlich eine jede Spra-

mengesezten Wörtern. Was die Deutschen vermag, die ausländischen Wörter zu verwerfen, ist nichts anders, als daß die deutsche Endung etwas so sonderbares hat, daß sie mit den Endungen der fremden Wörter nicht zurechte kommen kan. Im Französischen findet man die fremden Endungen zu seinem Gebrauche sehr bequem, man macht nur eine kleine Aenderung daran; kurtz man giebt ihnen ein französisches Aussehen, daß es schwer fällt, ihren Ursprung zu erkennen. Da nun die französische Sprache viele sanfte und leichte Endungen hat, so kan sie sich die Wörter anderer Sprachen eigen machen, und sie so geschickt naturalisieren, daß man dächte, sie hätten ihr von Alters her zugehöret. Mit dem Deutschen hat es eine andere Bewandtniß. Die Endungen darinnen sind in sehr kleiner Anzahl, und sind daneben so wild, daß man unmöglich fremde Wörter darauf pfropfen kan. Alle deutschen Zeitwörter, nicht ein einziges ausgenommen, enden auf en, die meisten Hauptwörter auf aft, und die Beywörter auf lich. In Ansehung der ersten helffen sie sich ziemlich gut,

Sprache, sie sey so arm als sie wolle, alles geben. Allein obschon alles endlich durch Umschweife und Beschreibungen bedeutet werden kan, so verliert sich doch bey solcher Weitschweifigkeit alle Lust, aller Nachdruck in dem der redet, und in dem der hört; dieweil das Gemüthe zu lange aufgehalten wird, und es herauskömmt, als wenn man einen, der viele schöne Paläste besehen will, bey einem jeden Zimmer lange aufhalten, und durch alle Winkel herumschleppen wollte. „

gut, indem sie nur iren hinten an alle fremden Zeitwörter setzen; allein diese iren kommen so häufig wieder, daß sie eine sehr widerliche Gleichheit im Tone verursachen. Was die Hauptwörter und Beywörter belangt, so sie aus den fremden Sprachen nehmen, so haben sie im Deutschen keine angenehmere Würckung, weil man genöthiget ist, ihnen ihre eigene Endung zu lassen, welches einen lächerlichen Uebelton verursachet.

Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Ursache, daß die Deutschen den ausländischen Wörtern keinen Platz in ihrer Sprache einräumen wollen, wenn diese ihnen gleich anständig genug sind. Es ist ein blosser Eigenruhm, daß die deutsche Sprache so reich sey, daß sie nicht (o) nöthig habe, etwas von fremden zu entlehnen. Die reich-

(o) Derselbe Hr. von Leibnitz hat uns einen Probierstein gewiesen, daran wir den Reichthum einer Sprache prüfen können: „Diejenige Sprache, sagt er, ist die reichste und bequemste, welche am besten mit wörtlicher Uebersetzung zurechte kommen kan, und dem Original Fuß vor Fuß zu folgen vermag: Allein bey der deutschen Sprache ist hierinn kein geringer Abgang zu spüren.„ Ich kan bey diesem Anlasse nicht umhin zu zeigen, in welchen Widerspruch einige neuere deutsche Sprachrichter mit ihren ungewissen Urtheilen und Lobeserhebungen von der Vollkommenheit der deutschen Sprache gegen einander zerfallen. Srieler in seinem Stammbaum der deutschen Sprache sagt: „Daß unser hochwerthes Deutsch schon izo dem majestätischen Lateine, dem unerschöpflichen Griechischen, dem leichtfliessenden Französischen, und dem tiefsinnigen Welschen und Spanischen die Spitze bieten kan. Gleichwohl

reichsten Sprachen sind voll fremder Ausdrücke, die griechische Sprache selbst ist davon nicht gesäubert. Ein vornehmer Verständiger in derselben, der Hr. Dacier, sagt es; und wenn man die Mühe nehmen will, sich in der deutschen Sprache umzusehen, so wird man bald wahrnehmen, daß viele Wörter darinnen, die man ihr ohne Bedencken als ihr eigen zuspricht, von dem Lateinischen entspringen. Es ist offenbar, daß

wohl ist noch vieles zurückgelassen. „ Siehe Critische Beyträge XIII. Stück Bl. 6. Nach diesem Ausspruche giebt die deutsche Sprache an Majestät, unerschöpflichem Reichthum, Leichtflüssigkeit und Tiefsinnigkeit keiner andern nichts nach; und doch ist sie bey allen diesen Vollkommenheiten noch mangelhaft. Cramer in seinem Wörterbuche sagt: „ Die deutsche Sprache ist als eine Grundsprache, an sich regelmässig und vollkommen. - - - - - - - Ob es gleich allerdings zuviel gethan wäre, wenn man sagen wollte, daß sie zu gegenwärtigen Zeiten in der allerhöchsten und vollkommensten Blüthe stühnde, also daß sie niemahls höher getrieben werden könnte: So ist doch so viel ausgemacht, daß sie derselben fast täglich näher rücket. - - - - Man wird mit Vergnügen gewahr, wie sich fast alle Messen die Anzahl deutscher Schriften (aber weniger Originale) vermehret, welche in der That für Muster einer schönen Schreibart in gebundener und ungebundener Rede gelten, und den netten Ausarbeitungen sinnreicher Ausländer an die Seite gestellt werden (können). Unsre Landsleute werden immer begieriger, dieselbigen zu lesen, und legen das lächerliche Vorurtheil allmählig ab, als wenn nur allein in den Schriften der Griechen und Römer, der Italiener und Franzosen etwas kluges, etwas erbauliches, und etwas aufgewecktes anzutreffen wäre. „ Siehe das XI. Stück der Critischen Beyträge. Wenn aber

daß Schreiben von Scribere; Lesen von Legere; Arm von Armus; Spatzieren von Spatiari, kommen: Und so ist es mit noch unzähligen beschaffen.

Ich würde euch zu verdrüßlich fallen, wenn ich mich weiter über diese Materie einlassen wollte. Ehe ich aber schliesse, muß ich euch ein Paar Worte von den Schönheiten der deutschen Spra-

aber die meisten von diesen neuherauskommenden deutschen Schriften keine Originale, sondern Uebersetzungen sind, so ist die Frage, wieferne dieselben, wenn man sie an dem von Hrn. Leibnitzen angewiesenen Probiersteine prüfet, eine Probe von dem Reichthum der deutschen Sprache ablegen. Und es wäre zu wünschen, daß die Deutschen durch das Vorurtheil, welches Hrn. Cramer so lächerlich vorkömmt, verleitet würden, das Kluge und Aufgeweckte in den Schriften der Griechen und Römer ꝛc. eifriger zu suchen, welches sie auch darinnen eher und häufiger als bey den Deutschen finden würden; alsdann wollte ich ihnen dieses lächerliche Vorurtheil und diesen nützlichen Irrthum gerne verzeihen. Das dritte Zeugniß ist des ungenannten Verfassers der Abhandlung von der Natur der deutschen Sprache in dem VIII. Stücke der Critischen Beyträge Bl. 624.

„ Es ist mit der deutschen Sprache noch nicht zu der Vollkommenheit gediehen, die man doch erlangen kan und wird. - - - - - - Es ist nicht zu leugnen, daß wir noch zuweilen einen Mangel an guten Wörtern verspüren, welchen man sonderlich bey dem Uebersetzen mercket; und es fehlt uns insbesondere an genugsamen zufälligen Nahmen oder Beywörtern, dadurch man geschickt wird, kurtz, deutlich und hinlänglich sich auszudrücken. Dannenhero man unnöthige Wörter abschaffen, und neue einführen muß, die entweder von guten deutschen Wörtern zu machen, aus den veralteten und Provinzialwörtern herauszusuchen, oder von fremden anzunehmen sind. „

che sagen; denn es sind nicht alles Mängel in derselben. (p) Das Deutsche hat die Freyheit, wie das Lateinische, daß es seine Wortfügungen ändern kan. Ich habe davon in meinem Briefe von der französischen Sprache ein Paar Worte (pp) gesagt.

Neben

(p) Hr. M. Schwabe hat noch erst neulich in seiner Uebersetzung von Rollins Anweisung in dem eilften Abschnitte des Hauptstücks, welches von Erlernung der deutschen Sprache handelt, von den Mängeln der deutschen Sprache also geurtheilet: „Es fehlt dieser Sprache die Kraft kurtz und nachdrücklich zu reden; sie weiß gemeinen Wörtern keine erhabene Bedeutung zu geben; sie hat für die gebundene und ungebundene Rede nur einerley Wörter, sie ist gar zu sehr gebunden, und läßt selten die Freyheit zu, die Wörter zu versetzen; sie muß sich in ihren Zeitwörtern so vieler Hülfswörter bedienen; sie muß die Schönheiten entbehren, welche die Participia und Gerundia in eine Sprache bringen können, und deswegen ist sie vieler Vortheile beraubt, welche die Hauptschönheit der griechischen und lateinischen Sprache ausmacheten.„ Siehe das XVIII. Stück der critischen Beyträge. Von diesem letzten Mangel muß ich noch ein par Zeugnisse anführen. In dem XIX. Stücke der critischen Beyträge, wo Hofmanns Bücher von der Zufriedenheit nach der neuen und verbesserten Auflage angepriesen werden, heißt es unter anderm Bl. 511. „Es ist bey ihm nichts ungewöhnliches, daß er durch die Mittelwörter kürtzer zu schreiben, und zween Sätze in eins zu ziehen suchet. Wie aber dieses im Deutschen noch nicht recht klingen will, ob sich gleich unterschiedene, sonderlich in Versen, bemühet haben, solches einzuführen: So hat auch der Herausgeber dieses geändert, anstatt, daß es also in den alten Ausgaben auf der 20sten Seite heißt: Die Fantasey, durch die Sinne gereizt, und durch die heftigen Begierden be-

wo-

Neben diesem Vortheil hat die deutsche Sprache noch diesen, daß sie reicher ist, ungeachtet sie nicht gleich so viel Sachen mit eigenen Nahmen geben kan. Ferner hat sie das Privilegium, daß sie sich nicht an gewisse Ausdrücke vor andern binden darf. Zum Exempel wenn man sagen

 will:

trogen, half kräftig zu dieser Unordnung: Steht in der neuen: Die Fantasey wurde durch die Sinne gereitzt und durch die heftigen Begierden betrogen, beyde aber halffen kräftig zu dieser Unordnung. Welches denn auch weit verständlicher klinget. ꝛc. ꝛc Hergegen auf der 448sten Seite in der Beantwortung wegen der Unvollkommenheit der deutschen Sprache, wird der Mangel der Schönheit, welche die Participia in eine Sprache bringen, damit beantwortet: „Unsre Poeten haben bereits den Gebrauch der Mittelwörter vielmahlen so glücklich gewaget, daß es kein Zweifel ist, unsre Sprache werde sich endlich auch dazu bequemen.„ Allein die Schuld liegt nicht an der Sprache, angesehen dieselbe zu des grossen Opitzens Zeiten und zuvor so wohl in gebundener als ungebundener Rede den freyen und uneingeschränckten Gebrauch der Mittelwörter gehabt hat, wie in dem Wercke von den poetischen Gemählden, und in dem 2ten Theile der critischen Dichtkunst mit mehrerm dargethan worden: Und wenn man Hoffnung machen darf, daß sie sich auch in Zukunft dazu bequemen werde, so gestehet man zu, daß die Natur der Sprache dem Gebrauche derselben nicht im Wege stehe. Man hat also diesen Abgang, und den Widerstand, den die Einführung derselben in die deutsche Sprache bisdahin erlitten, alleine der Nachlässigkeit einiger seichten Köpfe zu dancken, die einer affectierten wohlfliessenden Waschhaftigkeit den Nachdruck aufgeopfert haben.

(pp) Er sagt daselbst: Man kan auf Deutsch sagen; den Menschen hat Gott gemachet, und, Gott hat den Menschen gemachet. Hingegen müssen wir sagen: Dieu a fait l'homme.

will: Man hat ihn getödet, so kan man wohl sagen, man hat ihn abgethan. Die Lateiner sagten: Man hat ihn kalt gemachet; und im Deutschen bedient man sich dieses Ausdruckes ebenfalls, und noch vieler andern, die eben dasselbe sagen. Was der Deutsche ausdrücken kan, das drückt er auf verschiedene Weise aus, und darf weder die Puristen noch die spitzfündigen Köpfe fürchten, die nichts als tadeln können, und mehr auf dem halten, was in der Sprache neu, als auf dem, was darinnen bequem und brauchbar ist. Die Deutschen können in ihrer Sprache ma Sororité sagen, wenn sie alle ihre Brüder und Schwestern andeuten wollen; ma Valetterie, wenn sie sagen wollen, alle meine Knechte. Nichts steht ihnen im Wege, daß sie in dem gemeinen Umgange Wörter schmieden, und niemand widersezt sich ihnen, statt daß unter unsren Franzosen allemahl irgend ein kleiner Hofmeister ist, der euch bey allen Redensarten ins Wort fällt, euch zu erinnern, daß dieses und jenes Wort dem herrschenden Gebrauche zuwider läuft.

In der deutschen Sprache geht es auch an, so wohl als in der griechischen, daß man ein Wort aus viel andern zusammensetzen, und diese zusammengesezten Wörter ohne Ende vermehren kan. Sie ist voller verkleinernder Wörter, und es ist kaum ein Wort, aus welchem sie mittelst Zusetzung der Sylbe gen, oder lein, nicht ein verkleinerndes machen könne. Wäre sie bey allen diesen Vortheilen so sanft, so zierlich,

und

und so prächtig, als die französische, so könnte sie der griechischen und der lateinischen beykommen. Aber weit gefehlt, daß ihr diese Eigenschaften zukommen. Ihre verkleinernden Wörter sind öfters harter, als die ursprünglichen; und es ist etwas widerliches, daß man auf eine ungemeine Weise mit der Brust arbeiten muß, die meisten deutschen Wörter auszusprechen, es sey denn, daß man ein gebohrner Deutscher sey. Die Gewohnheit eurer Deutschen, die Ausländer, die ihre Sprache reden wollen, ins Angesicht auszulachen, ist auch nicht das rechte Mittel ihnen einen Muth zu machen.

Ich habe Deutsche gesehen, die sich sehr breit damit macheten, daß es andern Nationen so sauer wird, ihre Sprache zu reden; und die aus Furcht, daß sie keine würcklichen Schönheiten darinnen finden mögten, sich damit behalffen, daß sie diesen Fehler als etwas schönes anpriesen. Viel deutsche Gelehrte haben mir gantz dreuste gesagt, die französische Sprache verdiente nicht, daß man sie lernete, weil sie so gar leicht wäre. Sonst hatte ich allezeit geglaubt, die allzu schweren und mühsamen Sprachen verdienten nicht, daß man sich bemühete, sie zu lernen.

Der Fürst von . . . sagte eines Tages zu mir, es verdrösse ihn, daß er Französisch gelernt hätte, weil es allzu gemein worden wäre. Demnach müßte man im Gegentheil nur die unbekannten Sprachen lernen, und also hätte dieser Herr das Bas-Breton lernen sollen. Ihre Hoheit

war

war weit nicht der Meinung derjenigen Gelehrten, welche sich bemüheten, eine Sprache zu erfinden, die aus sehr wenig leichten Wörtern bestühnde, damit alle Nationen ohne Dollmetschen mit einander handeln könnten. Zu dem Ende hätte man gegen alle vier Winde Leute ausschicken müssen, welche diese Sprache vollkommentlich besessen, damit sie in selbiger die Leute unterrichteten, die zur Kaufmannschaft gewidmet waren, oder auf Gesandtschaften sollten gebraucht werden. Wäre dieses Vorhaben ausgeführt worden, so dürfte der Wienerische Hof nicht junge Leute nach Constantinopel schicken, die türckische Sprache zu lernen. Der grosse Herr, von dem ich geredet habe, hätte vermuthlich dieses Vornehmen und diese Sprache mit noch grösserer Hitze verworffen, weil sie zweifelsfrey noch weit gemeiner worden wäre, als die französische Sprache.

Man kan nicht leugnen, daß die ernsthaften Sprachen, wie die deutsche von dieser Art ist, nicht sollten langsam und deutlich geredet werden. Indessen reden die Sachsen mit einer geschwinden Ueberweltzung (q) der Wörter, welche etwas stammelndes mit sich führt; und alle andere

(q) Der oben angezogene Verfechter des Plattdeutschen Fr. A. Aepin hat darüber eine Antung gemachet: „Die Meißner sind von der wahren Aussprache so sehr abgewichen, daß man glauben sollte, es wären nicht Nachkommen der tapfern Deutschen; sondern vielmehr schwache Weibsbilder. - - - Will man nach dem Beweise

andere Deutschen können sie nicht verstehen. Sie thun dieses, damit sie ihrer Sprache etwas sanftes mittheilen, das ihr nicht eigen ist, und sie verderbt. Man muß den Franzosen und den Italienern das Lebhafte und das Sanftfliessende in der Sprache lassen; aber das Deutsche und das Spanische muß man mit Ernst und Hoheit reden, wenn man sie nach seiner Würde reden will; sonst bekommen sie durch eine Flüssigkeit der Aussprache, die ihnen nicht natürlich ist, ein gantz lächerliches Aussehen.

weise fragen, so ist es dieser, daß man fast in allen Worten ein gar nicht männliches Gezisch nach Art der Franzosen hören lasse, und also das männliche Wesen der deutschen Sprache gantz unterdrücke, nachdem man sich so starck auf das Französische geleget.„ Und etwas weiterhin: „Da Niedersachsen gegen Norden liegt, so sollte man eher meinen, daß die Einwohner von Natur zu einer ernsthaften und männlichen, oder, wie sie die Verächter nennen, rauhen und harten Sprache geneigt wären, als zu der fast weibischen und zischenden Meißner Mundart.„

Des

Des Herrn von Mauvillon Brief von den deutschen Poeten.

Eure Nachbarn haben sich bisdahin eingebilder, eure Sprache wäre Schuld daran, daß ihr keine guten Poeten hättet. In diesen Gedancken steht der Urheber der Jüdischen Briefe, der, wiewohl er sonst viel gutes hat, sich in diesem, wie in viel andern Dingen, betrogen hat. Giebt es denn eine Sprache in der Welt, die einen treflichen Poeten aus einem Menschen machen könne, der von Natur kein Geschicke dazu hat? Man müßte thörigt seyn, wenn man dieses nur gedencken wollte. Und wie kan man begreiffen, daß eine Sprache sey, die erhabenen Geistern im Wege stehe, und sie hindere, daß sie sich nicht emporschwingen können? Demnach müssen es eure Poeten nicht der deutschen Sprache zur Last legen, daß sie in einem so schlechten Ansehen stehen. Es fehlt ihr weder an Nachdruck noch an Ausdrükungen. Sie klingt zwar nicht lieblich in den Ohren; aber was thut das dem schönen Gedanken, und der geschickten Ausbildung derselben? Besteht etwann die Schönheit der Poesie überhaupt nur in der Lieblichkeit der Sprache; und nicht vielmehr in gründlichen Gedancken, in artigen und geschickten Ausbildungen? Wer darf nun behaupten, daß die deutsche Sprache sich zu diesen Sachen nicht schicke? Hat sie denn

eine

eine Abneigung dagegen? Und woher kömmt diese?

Was fehlt Deutschland denn, daß es keine grossen Poeten hervorbringt? Nichts als Geist. (A) Haltet mir es zu gut, was ich zum Beweise dessen sagen muß. Die Deutschen sind ansehnliche

Uebereinstimmende Zeugnisse und Anmerckungen.

(A) Diese Anklage wegen Mangels an Geist beziehet sich nur auf die Wercke der Poesie und Beredsamkeit. Man ist nicht so unbescheiden, daß man der gantzen deutschen Nation, oder einem jeden Gliede derselben insbesondere die Fähigkeit geistreich zu seyn und zu werden hiermit absprechen wolle: Man glaubt gar gerne, daß unter denen, die nicht schreiben, sich viele befinden, die weit besser im Stande wären, die Ehre des deutschen Witzes zu retten, als die grosse Zahl derjenigen ist, die sich bisdahin eigenmächtig zu Verfechtern des deutschen Geschmacks aufgeworffen, und durch eine Menge Schriften diese Anklage zwar zu zernichten gesucht, aber in Wahrheit grösstentheils damit noch mehr gestärcket, und gleichsam gerechtfertiget haben. Wenn das blosse Vorhaben ein Urtheil von dem Witze und dem Geist einer gantzen Nation in Vergleichung mit andern zu fällen, nicht schon an sich selbst strafbar ist; so mögte ich wohl wissen, wie einer, der dieses Vorhaben würcklich auszuführen gesinnet ist, es anderst anstellen könne, als daß er sein Urtheil auf die Art und Beschaffenheit derjenigen gedruckten Schriften gründe, die von andern als Muster der geistreichen Schreibart und als Probstücke des feinen Witzes angepriesen werden. Und dann gilt bey dergleichen Urtheilen auch das bekannte; à potiori fit denominatio: Wobey dennoch wohl bestehen kan, daß das eine und andere Stücke unter einer grossen Menge schlechtes Zeugs etwann wohl ein Beweißthum von der Fähigkeit des deutschen Witzes abgeben könnte, wenn derselbe

liche Männer, sie sind groß, wohlgestaltet, und von starcken Gliedmassen; aber mit ihrer Vergünstiguug zu sagen, das Sprüchwort lüget sie noch nicht an, homo longus, raro sapiens. Die Natur hat sie mit den Vortheilen des Cörpers zum Ueberflusse begabet, es wäre zuviel gewesen, wenn sie ihnen auch noch Witz und Geist eben so reichlich zugetheilt hätte. Sie ist zu klug, als daß sie so viele treffliche Sachen zusammen nur bey einer Nation anwende, welche ohne das zum Hochmuth gar zusehr geneigt ist.

Rüh-

be besser gepfleget und angebauet würde: Fast auf die Weise, wie es geschehen kan, daß in einem Garten, wenn er nicht mehr gebauet wird, das Unkraut in kurtzer Zeit so mächtig wird und überhand nimmt, daß auch das äusserliche Ansehen eines nach gewissen Regeln eingetheilten Gartens gäntzlich verlohren geht, obgleich noch hier und dar mitten unter dem Unkraut eine und andere zierliche Bluhme hervorsprießt. Ist im übrigen dem Herrn von Mauvillon in diesem Paragraphus die Sprache nicht sanft genug geflossen, so will ich zu seiner Entschuldigung, und der deutschen Nation, d. i. denjenigen, die sich das Ansehen derselben eigenmächtig anmassen, zum Trost erinnerlich zu Gemüthe führen, was in dem III. St. der Critischen Beyträge in der Zuschrift an Hrn. Abt Mosheim gelesen wird: „ Wie gute „ Aerzte nicht allezeit die gelindesten Wege in ihren Curen „ gehen; sondern auch zuweilen mit Feuer und Eisen dem „ Uebel steuren müssen: So muß auch ein tiefgewurzeltes „ Uebel in der Schreibart, Poesie, und Beredsamkeit oftmahls durch eine satirische Lauge angegriffen, und das „ durch auf das nachdrücklichste ausgerottet werden. - - - „ Und wie sehr wäre es zu wünschen, daß schon unsre „ Vorfahren uns dergestalt aufgeräumt hätten.„

Scimus & hanc veniam petimusque damusque vicissim.

Rühmet die Gestalt der Deutschen, ihre Stärke, ihre Leibeskräfte; ich will euch das alles einräumen: Aber saget mir nicht, daß sie Geist und Witz haben, wenn ich mit euch eins werden soll. Mithin müsset ihr euch auch nicht einbilden, daß nur die Franzosen auf diese Weise von euren Nation urtheilen. Das eben angeführte lateinische Sprüchwort ist aus einem spanischen Scribenten hergenommen, der es bey einer gleichen Gelegenheit angezogen hat. Wollet ihr es lieber auf das Zeugniß eines Engelländers ankommen lassen, so vernehmet, was der Verfasser des Mährgens von der Tonne, der bey iedermann so viel gilt, dazu sagt: (B) „ Die „ schönsten Erfindungen sind in denen Zeiten ge„ macht worden, da die Unwissenheit auf das „ höchste gestiegen gewesen, zum Exempel der „ Compaß, das Schießpulver, die Buchdru„ kerey, und diese hat die dummeste Nation, „ nemlich die D. . . . aus der Finsterniß an „ den Tag hervorgezogen. „

(B) Diese Anmerckung Hrn. D. Swifts kan denjenigen zur Nachricht dienen, die sich auf die Erfindung der Buchdruckerey zur Ablehnung der Anklage von dem Mangel des deutschen Witzes mit grossem Vertrauen beruffen. So sagt Hr. Magister Schwabe in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. „ Es ist genug, daß wir versi„ chert sind, sie würden uns unsre dürftige Erfindungs„ kraft nicht so vielmahls erzehlen können, wenn sie nicht „ von uns gelernet hätten, uns einerley Sache auf tau„ send Bogen kund zu thun; so daß also ihr Vorwurff, „ wenn

Ich habe nicht einen Buchstaben aus dem meinigen hinzugesetzet; indessen sehet ihr wohl, daß man nicht deutlicher reden kan. Aber warum haben die Deutschen nicht so viel Witz, als andere Nationen? Ist der Himmelsstrich Schuld? Trägt dieser etwas dazu bey? Oder ihr gewöhnlicher Tranck? Nein, denn wie viel Deutsche giebt es nicht, die nur Wein aus Champagne trincken, und die doch deßwegen nicht eine Unze mehr Witzes haben. Der beste Grund, den man hievon geben kan, wird wohl dieser seyn, daß es nicht der Geschmack der Deutschen sey, (C) Geist zu haben, daher diejenigen

„ wenn er gedruckt wird, zugleich innerlich seine Widerle-
„ gung allezeit mit sich führet.„ Mit eben dieser Vorstellung hat Hr. Prof. Gottsched in seiner Anmerck. zu dem Art. Bouhours den Unglaubigen den deutschen Witz sichtbar machen wollen: „ Die Deutschen, sagt er, haben an dem
„ Schießpulver und Geschütze, an der Buchdruckerey, an
„ dem Kupferstechen, an den Ferngläsern, an dem Por-
„ cellan, u. a. m. solche Proben ihres Witzes abgeleget,
„ daß keine andere Nation ihnen eben so viel und eben so
„ witzige Entdeckungen aufweisen kan. ꝛc.„ Es ist niemandem jemahls in den Sinn gekommen, den Deutschen die Fähigkeit zu mechanischen Erfindungen, auf die man öfters von ungefehr und zufälliger Weise geräth, streitig zu machen. Aber laß mir das einen seltsamen Schluß seyn: Es sind Deutsche gewesen, welche die Buchdruckerey, das Schießpulver ꝛc. erfunden haben; hiemit müssen die deutsche Poeten und Redner geistreiche Köpfe seyn; und wer dieses nicht zugeben will, der lästert die deutsche Nation.

(C) Diese einzige Anmerckung Hr. Mauvillons zernichtet auf einmahl das weitläuftige Gewäsche einiger Verfech-

ter

jenigen unter ihnen, welche Geist haben, denselben verabsäumen, und gemeiniglich verderben, indem sie sich auf eitele Wissenschaften von elen-

ter des deutschen Witzes, womit sie auf den Vorzug in einigen Theilen der Gelehrsamkeit, und auf die Fähigkeit, witzig und geistreich zu werden, trotzen; z. Ex. wenn es in dem Schreiben an den Verfasser der Beyträge Hrn. Gottsched, in dem XXIII. Stücke Bl. 518. heißt:

Dieß hat den deutschen Witz gedämpfet, nicht erstickt.

Desgleichen:

- - - - - - - - Zum Baue größrer Wercke
Fehlt oft die Kühnheit nur, und nicht des Geistes Stärcke.

Ferner Bl. 520.

Sprich, ist der Erde drum ein Baum zur Last erzeugt,
Der noch die Aeste nicht voll reifer Früchte beuget?

Und wiederum Bl. 521.

Wenn mein Lied schallen wird; singst du vielleicht nicht mehr.

In demselben Tone läßt sich der deutsche Lustigmacher Hr. Schwabe in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. vernehmen: „ Ihr Vorzug ist, daß sie einige Jahre früher auf die Ausbreitung der schönen Wissenschaften gedacht haben, als wir; aber auch NB. einige Jahre früher, als wir, derselben Verfall sehen werden.„ Eine Weissagung, die sich ohne Zweifel auf eine geheime Abrede der deutschen Nation gründet, daß sie erst dann wolle anfangen witzig werden, wenn die Franzosen den guten Geschmack verlieren. Und auf der 10ten Seite sagt eben dieser Vorredner: „ Wären wir so zeitig, als andere, auf „ die Ausbreitung der schönen Wissenschaften in unsrer „ Mutterſprache gerathen: So würden vielleicht diejenigen „ izo von uns lernen müssen, welche wir uns zu Mustern „ bey Beförderung der freyen Künste vorstellen.„ Man giebt gerne zu, daß die Deutschen Geist und Witz haben,

dem Geschmacke legen. (D) Eure meisten Gelehrten beschäftigen sich Anagrammata, oder, was noch kindischer ist, Chronogrammata zu verfertigen. Eure arbeitsamen deutschen Köpfe wer-

und zeigen könnten; aber man bedauret dabey, daß diejenigen, welche die Ehre des deutschen Witzes zu behaupten bisdahin übernommen haben, grösstentheils dieselbe zu Schanden gemachet, und zu dergleichen unbeliebigen Urtheilen Anlaß gegeben haben. Man gestehet ihnen einen grossen Vorzug an Gelehrtheit zu, aber aus denen bisherigen Proben kan man nicht schliessen, daß der Geschmack für das Witzige und Geistreiche noch zur Zeit allgemein sey. Ich kan dieses mit dem Beyfalle eines deutschen Schriftverfassers bekräftigen: In dem IX. Stücke der Critischen Beyträge auf der 165sten Seite, wo der Antilongin recensiert wird, heißt es: „Der gute Geschmack ist bey „uns Deutschen noch nicht so allgemein, daß man sich fer„ner keine Mühe geben dürfte, ihr. mehr und mehr em„por zu bringen. Wir wollen nur unsre Poesie ansehen. „Was für wunderlich Zeug kömmt nicht darinnen noch „täglich zum Vorschein? Und wer siehet nicht, daß dies„ses die Ueberbleibsel des altfränckischen Geschmacks sind? „Woher rühret aber solches? Von nichts anders, als „weil unter den Schriften unsrer Dichter, die wir Anfän„gern als Muster anpreisen, noch viel rauschendes Flit„tergold anzutreffen ist.„

(D) Man hat noch erst im Jahre 1735. zu Breßlau und Leipzig eine verbesserte Sammlung von J. Chr. Günthers deutschen und lateinischen Gedichten herausgegeben, und ist dabey sorgfältig gewesen, alle die Acrosticha, die in dieses Poeten ersten Jahren noch gantz geläuftig waren, als Proben des deutschen Witzes von dem Untergange zu retten, wie Bl. 17. 82. 91. 100. 179. 231. ꝛc. zu sehen ist. Es ist wohl wahr, daß dieser Dichter selbst bey reifern Jahren

werden ein Wörterbuch gantz durchblätern, damit sie eine solche scharffsinnige Ueberschrift herausbringen. Man dächte, sie suchten eine geschickte, gut lateinische Ausdrückung, aber anstatt dessen sehen sie sich nach einem Worte um, darinnen ein L ein M oder ein D ist. Wenn wir demnach irgend eine solche Auffschrift antreffen, müssen wir in derselben vielmehr das Jahr des Herrn, als den Gedancken suchen.

Einer von euren Scribenten (E) hat das Hertz gehabt diese Chronogrammata, die er gelehrte Sinngebuhrten nennet, zu vertheidigen. Er

klagt

ren das abgeschmackte Wesen dieser Kunst verlachet, und seine ehemahlige Thorheit bekennet hat, womit er die Nahmen vor die Lieder geflochten, und oft um ein A. drey Stunden auf und nieder gegangen: Aber was muß ein fremder von dem allgemeinen Geschmacke der deutschen Nation dencken, wenn er auch in den neuesten Sammlungen und Herausgaben der besten deutschen Dichter dergleichen abgeschmacktes Zeug mit der grösten Sorgfalt aufbehalten siehet? Denn daß Günther unter den besten Poeten, die nach dem Geschmacke der deutschen Nation sind, einen hohen Rang verdiene, wird niemand zweifeln, wer folgenden Gottschedischen Ausspruch gelesen hat: „ Woher „ kömmt es, daß die deutsche Nation, die bey Canitz ns „ und bey Günthers Gedichten so eifrig gewesen, sie zu „ kauffen und zu lesen, und andern anzupreisen, daß man „ in kurtzer Zeit so viele Auflagen machen müssen, nur üm „ Abschen auf das eintzige Paradies Wilrons so phlegmas „ tisch geworden? „

(E) Ich kenne einen andern deutschen Poeten, der sich noch erst neulich einen grossen Nahmen unter seinen Landsleuten erworben hat. Dieser hat sich erkühnet in

einer

klagt sich, daß gewisse Leute so unvernünftig seyn, und diese schönen-Erfindungen Lappereyen heissen; und er behauptet gegen jedermann, daß sie, wenn sie kurtz sind, und sich vor die Sache gut schicken, ihren gewissen Werth haben. Er führt zum Beweise dessen das Chronogramma an, das im vergangenen Jahr auf den Herzog von

einer neuen Sammlung poetischer Geburten, die erst dieses Jahr ans Licht getreten, eine ernsthafte Schutzschrift für eine andere Gattung Sinnspiele des falschen Witzes zu verfertigen, worinnen er behauptet, daß diejenigen, welche keinen Geschmack daran finden, für gewissenlose Religions-Spötter müssen angesehen werden. Dieser ist mit Nahmen der grosse Triller, der in dem neulichst herausgegebenen 3ten Theile seiner Gedichte, auf der 500. Seite folgendes Muster von einem geistreichen Wortspiel gar geschickt anbringt:

Benennt man, Nassau, dich sonst von den nassen Auen,
So machstu itzt gewiß die Deurung offenbar;
Und stellten sich auch nicht die nassen Auen dar,
So kan man doch in dir die nassen Auen schauen.

Der Genius, der über die Noten waltet, hat ihm dazu die folgende aus der besondern Mildigkeit verliehen, nach welcher er die Trillerischen Anmerckungen mit allerhand Seltenheiten zu bereichern pfleget: Lusus hic ingenii & verborum, quod probe scimus, quem nimium fastidiunt, & præter rem adspernantur horriduli quidam nostri ævi Catones, & intonsi impexique Timones; sic non injurii solum in optimos quosvis Auctores veteres profanos, sed & impii adeo atque blasphemi in ipsam Scripturam Sacram utriusque Testamenti; in qua quippe creberrime acutos ejusmodi verborum lusus passim occurrere, contra nasutos hos & frigidos censores, magno eruditionis apparatu pridem liquidissime ostensum fuit a Viris magnis, Grotio, Bochar-

von Lothringen und Großherzog von Toscana gemacht worden, der die kaiserlichen Völcker in Ungarn als oberster General angeführt hatte, VIVat CæsarIs IVpreMVs bell' DVX. In welchen Worten die Jahrzahl von 1737. enthalten ist, da der Herzog in Ungarn hatte commandieren sollen. Trutz sey euch gebothen, daß ihr in diesem Chronogramma was weiters, als das Jahr des Herrn finden werdet. Indessen hat der hamburgische Zeitungsschreiber es vor einen unwidersprechlichen Beweiß gegen diejenigen angeführt, welche diese abgeschmackten Erfindungen verlachen. Saget mir doch, ob man eben viel Witzes vonnöthen habe, wenn man eine arithmetische Zahl in viel verschiedenen Wörtern, die aus allerley Buchstaben bestehen, heraus-

Bocharto, Vitringa, Glassio, Blackwallo, Gatakero, Oleario, & aliis; & novissime a Reverendo Michaeli Halensi, peculiari Dissertatione. Sed hac de re nos alibi plenius. Eant nunc & detestentur omnes ingenii lusus insulsi Criticastri, imprimis Alpini. Und daß Hr. D. Triller von der Vortrefflichkeit der Wortspiele eine innerliche Ueberzeugung habe, erhellet aus gar vielen Proben, die in seinen Gedichten hier und da zu finden sind. Ich will zur Bekräftigung dessen nur einige von den besten Exempeln anführen. In dem ersten Theile seiner Gedichte, in der Zueignungsschrift an Hrn. Brockes:

Serenus dessen Lied Sirenen trotzen kan,
Wird auch mit allem Recht in diese Reih gestellet.

Eben daselbst:

Daß sich die Bluhmen auch zusammen brünstig freyhn,
Und durch des Zephyrs Gunst in Stand der Ehe treten,

bringen soll, und ob dergleichen Entdeckungen der menschlichen Gesellschaft grossen Nutzen bringen. Ist das ein grosses Lob vor einen Feldherrn, daß man in etlichen Wörtern, welche wenig oder nichts von seinen Heldenthaten melden, das Jahr ausfindet, in welchem er den Generalstab geführt hat? Man muß kein grosser Künstler seyn, eine solche herrliche Geburt auf die Welt zu bringen; es braucht weiter nichts, als ein wenig Geduld, Wörter auszuklauben, und man wird mehr als genug herausbringen, sofern man nur die Sprache versteht, in welcher man reden will.

Allein
Besingen de Croix und Royen im Latein,
Sind sie schon, wie es scheint, zur Hochzeit nicht gebeten.

In eben diesem Gedichte:

Vom Vater, Sohn u. Geist, u. von des Glaubens Grund
Hat Faithfull That ein Buch in Versen fürgetragen,
Dieß macht nun Wagner zwar in deutschen Reimen kund,
Allein sie klingen meist, wie ein noch neuer Wagen.

In dem Gedichte von der Zeugung des Menschen I. Th. Bl. 164.

Doch weil die Würmer gar zu klein,
So mußten grosse Gönner seyn.

In dem IIIten Th. Bl. 312.

Und Wolf mit dessen Wissenschaft
Fast alle Hohen Schulen pralen,
Ob ihm der Neid mit heilger List
Gleich lange widerstanden ist.

Da nun Hrn. D. Trillers Gedichte, wie er selbst und die gelehrten Zeitungsschreiber einhellig rühmen, von der deutschen Nation begierig aufgekauft und gelesen werden, was muß wohl ein Fremder von dem Geschmacke der deutschen Nation urtheilen?

Allein ihr werdet einwenden, nicht alle Deutschen geben sich Mühe mit diesem abgeschmackten Zeuge. Gut: Aber ich behaupte hingegen, daß es ihnen in allen Arten der zierlichen Gelehrtheit an Geschmack, oder, wenn ich es heraussagen soll, an Witz mangelt. Ehe ich dieses beweise, muß ich euch bitten, folgendes anzumercken. Es ist kein Wunder, daß eure Landsleute nicht geistreich seyn. Man hält in diesem Lande sehr wenig auf Geist, und dieses ist eben kein Mittel, den Witz in Schwang zu bringen. In Deutschland sind ein geistreicher Kopf und ein Clausnarre eines, was das andere. (F) Der Pedant und der wahre Gelehrte werden hier allzu gerne mit einander vermischt. Eure Gedanken seyn die schönsten auf der Welt, sie seyn auf das geistreichste ausgebildet; wofern ihr nicht sechs Wörter im Lateinischen, vier im Griechischen, und vier im Hebräischen plappert, so wird man meinen, man thue euch viel Ehre an, wenn man euch einen artigen Pantalon heißt.

In diesem Lande steigt niemand empor, als die Hofnarren. Die Begierde dergleichen zu haben, ist etwas recht ausserordentliches. Ein jeder Fürst hat zween oder drey in seinen Dien-

 sten.

(F) Ich kan und will mich nicht gar tief in diese Untersuchung hineinlassen, in was Werth in Deutschland der Geist, wenn er gleich der Gelehrsamkeit beraubet ist, gehalten werde. Das ist indessen gewiß, daß abgeschmackte Possenreisser und Lustigmacher nicht allein vor geistreich wollen angesehen seyn, sondern auch wircklich noch einen grossen Beyfall finden. Ich verweise meine Leser auf den Heumonat der Belustigungen Bl. 36.

sten. Bey einigen von den grössesten ist es eine recht einträgliche Bedienung, der föderste Hofnarre, wie im türckischen Serraglio das Haupt der Verschnittenen zu seyn. Die Freyherrn und die blossen Edelleute in diesem Lande haben insgemeine einen Lakey, der bey ihnen die Stelle eines Hofnarren vertritt, wiewohl er eben diesen Titel nicht führt; denn die herrschenden Fürsten behalten das Recht vor sich, Patenten für einen Hofnarren zu ertheilen.

Auf was vor hohe Gedancken können Leute von diesem Schrote, die nicht wissen, was denken ist, die in den Tag hinein plaudern, und mit lauter Salbadereyen angestochen kommen, vornehme Herren führen? Werden sie dieselben lehren, wie man gerecht, großmüthig, milde, nüchtern, sittsam, seyn soll? Ach nein. Sie wissen von diesen Eigenschaften allzu wenig, als daß sie sich eine Ehre darinnen suchen sollten, jemanden dazu anzuführen.

Ein geistreicher Mann ist in Deutschland ein Mensch, der zu einem Hofnarren gebohren ist; und ein Hofnarre ist ein Thier, das mehr Stockschläge kriegt, als ein Hund, den man zu kleinen Künsten abrichten will. Das ist izo die Neigung der deutschen Herren, sie brauchen den Stock gerne, und man muß bekennen, daß sie geschickt damit umzugehen wissen. - - -

- - - - - - - - -

Hiervon nimmt nun der Verfasser Anlaß, mit etlichen Exempeln zu beweisen, daß die Deutschen Fürsten eine rechte Freude daran haben, die Leute bis auf den Tod zu prügeln.

Ihr

Ihr sehet also, zu was vor Posten man geistreiche Köpfe in Deutschland tüchtig hält, wiewohl diejenige, die auf diesen Posten stehen, nicht allemahl geistreiche Köpfe sind. Man muß es bekennen, es giebt in Deutschland mehr Gelehrte, als in vielen andern Ländern; aber geistreich zu seyn ist ihnen verboten, falls sie nicht vor Narren angesehen seyn wollen. Ein geschickter Professor, der in der gelehrten Welt wohlbekannt ist, wollte einmahl zeigen, daß er Geist hätte. Sogleich foderte man von ihm, daß er Hofnarr würde, und der Fürst nöthigte ihn mit Gewalt dazu. Einer von meinen Freunden hatte Gedancken bey dieser Gelegenheit eine Comödie zu schreiben, die den Titel führen sollte: Der Hofnarre wider seinen Willen. Ich hintertrieb es mit allen ersinnlichen Vorstellungen der Klugheit. Es ist hier nichts neues, daß ein Hofnarre, der den Titel eines solchen führet, zugleich Professor in der Philosophie, oder in der Beredtsamkeit ist. Da die Wissenschaften auf diese Weise entweihet und verhudelt werden, so ist es nicht möglich, daß das Naturell keinen Schaden davon empfange, und daß man nicht mit der Muttermilch eine unüberwindliche Abneigung gegen die Wissenschaften, und alles, was geistreich ist, in sich sauge.

In Franckreich hat man dieses nicht zu befürchten. Daselbst hält man den Geist hoch, wenn er gleich der Gelehrsamkeit beraubet ist. Ludewig der vierzehnte war ein so grosser Feind der Zotenreisser, und Lustigmacher, als er hinge-

gen

gen ein bekannter Beschützer aller geistreichen Männer war, die er auch von den Pritschmeistern wohl zu unterscheiden wußte. Aber der Geschmack der Deutschen Fürsten ist überhaupt so beschaffen, daß sie zwey Dinge, die an Art so verschieden sind, mit einander vermischen, und sich nur das schmecken lassen, was unter den Wercken des Geistes am ungesaltzensten und mattesten ist.

In Franckreich liebet man das, was der Witz feines und leckeres hat; nur dadurch kan man sich hervorthun. Wer nur Geist hat, ist bey allen Franzosen willkommen, und kan sie nur vor seine Gönner ansehen. Er hat keinen andern Titel nöthig, als daß er ein geistreicher Kopf sey, so wird ihm jedermann wohlgewogen werden. Das ist der Geschmack der französischen Nation überhaupt; und niemand wird meines Bedunckens so unvernünftig seyn, und ihm nicht den Vorzug vor dem Geschmacke der Deutschen geben; denn es ist gewiß, daß man nichts geschicktes ausrichten kan, wenn man es ohne Geist vornimmt. Die gelehrtesten Wercke taugen nichts, wenn sie nicht mit Witze verfertiget sind; und der gröste Lehrer wird nur ein verdrüßlicher Schmierer seyn, wenn er seine Belesenheit ohne Geist auskramet; so wie der grösseste Weltweise nur ein langweiliger Schwatzer seyn wird, wenn er seine Schlußreden nicht mit Geist würtzet, ob sie gleich sonst bündig sind. Der Geist ist das Vermögen des Verstandes, das machtl, daß wir das, was wir sagen, mit Anmuth

muth sagen, und das, was wir thun, mit guter Art thun. Es ist die geschickte Wahl, das feine Wesen, das scharfsinnige Urtheil, kurtz etwas nicht genug bestimmtes, das unsren Gedancken und Begriffen eine gewisse Zierlichkeit mittheilet; das auszieret, was die Vernunft erfindet, und ausschmücket, was der Verstand hervorbringt.

Aber es ist nicht genug, daß man erkläre, was Geist sey, es giebt verschiedene Arten dieses Geistes, welche man von einander, oder besser zu sagen, von etwas, das ihm ähnlich ist, unterscheiden muß. Es ist eine Art rauhes Geistes, von welchem die platten und eckelhaften Possen und Zoten entstehen, die doch auch gewissen Leuten angenehm sind, welche selbst nur diese Geistesart besitzen. Diese ist derjenigen gantz ungleich, welche die Franzosen haben wollen, und die ich oben erklärt habe.

Unter dem rauhen und dem feinen Geist herrschet der Unterschied, daß jener die Miltze, und dieser das Hertz rühret; jener das wilde Gelächter, dieser die Verwunderung erwecket; der erste einen Augenblick Lust machet, hernach Verdruß verursachet, da hingegen der andere ein reines und desto gründlicheres Ergetzen mit sich führet. Da nun die grossen Herren in Deutschland auf diese lezte Eigenschaft nicht viel halten, so erforschet auch niemand sich selber, ob er nicht etwa dieselbe von der gütigen Natur empfangen habe; man streitet nur um den Vorzug, wer die plattesten Pritschmeisterpossen sa-

gen

gen kan. Wie oft höret man diese vornehmen Deutschen über den ungeheuresten Einfall eines elenden Lustigmachers in ein erschreckliches Gelächter ausbrechen? Das ist ihr Geschmack, und wer ihr Freund seyn will, muß mitmachen.

Deßwegen wundert mich nicht mehr, daß in euren Poeten solche Jedermannsgedancken, und so grobe Ausdrücke sind. Günther, (G) einer der geschätztesten ist damit angefüllet. Leset seine Ode auf das Glücke, die vor eines seiner besten

Stü-

(G) In was vor Ansehen Günther bey der deutschen Nation stehe, hat uns Hr. Gottsched oben (D) belehret. Dessen ungeachtet kan ich das Urtheil, welches Hr. Mauvillon von seiner poetischen Niederträchtigkeit gefället hat, mit einheimischen Zeugnissen bekräftigen. In dem XIV. St. der Critischen Beyträge, wo Günthers Gedichte beurtheilet werden, heißt es Bl. 186. „ Seine Kenntniß „ in den wahren Regeln der Dichtkuust war sehr mittelmässig, seine Beurtheilungskraft sehr seicht und unfähig, „ das wilde Feuer der Fantasie zu mässigen. „ Und auf der 188sten Seite: „ Was die Gedichte selbst anlanget, „ so haben sie fast durchgehends ein sehr flieſſendes Wesen, ein richtiges Sylbenmaaß, und eine richtigere, regelmässigere Sprache, als man in vielen unsrer Dichter anmercket. Allein was das innere anlanget, so sind „ viele, ja die meisten Stücke einem Quodlibet ähnlicher, „ als einem ordentlichen und vernünftig zusammenhangenden Wercke. Oft scheint der Reim, und nicht der Poet „ den Vers gemacht zu haben: Indem er nicht anders „ aussieht, als ob er lauter Bouts-rimez gemachet, oder „ die Einfälle im hübnerischen Reimregister gesuchet hätte. „ - - - - Ja auch in seinen Todesgedancken hat er „ das geistliche mit dem weltlichen, die Bibel mit den Fabeln der Heiden so durch einander gemenget, daß man

„ nicht

Stücke gehalten wird; ihr werdet darinnen einen Beweis meiner Meinung finden. Ich werde die lezte Strophe dieser Ode nie vergessen; sie hat etwas allzu sonderbares, daß ich sie hier nicht anführen solte; Vielleicht habet ihr niemahls Zeit gehabt, sie genau zu betrachten. Ich bitte nur die Frauenspersonen, denen ihr etwa meinen Brief zeigen mögtet, daß sie sich an gewissen purscha-

„ nicht wissen kan, ob er als ein Heide oder als ein Christ
„ habe sterben wollen. Hernach weiß er selbst in den erhabensten Oden nicht den Wohlstand, und das so genannte πρέπον zu beobachten. „ In dem XXIV. St. derselben Critischen Beyträge, in den Anmerckungen über Clercs Gedancken von der Poesie Bl. 589. stehet: „ Was
„ ich von Hofmannswaldau sage, das gilt auch von einigen neuern, als Amthorn, Günthern, und ein Paar
„ noch lebenden Dichtern [vielleicht Triller und Gottsched]
„ theils von schwülstiger, theils von niedriger Schreibart.
„ Wohl dem, der von Jugend auf auf gute Muster verfallen ist, z. E. auf den Virgil, Horatz, Opitz, Canitz.„
Und wer sich an diesen Zeugnissen noch nicht sattigen will, der lese in dem XXIV. St. der Crit. Beyträge Art. III. Bl. 63. den Versuch einer Critick über die güntherische Ode: Eugen ist fort! Ihr Musen nach ꝛc., wo er folgende und dergleichen critische Ausspruche bey der Menge antreffen wird: Diese Kleinigkeiten können das Bathos nicht bergen: Dieses ist ein pöbelhafter Ausdruck: Dieses ist Günthers gröster und gewöhnlichster Fehler, daß er auch in der prächtigsten Rede, seinem Satyr bisweilen zu meckern erlaubt: Der ganze Einfall ist Flittergold, das hieher nicht gehört: Da ist ein Galimatias, hier ein Phöbus: Bald plaudert er, wie ein Fieberhafter, bald aber schimpfet er beynahe, wie ein Schotenhüter: Ein solches abentheurliches Phöbus hatte noch gefehlt. ꝛc. ꝛc.

purschmässigen Worten nicht ärgern, die ich mich genöthiget sehe, zu brauchen, wenn ich des Poeten Meinung ausdrücken soll. Sie müssen sich erinnern, daß ich aus dem Deutschen übersetze, nun wissen sie wohl, daß in dieser Sprache dergleichen Zeug nichts neues ist. Nachdem Günther zuerst auf eine ziemlich frostige Weise auf das Glücke gestichelt, überläuft ihm die Galle, und er bricht gantz entrüstet in diese Worte aus: Tiens, sagt er zu ihm, voicy tes plus beaux titres. Tu n'es qu'une girouette, une femmellette aveugle, une voie de perdition, une garce à laquais, une sorcière, la sœur de la folie, une hableuse, une trompeuse: & qui est ce qui me punira comme Athée, par ce que je te blasphême! Ich weiß wohl, daß der arme Günther keine Ursache gehabt, mit dem Glücke wohlzufrieden zu seyn; und daß er dem Colletet gleich war, von dem man sagt, er sey von einer Küche in die andere gegangen, einen Bissen Brod zu betteln; allein ich kan ihm, die Wahrheit zu bekennen, seine pöbelhaften Ausdrücke nicht verzeihen, und ich mögte ihn wohl fragen, in welchem Lumpenhause er diese Schreibart an sich genommen habe. Was vor eine Ungleichheit zwischen Günthers Versen, und denen, welche Roussau auf eben dieses Glücke geschrieben hat! „ Der Pöbel „ betet in deinem schlechtesten Wercke das „ Wohlergehen an, er nennt dich Großmuth, „ Dapferkeit, Klugheit, Standhaftigkeit: Er „ beraubet die Tugend ihrer eigensten Titel, und

„ leget

„ leget sie einem Laster, das dir angenehm ist,
„ bey. In seinen falschen Lehrsätzen machet er
„ allemahl vortreffliche Helden aus deinen straf-
„ würdigsten Lieblingen. „

Die französische Sprache ist zu sittsam, als daß sie solche Ausdrücke, wie Günthers sind, vertragen könnte, am allerwenigsten kan sie dieses in einer ernsthaften und erhabenen Ode. Wenn wir von lustigen Sachen schreiben wollen, so haben wir eine absonderliche Sprache vor dieselben, (H) nemlich des Marots seine: Aber im Deutschen läuft alles unter einander, das

(H) In dem Heumonat der Leipzigischen Belustigungen, in dem Schreiben an Hrn. M. Schwabe wegen der Unnützlichkeit seines Vorhabens Bl. 20. wird über diese Stelle folgende geistreiche Anmerckung gemachet: „Ich
„ wollte diese Schreibart die Sprache der Freundschaft,
„ zur Nachahmung der Sprache des Schertzes, nennen;
„ welche ein gewisser neuer Briefschreiber an seinen Lands-
„ leuten gantz besonders erhebt, und es den Deutschen
„ als einen grossen Fehler vorwirft, daß sie dergleichen
„ nicht hätten. Die Deutschen, sagt er, schreiben die
„ ernsthaftesten Oden, und die lustigsten Gedichte, in ei-
„ nerley Versart. Wir aber haben eine besondere maro-
„ tische Schreibart, in welcher wir nur schertzen. Wenn
„ sie, mein Herr, etwa diese Sprache noch nicht kennen,
„ so will ich sie ihnen doch ὡς ἐν παρόδῳ, ut φιλέλληνες lo-
„ quuntur, erklären. Stellen sie sich eine Sammlung alt-
„ fränckischer, pöbelhafter, und wider die Grammatick
„ verstossender Wörter und Redensarten vor. Sie sey
„ also noch ein Grad schlechter, als dasjenige, was wir
„ im Deutschen die Hans-Sachsen-Schreibart nennen,
„ welcher wir uns bisweilen zum Lachen bedienen; allein

Ernstliche mit dem Possierlichen; das Hohe mit dem Kriechenden, und das Prächtige mit dem Lusti-

„ die ein Dichter alsdann starck gebrauchen müßte, wenn
„ er das sicherste Mittel haben wollte, uns unerträglich zu
„ werden. Wenn Sie sich diese Schreibart einbilden, mein
„ Herr, so haben sie dasjenige, was die Grösse gewisser
„ ausländischer Dichter, und einen Theil von dem Ruhme
„ ihrer Nation ausmachet. Ich weiß nicht, ob nach dem Ur-
„ theile der gantzen Nation, oder nur bloß nach dem Aus-
„ spruche des grossen Kunstrichters, der vielleicht auch den
„ Homer und Despreaux tadelt, daß sie die Batrachomyo-
„ machie und das Pult nicht in marotischen Versen geschrie-
„ ben haben. ꝛc. „ Ich muß die kleine Bosheit dieses an-sehnlichen Lustigmachers ein wenig beleuchten. Es ist eben so lächerlich, wenn er die marotische Sprache als altfränkisch, niederträchtig und pöbelhaft anschwärtzen will, als wenn einer sich über die Hofleute Franciscus des ersten erzörnen wollte, daß sie nicht in der itzigen neumodischen Kleidung auftreten. Die marotische Sprache ist bey den Franzosen diejenige, welche an dem Hofe des besagten Königs geredet worden. Sie war so bequem schertzhafte und und satirische Gedancken darinnen einzukleiden, und Marot hatte sie zu diesem Ende so geschickt gebraucht, daß sie als eine todte Sprache noch heutzutage in seinen Schriften erlernet, und noch zu demselben Ende angewendet wird. La Brüyere hat davon geurtheilet: „ Marot scheint im Ab-
„ sehen auf seine Redensarten und Ausdrücke erst seit Ron-
„ sards Zeit gelebet zu haben; zwischen ihm und uns ist
„ nur ein Unterschied von etlichen Wörtern. „ Sofern ist es, daß diese Sprache pöbelhaft sey, oder wider die Grammatick verstosse, wiewohl sie ihre eigene Grammatick hat. Man findet im Marot einen gantz herrlichen und prächtigen Ausdruck, der ihn mitten in dem artigen und zierlichen Schertze unterstützt, von welchem er der Vater ist, und zugleich das Muster giebt. Diesen Character giebt ihm Boileau:

Imi-

Lustigen. Alle Ausdrücke sind da gleich gut, und man macht da keinen Unterschied zwischen prosai-

 schen

Imitez de Marot l'elegant badinage.

Zu der marotischen Schreibart wird Marots Geist, nicht nur seine Worte erfodert. Dieser war sehr fein und sehr anmuthig. In allem, was er sagt, ist Anmuth, und seine gemeinsten Gedancken werden durch die Ausbildung geschmückt. Also heißt man die angenehme Leichtigkeit, die natürliche Fliessendheit, die aus Marots Geist-, als ihrer wahren Quelle entsprang, aus Danckbarkeit die marotische Schreibart, weil sie ihm so gar eigenthümlich war. Alles in seinen Gedichten gehört dem Naturell zu, nichts der Bemühung, nemlich einer Bemühung, die sich selber verrathe und mercken lasse. In diesem Stücke haben ihn die anmuthigsten Köpfe unter den französischen Poeten für ihren Lehrmeister erkennt; als der Hr. de la Fontaine, der Abt Chaulieu ꝛc. Ich bin versichert, daß diese geistreiche Köpfe in ihrem Gebrauche der alten marotischen Sprache am allerwenigsten darauf gesehen haben, daß sie die Miltze ihrer Leser durch den ungewöhnlichen und veralterten Klang derselben belustigten. Das veralterte und aus der Gewohnheit gekommene in dieser Sprache dienete ihnen mithin, den Schertz durch ein merckliches Kennzeichen von dem Ernst zu unterscheiden; so wie dem Harlekin auf dem Schauplatze eine absonderliche an Schnitte und Farbe eigene Kleidung affectirt ist. Nun ist es ein Zeichen des guten Geschmackes, und ein Beweisthum des Reichthums der französischen Sprache, daß man nicht genöthiget ist, zum Schertze eben die Sprache zu brauchen, welche man zum Ernste anwendet: Wie es einen Mangel anzeiget, wo man eine ernsthafte und an sich selbst männliche Sprache hat, wie die deutsche eine solche ist, die man auch zum Schertze und zu Possen brauchen muß, aber sie eben dadurch mißbraucht, und entweihet; massen es schwerlich geschehen kan, daß sich nicht an einige Worte und Redensarten etwas verächt-

schen und poetischen Redensarten. (I) Man findet oft unter einem Dutzend Verse, die so schwulstig sind, als des Pindarus, ein pöbelhaftes Sprüch-

liches nnd lächerliches mit anhänge. Mit was vor einer Stirne darf man denn sagen, daß Marot nicht ein Haar besser schreibe, als Hans Sachse; daß so wenig wir sonst aus unsrem Hans Sachse machen, wir ihn doch nicht geringer schätzen dürffen, als den altväterischen Marot? Hr. Gottsched hat dieses in der Anmerckung zu dem Artickel Aretin vorgegeben. Er meint vielleicht, der widerliche Klang, oder die ungewöhnliche und altfränckische Redensart in Hans Sachsens Sprache machen seine Gedichte so verwerfflich und verächtlich; aber das thut es nicht, sondern das arme und abgeschmackte Zeug, das Hans Sachse darinnen vorträgt, welches so beschaffen ist, daß es in die fliessendste gottschedische Schreibart übersezt Verdruß und Ekel gebähren muß. Da wir hingegen nur Marots Gedancken uns bekannt machen müssen, die anmuthigste Lust davon zu empfangen. Man betrachte z. Ex. nur einen von seinen satyrischen Sendbriefen an seine Tadler, so wird man sehen, wie fein und starck er an Witz gewesen; wir können daran abnehmen, wie er seine ungeschickten Richter würde aufgezogen haben, wenn er ihre ungereimten Urtheile von ihm gewußt hätte. Was endlich diejenige Art Schertzes anbelangt, da man etwas durch eine Vergrösserung kleiner Dinge lächerlich zu machen sucht, wie Homer und Boileau gethan haben, so ist ja offenbar, daß man zu diesem Ende nicht eine veraltete marotische, sondern eine prächtige heroische Sprache führen muß, wenn man nicht mit Fleisse seine Absichten verderben, und nicht die Sache, sondern sich selbst, zum Gelächter machen will.

(I) Damit man nicht sagen könne daß Hr. von Mauvillon ohne Grund nur seiner blossen Lust ein Genügen zu thun, die Schwachheiten der deutschen Poeten aufdecke;

Sprüchwort. Die Sprache ist nicht Schuld daran, sondern diejenigen, welche solches ohne

so will ich mit Anführung eines Dutzent Exempel zeigen, wie so gar sehr die deutschen Dichter dieser poetischen Kranckheit, die man die fallende Sucht nennen kan, unterworffen seyn. Amthor läßt den Jupiter auf seinen Adler steigen, einen krähenden Hahn mit seinem Donner zu übertäuben.

Komm nur! Verziehe nicht den Adler zu besteigen,
Und heiß als deutscher Jupiter
Doch einst des eiteln Hahns Geplärr
Vor deines Donners Knall und Drohen schweigen.

In der Zeile, die unmittelbar auf diese folget, trägt er ihm das würdige Geschäfte auf:

Schleuß ihn in seinen Keficht ein.

Es ist bey diesem Poeten nichts ungewohntes, daß er die Wörter und Redensarten aus der Haushaltungssprache in die Heroische und Virgilische versetzet:

Wenn Cynthia die Flucht nach Latmus Höle nimmt,
Und nicht der kleinste Stern in seiner Ampel glimmt.

*

- Nach erhaltnem Zweck schien auch das Bündniß aus:
Drum war vor Dänemarck izt niemand mehr zu Haus.

*

Wahr ists, die Glocke schien gefährlich gnug gegossen.

*

Ein alter Wunderbau, den man Carthago hieß,
Worinn der Tyrier sich häuslich niederließ.

Dadurch wird öfters der Wohlstand auf eine possierliche Art verletzet:

Bis Dewitz auch dem Feind noch in die Flancken brach,
Und mit der Dähnen Daus der Schweden König stach:

Die

Geschmack und ohne Urtheilskraft anbringen. Und wenn die deutsche Welt sie deßwegen nicht bestraf-

*

Die Mannheit Gothenburgs war izo gnug verschmitzen.

*

Der kluge Steuermann muß selber unterliegen,
Und über Kopf und Hals dem Meer in Rachen fliegen.

Dieses ist Amthors Schreibart. Ist es eben diejenige, von welcher Hr. Gottsched in dem eilften Hauptstücke seines Versuches einer Dichtkunst für die Deutschen §. 14. sagt, es sey die rechte, welche sich zu einem Heldengedichte schicke; Amthor habe damit die edle Einfalt Virgils völlig erreicht? Neukirchs Telemach redet durchgehends eben diese Sprache:

Indem sie weint und seufzt, kommt auf den Wasserwogen
Hier eine Ruderbanck und dort ein Mast geflogen.

Wenn es wahr seyn soll, wie es Hr. Prof. Gottsched in dem eben angezogenen Hauptst. §. 17. bezeuget, daß Neukirch Opitzen in der heroischen Schreibart weit übertroffen habe, so muß man es von dieser verstehen. Hr. Pietsch ist auch damit angesteckt:

Er suchte seinen Tod und der erboßte Haufen,
Der blutbegierig war, muß kaltes Wasser saufen.

*

- - - Der Scharlach, der dich trägt,
Hat unsre Treue dir mit Hertzen überlegt.

*

- - - Wo man das Nacht kan nennen,
Wo Fackeln, Ampeln, Licht, u. tausend Hertzen brennen.

Man wird keine grosse Mühe haben in den Meisterstücken des Hr. Prof. Gottscheds selber dergleichen Plattigkeiten mit Hofmannswaldauischer Hoheit vermischt anzutreffen. In einer Serenate, desselben singet die Schamhaftigkeit:

Keine

bestraffet, (K) so rührt dieses daher, daß die Leser eben so wenig Scharfsinnigkeit haben, als die Poeten, und, giebt man ihnen nur ein Blat voll Reimen mit abentheurlichen und platten Ausdrücken zusammengekuppelt, daß sie darüber lachen müssen, sich im geringsten nichts um das bekümmern, was wir geschickte Formeln und Redensarten, auserlesene Ausdrücke, feine Wahl, u. s. w. heissen Ich will mithin nicht leugnen, daß man in euren Poeten nicht hier

Keine Laster, keine Flecken,
Sollen mir das Liljenkleid
Unberührter Reinigkeit
Durch der Liebe Schmutz bedecken,
Der auch Schnee zu Dinte macht.

(K) Der Mangel der critischen Freyheit und der Critick in einem Lande ist ein gewisses und untrügliches Kennzeichen, daß die Scribenten desselben sich nach dem herrschenden Geschmacke richten; und aus einer blöden Gefälligkeit allen ihren Ruhm in dem Beyfalle des grossen Haufens suchen, dessen Geschmack gantz verderbt ist. So lange ein Krancker seine Kranckheit nicht erkennt, so ist keine Hoffnung zu seiner Genesung: Wie sollte aber der zur Erkenntniß seines verderbten Zustandes können gebracht werden, der alle Erinnerungen nicht nur in den Wind schlägt, sondern noch darüber zörnet? Ich finde in dem XII. St. der Critischen Beyträge auf der 614ten Seite ein offenhertziges Bekenntniß von der Nothwendigkeit einer gesunden Critick: „ Es ist mit allen Veränderungen des Geschmacks „ so gegangen, daß die critischen Kenner zuerst den An„ fang dazu gemacht haben. Man critisiere also alle Ar„ ten der Gedichte so scharf, als man kan. Wenn es nur „ nach guten Regeln geschieht; so wird man immer vielen

„ die

und da etliche treffliche Stellen antreffe, doch sind solche sehr dünne gesäet. Eine Strophe in Günthers Ode auf Gott hat mir so wohl gefallen, daß mich die Lust angekommen, sie in französische Verse zu übersetzen. Vielleicht ist es euch nicht zuwider, daß ich euch diese Uebersetzung zeige. Hier ist sie, und damit ihr desto leichter urtheilen könnet, ob sie der Urkunde gemäß sey, so will ich mit eurer Erlaubniß selbige beyfügen.

Was willst du mit dem Schatten zancken?
Beweiß an stärckern deine Macht;
Wer wird dir in der Hölle dancken?
Ach! Hast du dieß noch nicht bedacht? (L)
Du kommst mit Donner, Blitz und Sturm;
Wer ist der grosse Feind? Ein Wurm.

Ueber-

„ die Augen öffnen, und einer gantzen Nation dienen. Ohne Zweifel hat die Critick der französischen Academie über „ den Cid des Corneille den Geschmack der gantzen Nation mehr gebessert, als hundert schlechte Stücke vor der „ Zeit ihn verwöhnt hatten. Geschieht es gleich nicht in „ einem Jahre, so ist es gar kein Wunder. Eine Kranckheit, die langsam entstanden ist, muß auch langsam „ geheilet werden. „ Wie es um die Critick in Deutschland stehe, das kan man aus der Geschichte der deutschen Critick in dem I. Stücke dieser Sammlung ersehen, und daraus abnehmen, wie viel Grund die stoltze Aussage habe: „ Wenigstens bezeigen doch die häufigen Criticken, welche in Deutschland so ofte zum Vorschein kommen, daß „ die Wahrheit aus unsren Grentzen so gantz und gar noch „ nicht verwiesen ist. „ XV. St. der Crit. Beyt. Bl. 423.

(L) Hr. von Mauvillon hat die gepriesene güntherische Strophe durch seine Uebersetzung viel erträglicher gemacht, und ihr manche Schönheit mitgetheilet, die sie in dem Originale

Uebersetzung.

Grand Dieu, ta justice eternelle
Veut-elle se mettre en courroux
Contre moi, figure mortelle,
Ombre trop vile pour tes coups?
Arme plutót ta main fatale
Contre ta puissance infernale,
Qui brave la foudre & l'eclair!
Mais à quoi bon ce bruit de guerre,
Ces dards, ces carreaux, ce tonnerre,
Quand ton Ennemi n'est qu'un Ver?

Vielleicht hat kein Franzose noch den Einfall gehabt, deutsche Verse in französische zu übersetzen. Nun bin ich zwar nicht so stoltz, daß ich mich vor einen Poeten halte, doch ist mir lieb, euch damit zu zeigen, daß ich kein Vorurtheil wider eure Poeten hege, sondern als gut erkenne und anpreise, was mir so vorkömmt, wie ich es hingegen offenhertzig sage, wenn mir etwas schlecht zu seyn düncket.

Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß der Verfasser der jüdischen Briefe etwas angemercket hat, das ein ziemlich billiges Vorurtheil wider den deutschen Parnaß erwecken muß. Er sagt, daß eure Poeten kein grosses Ansehn verdie-

ginale nicht hat. Der Gedancke ist kühn und edel; aber er ist nicht eben so neu; sondern dem Heil. Dichter-David abentlehnet, dessen Gedichte eine Quelle des Erhabenen sind. Mithin, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, so deucht mich die güntherische Ausbildung dieses Gedanckes zu frech; Insonderheit kan ich die Zeile,

Ach! Hast du dieß noch nicht bedacht:
die um etwas unverschämt ist, nicht vertragen.

dienen, scheine ihm vornehmlich daher glaubwürdig, (M) weil nicht einer von ihnen weder ins Französische, noch ins Italienische, noch ins Englische, noch ins Spanische, noch in sonst eine Sprache übersezt sey; da hingegen Milton, Boileau, Pope, Racine, Tasso, Moliere, und schier alle angesehene Poeten in die meisten Europeischen Sprachen übersetzet worden. Ja, man hat eure Geschichtschreiber und Rechtsgelahrten, die dessen werth waren, übersetzet, wiewohl dieses eben nicht beweiset, daß alle die, so übersetzet worden, gleich trefflich seyn, weil in Wahrheit nur allzu viele Federn sind, die schlimme Wercke ums Lohn übersetzen. Was aber eure Poeten anlangt, so ist es keine so leichte Arbeit, sie zu übersetzen, weil sie selber sich schier alleine mit Uebersetzen behelffen. Sie sind meistens selbst Uebersetzer: Zeiget mir einen

(M) Diese Anmerckung des Verfassers der jüdischen Briefe dienet in der That den Stoltz einiger deutschen Kunstrichter zu demüthigen, und ihnen wegen ihrer ruhmräthigen Großsprechereyen den Mund zu stopfen; da sie sich nicht scheuen, die berühmtesten Nahmen der alten und neuen Verfasser fremder Nationen durch ungeschickte Vergleichungen zu verkleinern, um durch diese Verkleinerung ihre poetischen Helden zu erheben. Es wird auch den deutschen Kunstrichtern schwer fallen, diese Gleichgültigkeit fremder Nationen für die deutschen Schriften so zu erklären, daß es dem wahren Werth derselben nichts benimmt; da die Deutschen im Gegentheil bey ihrem Stoltze so erpicht sind, den fremden Scribenten ihre Gedancken gleichsam aus dem Munde zu nehmen, und in ihre Sprache einzukleiden.

nen Schöpfer (N) auf eurem Parnasse; ich will sagen, zeiget mir einen deutschen Poeten, der

(N) Hr. Magister Schwabe hat in der Vorrede zu seinen Belustigungen Bl. 6. eine triftige Apologie der deutschen Poeten gegen diese Anklage miteinfliessen lassen. Sie lautet also: „ Was die so genannten Schöpfer unter den „ erfindsamen Franzosen betrifft, so werden ihrer, wenn man „ die Benennung in ihrem eigentlichen Verstande nimmt, „ wohl eben keine grössere Anzahl seyn, als unter unsren „ Landesleuten. Ihr berühmtester Satirenschreiber Boi„ leau hat die Gedancken des Horatz und Juvenals so gut „ zu übersetzen, und für seine eigene auszugeben gewußt, „ als es unser geschickte Satirenschreiber Rachel gekonnt hat; „ ihr bester Fabeldichter, la Fontaine, hat nicht mehr eige„ nes, als unser Herr von Hagedorn; und ihr grosser „ Corneille hat noch weniger Antheil an seinem schönen „ Trauerspiele, Cid, als sich unser grosse Beförderer der „ deutschen Schaubühne von seinem sterbenden Cato aus „ Bescheidenheit zugeeignet. Was für eine Pralerey ist es „ denn nicht, wenn man sich mit seinem erfindungsreichen „ Geiste in der Dichtkunst so viel weiß? Man darf nur „ einmahl ein wenig untersuchen, was für eigenthümliche „ Früchte die französische Dichtkunst getragen hat, und „ was für Arten von Gedichten als eingebohrne bey ihnen „ anzusehen sind. Sollte es nicht gewissermassen der Ab„ schaum des Witzes seyn? Denn was ist es wohl anders, „ das sie in der Poesie ersonnen haben, als Endreime, „ ein Rondeau, ein Virelay? Wahrhaftig dieses sind „ recht beneidenswürdige Erfindungen des französischen „ Witzes! Welcher vernünftige Deutsche wollte ihnen die„ se Vorzüge nicht gern alleine lassen? Wer wollte ihnen „ nicht gern die Ehre gönnen, noch mehr dergleichen Schön„ heiten und Seltsamkeiten auszusinnen? „ Ich muß über die seltsame Art dieser Vertheidigung unumgänglich zwo besondere Anmerckungen beyfügen, um zu zeigen, wie geschickt

der ein vortreffliches Werck, das ein Aufsehen in der Welt gemacht, aus seinem Eigenthum her-

geschickt dieser Verfasser ist, die Streitfrage zu verdrehen. Die erste ist, daß er der Benennung eines poetischen Schöpfers einen weitläuftigern und unbestimmtern Verstand andichtet, und dann auf den Grund des comischen Sprüchleins, Nil dictum est, quod non dictum sit prius, die Möglichkeit eines solchen poetischen Schöpfers unter den Menschen, und hiemit auch unter den Franzosen, durchaus läugnet. Die zweyte Anmerckung ist, daß er die Frage von vortrefflichen poetischen und andern geistreichen Schriften auf die Erfindung von gewissen Arten der Gedichte ablencket, und durch diese Verdrehung der französischen Nation zur Last legen will, daß sie ihre gerühmte Erfindungskraft übel genug anwende. Bisdahin hat jedermann die virgilische Aeneis, (eben wie die Satiren des Despreaux,) für ein eigenthümliches Werck dieses berühmten Verfassers angesehen, ob er gleich das homerische Gedichte sich zum Muster genommen, und manches schönes Stücke daraus in sein Werck übergetragen, und sich gantz eigen zu machen gewußt hat. Und man fodert nicht ein mehrers von der deutschen Nation, als daß sie eben dergleichen poetische Schöpfer, als Maro gewesen, unter ihren Landesleuten aufweise. Allein es sind nicht alle Deutsche so ungerecht und solche Pocher, als Hr. Magister Schwabe ist. In dem IIten St. der Crit. Beyträge auf der 205ten Seite liest man: „ Die Deutschen sind zuweilen selbst so bescheiden „ gewesen, den Ausländern die Ehre der Erfindung zus „ zuschreiben.„ Und in der Vorrede zu dem ersten St. der Crit. Beyträge wird folgendes Bekenntniß abgeleget: „ So weit es unsre Nation in Vertilgung der alten Bars „ barey, und in Abschaffung des vormahligen scythischen „ und gothischen Geschmackes in allerley Dingen gebracht: „ So wenig kan sich dieselbe rühmen, daß sie es darinnen „ ihren südlichen und westlichen Nachbarn, ich meine

den

hervorgebracht habe. Ich fodere euch darauf heraus.

Man

„ den Italienern, Franzosen, Holländern, und Engel-
„ ländern, allbereit gleich gethan hätte. Und dieses ist
„ gar kein Wunder. Es gehört mehr als ein Jahrhun-
„ dert dazu, wenn ein gantzes Volck aus seiner natürli-
„ chen Raubigkeit und Barbarey gerissen werden soll. - -
„ Franckreich ist später, als die Italiener, zu demjeni-
„ gen Grade der Vollkommenheit gelanget, den wir
„ bisher diesem Volck haben zugestehen müssen. - - - -
„ Wir Deutschen haben uns hundert Jahre später beson-
„ nen, seit dem nemlich der unsterbliche Opitz - - - ei-
„ nen gantz andern Geschmack eingeführet hat. - - - - -
„ Doch Opitz ist noch nicht hundert Jahre todt, und es
„ fehlt noch viel daran, daß wir uns andern benachbar-
„ ten Völckern an die Seite setzen könnten. Die Anzahl
„ schöner Schriften in unsrer Mutterspracbe ist noch sehr
„ klein. Die Meisterstücke unsrer Poeten erstrecken sich
„ nur erst bis auf die kleinern Gattungen der Gedichte,
„ ja auch darinn sind die regelmässigen und untadelichen
„ noch nicht sehr häufig zu haben. Die Beredsamkeit
„ hat gleichfalls kaum die Kinderschuhe vertreten, muß
„ auch noch etwa ein halbes Jahrhundert Zeit haben, ehe
„ sie zu einem männlichen Alter gelangen wird. - - - - -
„ Seichte Geister sehen alle unsre Scherben vor Edelge-
„ steine an; Wer aber die wahren Vollkommenheiten
„ der Ausländer nach den Regeln der Vernunft und Kunst
„ kennen gelernet, der kan sich nicht enthalten, unsren
„ Eigendünckel mit Erbarmen, und die daher entstehen-
„ de Nachlässigkeit mit einigem Unwillen anzusehen. „
Und in eben diesem ersten St. auf der 137sten Seite stehet folgendes Zeugniß: „ So schmeichelhaft es unsrer Ei-
„ genliebe klinget, wenn wir es unsrem Vaterlande in
„ dem iztlaufenden Jahrhundert zum Lobe nachsagen, daß
„ darinnen alle Künste und Wissenschaften auf den höch-

„ sten

Man wird vielleicht glauben, weil eure Poeten sind gantz und gar auf das Uebersetzen gelegt

„ sten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden: So
„ wenig kan man dieses glauben, wenn man dieselben stück-
„ weise durchgehet, und die vermeinten Meisterstücke,
„ die dasselbe hervorgebracht, mit critischen Augen betrach-
„ tet. Wer sollte es z. Ex. nicht dencken, daß wir in
„ der Poesie, nach einer solchen Menge von Poeten, als
„ Deutschland aufweisen kan, einen grossen Vorrath schö-
„ ner Muster hätten, die wir in allen Gattungen der
„ Gedichte zeigen könnten? Gleichwohl fehlt es uns in
„ den allerwichtigsten Theilen derselben, ich will nicht sa-
„ gen an vollkommenen, sondern nur an erträglichen
„ Proben. In Heldengedichten haben wir noch nichts,
„ als den Wittekind; wieviel aber von demselben zu hal-
„ ten sey, wollen wir mit ehestem in einem eigenen Ar-
„ tickel anzeigen. In Tragödien haben wir noch nichts
„ in öffentlichem Drucke, als Lohensteins und des ältern
„ Gryphii Stücke: die wir auch bey Gelegenheit nach
„ den Regeln untersuchen wollen. In Comödien haben
„ wir ausser ein Par Stücken von gedachtem Gryphius,
„ nichts als Riemers und Weisens Comödien, so in eini-
„ gen Ruhm gekommen sind. Gleichwohl sind auch diese
„ so schlecht nach den theatralischen Regeln eingerichtet,
„ daß man sich wundern muß, wie sie sich so lange in der eins-
„ mahl erlangten Hochachtung erhalten können. Alle
„ diese Stücke aber sind in dem vorigen Jahrhundert ver-
„ fertiget worden, und da wir in den 30. Jahren des
„ itzigen, anstatt dieser unvollkommenen Versuche was bes-
„ sers sollten geliefert haben; so haben wir nichts als etliche
„ Schocke Opern aufzuweisen; eine poetische Mißgeburt ꝛc.„
Will aber jemand ein neueres Zeugniß, so kan ich aus dem XXII. St. der Beyträge eins anführen: Es heißt daselbst auf der 466sten Seite: „ Ich weiß es nicht zu
„ sagen, wie mir meine Landsleute, die Deutschen, in

„ An-

get haben, daß sie in diesem Stücke Wunder gethan

„ Ansehung ihres Geschmacks vorkommen. Sie bezeigen „ eine Neigung zu allen Arten des Sinnreichen, eben so „ wohl als ihre Vorgänger die Alten, und ihre Nachbarn, „ die übrigen Europeer: Aber hierinnen finde ich einen „ grossen Unterschied, daß jene allemahl selbst gearbeitet, „ und sich dabey keine Regeln vorgeschrieben, als solche, „ die theils die gesunde Vernunft, und die Bequemlich- „ keit in der Ausarbeitung, theils der Wohlstand in der „ Ausübung, erfoderten. Diese aber scheinen sich fast „ vor eigenen Arbeiten zu fürchten, und lassen sich an „ sclavischen Nachahmungen und Uebersetzungen begnü- „ gen; legen sich aber dabey so schwere und fast nicht zu „ übersteigende Regeln auf, daß sie mit Widerwillen ar- „ beiten, schwer und unverständlich werden, endlich auch „ der Natur Gewalt thun. „ Ich lasse nun meine Leser selbst urtheilen, ob Hr. Mauvillon nicht bescheidener von unsren deutschen Poeten und ihren Unvollkommenheiten geredet habe, als diese deutschen Kunstrichter selbst. Ehe ich aber diese Anmerckung beschliesse, muß ich noch etwas mit zweyen Worten über die aus Hrn. M. Schwaben Vorrede zu seinen Belustigungen oben angeführte Vergleichung Rachels mit Boileau, Hagedorns mit la Fontaine, und Gottscheds mit Corneille anmercken. Was den Hrn. von Hagedorn anlanget, so wird er hier mit la Fontaine in eine Linie gesezt; in dem XXII. St. der Beytr. Bl. 299. u. f. aber weit unter den Stoppe, der ein eben so schlechter Fabeldichter als Triller ist, hinuntergesetzet: Beydemahl mit Unrecht, wie er selbst erkennt. Und wer des Hrn. von Hagedorn und Stoppens Fabeln mit Verstande und critischer Einsicht gelesen hat, wird das verkehrte und hämische Urtheil, welches in dem angezogenen Orte der Beyträge Bl. 300. 304. u. 306. gefället wird, nicht ohne Verdruß lesen. Im übrigen schäme ich mich für die deutsche Nation, daß sie an Schwaben einen so ungeschickten Ver-

fechter

gethan hätten. Im geringsten nicht. (O) Sie haben die besten Französischen, Englischen und Italiänischen Originale verderbt. Unsre dramatische Gedichte beweisen dieses nur allzu merklich; man kennet sie in eurer Sprache nicht mehr. Es sind ungefehr dieselben Begriffe, aber ungemein matt ausgedrücket.

Allein

fechter hat, der Gottscheden, weil er aus de Champs und Addissons Tragödien seinen deutschen Cato zusammengeleimt, und beyde verderbt hat, zu einem Corneille machen will: Eben so lächerlich, als wenn ein Schülerknabe, der einmahl ad imitationem Ciceronis componiert hat, sich schmeicheln wollte, daß ihm Cicero in der Zierlichkeit der lateinischen Schreibart weichen müßte. Der ungenannte Verfasser des poetischen Schreibens über die Lettres Germaniques in dem XXIII. St. der Beytr. muß Bl. 520. u. 521. wenn er auf die deutschen Schöpfer kömmt, seine Zuflucht zu einem Schweitzer, dem philosophischen Hrn. Haller, nehmen, sonst weiß er keinen anzuführen, wiewohl er Gottsched gern an Hallers statt angeführt hätte, wenn er solches von seinem Gewissen hätte erhalten können.

(O) Ich muß doch zur Befestigung dieser Anklage ein Paar Exempel von dergleichen deutschen Uebersetzungen beybringen. Hr. Gottsched übersezt das bekannte Horatzische

Nil tanti est, ergo fungar vice Cotis; acutum
Reddere quæ ferrum valet, exsors ipsa secandi,

folgendermassen:

Doch Grillen! weg damit! Ich trachte, den Poeten
Hinfort ein Sporn zu seyn, ein Wetzstein ihrer Flöten.

Wenn er Horatzen mit Fleisse hätte verkleiden und lächerlich machen wollen, so hätte er es kaum besser treffen können. Das exsors ipsa secandi, welches doch der Grund von dieser horatzischen Vergleichung ist, ist gäntzlich aus der

Acht

Allein ihr würdet mich einer Uebereilung bezüchtigen, wenn ich nicht ein Exempel davon anführete. Derowegen muß ich euch zeigen, daß ich ohne Hitze schreibe, und euch meinen Satz beweisen. Ich will euch aber nur ein einziges Muster vor Augen legen, denn ich habe keine Lust mich hierüber weitläuftig einzulassen,

Acht gelassen worden. Und der Wetzstein der Flöten könnte nicht possierlicher seyn. Ich muß auch der schönen Stelle des Boileau erwähnen:

Ma bile alors s'échauffe, & je brule d'écrire:
Et s'il ne m'eſt permis de le dire au papier;
J'irai croiſer la terre, & comme ce Barbier,
Faire dire aux roſeaux par un nouvel organe,
Midas, le Roi Midas a des oreilles d'Ane.

Wie viel verliehret dieses nicht an Schönheit und Farbe in der Satyre, welche in der gottschedischen Dichtkunst die erste ist? Bl. 556.

Ja sollt es einst geschehn, daß unsre Dichterschaar
So lang an Ohren wär, als vormahls Midas war:
So würde man, wie dort, aus den beschilften Röhren
Den Ruf: Dies tolle Volck hat Eselsohren! hören.

Die Gottschedische Uebersetzung in der deutschen Iphigenia machet, daß ein Held, welcher in der Geschichte nicht als ein Zwitter bekannt geworden, ein Töchterlein empfängt:

Theſée avec Helene uni ſecrettement
Fit ſucceder l'hymen à ſon enlevement,
Une Fille en ſortit. &c. - - - - -

Als vormahls Theseus einst mit Helenen entgieng,
Und aus geheimer Lieb' ein Töchterlein empfieng.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß nicht Theseus, sondern Helena aus geheimer Liebe ein Töchterlein empfangen habe.

welches nur euch und auch mir beschwerlich seyn würde. Ich will den angesehnsten von allen euren Uebersetzern auslesen. Unter diesen Herren gehört Neukirchen ohne Zweifel der erste Rang; (P) seine Uebersetzung des Telemachs hat ihm einen grossen Nahmen gemachet. Dieser Poet war

habe. Ueberhaupt ist die deutsche Iphigenia so beschaffen, daß sie zu einem Beweise dienet, wie Hr. Prof. Gottsched die Franzosen so treulich übersetzet, als die Franzosen, nach seinem Sagen, die Griechen und Lateiner übersetzen. Ich werde darum auch nächstens die Mühe nehmen, und die Iphigenia des Racine und die gottschedische Uebersetzung gegen einander halten, und in deutlichen Proben zeigen, wie oft der Franzose in seinem Uebersetzer gefunden oder vermißt wird; denn diese Arbeit ist für eine Anmerckung zu weitläuftig. Nur kan ich es hier nicht ungeantet lassen, daß diese deutschen Puristen erst neulich dem berühmten Bayle ein Wörterbuch zugeleget haben.

(P) In dem XIX. St. der Critischen Beyträge, auf der 519ten Seite heißt es: „ Der sel. Hr. Neukirch hat auf „ dem deutschen Parnaß schon vorlängst einen solchen Rang „ erhalten, daß man alles, was aus seiner Feder geflossen „ ist, nicht ohne Beyfall und Ergetzung zu lesen pfleget.„ Und im XIII. St. Bl. 125. „ Daß Neukirch einer von „ unsren stärcksten Poeten gewesen, das ist einem jeden „ Liebhaber deutscher Gedichte bekannt. - - - Denn „ seitdem er in Berlin, nach dem Exempel des grossen „ Canitz, die Natur zur Führerinn genommen, hat er al„ len alten Künsten gute Nacht gegeben, und die Exem„ pel der besten französischen Poeten so glücklich nachgeah„ met, daß er sie in vielen Stücken übertroffen. „ Zwar findet sich in dem XXIV. St. Art. II. Bl. 605. ein Urtheil, das dem eben angeführten gäntzlich widerspricht; [welches

war bey einem jungen Printzen Hofmeister gewesen, dem zu gefallen er diese Arbeit über sich genommen, und mit historischen und moralischen Anmerckungen bereichert hat. Er mochte sie nicht vollends zum Stande bringen, (Q) er war noch nicht weit über die Helfte, als er im Kopf verrücket ward. So unvollendet sie ist, wird sie doch von den Deutschen ungemein gepriesen, und vor ein Meisterstücke angesehen. Ich will eurer Nation ihr Urtheil nicht widersprechen; sondern glauben, daß Neukirch dieses Lob verdiene, allermassen man hier nicht gewohnt ist, bessere Uebersetzungen zu sehen, als die seine ist. Aber ich kan mich nicht enthalten zu sagen, daß des Herrn von Fenelon Werck in dieser Uebersetzung viel verlohren (R), und

ches in diesen Beyträgen eben nicht gar ungewohnt ist,]; denn ob er gleich ein grosser Dichter Deutschlands genennet wird, der aller Hochachtung werth sey, so heißt es doch von seinem deutschen Telemach: „ Allein es sind darinn „ so viel matte Ausdrücke, langgedehnte Perioden, und „ solche Unrichtigkeiten im Sylbenmaasse, daß wir mit „ Recht wünschen können, daß Neukirch die Arbeit 20. „ Jahre eher angefangen haben möchte. „ Doch wird er von Hrn. Prof. Gottscheden in eben diesem XXIV. St. auf der 659sten Seite unter die grossen Dichter Deutschlandes gezehlt.

(Q) Hier irret Hr. Mauvillon, und mag ihn wohl zum Theil die Nachricht, welche in dem XIII. St. der Crit. Beyträge Bl. 123. vorkömmt, betrogen uud verführet haben. Es wird aber dieselbe in dem XXIV. St. Art. II. Bl. 601. widerruffen.

(R) Ich kan die Leser desfalls neben dem wenigen, so

Hr.

Hr. Neukirch ihm öfters solche Linien geliehen hat, welche wahrhaftig seinen Werth nicht erheben. Ich finde eine solche Stelle im ersten B. wo Calypso den Sohn Ulysses inständig ersucht, daß er ihr seine Begebenheiten erzehlete. Der junge Fürst will ihr ungeduldiges Verlangen stillen, und fängt die Erzehlung seiner Geschichte mit diesen Worten an. ꝛc. Dieses alles wird von dem Herrn von Fenelon so geschickt vorgestellet, daß man sich einbildet, man höre Telemachen selber reden. Im Neukirch sehen wir nichts dergleichen. Man dächte er hätte diese Stelle verdrehen wollen, damit sie possierlich herauskäme. Seine Worte lauten auf französisch: - - - Mes malheurs, repondit Telemaque à la Deesse, sont trop longs & trop pleins de lamentations, pour meriter votre curiosité. Non non, reprit-elle, avec flatterie, je meurs d'envie de les entendre. Elle le pressa encore longtems avant que de pouvoir le faire parler, tant il avoit le cœur serré: Mais enfin il se laissa persuader; ET A CE QU'ON DIT ET QU'ON CROIT, IL PARLA DE LA SORTE.

Und

Hr. Mauvillon anführet, auf die genauere critische Untersuchung verweisen, die in der neuen Critischen Dichtkunst Hrn. Prof. Breitingers im 2ten Theile, in dem Abschnitt von der Uebersetzung Bl. 182. u. f. zu finden ist. Und wer ein Muster von dem Neukirchischen gereinigten Feuer und Geschmack geprüft sehen will, der ziehe gedachten Verfassers Werck von den Gleichnissen, und daselbst den lezten Abschnitt zu Rathe.

Und wie man sagt und glaubt hat er also gesprochen.

Ha, wie zierlich ist dieses! Es hat etwas so possierliches in sich, das mich aus mich selber setzt. Es gehört ein glückliches Naturell dazu, wenn man das Possierliche mit dem Erhabenen geschickt vermischen soll; und eben in diesem Stücke sind die deutschen Poeten vortrefflich. Wenn ich diese Worte Neukirchs lese, so dünckt es mich, ich lese ein Mährgen im La Fontaine, in welchem nicht viel übrige Wahrscheinlichkeit ist; und wo dieser scharfsinnige Verfasser mir sagt, daß er vor die Geschichte nicht gut stehen wolle, welches er in seiner marotischen Schreibart so vorträgt, er gebe sie, wie er sie eingenommen habe. Das Mißtrauen, welches La Fontaine dadurch bey dem Leser erwecket, belustiget ihn eben so sehr, als die Geschichte selbst. Aber was in einem Mährgen artig ist, das ist in einem heroischen und ernstlichen Gedichte, wie Neukirchs seines ist, etwas recht scheußliches.

Ich würde niemahls fertig werden, werthester Freund, wenn ich alle die platten Stellen aussetzen sollte, die ich in euren berühmtesten Poeten gelesen habe. Ich weis deren noch eine Menge im Neukirchen, im Opitzen (S), im Gottscheden, im Kahnitzen; Brocks selbst ist

(S) Ich muß diese Anmerckung wiedmen, den Vater der deutschen Poesie, den grossen Opitz, und seinen getreuen Schüler den Canitz, aus dem Haufen der matten Poeten Deutschlandes zu sondern, und zum Theil gegen den Hr. Mauvillon zu vertheidigen. Opitz hat das Zeugniß des

davon nicht gereiniget, ungeachtet er vielleicht deren am wenigsten hat, indem er sich den Geschmack an die frantzösischen und englischen Poeten gewöhnt hat: Und ich kan ihm die Stelle nicht ver-

grossen Leibnitzen verdienet; dieser sagt von ihm in den Gedancken von der Verbesserung der deutschen Sprache: „ Der treffliche Opitz, so bey uns, wie Virgil bey den „ Römern, der erste und lezte seines Schrots und Korns „ gewesen.„ Dieser vortreffliche Opitz ist bald 80. Jahre in Deutschland fast unbekannt geblieben, bis die Zürchischen Kunstverständigen den Werth desselben angepriesen; welches so viel gefruchtet hat, daß die Deutschen allmählig angefangen, seinen Vorzug vor einer grossen Menge schlechter Poeten von schlimmem Geschmacke zu erkennen; wie dann Hr. Prof. Gottsched in der Vorrede zu den Crit. Beyträgen folgendes Zeugniß von ihm abgeleget: „ Der „ unsterbliche Opitz hat in allem, was unsre Sprache, „ und die edelsten unter allen freyen Künsten angehet, „ einen gantz andern Geschmack eingeführet. Er sahe „ damahls die Muster der Franzosen und Niederländer „ schon in grosser Vollkommenheit vor Augen, und da er „ mit den alten Griechen und Römern durch ihre Schrif„ ten so viel Bekanntschaft hatte, so schmerzte es ihn, die „ Schriften seiner Nation noch in so unförmlicher Gestalt, „ und seine Muttersprache in solcher Rauhigkeit zu sehen. „ Er gieng daher einen zu seiner Zeit in Deutschland gantz „ neuen Weg, und brach allen seinen Nachfolgern so „ glücklich die Bahn, daß wir die grosse Veränderung, so „ dadurch entstanden, nicht genugsam bewundern kön„ nen. Doch Opitz ist noch nicht 100. Jahre todt, und „ wir sind mit der Ausführung eines so grossen Werckes, „ als die Verbesserung des Geschmacks der Deutschen ist, „ kaum bis auf die Helfte gekommen. „ Ohne Zweifel verstehet er durch den ungewissen Ausdruck kaum bis auf die Helfte, einen ziemlichen Grad weniger, als die Helfte:

Deutsch-

verzeihen, wo er den milden Ueberfluß eines gewissen Jahres damit in ein hohes Licht setzen wollen, daß er angezeiget hat, man habe das paar Lerchen um zween Dreyer bekommen können.

Deutschland hat noch keinen Poeten, der Opitzen in allen Stücken gleichkomme, und wenige, die ihn auch in den schlechtesten übertreffen. Canitz, Haller, und Brockes, und der leztere zwar nur in einigen Stücken, haben sich seiner Höhe genähert. Was zwar den äusserlichen Aufputz des Verses, und die Richtigkeit des Sylbenmaasses anlangt, gestehe ich gerne, daß die Neuern mehr Künstlichkeit zeigen, und will dieses nicht in die Rechnung bringen. Ich mag insbesondere einräumen, daß seine Sprache und sein Sylbenmaaß in den Uebersetzungen mehr Reinigkeit und Putz haben könnten, wiewohl er eben darinnen manche Eigenschaft, manche Metapher, in die deutsche Sprache herübergebracht hat, deren Gründlichkeit, Kraft und Nachdruck noch von den wenigsten deutschen Poeten und Kunstrichtern erkannt worden. Ich rede hier nur von dem, was das Wesen der Dichtung eigentlich ausmachet. Darinn besteht Opitzens Stärcke; die geschickt angebrachten Bilder, die Neuigkeit in denselben, die Zierlichkeit in den Gedancken, sein poetisches Naturell, das sich in die Ausbildung der schlechtesten Materien ergiesset, die Verbindung seiner poetischen Vorstellungen zu einem Ende, das er stets im Gesichte behält, die genaue Uebereinstimmung der Affecte, die er erwecket, mit dem Vorhaben und den Sachen; das sind die Dinge, die ihn über alle andern Poeten erheben. Und diese finden wir in seinem Vesuvius, dem Lobgedichte auf den König in Polen, Zlatna, und andern Gedichten, wo er nach seinem eigenen freyen Geiste geschrieben hat. Was Hrn. Mauvillon vermocht hat, ihn wegen eingemischter possierlicher Einfälle oder Ausdrücke unter ernstliche mit Gottsched und Neukirchen in eine Linie zu stellen, sind vermuthlich einige Stellen im Lob des Kriegesgottes Mars, wo

Aber wie kömmts daß eure Nation nicht ein eintziges theatralisches Stücke, (T) das nur einigen Werth habe, aus ihrem Eigenthum an den Tag bringen kan? Wo wollte sie es hernehmen? Eure Poeten legen sich schier allein auf kleine Gedichte, und öfters auf elendes Zeug. (V) Die Gedichte, die Brockes geschrieben, gehö-

man sich aber erinnern muß, daß dieses nur ein ironisches Lob ist; das Gespötte herrschet darinnen, doch so, daß es zu keiner bäurischen Grobheit hinunterfällt. Der Poet sagt darum selbst in der Zuschrift: Absit à nobis illicita verborum Lascivia. - - Aristophani, Plauto, Juvenali suam linguam relinquamus. Christiano parcius delirandum est.

(T) Ich bekräftige dieses mit einem Zeugnisse aus dem X. St. der Crit. Beytr. Bl. 274. „ Es ist Hrn. Gottsched nichts weniger in Sinn gekommen, als die heutige deutsche Schaubühne mit allen ihren Staatsactionen und Possenspielen zu vertheidigen. Die gute Tragödie und Comödie ist noch zur Zeit in Deutschland nicht recht zu Hause. Was für elendes Zeug wird nicht von den gemeinen Comödianten überall aufgeführet? Und wer kan es leugnen, daß oft noch weniger Verstand und Ordnung, Geschmack und gute Sitten darinnen herrschen, als in den heutigen Opern? - - - - - Diese Art Schauspiele ist noch so gemein in Deutschland nicht, daß man sie NB. unsre deutsche Schaubühne nennen könnte. Sie ist noch gleichsam als ein Gast auf fremdem Boden anzusehen; so lange wir uns mit lauter Uebersetzungen fremder Stücke behelffen müssen. Denn der deutschen Originale giebt es leider! noch so wenige, daß man kaum eine Woche lang gute deutsche Stücke würde spielen können. „

(V) In dem XIX. St. der Crit. Beyträge Bl. 443. „ Was diejenigen betrifft, die sich auf die Dichtkunst le-

„ gen

gehören zu der lirischen Art ; seine Vorgänger haben kaum was anders gemachet, als Hochzeitgedichte, etliche falschgenannte Oden, etliche Weihnachts-und andre Gesänge; dazu kommen dann noch die Arien, und höher haben es die deutschen Musen mit allem ihrem Bestreben nicht bringen mögen ; nemlich, was Originale anlangt. Ich weis kein Land, wo die Schwöstern des Apollo sich so unverschämt feil bieten, als in diesem. Kein Schuster hält Hochzeit, der nicht sein Hochzeitgedichte nett und zierlich gedrückt bekomme.

In Franckreich ist der Druck die Klippe, woran die mittelmässigen Poeten gemeiniglich scheitern. Hier ist es anderst. Da man hier ohne Geschmack liest, so läuft niemand in Gefahr, der etwas in den Druck giebt. Darum ist auch keine Nation, die eine so grosse Anzahl Poeten und Redner aufweisen könne, wie diese.

Die Redner erinnern mich hier an die lächerliche Gewohnheit, die allhier herrschet, auf jedes Begräbniß eine Leichrede zu halten, auf das Absterben eines Hufschmieds sowohl, als eines Generals. Gestern gieng ich in eine Kirche hinein, in der Hoffnung daß ich über einen moralischen Lehrsatz würde predigen hören. Aber ich fand mich übel betrogen. Man hielt eine

„ gen; so ist es freylich eine lange Zeit her in Deutsch-
„ land dabey geblieben, daß man sich bey den Reimarten,
„ dem Sylbenmasse, dem Wohlklang, der Wortfügung,
„ und kurtz um die äusserliche Gestalt der Verse Mühe ge-
„ geben.„ Sonst kan man nachsehen in der Anm. (N).

Leichrede auf ein Bauerweib, das vor zween Tagen gestorben war. Der Redner lobete ihre Treue gegen ihren Ehmann, ihre Häuslichkeit und s. w. Ach, sagte er, wie geschickt wußte sie nicht die Kühe zu melken! Ihre Hände, die doch von vielem Arbeiten ganz hart waren, verursachten diesen armen Thieren nicht den geringsten Schmertzen. Sie war auch so reinlich, daß man niemahls das kleinste Stäubgen in der Milch gefunden, welche man bey ihr gekaufet hatte. Ihr müsset mir doch gestehen, mein werthester Herr, daß die Poesie und die Beredtsamkeit, so sie zu diesem Gebrauche angewendet werden, nothwendig vieles von ihrer Würde verliehren müssen; und daß den Poeten, sowohl als den Rednern, nothwendig etwas von der Niederträchtigkeit ihrer Materien ankleben muß, da denn die groben und pöbelhaften Gedancken, welche sie damit an sich genommen haben, sich hernach auch in höhern Materien einschleichen werden.

Warum finden denn die Deutschen nicht so viel Geschmack an den Wissenschaften, als an der Kriegeskunst? Glauben sie, es sey genug, daß eine Nation kriegerisch sey, wenn sie von der andern geehret, und von der Nachwelt gelobet werden solle? Oder bilden sie sich ein, wie die alten Gothen, daß ein Volck, welches den Künsten und Wissenschaften ergeben ist, keine guten Soldaten haben könne? Und daß alle diejenige, welche sich in ihrer Kindheit vor der Ruthe gefürchtet haben, in ihrem männlichen

chen Alter den Muth niemahls haben werden, einen gezückten Degen zu trotzen? Ich halte sie vor vernünftiger; denn sie wissen wohl, daß keine Nation den Griechen und den Römern an kriegerischem Muth und Kunst gleich gekommen, und daß dennoch keine Nation die Wissenschaften mehr geliebet hat, als diese beyden. Was soll man indessen davon dencken, daß man hier so wenig Gelegenheit hat, sich in den Künsten vollkommen zu machen, und daß man so nachlässig ist die geschickten Köpfe zu einem edeln Eifer anzureitzen? Und was soll ich von der Verachtung sagen, welche gewisse vornehme Herren gegen die Gelehrten haben, von den verhaßten Nahmen, womit sie dieselben belegen, und dem Schimpfe, den sie ihnen damit erweisen, daß sie dieselben mit ihren Hofnarren in eine Linie setzen?

In Franckreich pflegt man gewisse Preise aufzusetzen, die Gelehrten zu einem rühmlichen Wettstreit aufzumuntern; und vielleicht muntert sie nichts so sehr auf, als die Hochachtung, in der sie bey der gantzen Nation stehen, und die Ehrbeweisungen, so sie von den Grossen insbesondere empfangen.

Zeiget mir in Deutschland eine einzige Stiftung, wie diejenigen sind, die wir in Franckreich zum Aufnehmen der Wissenschaften haben. Zeiget mir in dieser grossen Anzahl von fürstlichen Landesherren im Römischdeutschen Reiche drey oder vier, welche die Wissenschaften öffentlich in Schutz nehmen, und mit ihrer Freygebig-

bigkeit diejenigen aufmuntern, die sich vor andern hervorthun. Ich bin es zufrieden, daß die Fürsten den Krieg lieben; daß sie ihre Truppen fleissig mustern, daß sie dieselben sorgfältig kleiden, sorgfältig exercieren, sorgfältig unterhalten, ich habe nichts dagegen: Aber man entweihe die Wissenschaften nicht, man beschimpfe sie nicht in so weit, daß man Hofnarren auf Professorcathedern stelle. Die regierenden Fürsten, und vornehmlich die, welche Helden heissen wollen, müssen niemahls vergessen, was Horaß sagt: Vor Agamemnon haben dapfere Männer gelebet, derer Nahmen doch mit ihnen untergangen seyn, weil kein Scribent sie der Nachwelt bekannt gemachet hat. Ein Fürst muß die Gelehrten werth halten, sie schützen, und, wenn ich es sagen darf, ehren, wo nicht aus Zuneigung, doch aus Politick; denn sie müssen ihn mit der künftigen Welt bekannt machen, und ihnen ist ihr Ruhm und ihr Nahme anvertraut.

Ich würde zuweit verfallen, wenn ich allen denen Betrachtungen, so mir über diese Materie in den Sinn kommen, Platz geben wollte. Ich fühle und empfinde noch viele Wahrheiten, die ich bey mir selbst behalten muß, ein kühnerer Mensch, als ich bin, mag sie zu Papier bringen.

Anfang

Anfang des Briefes von dem Fortgang der Philosophie in Deutschland.

ICh habe euer Schreiben diesen Augenblick empfangen, und ich beantworte es ohne einigen Anstand, um so viel lieber, weil der Medicus mir wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, die mich gestern Abends angestossen, das Lesen und starcke Nachdencken verboten hat.

Ich konnte wohl vorhersehen, daß ihr mit demjenigen, was ich von euren Poeten geschrieben habe, nicht gar wohl zufrieden seyn würdet; indessen glaubte ich nicht, damit ich offenhertzig mit euch rede, daß ihr die Mühe nehmen würdet, sie zu vertheidigen. Ihr meinet, ihr habet mich rechtschaffen widerleget, daß ihr in einer Gegenbeschuldigung die französischen Poeten dessen bezüchtiget, (W) was ich von den Deutschen gesagt habe, nemlich daß sie blosse Uebersetzer wären. Ihr saget, unsre Poeten seyn nichts anders, nur mit dem Unterschiede, daß sie die Alten übersetzet haben, anstatt daß die Deutschen nur die Neuern übersetzen.

Wenn

(W) Ich beziehe mich hier auf die obige gantze Anm. N. Und ich wundere mich, daß Schwabe, da er hier zum voraus seine völlige Abfertigung empfangen hat, doch noch so keck seyn, und eine so elende Ausflucht wieder hervorsuchen dürfen.

Wenn ihr nicht ein guter Freund, sondern ein Widersacher wäret, so würde ich euch mit aller Aufrichtigkeit sagen, daß die deutsche Nation, wofern sie keinen bessern Verfechter hat, als euch, zum wenigsten was die Feder anlangt, in grosser Gefahr steht, den Proceß zu verlieren. Ist es möglich, daß ihr nicht begriffen habet, daß den Geschmack der Alten wieder zu erneuern, und sie einigemahl nachzuahmen, gantz was anders ist, als sie zu übersetzen? Wenn ihr den Telemach anführet, als eine Uebersetzung der Odyssee, und damit den Neukirch retten wollet, so muß ich mit eurer Vergünstigung zweifeln, daß ihr jemahls den Homer gelesen habet. Dieser griechische Poet hat dem Hr. von Fenelon nichts weiter geliehen, als den Stof zu seinem Wercke. Etliche Linien, die im Homer hier und da zerstreut sind, waren die Grundfeste, worauf dieser gelehrte Prelat seinen schönen Roman gebauet hat, welchen man allezeit bewundern wird, es mag Voltairen noch so sehr verdriessen. Die Prosa in demselben gleicht schier der Pracht und Majestät der Poesie. Ich sage es noch einmahl, Homer hat dem Ertzbischof von Cambrai nur die Nahmen und Character derjenigen geliehen, welche er in seinem Werck aufgeführt; denn er hat übrigens in den meisten Handlungen, die er von ihnen erzehlt, nichts mit dem griechischen Poeten gemein.

Aber wozu dienet es, daß ich mich hierüber aufhalte? Ist dieses jemanden verborgen? Und kan man es leugnen, wofern man nicht frey-

willig

willig taub seyn will? Ich sage euch ohne Umweg, entweder widerleget mich besser, oder menget euch nicht ins Widerlegen; denn ich schäme mich wahrhaftig für euch, daß ihr so schlechte Gründe vorbringet. Folget mir, und überlasset euren Poeten die Sorge, sich selber zu vertheidigen. Sind ihre Wercke gut, so wird alles, was ich von ihnen gesagt habe, und noch weiter sagen könnte, ihnen nicht den geringsten Nachtheil bringen: Aber wenn sie nichts taugen, so werde ich trutz allen denen recht behalten, welche gerne das Gegentheil behaupten wollten. Niemahls wird die boshafte Neigung eines Kunstrichters dem Ruhm eines geschickten Werckes im Lichte stehen; die Welt wird es schon gegen die Ungerechtigkeit eines Zoilus zu rächen wissen. Aber wenn ein Werck elend ist, so wird es kein Cicero mit aller seiner Wohlredenheit gegen den mittelmässigsten heutigen Aristarch schützen. Aber wir wollen die Poeten gehen lassen, und von euren Weltweisen reden. ꝛc. ꝛc.

Kurtze Abhandlung von den Dichtungen überhaupt.

Die Dichtung hat nicht allein Platz in der gebundenen Schreibart: auch die ungebundene kan reich an Dichtungen seyn; und es giebt eine Poesie in der prosaischen Rede. Ein munterer Scribent bildet nicht allein die reichen Wercke, welche ihm die Natur vor Augen leget, mit seiner Feder nach: Seinem stolzen Sinn ist auch der weite Umkreis der Natur viel zu enge: Er sucht sich neue Spuren,

Und fliegt in eine Welt des Epicurus hin,
Und macht sich ein Geschöpf, von dem man nie gelesen,
Das künftig nicht seyn wird, noch jemahls ist gewesen.

Als der grosse Alexander durch seine sieghafte Waffen die gantze Erden bezwungen, beklagte er mit Thränen, daß nicht mehr Welten wären, an deren Besiegung er seinen grossen Muth und seine unüberwindliche Macht ferner versuchen könnte. Aber ein lebhafter Kopf bauet sich selbst in seiner erhizten Phantasie neue Welten, die er mit neuen Einwohnern bevölckert, welche von einer fremden Natur sind, und eigenen Gesetzen folgen. Er dichtet sich neue Personen und neue Begegnissen: Bald giebt er den Todten das Leben wieder, und verbindet sie in allerley Unter-

terredungen ; bald schencket er den leb- und vernunftlosen Geschöpfen die Rede; bald führet er die menschlichen Neigungen und Zufälle, als so viele Individua und Personen, vor uns auf; bald giebt er den Fabeln und Mährchen einen grossen Schein der Wahrheit ; bald fällt er in eine Entzückung, und mahlet uns die seltsamsten Erscheinungen vor das Gesicht, ꝛc. Alle diese und andere dergleichen Arten von Dichtungen sind nun allein erfunden worden, gemeine und bekannte Gedancken, auf eine ungemeine, neue und ergetzende Art auszudrücken u. vorzubilden. Aber diese Freyheit der Dichtung ist nicht ohne Gesetze; denn sonst müßte man alle Träumereyen und Ausschweifungen verrückter Sinnen vor geistreich und scharfsinnig erklären. Ich würde mich von meinem gegenwärtigen Vorhaben allzuweit verstei-gen, wenn ich hier alle Grundregeln der Dichtung in ihrer ordentlichen Verknüpfung, wie sie aus einander hergeleitet werden, anführen wollte: ich verspare diese Untersuchung in mein vorgenommenes grosses Werck. Zu meinem gegenwärtigen Zweck wird es genug seyn, daß ich bloß die allererssten Grundregeln einer guten Dichtung hier aussetze, und hernach mit einigen Exempeln erläutere.

1. Der Zweck der Dichtung ist, daß sie auf eine ergetzende Art unterrichte:

- - - - - quod & risum movet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.

2. Die gantze Dichtung muß einen mystischen Sinn haben.

3. Sie muß wahrscheinlich seyn, und sich gründen entweder auf wahrhafte und ähnliche Begebenheiten, oder wenigstens auf einen angenommenen allgemeinen Wahn.
4. Das gantze Systema der Dichtung muß in allen seinen verblühmten oder figürlichen Umständen genau zusammenstimmen, so daß kein Umstand den andern umstosse.
5. Alle figürliche Umstände der Dichtung müssen ihre besondere Bedeutung haben, die den mystischen Sinn des gantzen Systematis vollkommen machen. Folglich müssen keine leere und unnützliche Umstände geduldet werden.
6. Die Aehnlichkeiten der Bilder des erdichteten Systematis und des mystischen Systematis müssen nicht allzu nahe, und nicht allzu entfernt seyn: hiemit müssen sie nach denen Grundsätzen eingerichtet seyn, die ich droben (*) von dem Scharfsinnigen überhaupt gegeben.

An dergleichen regelmässigen Dichtungen kan ein Autor die Kräfte seines Geistes am besten prüffen: Und der muß in der scharfsinnigen Schreibart geübte Sinne haben, der in dergleichen Dichtungen glücklich seyn, und Leuten von gutem Geschmack gefallen will.

Wie sich der Hamburgische Patriot nicht geringer, als einer von den grösten Geistern Deutschlands zu seyn bedünckt; also hat er auch die Kühnheit gehabt, seine Scharfsinnigkeit in dieser Art Schriften zu versuchen; aber er hat auch in diesem Stücke seine Schwäche aufgedeckt, und sich un-

(*) Sehet im ersten St. gegenwärtiger Sammlung bl. 93.

unglücklich verrathen, daß er zu so hohen Dingen nicht abgerichtet sey. Wir wollen zum Beweise dessen das allegorische Karitäten-Cabinet desselben, wovon er im CLIII. St. unter diesem Nahmen Meldung thut, mit aufmercksamen Augen betrachten. In demselben befinden sich verschiedene allegorische Instrumente u. Maschinen, die nach des Patrioten Vorgeben grösstentheils eine Erfindung der Sinesen und Indianer sind, von denen sie ihm geschenckt worden. Nach dem Inventario, welches im LXXXVII. St. befindlich ist, sind die merckwürdigsten darunter folgende: Ein Wetterglas, den guten und schlechten Geschmack aller Scribenten und anderer vorkommenden Personen zu erkennen; eine philosophische Uhr, welche von der Länge oder Kürtze des menschlichen Lebens die eigentlichste Rechnung giebt; ein Pe-kad-en-nosch, die Aufrichtigkeit des Hertzens zu prüffen; und ein blaues Wasser, das den Unterschied der menschlichen Leidenschaften auf eine verwundernswürdige Art anzeiget. Dazu kömmt dann ferners das im CLIII. St. angezogene Traumküssen, und der im LXXXVII. St. gerühmte Universal-Schnupftoback für das Gedächtniß, ꝛc. ꝛc. Man beliebe erstlich überhaupt anzumercken, daß alle diese Erfindungen selbst nach der Absicht des Erfinders keinen andern Nutzen haben können, als die Entdeckungen des Patrioten über den moralischen Zustand des Menschen wahrscheinlich zu machen; nun sind aber seine Entdeckungen so beschaffen, daß niemandem in den Sinn kommen wird, die Möglichkeit der-

selben von einer übernatürlichen oder magischen Wunderkraft herzuleiten; angesehen ein jeder anderer gemeiner Mensch mittelst seiner fünf Sinnen u. einer kleinen Gabe natürliches Verstands, ohne die Hülfe dieser oder anderer dergleichen Zauber-Maschinen, eben dieselbigen und noch wichtigere Entdeckungen machen könnte. Folglich haben diese seltsamen Erfindungen nicht mehr Grund ihrer Nothwendigkeit, als wenn einer einen Hasen mit einer Hellparten erstechen, oder eine Last von wenigen Pfunden mit einem grossen Hebzeuge bewegen wollte. Mithin ist es auch für den Character eines ernsthaften Patrioten höchstungeziemend, daß er sich durch dergleichen angemaßte verborgene Künste bey dem abergläubigen Pöbel suche ein Ansehen zu machen; und dergleichen unnöthige Erfindungen können öfters mit Recht den Verdacht erwecken, daß ein solcher moralischer Taschenspieler an wahrer Einsicht und Kundschaft des menschlichen Hertzens grossen Abgang leide, weil er gemüssiget ist, seine, obgleich ziemlich kahlen und flüchtigen, Entdeckungen mit dergleichen ausserordentlichen und zauberischen Erfindungen zu beglaubigen. Allein nach dieser allgemeinen Anmerckung über die relatife Nothwendigkeit und den Nutzen dieser Erfindungen wollen wir diese Wunder-Maschinen absonderlich prüffen, und den Grund ihrer innerlichen Wahrscheinlichkeit untersuchen. Die erste von diesen wunderbaren Maschinen ist das philosophische Thermometer, oder das Wetterglas des Verstandes, welches die Hitze und Kälte desselben

ben nach ihren verschiedenen Graden aufs genaueste anzeigen soll: Dessen Erfindung u. Zurüstung wird im XXXIV. St. weitläuftig beschrieben: Und man darf sich nur ein gewöhnliches Thermometer, dessen Röhre mit einem himmelblauen Saft angefüllet ist, in seinem Sinne vorstellen, so wird man mich der Mühe einer weitläuftigen Beschreibung gerne überheben. Der Unterschied lieget in der seltsamen Würckung, massen der himmelblaue Saft in diesem Thermometer nach dem Grade steiget oder fällt, nach dem die Scribenten oder auch die Redenden in ihrem Vortrage die Stärke eines gesunden Verstandes mehr oder weniger zeigen und beweisen. So stieg in dem Versuch, welchen der Vetter des Patrioten angestellt, der blaue Saft bey Lesung Virgils um einige Grade empor; hergegen sanck er ziemlich tief in der Röhre, so bald derselbe anstatt Virgils eine alte Logick zur Hand nahm. Eine frostige und recht abentheurliche Dichtung, die niemand zweifeln läßt, daß nicht der Erfinder derselben, aus Mangel eines gesunden Witzes, einer durch Kunst zubereiteten Maschine bedürfte, den guten und schlimmen Geschmack zu unterscheiden! Ich habe nicht einmahl nöthig zu erinnern, daß diese abentheurliche Maschine in Absicht auf ihre Würckung gegen alle Wahrscheinlichkeit anläuft. Doch ich will aus Freygebigkeit zugeben, daß die Verfertigung einer solchen nicht allerdings unmöglich wäre; was würde eine solche zur Verbesserung des Geschmaks vor Dienste thun? Wo ist immer ein Mensch so gar dumm und ohne Geschmack, der nicht eben

so gut, als eine Maschine, den mechanischen Ausspruch zu thun wisse, das ist gut, schlimm, munter, matt, frostig, seichte, ꝛc. Aber seine Urtheile mit Gründen zu befestigen, und die Gründe dessen anzuzeigen, was nothwendig gefallen muß, und warum es gefallen muß, das ist eine Verrichtung, wozu etwas mehr als eine blosse Maschine erfodert wird. Eine gute Logick ist das rechte Thermometer des Verstandes, diese räumet den Kopf auf, daß man von der Schönheit eines Vortrags mit Vernunft u. gründlicher Einsicht urtheilen kan; ohne dieselbe sind alle unsre Urtheile nicht vernünftiger, als des patriotischen Wetterglases. Und wie kindisch ist die Dichtung von dergleichen zauberischen Instrumenten, wo man nicht einmahl die Fähigkeit hat, ihren Nuzen durch die Anwendung und die Würckung selbst wahrscheinlich zu machen! Was hat denn der Patriot durch Beyhülfe dieses Thermometers vor wichtige Endeckungen gemachet? Ich finde davon ausser ruhmräthigen Großsprechereyen nicht das wenigste; und es gilt auch diesfalls, was Horatz von den Maschinen in den Trauerspielen lehret: Nec Deus interfit, nisi dignus vindice nodus inciderit. Wenn wir inzwischen unsre Gedancken auf den allegorischen u. verdeckten Sinn dieser Dichtung richten, so finden wir, daß dieselbe auch in dieser Absicht nicht genug Wahrscheinlichkeit hat: zumahlen da diese gantze Dichtung nichts mehrers sagen will, als, der Patriot besitze eine gute Beurtheilungskraft, und eine Fertigkeit in Unterscheidung guter und schlimmer Gedan-

dancken, d. i. einen feinen Geschmack: Ein Satz, der nicht durch eine gezwungene und unnatürliche Erfindung und Vorstellung, sondern durch würckliche Proben seine Glaubwürdigkeit erhält! Da nun diese mangeln, so wird die blosse großsprecherische Wiederholung desselben unter einer unnatürlichen Allegorie von schlechter Kraft seyn; zu geschweigen daß darinnen der gröste Theil von dem Zusammenhange der historischen Umstände gantz müssig ist, und keinen mystischen Sinn ertragen kan. Damit ich nur einen einzigen berühre, so kan ich nicht errathen, was diese Worte für eine geheime Bedeutung haben: Ich habe mir von eben der Art und Grösse ein Gehäuse und Glas machen lassen, man kan es sehr gemächlich in der Tasche tragen, und in einem dazu verfertigten schildkrötenen Futteral mit sich führen. Ich weiß nicht, was das figürliche schildkrötene Futteral des guten Geschmacks, noch auch was die figürliche Tasche sey, darinnen man denselben gemächlich tragen kan. Mithin hat mich die folgende Anmerckung merckwürdig bedünckt: Wie alle grosse Erfindungen von ungefehr ihren Ursprung haben; so habe ich auch hierdurch bloß von ungefehr eine Maschine zu Stande gebracht, die mit Recht ein Probierstein der gesunden Vernunft ist, welche man zu diesen Zeiten mehrentheils nur vergebens suchet. Ich meines Orts könte ihm desfalls keinen Glauben zustellen, wenn er es gleich mit einem Eyde erhärten wollte, daß er diese Erfindung von ungefehr gemachet, weil mir der Ort bekannt ist,

wo sich das Original von dieser glücklichen Copie findet. Addisson beschreibet im 281sten Bl. des Zusehers in einem Traume die Anatomie des Hertzens einer Verbuhlten; daselbst findet sich diese Stelle:

Es weis ein jeder Anfänger in der Zergliederkunst/ daß das Pericardium oder der Hertzbeutel einen dünnen röthlichen Saft in sich enthält/ der von den Ausdünstungen des Hertzens entstehen soll/ welche sich hier/ indem sie nicht weiter können, in diese Feuchtigkeit verwandeln. Als wir nun diesen Saft untersuchten/ so fanden wir/ daß er alle die Eigenschaften desjenigen Weingeistes an sich hatte, der zu den Wettergläsern gebraucht wird/ um die Veränderungen des Wetters anzuzeigen.

Ich muß hier einen gewissen Versuch nicht übergehen/ welchen einer aus der Gesellschaft uns mit diesem Safte gemacht zu haben versicherte/ indem er eine grosse Menge desselben bey dem Hertzen einer vordem zergliederten Buhlerinn gefunden hätte. Er versicherte uns/ daß er ihn noch die Stunde in einer dünnen gläsernen Röhre/ welche nach Art eines Wetterglases gemacht wäre, eingeschlossen hätte: Allein an statt daß er daraus die Veränderungen des Wetters sehen sollte; so zeigte er ihm nur den Zustand derer Personen an/ welche in das Zimmer träten/ allwo diese Röhre hienge. Er versicherte zugleich/ daß er bey Herannahung eines Federhutes/ eines gestickten Kleides/ und eines Paares Handschuh mit goldenen Fransen merklich stiege; Sobald hingegen eine verzauselte Perrüke/

rike / ein Paar schmutzige Schuhe / oder ein altfränckisches Kleid hinein käme / so fiele selbiger. Ja / er gieng so weit / daß er uns sagte: Wenn er daneben stühnde / und laut zu lachen anfienge / sogleich stiege der Saft in die Höhe / sáncke aber den Augenblick nieder, sobald er wieder ernsthaft aussähe. Kurtz er sagte uns / er könnte es vermittelst dieser Erfindung sehr wohl wissen / ob er einen klugen Mann oder einen Gecken bey sich im Zimmer hätte.

Dieses läßt sich der Zuschauer in einem Traume erzehlen, und jedermann muß mir zugeben, daß es eine Coquette trefflich characterisirt; aber der Patriot nimmt sich mehrere Freyheit heraus, er thut wachend, was jener kaum unter der Dichtung eines Traumes hat vorbringen dürffeu. Ich bitte nun meine Leser, daß sie die Mühe nehmen, und diese Stelle mit der 34. N°. des Patrioten vergleichen: sie sind einander so ähnlich, als die beyden Sosier in dem Amphitruo, und ich wäre bald auf die Gedancken gerathen, die Erzehlung des Zuschauers müsse prophetisch von dem Patrioten verstanden werden. Indessen wenn sie vorwitzig sind zu wissen, ob er sich etwas auf diese Erfindung einbilde, so dürffen sie nur die 52ste No. einsehen, in welcher uns die zweyte von diesen Maschinen beschrieben wird, die genau zeiget, wer am meisten nach der gesunden Vernunft und der Vorschrift eines guten Gewissens lebe. Er nennet sie die Philosophische Uhr. Sie ist einer gemeinen Taschenuhrnicht ungleich: sie hat ein Zieferblat mit zween stählernen Zeigern: der äussere Cirkel ist in 360. Grade vertheilet; dreyssig machen einen

philosophischen Monath / und jeder Grad einen philosophischen Tag. Der innere Cirkel / der einen gantzen philosophischen Tag anweiset / ist in 24. Stunden eingetheilt. Der Gebrauch derselben ist folgender: Man bringt sie demjenigen / dessen Leben man untersuchen will / so nahe / daß seine Ausdünstungen dieselbe erreichen / und von demselben Augenblick an giebt sie die philosophische Nachricht / wie lange derselbe Mensch gelebet. Ein müssiges Leben deutet sie an durch ihre Unbeweglichkeit: Ein böses offenbaret sich durch das Zurücklauffen des Zeigers: Ein tugendhaftes kan man daraus erkennen / wenn sich der Zeiger von Stunden zu Stunden ꝛc. vorwärts beweget / nach dem Maasse / als einer in der Tugend alt geworden. Wundert euch, wo man dergleichen seltsame Uhren verfertige, so kan ich euch sagen, daß der Patriot seine in Mecca gekauft hat; der Meister davon heisset Joaphat Ebn Jophzdhail. Diese Dichtung ist von demselben Schrot und Korn, wie die vorhergehende: Und der Patriot ist gegen seinen Schöpfer ungerecht, daß er seine Vernunft, die ein zulängliches Mittel ist, das Gute und Böse in moralischen Handlungen zu unterscheiden, gegen eine mechanisch-philosophische Sackuhr vertauschen will, die ihm diesen Unterschied ohne sein Nachdencken zeigen soll. Er machet sich auch recht lächerlich, weñ er die Ursachen dieser mechanischen Würckungen entdecken und wahrscheinlich machen will. Wie muß es hergehen, daß die Ausdünstungen auf einer Uhr durch den Eindruck einer gemessenen Bewegung nicht allein den Unterschied lasterhafter,

müssi-

müssiger und tugendhafter Leute zeigen, sondern auch die Grade des einen und des andern bemerken. Ich mögte wohl auch den Unterschied tugendhafter und lasterhafter Ausdünstungen kennen; Aber wann der Patriot den ächten Meister dieser Uhr entdecken will, so muß er Mecca in Hamburg verwandeln, und er wird der Joaphat Ebn Jophzdhail leibhaftig seyn. Die Gedancken zu dieser Erfindung mag er wohl den Schweitzerischen Zusehern abgekauft haben; ich finde in einem Blatte derselben folgende Stelle: Gesezt aber / daß du dein Leben bringest bis auf 70. Jahre / wie kurtz wird dieser Periodus seyn / wenn du diejenige Zeit / welche du nur zur Unterhaltung deines Lebens aufgewendet hast / abrechnest. Ziehe die folgenden Jahre von der Summe deines Lebens ab / so werden dir nur etliche wenige überbleiben:

30. Jahre sind verflossen über dem Schlaffen.
4. Jahre über dem An- und Auskleiden.
10. Jahre über dem Essen und Trincken.
6. Jahre über den Gemüthszerstreuungen.

Und ich könnte sehr klar zeigen, daß die gantze 52ste N°. aus zween Discursen der Schweitzer zusammengeschmelzt ist. N°. 74. kömmt eine neue magische Maschine zum Vorschein, durch deren Mittel er entdecken kan, ob die Worte und Meinungen, oder der Mund und das Hertz mit einander übereinstimmen. Diese Maschine heisset Pe-kad-en-nosch oder die Gemüthesprobe; sie ist ihm von einem Chinesischen Philosophen, Nahmens Bramin-quam-bo-ni verehrt worden.

den. Ich will mich nicht mit derselben Beschreibung verweilen; denn ich gedencke, daß man meine Gedancken von der Art dieser Dichtung aus dem, was ich bisher erinnert habe, schon errathen könne. Nur kan ich nicht unangemerckt lassen, daß mir das Bekänntniß des Patrioten, da er gestehet, daß er ein magisches Instrument bedürffe, um zu wissen, ob er selbst rede, was er dencket, oder ob Mund und Hertz mit einander übereinstimme, recht albern vorkömmt. Das vierte magische Geheimniß ist ein himmelblaues Wasser, wovon er im V. St. folgendes erzehlet: Im Jahre 1722. den 6ten May empfieng ich durch einen Schiffer / von einem meiner vertrauten Freunde in China / einem grossen Chymisten / Nahmens Miram Tansi / ein Schreiben / nebst einer kleinen Flasche mit himmelblauem Wasser: dasselbe stärcket das Gesicht auf solche Weise / daß man eine beständige Ausdünstung aus dem Gehirne der Menschen / und in derselben die Leidenschaften des Gemüthes / figürlich sehen / auch verschiedene Creaturen in der Luft / welche darinn / wie Fische im Wasser / schwimmen / auf das kenntbareste entdecken könne. Und wenn der Herr Patriot dieses Wasser aus Nova-Zembla hätte herkommen lassen, wo sonst die schwartzen Künste zur grösten Vollkommenheit gebracht sind; so muß er doch nicht glauben, daß die Deutschen so dumm seyn, daß sie dergleichen abentheurliche Erzehlungen im Ernste aufnehmen. Er wird wohl der erste seyn, der vorgiebt, daß

die

die Leidenschaften des Gemüthes figürlicher Weise aus dem Gehirne ausdämpfen. Den dritten Tag, nachdem er bemeldetes Wunder-Wasser empfangen, that er damit die erste Probe bey einer Sechswöchnerinn; davon er uns die Würckungen in selbiger No. also beschreibet: Hier ward ich mit grosser Verwunderung gewahr/ daß in dem Zimmer die Luft voll häßlicher Thiere/ wovon einige wie Basilisken/ andere wie Chimären/ und die dritte Sorte wie längliche feurige Schlangen/ gebildet waren. Ich bin sicher, daß niemand so leicht errathen hätte, welche Gemüthes-Leidenschaften hierunter sollen vorgebildet seyn; wenn der Patriot nicht sorgfältig gewesen wäre, N°. 8. uns zu unterrichten, daß dieses Ungeziefer den Neid, die Eitelkeit, und die Schmähsucht vorstellen sollte. Durch die Augen der meisten Anwesenden kamen plötzlich aus dem Gehirne einige sehr übelgebildete Figuren mit dicken Köpfen und langen Ohren zum Vorschein. Ihr werdet euch über die verborgene Aehnlichkeit verwundern, wenn ich euch aus N°. 8. lehre, daß die Unwissenheit unter diesem dickköpfigten Bilde mit Esels-Ohren, welches durch die Augen aus dem Gehirne hervorgekommen, abgemahlet ist. Diese winckten dem herumfliegenden Ungeziefer/ worauf die kleinen Basilisken in die Augen/ die Chimären in die Ohren/ und die Schlangen in den Mund/ ihren Einzug hielten/ ꝛc. Dieses Hieroglyphicum soll euch zu verstehen geben, daß der Neid, die Eitelkeit und die

Schmäh-

Schmähsucht von der Unwissenheit ernehret werden. Aber ihr werdet es izo noch kaum verstehen, nachdem ich euch den mystischen Sinn dieser Dichtung allbereit erkläret habe. Zu diesen seltsamen Erfindungen gehöret auch das im CLIII. St. gemeldete Japanische in reicher Seide mit Gold bordirte Kräuterküssen, welches die wunderbare Würckung hat, daß es, wenn man es beym Schlaffengehen unter das Hauptküssen leget, die wichtigsten Betrachtungen des Tages dem Gemüthe in einem lehrreichen Nachtgesichte vorstellet; und von welchem der Patriot rühmet, daß alle die sinnreichen Träume und Gesichter, die in seinen Blättern vorkommen, Proben von der gesegneten Würckung dieses Traumküssens seyn. Wer diesen grossen Vorrath von so vielen zauberischen Maschinen ansiehet, der würde den Patrioten eher vor einen kleinen Hexenmeister, als vor einen Patrioten halten, und sich bereden, daß er bey dem Gebrauche aller dieser Instrumente zu weit seltsamern Entdeckungen, als in seinen Blättern zu finden sind, eben keiner Vernunft vonnöthen habe: zumahlen da diese Maschinen ihm eben denjenigen Dienst leisten müssen, den andere Menschen von ihrer Vernunft empfangen, so daß wer seinem vornehmen Exempel folgen will, alle seine Sorge darauf wenden muß, daß er ohne Vernunft vernunftmässig handeln lerne. Endlich muß ich des Universal-Schnupftobacks für das Gedächtniß nicht vergessen, welcher für

eine

eine Europäische Erfindung des Polymnemons ausgegeben und im LXXXVII. St. beschrieben wird. Diesem wird die Kraft beygeleget, das moralische Gedächtniß zu stärcken, und vor dem Uebel einer muthwilligen Vergessenheit zu bewahren. Polymnemon bedienet sich dieser Erfindung allein durch eine geschickte Beschreibung der damit verrichteten moralischen Wundercuren, die muthwillige Vergessenheit seines vorigen Standes, seiner Zusagen und Verbindlichkeiten auf eine lebhafte Weise lächerlich zu machen: In welcher Absicht ich auch diese Erfindung nicht mißbilligenkan, und ist überhaupt der gantze Brief davon nicht übel abgefasset.

E N D E.

Druckfehler.

Im vierten St. Bl. 17. löschet Z. 11. 12. die Worte aus: Gleichwie bey der ersten Schöpfung der Erden geschehen war.

Bd. 1.2 (2500.)

XXXXXXXX X.86
XXX (1+2) I.87
X 89

91 M 7

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes, wider die Gottschedische Schule von 1741 bis 1744

Bd.: Erster Band

Zürich 1753

P.o.germ. 1241-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118178-3
VD18 90306171